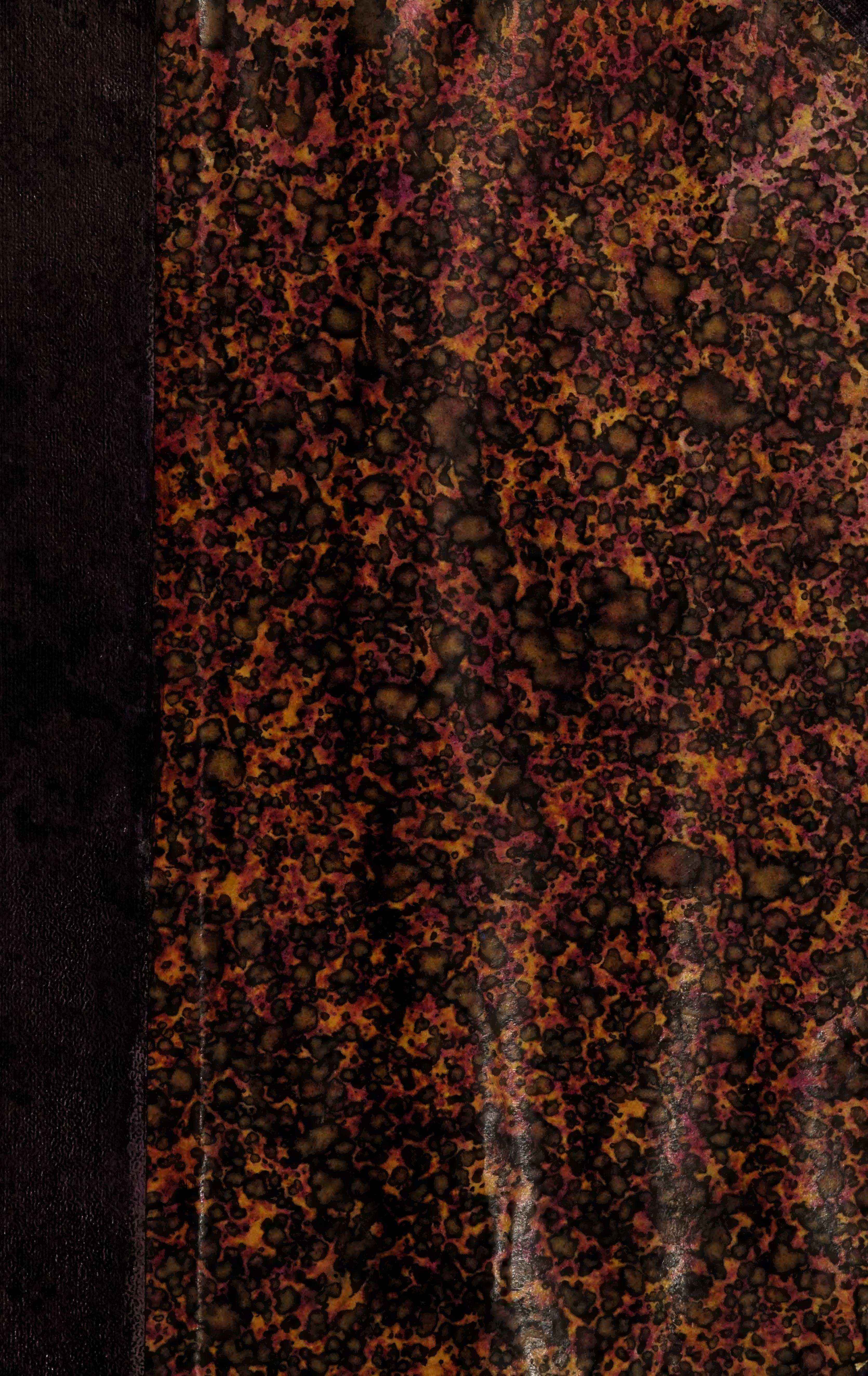
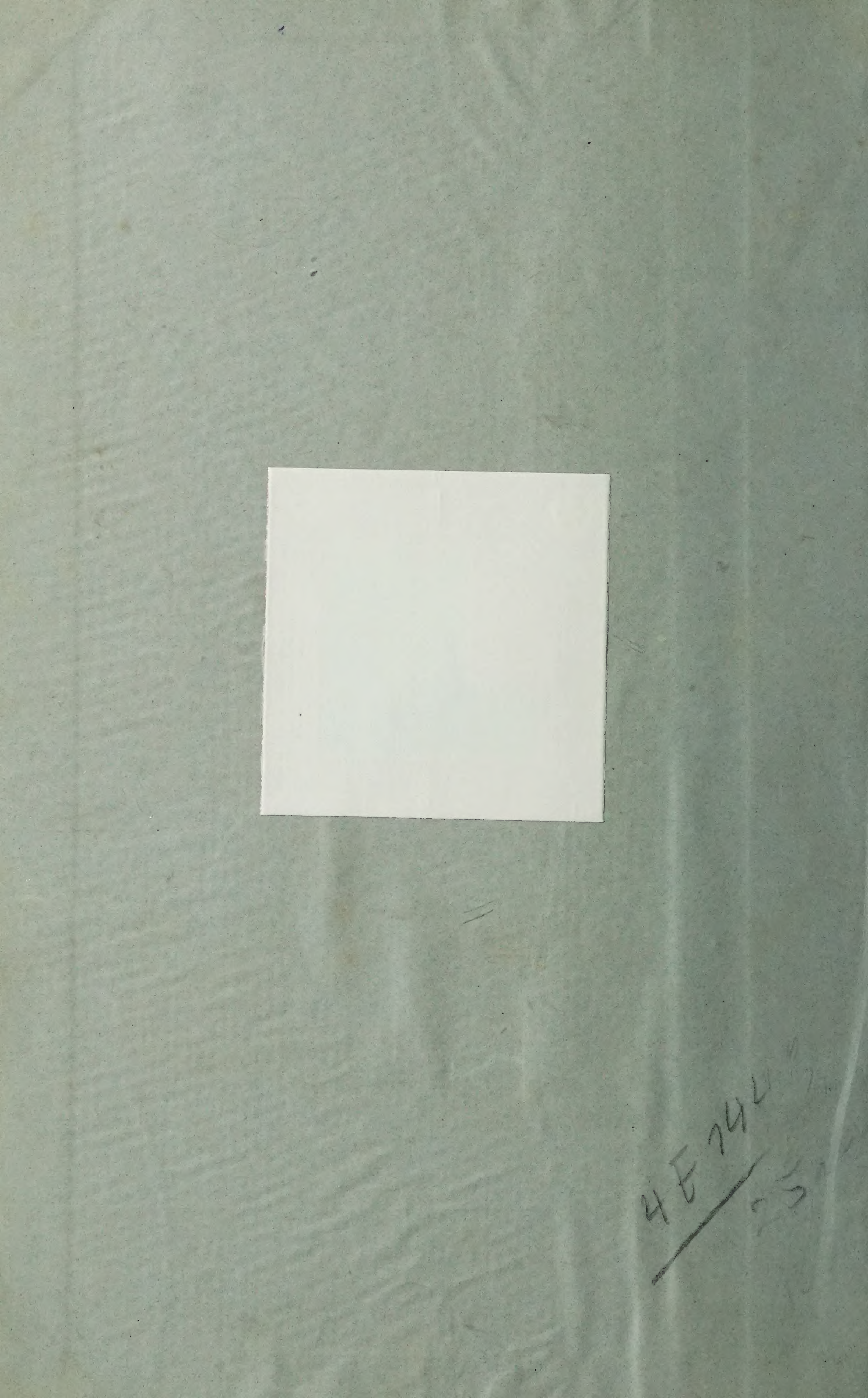





Bibliotheca Collegii
C.SS.R.
Budvicensis.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

Herausgegeben

von

Franz Eichert

(für den „Gralbund").

Dritter Jahrgang.

(15. Oktober 1908 — 15. September 1909.)



Ravensburg.

Verlag von Friedrich Alber.

Inhalts-Verzeichnis.

1. Epische und lyrische Dichtungen in gebundener Rede.

Seite

Commer, Clara, Liebe überall 282
Dante als Lyriker, Balladen und Sonette, verdeutscht von Richard Zoozmann 446. 529
Dante, Das „Glaubensbekenntnis“ und „Das Vaterunser“, verdeutscht von Richard Zoozmann 166
Domanig, Karl, Um Pulver und Blei 259. 305. 361
Eichert, Franz, Ährenlese 603
„ „ König Herbst 74
„ „ Wunsch 10
Geißler, Max, Gib acht! 331
Greif, Martin, Walters Rückkehr in die Heimat. Festspiel. . 429
Hauser, Otto, Der Glaube 282
Huggenberger, Alfred, Das Leben 329
Kernstock, Ottokar, Im Wildbad 331
Koch, P. Gaudentius, O Licht, gezeugt von Ewigkeit 123
Kranich, Timotheus, Die Himmelsperle 330
„ „ Der Seele Sonnenblume 330
„ „ In stillen Tiefen 489
„ „ Zwei Freudenbecher 448
Krapp, Lorenz, An Martin Greif 417
„ „ Die Tage der Renaissance 112
„ „ Die Tauben. (Nach einem Motiv Vierordts) 490
„ „ Stimmen der Nacht 511
Neuther, Alois, Drei barmherzigen Schwestern in „Fioretti“ . 206
Pichler, P. Alois, Heilige Minne. Dem Italienischen des hl. Alphonsus nachgedichtet 455
Pöllmann, P. Ansgar O. S. B. (Beuron), „Tivoli. Eine Künstlergeschichte“ 8
Schuler, Georg Michael, Moderner Ring 329
„ „ „ Hölty 329
Seyß-Jaquart, Richard, Lichtseele 449
Thrasolt, Ernst, Heilige Flut 281
„ „ Bitten 281
Sternberg, Leo, Das wunderbare Grab 330
Waldhart, Maria, Frauenherz 122
Witkop, Philipp, Erinnerung 282
„ „ In Gott 282
Weingartner, Josef, Im Hochwald 490
„ „ Stilles Wasser 464
„ „ Vineta 60

2. Dichterische Prosa.

Seite
Albing, Ansgar, Wie ich den phototypischen Normal-Roman schuf 483
Fabri de Fabris, Pflicht. Erzählung 215
Handel-Mazzetti, E. v., Sophie Barats Werk 207
Herbert, M., Das fremde Schicksal. Erzählung 543
" " Der unbehauene Block. Skizze 20
Kralik, Richard v., Der Gralritter. Erzählung 113
" " " Friedrich Barbarossas Kreuzzug 585
Jörgensen, Johannes, Es ist ein' Ros' entsprungen 1

3. Aufsätze (Literaturgeschichte, Kritik usw.)

Eichert, F., Nanny Lambrecht: Die Statuendame 237
Herbert, M., Ein neuer Kulturkampf-Roman 283
" " Sudermanns „Hohes Lied" 175
Herz, Hermann, Der Verein vom hl. Karl Borromäus . . . 336
Menghin, Oswald, Volkstümliche Andreas-Hoferlieder . . 539. 597
Oehl, Dr. Wilhelm, Die deutsche Mystik 105. 153. 201
" " " Neue Lyrik 275. 325
" " " Weihnachtsbücherschau 75. 131
Peters, A. J., Unmoderne Ästhetik 435. 473
Koch, P. Gaudentius, Über das Lied Wunderschön prächtige . 387
Korrodi, Eduard, Das literarische Leben der katholischen Schweiz 491
Kosch, W., Volkslieder aus dem Engadin 618
Kralik, Richard v., Alexander Baumgartners Geschichte der Weltliteratur 332
" " " Aus Hebbels Tagebüchern 557. 606
" " " Geschichte und Theorie der literarischen Polemik 249
" " " Shakespeare und die Moderne 449
" " " Wohin? Ein Friedensvorschlag 4
Krapp, Dr. Lorenz, Weihnachtsbücherschau. Werke der bildenden Kunst 136
Ranegger, Franz, Eine historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke Eichendorffs 177
Weingartner, Josef, Bruder Willrams Lyrik 550

4. Dichterbilder.

Hamann, E. M., Karl Domanig. Studie . . . 11. 61. 123. 159
Krapp, Lorenz, Erinnerungen und Gedanken an Martin Greif. Ein Blatt zu seinem 70. Geburtstage 418
Lohr, Dr. A., Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. Literarischer Essay 218
Paulin, Pierre, Isabella Kaiser. Literarische Studie . . 320. 381
Stein, B., Detlev von Liliencron 23

5. Aus Zeitschriften und Büchern.

Das „Eine Notwendige" 224
Das Geheimnis der Monumentalität der Kunst 180
Das Staatslexikon der Görresgesellschaft 400
Die Gralbewegung 288

Seite
Die literarische Inferiorität der Katholiken 141
Die moderne Literatur als „Gottsucherin"? 44
Die Totenliste der Modernen 284
Drei Urteile über die „Moderne" 560
Gegen die literarischen Leichenbitter 501
In der Sackgasse 229
„Katholische Dichter" 42
Macht seine katholische Tendenz einen Autor intolerant? . . . 621
Mehr Selbstbewußtsein! 139
Sind wir Katholiken rückständig? 181
Sollen wir den Spieß umkehren? 286
Tendenz im Roman 182
Vom Geiste der echten Kritik 401
Von einem modernen Gralsucher 226
Wilhelm Rabe als Lyriker 40

6. Kritische Gänge.

Auer, Grete, Bruchstücke aus den Memoiren des Chevalier von Roquesant (Roman) 145
Baechtold, Jakob, Gottfried Kellers Leben 234
Bartsch, Rudolf Hans, Die Haindlkinder (Roman) 93
Benz, Richard, Märchen-Dichtung der Romantiker 567
Buol, M., Die Gamswirtin (Erzählung) 186
Buschmann, Johannes, Maurice Maeterlinck 236
Eichentopf, Dr. Hans, Theodor Storms Erzählungskunst in ihrer Entwicklung 573
Engel-Mitscherlich, Frau Hilde, Hebbel als Dichter der Frau . 235
Fabri de Fabris, R., Von stillen Leuten (Prosadichtungen) . . 92
Geijerstam, Gustaf af, Dora (Roman) 405
Gotthelf, Jeremias, Die schwarze Spinne (Aus Vergangenheit und Gegenwart) 504
Greiffenstein, M. v., Bunte Astern (Skizzen und Erzählungen) 407
Halbe, Max, Das wahre Gesicht (Drama) 461
Hellmann, Hanna, Heinrich von Kleist 235
Heemstede, Leo Tepe van, Katharina von Siena (Drama) . . 290
Herbert, M., Lebenslieder (Gedichte) 87
" " Lebensausschnitte (Novellen und Skizzen) . . . 407
" " Volksgeschichten 188
Herre, Dr. Paul, Das klassische Weimar 570
Hofmannsthal, Hugo von, Die Frau im Fenster (Ein Gedicht in einem Akt). — Die Hochzeit der Sobeide (Dramatisches Gedicht). – Der Abenteurer und die Sängerin (Ein Gedicht in zwei Akten) 463
Hollaender, Felix, Agnes Feustels Sohn (Roman) 403
Hügli, Emil, Die Jungfrau 613
Jörgensen, Johannes, U. L. Frau von Dänemark 351
Jüngst, Antonie, Consolatrix afflictorum (Erzählungen) 507
" " Reginald von Reinhardsbrunn (Thüringer Waldgesch.) 406
Kaiser, Isabella, Die Friedensucherin 146
" " Mein Herz (Gedichte) 45
" " Der Roman der Marquise (Aus Vergangenheit und Gegenwart) 505

Seite
Keller, Paul, Waldwinter (Roman). — Die Heimat (Roman). — Das letzte Märchen (Ein Idyll). — Der Sohn der Hagar (Roman) 144
Kerr, Hans, Frank Wedekind 236
Korrodi, Eduard, Enrica v. Handel-Mazzetti 236
Krane, Anna von, Der Blutfasching von Ringstaden (Aus Vergangenheit und Gegenwart) 504
Kranich, P. Timotheus O. S. B., Fink und Nachtigall (Lieder) 147
Lienhard, Friedrich, König Arthur (Trauerspiel) 460
Lilienfein, Heinrich, Der schwarze Kavalier, Olympias (Dramen) 462
Mack, Eugen, Wartburg-Weihnacht (Drama) 293
Mayreder, Rosa, Zwischen Himmel und Erde 347
Mücke, Dr. Georg, Heinrich Heines Beziehungen zum deutschen Mittelalter 231
Müller, Gustav Adolf, Goethe-Erinnerungen in Emmendingen 573
Nabor, Felix, Die Jungfrau von Orleans 617
Nieborinski, Paul, Schwarzes Gold (Oberschlesische Geschichten) 189
Nütten, Anna, Brennende Kerzen (Gedichte) 349
Salzer, Dr. Anselm, Die illustrierte Geschichte der deutschen Literatur 143
Salten, Felix, Herr Wenzel auf Rechberg und sein Knecht Kaspar Dinckel (Erzählung) 406
Schaching, Otto von, Bayerntreue (Historische Erzählung) . . 184
Schellenberg, Ernst Ludwig, Gustav Falke 236
Schnyder, Michael, Im Sonnenschein (Ausgewählte Skizzen) . 506
Schott, Anton, Verkauft (Roman) 508
Schönherr, Karl, Das Königreich (Märchendrama) 464
Schussen, Wilhelm, Johann Jakob Schäufeles philosophische Kuckuckseier 404
Schüler, Gustav, Balladen 614
Siebel, Otto, Albert Kalthoff und die Persönlichkeit unserer Dichter (Studie) 572
Spiero, Dr. Heinrich, Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius 571
Tornius, Valerius, Goethe als Dramaturg (Vortrag) 573
Trampes, Ernst, Zerbin und Leila (Tragikomödie) 295
Verdaguer, Jacinto, Der Traum des hl. Johannes (Gedichte) . 350
Weingartner, Felix, Golgatha (Drama) 294

7. Bücher-Anzeigen und Besprechungen.

Albing, Ansgar, Der Pessimist (Erzählung) 194
Alexander, Paul, Das Recht auf Liebe (Schauspiel) 467
Aus Vergangenheit und Gegenwart. Erzählungen, Novellen, Romane (92 Bändchen) 193
Bachems illustrierte Erzählungen für Mädchen (Bd. 27, 28) . 149
Bang, Hermann, Ludwigshöhe. Roman einer Krankenpflegerin. Übersetzt von Marie Franzos 100
Bartels, Adolf, Die Dithmarscher (Roman) 244
" " Jeremias Gotthelfs (Albert Bizius') Leben und Schaffen 575
Bartsch, Rudolf Hans, Vom sterbenden Rokoko 466
Bauer, Prof. Dr., Eduard Mörike 1804—1875 (Eine Betrachtg.) 470
Baumberger, Georg, Im Flug an südliche Gestade 298
Beta, Ottomar, „Old Iniquity". Der Schlüssel zu Goethes „Faust". Eine Zurückweisung verflachender Ausleger . 466

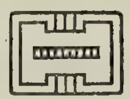
Seite
Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus 96
Böhlau, Helene, Das Haus zur Flamm' 98
Brackel, Ferdinande Freiin v., Gedichte 147
Brandis-Zelion, Emma v., Gesühnt (Roman) 411
Bulwer, Eduard Lytton, Die letzten Tage Pompejis. (Aus dem Englischen übersetzt von Otto von Schaching) . . . 576
Cardauns, Dr. Hermann, Der Stadtschreiber von Köln (Erzählg.) 195
Corniani-Ouvaroff, Gräfin Marie, Große und kleine Kinder . 411
Crignis, Anna de, Grüße aus der Kemenate (Mutterlieder) . 193
" " " Kleine Blumen, kleine Blätter (Gedichte) . 148
Croissant-Rust, Anna, Winkelquartett. Eine komische Kleinstadtgeschichte 467
Dantes poetische Werke. Neu übertragen und mit Originaltext versehen von Richard Zoozmann 95
Egidy, Emmy v., Im Moderschlößchen (Roman) 640
Eichendorff, Josef Freiherr von, Aus dem Leben eines Taugenichts (Novelle) 575
Eymann, Dr. Alfred, Aus dem Osnabrücker Lande: Ein Tag aus dem Leben eines Landarztes. Blicke ins Landleben. 300
Eschelbach, Hans, Der Abtrünnige (Drama in drei Akten) . . 509
Fahrnberger, Joh., Zyklamen (Lieder und Hymnen) 468
Falke, Gustav, Die Kinder aus Ohlsens Gang (Roman) . . . 356
Fischer, Martha Renate, Das Patenkind 191
Fleischlen, Cäsar, Zwischenklänge. Altes und Neues, Stimmungen, Briefblätter, Von Festtagen und Werktagen, Dies und Das, Singlieder 467
Floerke, Hans, Hagia Hybris. Ein Buch des Zorns und der Weltliebe 99
Frieben, Paul, In des Jahrhunderts Kreise 192
Frommel, Otto, Theobald Hüglin (Roman) 297
Gamper, Gustav, Die Brücke Europas (Erster Teil) 412
Gangl, Josef, Der letzte Baum (Roman) 355
Geijerstam, Gustaf af, Das Haupt der Medusa. Eine Geistererscheinung aus dem Leben (Roman) 352
Geißler, Max, Das sechste Gebot (Roman) 99
Ginzkey, Franz Karl, Jakobus und die Frauen. Eine Jugend 148
Glan, Adalbert, Präterita (Verse) 469
Godin, Marie Amelie v., Sonne des Südens (Novellen) . . . 148
Gotthelf, Jeremias, Uli der Knecht (Eine Erzählung 575
Grazie, M. E. delle, Heilige und Menschen (Roman) 470
Grosse, Martha, Wir Mädchen (Gedichte) 192
Harden, Gisela, Blätter im Winde (Gedichte) 469
Hartleben, Otto Erich, Briefe an seine Frau 354
Hedenstjerna, Alfred af, Eva, Ein Frauenschicksal (Roman) . 510
Heer, J. C., Laubgewind (Roman) 100
Hellinghaus, Dr. Otto, Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen 191
Herbert, M., Einsamkeiten (Gedichte) 147
Hesse, Hermann, Nachbarn (Erzählungen) 190
Holzamer, Wilhelm, Vor Jahr und Tag (Roman) 244
Hopfner, P. Isidor S. J., Frohe Gesellen (Gedichte) 468
Hutschiner, Richard, Das adelige Schützenfest (Erzählung) . . 412
Jörgensen, Johannes, Die liebliche Rose 465
Jud, Josef, Das neue Seelengärtlein (Gedichte) 193
Jüngst, A., Maria von Magdala (Dichtung) 96

Seite
Keller, Heinrich, Unterlehrer Straub (Roman) 413
Kellermann, Bernhard, Der Tor (Roman) 355
Keppler, Dr. Paul Wilhelm von, Aus Kunst und Leben . . . 409
Keppler, Dr. Paul Wilhelm, Mehr Freude (Ein Ostergruß) . 465
Koch-Breuberg, Friedrich, Eliud (Roman) 468
Kolbenheyer, E. G., Amor Dei (Ein Spinoza-Roman) 639
Konrad v. Würzburg, Goldene Schmiede 354
Korte, Th., Trude Friedwald (Erzählung für Kinder) 245
Krapp, Lorenz, Prinz Emil von Schönaich-Carolath 246
Kühl, Thusnelda, Der Inseldoktor 98
Kümmel, Konrad, Sonntagsstille (Erzählungen) 356
Künstle, Dr. Karl, Die Legende der drei Lebenden und der drei Toten und der Totentanz 298
Lagerlöf, Selma, Wunder des Antichrist (Roman) 195
Lambrecht, Nanny, Allsünderdorf (Neue Novellen und Skizzen) 296
Laubes, Heinrich, gesammelte Werke in 50 Bänden. Unter Mitwirkung von Albert Hänel herausgegeben von Heinrich Hubert Houben 247
Liensberger, Josef, Im Heiligen Land (Pilgerbrief) 410
Loewenthal, Dr. Eduard, Zeitgenössische Dichter und Denker im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts 412
Mack, Eugen, Alt-Rotenburg, wohin die Adler schauen vom Hohenzollern und vom Habsburgstamm (Dramatische Dichtung) 576
Maitland, Frances, In der alten Heimat (Erzählung) 353
Miegel, Agnes, Balladen und Lieder 148
Most, Helene, Mein Lied dem Herrn (Gedichte) 48
Müller, Gustav Adolf, Ecce homo! (Erzählung) 243
" " " Im Zauber der Wartburg 99
Münchener Jugendschriften 510
Münchener Volksschriften 193
Neuert, Hans, Nur treu! (Eine Erzählung für die Jugend) . 410
Oertzen, Margarethe v., Stern des Niedergangs (Roman) . . 353
Ohl, Ludwig, Vicisti! (Historischer Roman) 639
Panteníus, Th. H., Aus meinen Jugendjahren 468
Peregrina, Cordula, Des Weißen Sonntags Himmelsglück . . 410
Pfander, Gertrud, Helldunkel (Gedichte und Bekenntnisse) . . 509
Pfleiderer, Wolfgang, Hamlet und Ophelia (Eine psychologische Studie) 574
Proschko, Dr. Franz Isidor, Romane 194
Raabes „Hollunderblüte". Eine Studie von Marie Speyer. (Deutsche Quellen und Studien. Herausgegeben von Wilh. Kosch. 1. Heft) 469
Rafael, L. (Hedwig Kiesekamp), Der Spökenkieker und andere westfälische Geschichten 297
Reuter, Gabriele, Das Tränenhaus (Roman) 245
Rittner, Rosa, Seltsame Abenteuer von Berta und Mutz (Erzählung) 149
Rohr, G., Empfehlenswerte Schriften für katholische Töchter und Frauen 409
Rosegger, Peter, Alpensommer 244
Rothensteiner, Johannes, Am sonnigen Hang (Lieder und Gedichte) 412
Schaching, Otto v., Volkserzählungen (1.—5. Bändchen) . . . 191
Schnitzer, Manuel, Das Buch von Peter und Fann 411

Seite
Schoeler, Heinrich v., Kaiser Tiberius auf Capri (Roman) . . 466
Schott, Anton, Die Asgarden. Ein Prager Studentenroman 467
" " Verkauft 640
Schüler, Gustav, Prinz Emil von Schönaich-Carolath als Mensch und Dichter 297. 574
" " Vergessene Lieder. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Lyrik 576
Schwarzmann, Heinrich, Bereitet den Weg des Herrn! Erzählung für Erstkommunikanten 245
Siegen, Dr. Karl, Weimars Fürstenhaus. Ein Hort der Künste 574
Spee, P. Friedrich S. J., Trutznachtigall. Nebst den Liedern aus dem Güldenen Tagebuch desselben Dichters 300
Speckmann, Dietrich, Das goldene Tor (Erzählung) 97
Spillmann, Josef, Gesammelte Romane und Erzählungen . . 194
Strauß, Lulu v., und Torney, Neue Balladen und Lieder . . 47
Sternberg, Leo, Neue Gedichte 576
Stodte, Dr. Hermann, Friedrich Hebbels Drama aus der Weltanschauung und den Hinweisen des Dichters erläutert 46
Voß, Richard, Die Liebe Daria Lantes (Roman) 48
Waal, Anton de, Judas Ende (Roman) 298
Wassermann, Jakob, Kaspar Hauser und die Trägheit des Herzens 98
Wibbelt, Augustin, Nazareth 246
Wildrosenzeit. Bücherei für erwachsene Töchter 192
Wittmann, Henry, Mariano Torrent (Roman) 411
Wohlbrück, Olga, Du sollst ein Mann sein! (Roman) 470
Zahn, Ernst, Die da kommen und gehen. Ein Buch von Menschen 296
Zobeltitz, Theodor v., Tröst-Einsamkeit. Der Roman eines Jahres 190

8. Verschiedenes.

Antworten und Mitteilungen der Redaktion 104. 200. 248. 304. 472. 524
Briefe (ohne Unterschriften) an den Verfasser der „Katholischen Literaturbewegung" 633
Der Gralburg-Türmer 301. 357. 413. 622
Erklärung 525
Literarische Rundschau 32. 340. 393
Neu erschienene oder zur Besprechung eingesendete Bücher aus dem Gebiete der schönen Literatur und Literaturgeschichte 101. 149. 196. 247. 302. 359. 415. 471. 526. 583
Turnierplatz 511. 577



Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

3. Jahrg. | 15. Oktober 1908. | 1. Heft.

Es ist ein' Ros' entsprungen ...

Von Johannes Jörgensen.

Eines Nachmittages im Oktober ging ich durch ein Tal in Süddeutschland. Es war feuchtes, nebliges Wetter; die Berghalden hinauf stand der Buchenwald kupfern und naß; es dunkelte; der Weg, auf dem ich wanderte, lag öde vor mir. An einer Stelle, wo das Tal ein wenig enger wurde und hohe graue Kalkfelsen jäh hinaufragten, war eine kleine Kapelle für fahrendes Volk errichtet. Wie es meine Gewohnheit war, rastete ich hier einige Augenblicke.

Die Kapelle war aus ungehobelten Tannenstämmen hergestellt und mit einem Dach aus Birkenrinde notdürftig vor dem Regen geschützt. Auf der rauhen Hinterwand hing ein großes, grell bemaltes Kruzifix, vor welchem eine ewige Lampe brannte, von irgend einem frommen Mütterlein des nahen Dorfes allabendlich mit Öl versehen. Ums Kreuz herum hingen allerlei Votivgeschenke, meistens kalligraphisch ausgeführte Dankschreiben, einzelne sogar in blauer und weißer Perlenstickerei oder in bunter Broderie hergestellt.

Es war mir lieb geworden, hier zu rasten. Die tiefe Stille tat mir so wohl. Nur dann und wann ein leises Geräusch im Walde — einige Nebeltropfen fallen, ein Tier regt sich, eine Amsel huscht über das welke Laub. Selten kam jemand hier vorüber, etwa ein altes Weib, das vor der Kapelle ihr Kreuz schlug, oder ein Feldarbeiter, der plötzlich hinter einem der großen, auf dem Talboden herumgestreuten Felsenblöcke zum Vorschein kam und, den Rechen über der Schulter tragend, vor dem einbrechenden Dunkel nach Hause eilte.

Ehe ich den Ort verließ, sah ich mir immer die aufgehäuften Votivtafeln an — ob wohl neue hinzugekommen wären. Mein

Interesse ging nicht so sehr auf die fein eingerahmten Denksprüche. Aber an der Wand der Kapelle, mit Stecknadeln festgenagelt, saßen rings herum unscheinbare Papierchen, losgelöste Blätter eines Taschenbuches oder weiße Seiten eines Briefes. Die betrachtete ich genau, und mit größter Aufmerksamkeit las ich, was auf diesen Blättern mit Bleistift niedergekritzelt worden war. Zufällige Wanderer, Pilger vielleicht, die von einem nahen Wallfahrtsort zurückkehrten, hatten hier in der Einsamkeit der Waldkapelle ihr Herz erleichtert, dem Papier ihre geheimsten Qualen anvertraut und sich am Fuße des Gekreuzigten ausgeklagt und ausgeweint.

Auf einem dieser Papiere stand: „Eine große Sünderin fleht um das Gebet mitleidender Menschen." Auf einem anderen: „Eine Tochter bittet um eine gute Sterbestunde für ihren ungläubigen Vater. Mein Gott, verlass' ihn nicht!" Auf einem dritten: „Eine verhärtete Sünderin bittet um ein Vaterunser."

Mehrere derartige Zumutungen waren in den Papieren auf der Wand der Kapelle ausgesprochen. Oft mußte ich dabei denken, wie doch das Menschenherz ein schwaches, armseliges Ding ist. Es sieht seine Verhärtung, vermag aber nicht das Eis zu brechen. Die Seele ist gebunden, gefesselt, in Ketten gelegt, so daß sie in keiner Weise sich selber zu helfen vermag. Eins aber kann sie noch — wie ein Ertrinkender kann sie um Hilfe rufen, auf daß andere herbeieilen und sie heraufziehen mögen. Und dies eine tat die Seele, und siehe! es genügt! Denn der ist noch nicht ganz verhärtet, der seine Verhärtung gebrochen wünscht.

Oft waren neben den Zetteln Blumensträußchen zwischen den Tannenstämmen der Kapelle festgesteckt. Und neben einem solchen besonders hübschen Sträußlein fand ich an jenem Oktobertage, von dem ich berichte, auf einem schönen Stück Briefpapier diese einfachen, rührenden Zeilen hingeschrieben:

> Jesus, lieber Heiland mein,
> Hilf uns, daß wir werden dein,
> Denn nicht Unkraut, sondern Blumen,
> Möchten wir so gerne sein.

Und als Unterschrift: „Drei junge Mädchen aus Heiligenbronn" — einem weit entlegenen Dörflein im württembergischen Schwarzwald.

Während ich zu meiner Wohnung zurückging, wandelte sich der Abend in Nacht, der Nebel in triefenden Regen. In meinem Innern hallten aber die Worte jener kunstlosen Strophe draußen

in der Kapelle immer wieder: „Denn nicht Unkraut, sondern Blumen möchten wir so gerne sein!"

Heutzutage gibt es Menschen genug, die anders denken als jene drei pilgernden Bauernmädchen aus dem frommen, altmodischen Schwarzwald. Es gibt Männer und Frauen genug, die für sich das Recht, frei und wild zu wachsen, beanspruchen, die ihre ganze Natur ins Kraut schießen lassen wollen als ein Garten auf Gut' und Bös'. Daher kommt's eben, daß wir das Unkraut so üppig wuchern sehen, im Leben wie in der Kunst — das Unkraut, die bösen Blumen, die giftigen Pilze . . .

Denn es gibt für uns Menschen nur eine Art, Blumen zu werden, dadurch nämlich, daß G o t t i n u n s b l e i b t. Jene zarte Rose, von der das Volkslied singt, muß in unsrer Seele wurzeln, dann, aber auch nur dann wird früh oder spät alles Unkraut des Herzens ersterben. Denn die Rose aus der Wurzel Jesse ist stärker und lebendiger denn alle anderen Pflanzen der Seele.

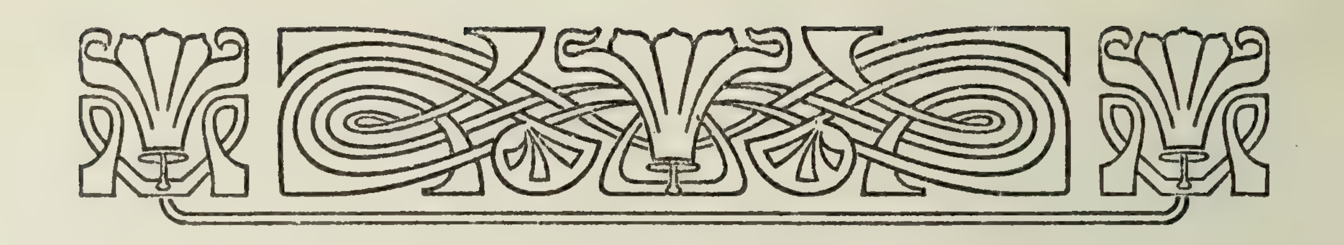
Wie das Leben aller Heiligen, ja aller Christen erzählt uns die Selbstbiographie Heinrich Seuses*) von dem Gedeihen jener Rose in einem Menschenherzen. Wohl wahr — schon lange ist's her, daß die mystische Blüte jenes Heiligenlebens leuchtend und duftend hervorquoll, und mancher wird meinen, es sei nur ein Treibhausgewächs gewesen, unter einem gläsernen Dache den rauhen Winden der Wirklichkeit entzogen. Die Stürme der Welt zerbrachen jedoch mehr denn einmal die Scheiben jenes Treibhauses, und selbst im Gewittersturme erwies sich die Rose fest und stark und unverhätschelt.

Aber schöner ist diese Rose, werden andere mir sagen, als jene, die wir täglich sehen. Tiefer, roter, z u blutig rot ist die Farbe, reiner, süßer, z u berauschend süß ist ihr Wohlgeruch. Sind aber das Mängel? Können die Blumen im Garten Gottes wirklich zu schön sein?

Was geht uns Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts dies Buch von einer Rose an? so werden wieder andere mich fragen. Aber wenn mein Gehör nicht ganz gefälscht ist, so glaube ich mitten in der vorgeschrittensten Kultur doch auch dann und wann jenen leisen Seufzer der Bauernmädchen im stillen Tal vernommen zu haben. Nicht Unkraut möchten wir sein, sondern Blumen!

---

*) J. Jörgensen hat soeben die Selbstbiographie H. Seuses (betitelt „Den yndigste Rose") ins Dänische übersetzt und diese Zeilen, die dem Buche als Vorwort beigegeben sind, für den „Gral" ins Deutsche übertragen.



Wohin?

Ein Friedensvorschlag von Richard v. Kralik.

Der „Gral" tritt in seinen dritten Jahrgang. Das erste Jahr hat die positive Auswirkung seines Programms angedeutet, das zweite Jahr hat ihn in der aufgedrungenen Verteidigung gegen eine ganze Reihe von Angriffen sich bewähren gesehen. Was wird das dritte Jahr bringen? Vielleicht gelingt es einer orientierenden Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Fragen, manche Mißverständnisse, manche Vorurteile zu zerstreuen und die gemeinsame Kulturarbeit so mancher literarischen Sammelpunkte zu gedeihlichen Zielen zu führen.

Ein Grundsatz sollte vor allem feststehen: die Mehrheit dieser literarischen Sammelpunkte sollte keinen Anlaß zur Eifersucht bilden, keinen Anlaß zur Besorgnis, sie könnten sich gegenseitig durch zu gefährliche Konkurrenz schaden. Nein, wir müssen zur Überzeugung kommen, daß es sowohl im Interesse des Publikums, der Verleger, der Redakteure, wie besonders auch im Interesse der Schriftsteller liegt, wenn mehrere literarische Organe bestehen, die alle wohl eine bestimmte Färbung, ein individuelles Programm haben, die sich aber nicht feindselig ausschließen. Es muß sowohl dem Publikum wie den Schriftstellern gestattet sein, an allen mitzuarbeiten, alle zu abonnieren, ohne damit eine Vermengung sich ausschließender Parteistandpunkte zu begehen, vielmehr aus dem Widerstreit der Meinungen sich eine eigene Anschauung zu bilden.

Ich bin überzeugt, daß unsere Sache um so mehr blühen wird, je mehr Organe wir haben, mögen nun diese Organe auch in manchen Punkten konkurrieren, in anderen Punkten sich differenzieren. Es ist hier gerade so wie bei konkurrierenden Eisenbahnen; man hat auch da die Erfahrung gemacht, daß sie sich nicht schädigen, sondern gegenseitig unterstützen. Die Furcht vor solcher Konkurrenz gehört zu den Kinderkrankheiten einer unreifen Kultur.

Was war denn der Anlaß so mancher unliebsamer Erörterung, als zum Teil diese Konkurrenzfurcht? Sie hat, wie ich glaube, manche sachliche Verschiedenheit programmatischer Anschauungen übermäßig zugespitzt, vergiftet, aus der akademischen Ruhe emporgescheucht.

Ich bin immer auf dem Standpunkt gestanden, daß der Schriftsteller die Mitarbeiterschaft an einem Organ nicht als ausschließliche Parteiverschwörung aufzufassen hat. Er ist nur für seinen Beitrag verantwortlich, er braucht nicht kritiklos die Anschauung des Redakteurs oder anderer Mitarbeiter zu beschwören.

Warum kann also nicht eine größere Kollegialität, ein größeres Solidaritätsgefühl die immerhin bleibenden sachlichen Meinungsverschiedenheiten mildern?

Wir haben uns ausgesprochen. Wir haben uns zum Teil heftig und erregt, ja sogar beleidigend und verletzend ausgesprochen. Nicht geschäftliches Interesse, sondern nur Eifer für die Sache, für die Erhabenheit der Prinzipien kann uns dabei entschuldigen. Vielleicht können wir gerade durch diese gründliche Auseinandersetzung einander wieder näher kommen. Die Polemik war notwendig, war menschlich, der Friede ist heilig, ist göttlich.

Aber sehen wir uns doch einmal wieder diese sachlichen Meinungsverschiedenheiten an. Uns gegenüber stehen zwei Ansichten, die ich nicht mit Namen zu kennzeichnen brauche. Bleiben wir sachlich.

Nach der einen Ansicht liegt die Zukunft der Kultur und besonders der deutschen, der katholischen Kultur im Ausbau eines „fortschrittlichen" Katholizismus, d. h. in einer Annäherung des Katholizismus an die sogenannte „moderne Weltanschauung".

Nach der zweiten noch weitergehenden Ansicht wäre überhaupt eine selbst „fortschrittlich" gefärbte Kulturarbeit auf „rein katholischem" Boden abzuweisen. Man müsse vielmehr mit der wohl unabwendbaren Tatsache rechnen, daß wir Katholiken neben einer protestantischen, einer ungläubigen Kultur einhergehen, und wir müssen daher an einer neutralen Kultur mitarbeiten, welcher Katholizismus, Protestantismus, Glaube und Unglaube etwas Nebensächliches ist gegenüber den allen gemeinsamen Angelegenheiten der Wissenschaft und Kunst, der Ethik und der Nation.

Diesen beiden Ansichten entgegen bin ich für meine Person (wie manche meiner Freunde) gerade deshalb dem Katholizismus in die Arme getrieben worden, weil wir nach vollkommen voraussetzungslosen Versuchen weder in der modernen Weltanschauung noch in dem religionsfreien Betrieb der Kunst und Wissenschaft, der ethischen und nationalen Ideale ein Heil für die Kultur sahen.

Nun gut, darüber läßt sich noch immer sprechen. Ich gebe gerne zu, daß man unterscheiden kann zwischen dem höchsten Ziel unserer Bestrebungen und zwischen der Taktik, die heute und da

und dort empfehlenswert sein mag. Nicht dagegen wehre ich mich, daß man das bespricht und kritisiert, daß man warnt und einschränkt, ich wehre mich nur dagegen, daß man unsere loyale Anschauung einfach niedertreten, ausscheiden, verfemen will.

Ich wehre mich, aber ich gerate nicht in Unruhe, da mir ein Jahr um das andere mehr recht gibt. Vielleicht bewegt doch auch die Entwicklung dieser beiden letzten Jahre die Anhänger jener beiden gegnerischen Anschauungen, uns näher zu treten. Denn man mag sich nun darüber freuen oder ärgern, oder man mag darüber erhaben sein oder nicht, das eine ist nicht zu leugnen, daß sich vor unsern Augen die Hoffnung, jene beiden anderen Programme auszuführen, immer mehr in Nichts auflöst.

Eine Versöhnung der Prinzipien der Kirche mit den sogenannten modernen Prinzipien erweist sich immer mehr als unmöglich. Unmöglich von der einen wie von der anderen Seite. Der moderne Relativismus widerspricht logisch dem Idealismus der Kirche, dem Idealismus aller wahren Kultur.

Ebensowenig hat sich ein gemeinschaftliches Nebeneinanderwirken katholischer Kunst und Wissenschaft neben der der Protestanten und Ungläubigen oder Indifferenten bewährt, trotz des weitesten Entgegenkommens der Katholiken. Der letzte Katholikentag zu Düsseldorf gab den experimentellen Beweis und wird wohl noch sehr aufklärend nachwirken. Das Entgegenkommen der Katholiken wurde von allen Seiten zurückgewiesen.

Das Fazit von alledem ist die Tatsache, daß sowohl die Vertreter der modernen Prinzipien wie die des Protestantismus, die Vertreter der herrschenden Wissenschaft wie der Kunst im Katholizismus nicht einen Mitarbeiter, sondern einen Feind sehen. Wir Katholiken werden von ihnen nur dann als Mitarbeiter anerkannt, wenn wir unsern Katholizismus mehr oder weniger aufzugeben scheinen, wenn wir entweder alle Erinnerung an unsern Katholizismus vermeiden, oder uns polemisch, kritisch, zerstörend, auflehnend gegen die Kirche verhalten. Denn sie erwarten dann, daß wir mit der Zeit den Schritt des Abfalls ganz tun werden und unsere Freunde in den Abfall mitziehen. Oder sie erwarten, daß wir uns lächerlich, daß wir uns unmöglich machen.

Wollen wir aber wirklich etwas als Katholiken erreichen, so müssen wir als Katholiken imponieren. Wenn wir gegen Rom schelten und die modernen Kulturgötzen loben, so wird man sich von anderer Seite wohl freuen, aber uns verachten.

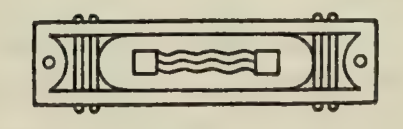
Nein, wir müssen bei aller Verschiedenheit unserer Taktik,

unserer Anlagen, unserer Liebhabereien, unserer Arbeitsgebiete zusammenhalten. Wir brauchen durchaus nicht diese Verschiedenheiten zu vertuschen, im Gegenteil, rühren wir sie gründlich auf, das ist Leben, und das Leben besteht in Mannigfaltigkeit. Aber Mannigfaltigkeit in der Einheit!

Der gegenwärtige Moment muß überwunden werden. Wenn wir selber nicht wollten, die Not der Zeit, die Logik der Ereignisse würde uns dazu zwingen; unsere Gegner lehren es uns, die uns immer mehr zu isolieren drohen.

Lassen wir den Streit abgetan sein! Lassen wir die etwaigen Fehler, die wir dabei getan, gegenseitig aufgehoben sein! Wir brauchen deshalb die geschehenen Erörterungen nicht zu bereuen. Sie haben gewiß manches Schlafende in uns geweckt. Die Polemik ist auch eine Kunstgattung. Alle literarische Entwicklung ist durch Polemik vor sich gegangen. Aber das Ziel aller Polemik wie alles Krieges ist der Friede, ist die Vereinigung, das Bündnis. Das ist der Sinn der Welt, der Sinn alles Geschehens.

„Gott ist der Führer kriegrischen Heeren,
Wähler und Kürer Helden voll Ehren.
Und nur im Streite kann sich entscheiden,
Wer in der Weite recht hat von beiden.
Gute wie Böse lässet er gelten,
Daß sich so löse das Rätsel der Welten.
Gelegt sind die Schranken den Kämpfenden allen,
In Tat und Gedanken zum Siege zu wallen.
Die Engel empfangen nach mühvollem Tanze
Die Recken zum Lohne mit ewigem Kranze.
Ein Preislied ertöne von allen in Einheit
Dem, der in Schöne uns aufhebt zur Reinheit!
Nach Grimm und Grolle glüh' euch der Gral,
Der minnevolle beim göttlichen Mahl!“





„Tivoli. Eine Künstlergeschichte.“

Vorwort und erster Gesang.

Von P. Ansgar Pöllmann O.S.B. (Beuron).

Vorwort.

Warum verträum' ich doch die besten Stunden?
Ach, sich erinnern ist des Lebens Kunst,
Und Stimmen bauen aus des Zufalls Lauten:
Aus dürren Blättern, die im Winde knistern,
Aus hellen Tropfen, die vom Ruder fallen,
Aus eines Vogels dämmerstillem Lied.
Schon knüpfen sich die goldnen Maschen wieder,
Mir schimmern Sterne, die kein Auge sah,
Und Sehnsucht mit den weichen warmen Händen
Faßt mir ans Herz, dies Herz so voller Hast,
So voller Enge, voller Weh und Wunden,
Und doch so hart, daß es am hellen Tag
Das Wort nicht findet und die Träne nicht
Gebären will, die seine Leiden lösten.
O diese weichen, diese warmen Hände!
Die brechen all die bittren Schalen ab:
Die falsche Scham, den schweren Druck des Lebens,
Die staub'ge Kruste von den Schloten her.
Aufschluchz' ich laut, seh ich Gestalten steigen,
Die sich in süßen Tränen widerspiegeln,
Nur Geist, nur Seele, von des Leibes Süchten
Im Äther frei, nur noch der Sinn des Lebens,
Nur noch der Schöpfung fließende Gedanken.
Schon knüpfen sich die goldnen Maschen wieder.
Es war einmal,
da fächerten mich Palmen,
Durch eine offene Pforte trat ich ein,
Wo vor der Reinheit Flammenschwerter sinken,
Weil die Erinn'rung durch die Reue schreitet.
Dort singt ein Vogel.
All die Nachtigallen,
Die auf Cassinos Höhn im Eichenwald

Zur Sonnenwende, Zeit der Ginsterblüte,
Mich in den Nächten nicht mehr schlafen ließen,
Die singen nicht so süß. Leuchtkäfer schwirren
In Milliarden um den heil’gen Berg
An den Zyklopenmauern auf und nieder:
Sie leuchten weiß, still wie die armen Seelen,
Wohl auch Gedanken, die zum Ziele suchen.
Doch all ihr lieben Lichtlein der Abruzzen,
Ihr frohen Funken aus dem Liristal,
So leuchtet ihr nicht wie des Vogels Töne:
Denn wißt es, der Erinn’rung Töne leuchten
Und leuchten besser noch als selbst San Elmos
Aufzuckend Feuer lodert auf den Bergen,
Die drüben liegen nach dem Meere zu.
Vor dieses Vogels Flöten sinken Welten,
Und andre Welten steigen aus den Fluten,
Und wer ein Herz hat, hüte dieses Herz.
Ich *hab* ein Herz und hab es nicht gehütet,
Drum sank die Welt ihm, die den Stempel trägt,
Und alles Heute sank:

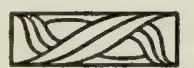
Nur graue Tage,
Bald tief zurück, wo Schöpfungshämmer hämmern,
Bald weit voraus, wo Wasserfälle stürzen,
Bezirkeln seiner Stunden Gang und Schlag.
Darum verträum’ ich meine besten Stunden.
Soll ich mich schämen?

Sang er dir doch auch,
Griff dir doch auch die Sehnsucht nach dem Herzen,
Daß seines Blutes Quell in Unrast sprang,
Du Lehrer einer Welt auf Hippos Stuhl.
Ach, sich erinnern ist des Lebens Kunst!
Die Sehnsucht, die zurück und vorwärts schreitet
Und auf der goldnen Spindel Fäden spinnt,
Knüpft meine Seele an die ew’gen Sterne.
Mir sang der Vogel aus dem siebten Himmel.
Und wieder hallen mir im Ohr die Töne.
Aus weißen Wolken langen weich und warm
Der Sehnsucht Hände: nun, so schluchze denn — — —

Es war einmal. Im Ofen brummt die Flamme,
Dann knistert sie, dann singt’s in hellem Ton.

Am Fenster rüttelt hie und da der Wind
Und preßt sich pfeifend durch die dünnen Ritzen.
Schneeflocken klopfen an die Scheiben, sacht
Wie zage Kinder, die sich merklich machen.
Der Boden knarrt zuweilen; kaum vernehm'
Ich noch die Wetterfahne, doch sie war's,
Sie dreht sich hin und her auf ihrem Turme.
Das sind so Stimmen: wer nicht Ohren hat
An seiner Seele, kann sie nicht erfassen,
Kann sie nicht deuten. Ganz wie dürre Blätter,
Wie Rudertropfen, wie verschlafenes Zirpen
Umspinnt mich ihr Akkord und wiegt mich leise.
Die Töne der Erinnerung sind so still,
Und die der Sehnsucht sind noch zweimal stiller,
Nichts Ganzes, nur ein Stück, nur Kopf, nur Herz,
Doch an dem Kopfe sitzen Engelsflügel,
Und Engelsflügel sind wie Taubenflügel.

(Der erste Gesang folgt im nächsten Heft.)



Wunsch.

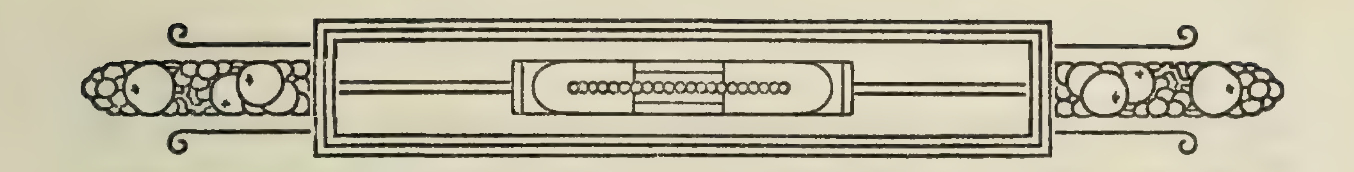
O könnt' ich auf dem klaren
Heiligen Strome fahren,
Zur Rechten und zur Linken
Heiterer Schlösser Blinken!

Droben der Sterne Irren,
Unten der Wellen Wirren,
Rings aus Erlen und Rüstern
Rätselfragendes Flüstern.

O wüßt' ich den Strom zu nennen,
Den die Weisen nicht kennen,
Den nur selige Scharen
Reiner Kinder befahren!

Franz Eichert.





Karl Domanig.

Studie von E. M. Hamann-Gößweinſtein in Oberfr.

I.

Er hat uns unlängſt ein literariſches Selbſtporträt geſchenkt, dieſer mutige, hochedle Dichter. In Heft 4 und 5 des Gral-Jahrganges 1907/08 ſprach er zu uns über ſich und ſein Werk in jener vornehmen Schlichtheit, die bei zuſammengefaßten Menſchen Größe bedeutet: Größe der Anſchauung, der Lebens-ausgeſtaltung, des Charakters. Bei dieſem ganzen Manne aber verwoben ſich männliche, patriotiſche, katholiſche und künſtleriſche Größe organiſch zu markiger Einheitlichkeit.

Es hat mir längſt auf der Seele gebrannt, öffentlich aus-zuſprechen, was ich von Domanig halte. Heute endlich ſoll es geſchehen.[1])

Zunächſt, trotz des „Selbſtporträts“, das Biographiſche: zur präziſen Grundlegung des Geſamtbildes.

Karl Domanig (ſprich Dománig) wurde geboren am 3. April 1851 zu Sterzing in Tyrol.[2]) Seine Familie iſt, trotz des offen-bar ſlawiſchen Namens, durchaus deutſch, denn ſie war ſeit Jahr-

---

[1]) Der mitunter laut gewordene, aber ſicher ungerechte Vorwurf: Der Gral ſei eine Gründung zur Glorifizierung ihrer Gründer, kann durch dieſe meine Ver-öffentlichung ſchwerlich neue Nahrung bekommen. Domanig iſt relativ ſelten in Gral ſelbſttätig geweſen. Als Künſtler verdient er allgemeine Anerkennung und hat ſie bisher nicht gefunden. Die in mir ſeit geraumer Zeit beſtehende Abſicht, ihm nach meinen ſchwachen Kräften gerecht zu werden, hat mit dem Gralbund-Mitglied Domanig nichts, mit dem Menſchen und Dichter Domanig alles zu tun. Daß der Gral, trotz jenes unbegründeten und in dieſem Falle doppelt erwogenen Vorwurfes, ſeine Spalten für dieſen meinen Zweck geöffnet hat, danke ich ihm. Hoffentlich werden es manche mit mir ihm danken.

[2]) Ich adoptiere Domanigs Schreibung: Tyrol, auf ſeine eigene Begründung in einem Briefe an mich hin: „Warum ich Tyrol und nicht Tirol ſchreibe, wie die Bureaukratie es will? Ich bin der Schreibung auf Münzen nachgegangen; ſie wechſelt von Jahrhundert zu Jahrhundert. Goethe ſchreibt auch Tyrol. Und in der Urkunde (wenn ich mich recht erinnere, vom Jahre 1252), in welcher die Graf-ſchaft T. zum erſten Male genannt erſcheint, heißt es Tyrol. Warum dieſe Schreibung nicht beibehalten, da doch das y in Yſenburg, Ybbs und anderen Na-men beibehalten wird, dieſe Schreibung, die dem Begriff ein ſo viel anderes Kolorit verleiht als die heute anbefohlene. Mir erſcheint Tyrol gegen Tirol wie unſer altes, eigenartiges Volkstum gegen das neumodiſche, verblaßte . . . In dieſer Anſchau-ung habe ich mich mit meinem längſt verſtorbenen Freunde Dr. Bruder getroffen, und eines Tages haben wir beide uns gelobt: ſolange wir lebten, nur Tyrol zu ſchreiben.“

hunderten im hintersten Winkel des kärntnerischen Mölltales, in Winklern, knapp an der tyrolischen Grenze, am Fuße des Glockner ansässig. Das Mölltal aber ist seit Karls d. Gr. Zeiten germanisiert. Der Urgroßvater siedelte ums Jahr 1790 vom Mölltal nach Tyrol über, das ihm Heimat und Auszeichnung zuerkannte. Auch der Großvater stand als wackerer Freiheitskämpfer und Landesbürger (er war Postmeister zu Schönberg) in hohen Ehren. Der herzensgute, kernfromme Vater, der als Knabe noch auf Andreas Hofers Knien gesessen hatte, übernahm 1827 Haus und Handlungsgeschäft in Sterzing, wo er Wohlstand und verdientes Ansehen genoß. Als Witwer mit 5 Kindern heiratete er 1848 die 34jährige Juliana Obrist, Tochter des Unterinntaler (Stanser) Stögerbauern Anton Obrist, des braven Patrioten, dem der Enkel im 1. Hefte 1908 der „Kultur" ein so rühmliches wie interessantes Denkmal gesetzt hat. Julianas Bruder war der weitgeachtete Bauerndichter Hans Obrist (1798—1882), Verfasser von „Zither und Pflug". Juliana selbst, die der Sohn mit dem schönsten Rechte als hochbegabte und starkmütige Frau kennzeichnete, hatte nur die Dorfschule während zweier Winter besucht, sich aber später selbständig derart weitergebildet, daß geistvolle Männer wie Prof. Schönach, Alois Flir, Hermann von Gilm ihre Gesellschaft suchten; letzterer schrieb ihr auch zahlreiche ausführliche Briefe von Brunneck nach Schwaz.

Sicher ist Karl Domanig in erster Linie der Sohn seiner Mutter. Wie sehr, hat er selbst ausgesprochen in dem schönen Gedichte des „Wanderbüchleins", betitelt: „Meiner Mutter. Zur Feier ihres 80. Geburtstages."[1]) Dort gedenkt er in Dankbarkeit der Eltern:

„Jenes biederen Paars: des guten, trefflichen Vaters,
Dessen Beispiel, still und gesetzt, mir heute noch vorschwebt;
Und der Mutter, die mich geboren und sorglich erzogen,
Der ich das meiste gewiß, was ich besitze, verdanke,
Viel am Körper und mehr am Geiste: den Sinn für das Schöne
Und des Willens elastische Kraft; den heiligen Schatz dann,
(Nennt es Glauben, Liebe — den Trost und Inhalt des Lebens!)
Den mir sie in der Zeiten umstrittenster treulich behütet.
Wahrlich, was ich erreicht, wie viel es sei, durch das Erbe,
Das mir mutterhalb ward, nicht anders wär's mir geworden!"

Den Vater verlor er schon 1870, kurz vor seinem Abiturium in Meran. Seine Vorbildung zur Universität gab sich im

[1]) Juliana Domanig starb 1900, 86jährig.

ganzen etwas kompliziert. Im Alter von 10 Jahren hatte man ihn aus Gesundheitsrücksichten auf ein Jahr in die Vorbereitungsschule des Benediktinerklosters nach Fiecht getan. Darauf folgten drei Jahre am Brixener Gymnasium, dann — er hatte „Streiche gemacht" — zwei am erzbischöflichen Privatgymnasium Borromäum in Salzburg, endlich, nach vorübergehendem Privatstudium zu Hause, zwei Jahre am Meraner Gymnasium. Derweil hing sein Herz am Vaterstädtchen, dessen romantische Umgebung es ihm bereits frühe unmittelbar angetan hatte. Diese stark und innig genährte Freude am Leben der Natur mochte am weckendsten seiner dichterischen Veranlagung entgegengekommen sein. Letztere zeigte sich sehr bald in der Neigung zum Verseschmieden, trat aber zum ersten Male unverkennbar in Salzburg hervor. „Hier wurden", berichtet Prof. Jos. Gaßner in seiner Lebensskizze Karl Domanigs (Dichterstimmen XII. Jahrgang 1897, 2. Heft), „unter der Regentie des bekannten Msgr. Johann Bapt. Zimmermann die alten Sprachen noch gar gründlich gepflegt. In der vierten Gymnasialklasse wurde mit wahrer Begeisterung schon Homer gelesen und lateinisch und deutsch gedichtet. Eines Tages, es war der 24. Juni 1866, war deutsche Schularbeit angesetzt. Der Professor ließ auf sich warten. Endlich erscheint er freudestrahlenden Gesichtes: ‚Kinder, ein großer Sieg erfochten! Erzherzog Albrecht hat bei Custozza gesiegt. Schreibt jetzt ein Danklied — eine Hymne — was ihr wollt!' Der Schüler Domanig schrieb ein gereimtes Gedicht, über das der Professor staunte, das im ganzen Professorenkollegium die Runde machte." Sehr richtig fügt Gaßner hinzu: „Überhaupt mögen die Kriegsereignisse von 1859 und 1866, denen man in Tyrol so nahe stand, im Gemüte des Knaben tiefe Eindrücke hinterlassen haben."

Ja, patriotisch war dieser Edelbegabte allzeit: gut österreichisch im besten Sinne, und tyrolisch „vom Wirbel bis zum Zeh". Wie er von Kindheit auf mit dem „homerischen Bauernvolk" der Sterzinger Gegend in Freundschaft lebte und schon dadurch in die Urgründe des Deutschtums und Tyrolertums geriet, hat er uns selbst erzählt. Diese Freundschaft vertiefte und erweiterte sich besonders in dem Intermezzo daheim, das ihm den Eintritt in den VII. Kurs glänzend sicherte. Er selbst nennt diese Zeit, in der er selbständig denken und arbeiten lernte, eine der schönsten seines Lebens, nicht zuletzt weil er sich damals durch regen Verkehr mit Landleuten in die Sprech- und Denkweise des Volkes bewußt und völlig hineinlebte. Seltsam mochte ihn dabei das öfters an ihn

dringende schwankende, nicht selten absprechende Urteil seiner eigenen Landsleute über den Tyroler Freiheitskampf berühren. Aber ihn beirren in seinem stolzen Vaterlandsgefühl, dem er schon als Kind im lebenbedeutenden Spiele Ausdruck gegeben hatte: das konnte es nicht. Jedenfalls bahnte es in ihm jene ehrliche Abwägung im eigenen Urteil an, die seine ganze Charakteristik, nicht zuletzt die der historischen Helden, so hervorragend auszeichnet.

Den neugebackenen Hochschüler begleiteten Mutter und zwei Schwestern zu bleibendem Aufenthalt nach Innsbruck. Hier trat der Jüngling, der als Gymnasiast vorübergehend seinen Glauben verloren und ihn voll wiedergefunden hatte, der katholischen Burschenschaft Austria bei, in der August Lieber sein Leibbursch und Senior war. Heute noch rühmt Domanig, daß er in dieser Verbindung nie eine Zote gehört habe. Seine Liebe zur Austria bekundete er schon damals in der apologetisch gehaltenen Broschüre „Eine katholische Burschenschaft" (gedruckt 1873), mit einem von ihm und Dr. Adolf Bruder gemeinsam verfaßten Anhang: „Scholaren-Lieder". Der daseinsfrohe und zugleich überzeugungssichere Student lacht und spricht uns daraus an, wie sich Prof. Genelin anderthalb Dezennien später, bei Rezensierung des „Andreas Hofer", liebevoll seiner erinnerte: „Wer Domanig als Universitätsstudenten gekannt, dem tritt bei der Lektüre dieses seines herrlichen Dramas der alte ‚Götz'[1]) lebhaft vor die Seele. Da ist nichts Gesuchtes und Erkünsteltes; das ist Geist von seinem Geist! Man glaubt seiner schneidigen konzisen Rede von damals zu lauschen; man fühlt die ihm eigene Begeisterung für Religion und Vaterland, oder sagen wir: für echtes Tyrolertum heraus, mit welcher er, ein Jüngling noch an Jahren, andere zu entflammen wußte."

Das dritte Semester führte unsern Dichter nach Straßburg zu vorwiegend selbständigen literar- und kunsthistorischen, auch philosophischen Studien. Auf der Heimreise über Metz, Nancy, Brüssel, Antwerpen, Köln und Mainz erhielt und verarbeitete er besonders tiefe Eindrücke von den „Niederländern". Zur Kunst hatte es ihn ja immer gezogen; schon als Salzburger Studentlein wollte er ein „großer" Poet oder — Maler werden.

Das Studium, das er bisher — er war in die juristische Fakultät inskribiert — ziemlich ungeregelt betrieb, befriedigte ihn nicht, und die nicht unbegründete Furcht, sich selbst zu verlieren, drängte zu einer Änderung seiner Verhältnisse. Im Oktober 1873 ging er nach Rom ins Collegium Germanicum, das ihn als

[1]) Domanigs Kneipname.

Konviktor aufnahm, trotz seiner Erklärung, er spüre den geistlichen Beruf „noch nicht“ in sich. Er durfte auch bleiben, nachdem er sich über seinen diesbezüglichen Nichtberuf klar geworden und sich in diesem Sinne dem Rektor (dem nachmaligen Kardinal A. Steinhuber) gegenüber ausgesprochen hatte. Hier besann er sich überhaupt ganz auf sich selbst, gewöhnte sich an Selbstzucht und nachhaltigen Fleiß und erkannte sein irdisches ideales und praktisches Hauptziel: konnte er nicht ein Vates im priesterlichen Sinne werden, so wollte er es seinem Volke als Dichter sein, während er zugleich als Gelehrter der Kunst, zumal ihrer Geschichte, dienen würde. Hier lernte er auch zum erstenmal ein Gedicht im besten Sinne „hinwerfen“; hier schrieb er die „Braut des Vaterlandes“; hier bildete er seinen Stil; hier endlich gewann er, nach eigenem Wort, eine geläuterte Wertschätzung deutscher Art, eine erhöhte Liebe zur engeren Heimat.

Nachdem er 1875 das philosophische Doktorat erworben hatte, kehrte er zu den Seinen nach Innsbruck zurück und vertiefte sich, zur etwaigen Erlangung eines Lehramtes, in germanistische Studien. Auf Ignaz v. Zingerles Rat widmete er sich der Parzivalforschung, deren Resultate zunächst 1878 und 1880 als „Parzival-Studien“ in 2 Heften (bei F. Schöningh-Paderborn) erschienen. Später folgten: 1. „Wolfram von Eschenbach und seine Gattin“ (1888), worin er Wolframs Eheglück feststellt, zugleich die Wahrscheinlichkeit, daß dieser große deutsche Klassiker sein Lebenswerk der eigenen Gattin gewidmet habe; 2. „Der Gral des Parzival“ (1906, 1. Heft der Wiener „Kultur“), eine so gründliche wie warme Beleuchtung der Bedeutung des Grals als wiedererstandenes, neutestamentliches Paradies, die Frucht der Erlösung durch den Opfertod des Erlösers — eine schon in den Parzival-Studien vertretene Auffassung, die jetzt auch u. a. die Zustimmung Konrad Burdachs gewann; 3. „Der ‚Klôsenaeré‘ Walthers von der Vogelweide“, ein geistvoll-überzeugender Beitrag zur Lösung der Heimatfrage des berühmten Minnesängers. Alle diese Schriften bekunden Domanigs tiefe christliche und künstlerische Lebensauffassung, wie Wolfram und Walther selbst gerade seiner „tyrolischen Denk- und Gemütsart neue Nahrung“ geboten hatten.

Ein Depositum für just diese intellektuelle und seelische Ausprägung durfte er sich in dem „Tyroler Kalender“ unter Pustets Auspizien eröffnen. Drei Jahre lang führte er das Unternehmen, das derzeit beste seiner Art, mit steigendem ideellen und

materiellen Erfolge, bereicherte es mit eigenen wertvollen Schöpfungen, hob und stützte es durch Heranziehung eines überraschend hochstehenden, stetig wachsenden Autorenstabes.[1])

Diese seit Anfang von ihm äußerst ideal gedachte Arbeit fürs Volk leistete er mit freudiger Bereitwilligkeit. Sonst aber lehnte er jede redaktionelle Tätigkeit, die ihm des öfteren unter günstigen Bedingungen angeboten wurde, entschieden ab: „Lieber Holzhacker als Journalist!" Überhaupt zielte seine Vorliebe nicht auf ein sich Einspannen ins Joch; Freiheit der Bewegung lockte den Menschen wie den Dichter in ihm.

Zweimal kam er damals nach Oberitalien, einmal nach der Schweiz. Daheim hielt er sich im Umgang zurück, verkehrte jedoch mit politischen (konservativen) Parteigenossen, mit Gelehrten und Künstlern, besonders mit dem ihm befreundeten Maler Anton Plattner, durch den er auf kunstgeschichtlichem Gebiete Anregung und Förderung fand. Sehr nahe, gleich einem Vater, stand ihm der blinde Statthalter Alois Fischer, der Großes von ihm für die Zukunft erwartete.

1880 verlieh das Unterrichtsministerium dem jungen Forscher auf vier Monate ein Reisestipendium, das er in Toskana, Umbrien und Rom verwertete. 1880 ging es nach Wien. Hier wurde ihm der kunst- und literaturgeschichtliche Unterricht für die Kinder des Herzogs Philipp von Württemberg, dann für die jugendlichen erzherzoglichen Mitglieder der kaiserlichen Familie übertragen, ein Amt, das er 21 Jahre hindurch aufs vortrefflichste verwaltet hat. Im Jahre 1884 erhielt er eine Anstellung als Kustosadjunkt am k. k. Münz- und Antikenkabinett; 1887 rückte er auf dieser Bahn zum Kustos, 1900 zum Vorstand, 1906 zum wirklichen Regierungsrat auf. Nach eigenem Bekenntnis hat er stets seinen Stolz darein gesetzt, ein „brauchbarer" Beamter zu sein. In Wirklichkeit war und ist er ein musterhafter, der in seiner Eigenschaft als hervorragender Numismatiker und Kunsthistoriker die ihm übertragenen Obliegenheiten in außerordentlich tüchtiger Weise und so gewissenhaft versieht, daß ihm „im Jahre höchstens drei zusammenhängende Wochen für dichterisches Schaffen bleiben". Unter seinen zahlreichen einschlägigen literarischen Ar-

[1]) Hier seien zwei andere bedeutsame Domanigsche Arbeiten für das Volk im weiteren Sinne genannt: die zugleich mit dem Kalender entstandenen historischen „Tyroler Karten" (gezeichnet von Edmund v. Wörndle), welche zur „spielenden" Wiederbelebung der Geschichte Tyrols seit Rudolf von Habsburg dienen sollten, und die 1898 im Auftrage der Leo-Gesellschaft begonnene künstlerische Ausgabe der „Klassischen Andachtsbilder" mit dem bezeichnenden Motto: Artem populo!

beiten seien hier nur die zwei Prachtwerke genannt: „Porträtmedaillen des Erzhauses Österreichs“ (1897) und „Die deutsche Medaille in kunst- und kulturgeschichtlicher Hinsicht“ (1907).

An Dichtungen in Buchform veröffentlichte er: 1885—97 die dramatische Trilogie „Der Tyroler Freiheitskampf“, 1889 das Schauspiel „Der Gutsverkauf“, 1890 die poetische Erzählung „Der Abt von Fiecht“, 1893 „Kleine Erzählungen“, 1898 der Roman „Die Fremden“, 1901 das Schauspiel „Der Idealist“, 1906 die Gedichtsammlung „Wanderbüchlein“, 1907 das Schauspiel „Die liebe Not“, 1908 das Volksbuch „Hausgärtlein“.

Am 25. Februar 1884 hatte Karl Domanig sich mit jener „kerndeutschen“ Frau (Tochter eines Wiener Hof- und Gerichtsadvokaten) vermählt, die ihm die Krone des Lebens wurde. „Eine brave Frau begründet das Glück ihres Mannes, sogar nach außen hin!“ schrieb er einmal im nie gestörten Vollbewußtsein dieses Besitzes. Und wer ihn fragen wollte, wem er die größte Förderung seines poetischen Wirkens danke, dem würde er zweifellos antworten: „Meiner Frau“. Er selbst hat uns erzählt, wie sie ihm zuliebe „sehr bald einer Tyrolerin zum Verwechseln ähnlich“ wurde und wie sie, die geborene Niederösterreicherin, ihm ein echtes tyrolisches Heim bereitete. In Klosterneuburg haben sie ein Haus mit großem Garten erworben, das nun, wenn die Ferien angebrochen sind, die zehn Kinder der Familie zu schöner Freiheit zusammenführt. Von der Amtsarbeit, die ihm teuer ist, aus Gesellschaftskreisen, denen er sich zu widmen hat, kehrt der Vater frohen Herzens hierher zurück, hängt den Tages- oder „den Salonrock an den Nagel, nimmt seine Kinder an sich und redet mit ihnen in Tyroler Deutsch“. Am frühen Morgen, am späten Abend pflegt er hier seines ureigensten, seines Dichter-Berufes. Hier teilt er Lust und Leid mit den Seinen, erfaßt das Gegenwärtige, harrt des Kommenden, bescheidet sich und lebt im Frieden des göttlichen Friedenbringers, trotz der Prüfungen, die das Leben nun einmal birgt: Beraubungen durch Tod, Enttäuschungen, Sorgen mannigfacher Art, auch die um Erhaltung der eigenen Kraft, welche die 1903 durch plötzliche schwere Erkrankung vernichtet zu werden drohte. Aber auch lichte Freuden sprießen ihm wie Blumen in erquickender Fülle auf. Zu ihnen zählen, außer dem reichen Heim- und Schaffensglück, schöne Reisen, darunter mehrere interessante Studienfahrten im Auftrage des Oberst-

kämmereramtes, auch die geliebten Fußwanderungen, zumal ins Tyroler Land; ferner einige Ehrungen des Künstlers in ihm: so die Verleihung des Ehrenpreises des Unterrichtsministeriums, des Preises der Schwestern Fröhlich-Stiftung und, 1907, die des Dichterpreises des niederösterreichischen Landtages.

Dennoch ist ihm just öffentlich nicht annähernd genug getan, besonders was die Anerkennung seitens des größeren Publikums, der Kritik und der Bühne anbelangt. Der Grund liegt nahe. Wo Kritik und Bühne dem antikatholischen, antinationalen Geiste unterstehen: wie kann da das Publikum in breiteren Massen den Weg zu einem Domanig finden? Schon 1898 schrieb letzterem der jetzige berühmte Leiter des Hamburger Deutschen Schauspielhauses, Dr. Alfred Freih. von Berger, daß die Zeit für seine Dramen mit der Bühne für das echte Volk kommen werde und kommen müsse. Das geht, in Übertragung, auf das Gesamtschaffen unseres Dichters. Dieser selbst weiß wohl, daß jene Zeit: die der eigentlichen ars populi, noch nicht da ist. Er hat das Warten in Geduld gelernt, das Warten auf das Höchste für einen Künstler wie ihn: das Verständnis seines Volkes zu unmittelbarem, tiefgründigem mit ihm Verbundensein. Er glaubt an dieses Volk, wie er an sich glaubt, und umgekehrt. Er ist kraft einer heroischen Selbstzucht bereit, auf die Erfüllung seiner Sehnsucht zu eigenen Lebzeiten zu verzichten, im festen Vertrauen, daß die Ernte der von ihm mit größtem, liebevollstem Fleiße besorgten und bestellten Aussaat den „Enkeln" reifen wird.

Diese Ernte sollte aber viel früher, sollte schon bald, in unseren Tagen, erfolgen. Sie wird es, wenn wir alle, die wir Domanig in seinem einheitlichen Vollwert ahnen, unsere Pflicht an ihm tun. Die lautet: Äußere Verbreitung und innere Aufnahme seiner Schriften, möglichst wuchtige und allgemeine Klarstellung seines bereits betätigten und zugleich ununterbrochen angestrebten Apostolats.

Just daran hat es bis vor kurzem gefehlt. Viel Bedeutendes ist schon früher von bedeutenden Menschen über Domanig gesagt worden, doch fast ausschließlich nur „jeweilig", gelegentlich eines einzelnen von ihm erschienenen Werkes, fast nie über das zusammenhängende Ganze seiner Dichtung. Dieses aber und er sind eins.

„Wenn ich überhaupt", schreibt er im Selbstporträt, „meine Stellung als Poet recht verstehe, so bin ich als solcher wohl zu allererst Tyroler und tyrolischer Volksmann." Ihn als solchen zu verstehen, zu würdigen, zum eigenen und anderer Segen aus-

zuwerten, bedarf es jedoch nicht der eigenen tyrolischen Abstammung. Wer das behauptet, kennt nicht die im Urgrunde des Ewigen wurzelnde Universalität wirklichen Volkstums. Denn Echtes muß nicht nur „bleiben": es muß auch Wesensähnliches — wo immer es zu ihm stößt — wecken, beleben, gestalten. Eben deshalb greift die Mission wahrer Heimatkunst so tief und so weit: bis in den verborgensten Herzwinkel, bis an den entferntesten Zonengrad, weil es das Wahre, das Beste in uns unmittelbar anfaßt, durchdringt, entwickelt. Freilich nicht bei jedem — Gott sei's geklagt: oft nur bei den wenigsten, zumal in unserer Zeit der Talmikunst, der Talmicharaktere, des Talmivolkstums. Gerade darum gilt es jetzt doppelt, dreifach, hundertfach, die echte Heimatkunst, den echten Heimatdichter: den echten Künstler und echten Volksmann in innigster Verschmelzung, hochzuhalten und zu fördern, indem wir zu ihm stehen mit Wort und Tat; wenn es sein soll: mit unserer ganzen Persönlichkeit.

Karl Domanig ist ein solcher echter Volkspoet im höheren Sinne. Die Begabung dazu verlieh ihm Gott; er selbst verwaltete das ihm anvertraute Pfund aufs treueste. Seine Absicht zielte und zielt dabei in erster Linie auf das Heil seiner engeren Heimat, seines geliebten Tyrol. Aber tief wie der Tyroler lebt der Österreicher, lebt der Deutsche in ihm. So ist er berufen, auch zum Segen des teuren österreichischen Vaterlandes, zur Förderung wahren Deutschtums zu wirken.

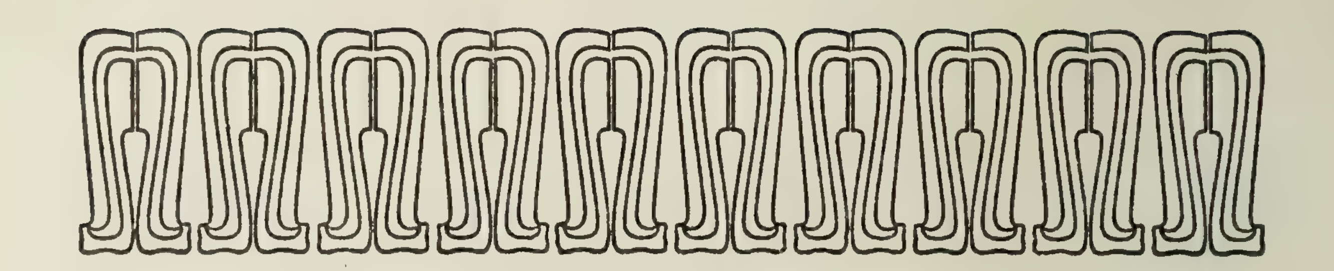
Und flammend beseelt ihn die Liebe zur Kirche. Ein echter Tyroler, ein echter Katholik: bei ihm trifft's zu. Er liebt den Frieden, aber nur den Frieden in Ehren. Duldsam im besten Sinne, aber bekenntnistreu, bekenntnisfest, bekenntnismutig. Wie er's nach dieser Richtung als Schriftsteller meint, hat uns sein Aufsatz „Der Katholizismus in der Literatur"[1]) gezeigt: streng gegen sich selbst, klar und tapfer in der Überzeugung, bereit und sicher in der Erfassung und Durchdringung des Irdischen, des Menschlichen aufs Ewige, aufs Göttliche hin.

Wie sagt er noch? „In summa: Was wir sind, gedenken wir zu bleiben, und wie wir sind, uns zu behaupten." So hat er's früher gehalten, so hält er's heute. Fürwahr, ein Charakter, der hinter seinem Leben, ein Künstler, der hinter seinem Kunstwerk steht.

An seiner Gesamtdichtung werden wir's erproben.

---

[1]) 10. Gralheft, Juli 1907.



Der unbehauene Block.

Skizze von M. Herbert.

In der weiten ungeschmückten Werkstätte des Michel Angelo Buonarotti in Rom herrschte Nacht. Nur auf dem geräumigen Zeichentische flackerte ein Lichtstümpchen.

Flackerte im letzten Atem — mit jenem seltsam rührenden Eifer, mit dem ein sterbendes Licht sich gegen das Erlöschen wehrt. Zuweilen schnellte die kleine Flamme wie mit aller Kraftaufbietung empor, zuweilen legte sie sich stillergeben auf den Leuchterrand, um plötzlich wieder gerade und aufrecht zu stehen, wie ein Krieger auf seinem Posten.

Michel Angelo, der Greis, saß in seinem alten Lehnstuhl von verschabtem Leder und sein Auge folgte diesem Kampfe des kleinen Kerzenlichtes mit dem Tode. „Welch eine Allegorie des Vergehens!" dachte er. Vor dem Meister lag ein Stückchen Pergament, darauf hatte er seiner Gewohnheit gemäß die ihn gerade bewegenden Gedanken in Versen niedergeschrieben. Schwere Verse waren es von der Vergänglichkeit des Irdischen, vom nahenden Tode und den fernen Ufern der Ewigkeit.

Immer hatte ihn der Gedanke an den Tod geleitet — ihn, dem das Leben seine kraftvollste Erfassung, seine längste ungebrochene Dauer verliehen.

Die Arbeitskraft Buonarottis war noch auf alter Höhe.

Er faltete seine großen, knochigen, vielgeäderten Arbeiterhände unwillkürlich zum Dankgebet, als er daran dachte.

Welch ein Göttergeschenk — jung in die Grube fahren zu dürfen, denn jung ist, wem das Schaffen und Gestalten verliehen bleibt bis zuletzt, jung ist, wem die tiefen Stimmen des Lebens nicht verstummen, wer bis zuletzt empfinden kann die ungeheuren Bewegungen, in welche die Seele durch die Worte: irdische Vergänglichkeit, Gott und Ewigkeit versetzt wird.

Michel Angelo litt letzthin an Schlaflosigkeit. Sein Körper schien der Ruhe nicht mehr zu bedürfen — sein Geist nicht des Vergessens.

Unaufhörlich ging die Gedankenmühle im Kopfe des Mannes.

In diesen letzten Tagen lebte er das fast vollendete Säkulum seines Daseins durch. Er kehrte in seine Jugend zurück und überdachte den Weg, den sein Lebenswerk genommen. Er dachte an das stolze, trotzige erste Können aus dem der David der Florentiner entstand. Damals waren die Freiheit und Unabhängigkeit der Arnostadt nicht tot und begraben wie heute — als ewiges Denkmal jener Kühnheit und Freiheit würde der David bestehn — der lachende Junge, der es mit dem schier unüberwindlichen Riesen aufnahm.

„Alle unsere Werke sind Symbole unseres Lebens", dachte Michel Angelo.

„So wie der David meiner Jugend stürmte auch ich gegen das Schicksal ein. Nichts besitzend als trotzigen Wagemut und das eingeborene Können, und ich bezwang den dunkelen Riesen, der gegen uns alle aufsteht."

Dann dachte er an sein anderes Jugendwerk — Die weiße Marmorpiëta, in der mehr Zartheit, Frömmigkeit und menschliches Mitleid wohnt als in seinen späteren gewaltigen Schöpfungen.

Ja damals war sein Herz weich geworden über den Worten und dem Ende von Savonarola. Damals hatte das Leiden Christi und seiner Mutter seine Seele berührt und sie so mit göttlichem Erbarmen überflutet, daß der starre Stein die Milde und Weichheit seines Gefühles annahm.

So groß war die Macht seiner Empfindung gewesen.

Das Licht auf dem Tisch tat einen letzten verzweifelten Sprung, sank in sich zusammen und starb.

Michel Angelo saß nun ganz im Finsteren. Nur durch eines der großen, unverhüllten Fenster fiel ein breiter Strahl des Mondes, fiel auf einen unbehauenen Marmorblock, der da lag. Der Strahl glitzerte auf der rauhen Außenseite des weißen Steines und die Augen des Meisters, von der Helligkeit angezogen, hefteten sich auf den Block.

Da ergriff ihn die mächtige Erschütterung des nahenden Abschieds von seinem Tagewerk.

Diesen Block würde Michel Angelo nicht mehr behauen, es war zu spät. Und doch steckte in diesem Blocke ein Stück seines Lebens — vielleicht das allerbeste. Seit Jahren lag er da, wartend, harrend, fragend, seit Jahren schrie daraus ein unerlöster Teil von des Meisters Seele.

Denn Michel Angelo wußte es wohl: das Eine, das Größte, das Unvergeßlichste war er den Menschen schuldig geblieben — ein tröstendes Erlöserantlitz, ein gütiges, mildes, versöhnendes, zu dem die klagende Welt hätte wallfahrten können, Mut und Beruhigung zu erlangen. Er hatte danach gerungen durch endlose Tage und Nächte. Es hatte das Höchste sein sollen, das Menschen erträumen konnten — die Krone seiner Gedanken, der Gipfelpunkt seines Könnens.

Es war in seiner Seele gewesen, als er von Vittoria Colonna Abschied nahm in ihren letzten Stunden. Er hatte es beinahe erfaßt — und doch war es ihm wieder entschwunden, war in Nebel aufgelöst, in Dunst zerflossen, unfaßbar geworden. Er hatte sich nie so ganz von Ehrgeiz, Leidenschaft und Menschenverkehr ablösen können, um dieses Antlitzes teilhaftig zu werden, er hatte nie die Erde so ganz verlassen können wie Angelico da Fiesole oder wie Lionardo da Vinci, als er seinen Christus schuf.

Ach, wäre er — Michel Angelo — wie diese beiden im Himmel gewesen, er hätte die überwältigende Schönheit Gottes noch greifbarer gestaltet als sie, aber er war niemals dort.

Er hatte die Urwelt durchmessen, alle die weiten Gefilde des alten Testamentes, alle die großen Versprechungen und Prophetien waren durch sein Wesen geflutet, den gewaltigsten Gesetzgeber aller Zeiten hatte er erschaffen im Moses, den großen Verwerfer und Richter im Jüngsten Gericht. — Aber den milden Erbarmer hatte er nicht erreicht. Tief im Steine lag er noch verborgen.

Da faßte ihn die Leidenschaft der Sehnsucht.

Michel Angelos Seele wühlte sich gleichsam in den Marmorblock ein.

Mit den Händen des Gebetes befreite er das Erlöserhaupt aus den starren Fesseln, er sah es auftauchen mit dem Dornenkranz um die Stirn, die voll göttlicher Gedanken war, mit dem weltumfassenden Blick in den erlöschenden Augen, mit dem Lächeln unendlichen Wissens, unendlichen Verzeihens um die Lippen.

Es schwebte empor aus den Tiefen dieses unbehauenen Blockes, die süßeste Vision seines Lebens.

„Siehe“, sagte es, „dieses ist deine Buße, die Buße für deine Ungeduld, deine Kühnheit und Raschheit, deine geringe Güte für Mitstrebende! Dieses ist deine Buße, daß du wie Moses im Anblick des gelobten Landes sterben wirst, sterben mit ungelöschtem Durste in der Seele.“

„So ist es, o Herr!“ sagte Michel Angelo mit der tiefen

Demut des Christen, der zum Confiteor schreitet, „du hast gesagt, was meiner Seele fehlte: die letzte Güte, die höchste Liebe.

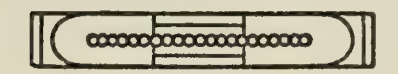
Du aber, du besitzest beides.

So neige dich und gib mir: gib mir die Ergebung und Entsagung, gib das letzte und größte Einsehen, welches lautet: ‚Fiat voluntus tua.'"

Der Greis stand auf und sank vor dem unbehauenen Block in die Knie. Er breitete die Hände weit aus, wie Moses tat vor der Bundeslade.

„Herr, über dem Hohen schwebt das Höchste. Du ließest es mich schauen, aber nicht erreichen.

Deine Gerechtigkeit währet in Ewigkeit, aber auch deine Erbarmung."



Detlev von Liliencron.

Von B. Stein.

> Schelte man doch nicht den Dichter,
> Wenn er auch zuweilen sinkt
> Und wie anderes Gelichter
> Aus des Lebens Pfütze trinkt.

Eine so große Nachsicht, wie F. v. Saar in diesen Versen, die er für die dichterische Spende zum 60. Geburtstage Liliencrons beigesteuert hat, bekundet, können wir einem Dichter nicht gewähren. Wir können darum die Verhimmelung Liliencrons nicht mitmachen und müssen die aufdringliche, überschwengliche, byzantinische Art, mit der er von seiner Gemeinde gefeiert wird, als ungehörig zurückweisen. Es ist lächerlich, wie die Modernen den fröhlichen Poeten zu einer dämonischen Riesengestalt, zum größten Dichter der Welt, zu einem Übermenschen gestempelt haben. Der derbe Peter Hille ist am ehrlichsten unter den Jüngstdeutschen mit seiner Verehrung Liliencrons, wenn er ihn einen menschlichen Mars, innigen Schwerenöter, kornblumblauäugigen Sultan nennt und als schelmischen, leis liebenswürdigen Helden, als freiwilligen Jäger auf Natur und Schönheit bezeichnet. Gegen die Überschätzung des Dichters wandte sich scharf Karl Bleibtreu, auch Otto von Leixner und Frenssen machten den Rummel nicht mit, als Fritz Böckel die Urteile zeitgenössischer Dichter über Liliencron sammelte und in einem Buche (Berlin 1904) vereinigte.

Liliencron ist kein Moderner; mit den Modernen verbindet ihn nur seine scharfe Gegenstellung zu den Epigonen des Klassizismus, seine allem Herkömmlichen feindselige Ursprünglichkeit und seine alle dichterischen Regeln durchbrechende Urwüchsigkeit der künstlerischen Form. Er herrschte unter den Jüngern „Gründeutschlands“ wie ein Riese. An Reichtum lyrischer Begabung, an Zartheit des Naturgefühls, an Gewalt über Sprache und Rhythmus übertrifft er sie alle. Es ist zu beklagen, daß diese jüngstdeutsche Literaturbewegung, die ihn auf den Schild erhob und über alle seine Unarten und Schwächen entzückt war, auf den hochbegabten Dichter einen allzu großen Einfluß ausübte. In Wahrheit war er eine viel zu naive Natur, um bewußter Revolutionär zu sein. Aber alle die jüngsten und neuesten Lyriker bezogen sich in irgend einer Weise auf ihn, obgleich sie alle sich von seiner Kraft unterscheiden.

Seine Kraft sehen wir in seiner großen Empfänglichkeit für poetische Eindrücke, seinem reinen Naturgefühl und der Eigenart und Anschaulichkeit der Darstellung. Seine beste, reifste Kunst liegt in seiner Lyrik und in den lyrischen Stellen seiner Balladen; da offenbart er sich als einen warmen, herzlichen, innigen Sänger, dessen starke Begabung sich nicht an nachempfundenen Gefühlen abgeschliffen hat.

Allerdings hat auch er seine Vorbilder und Muster gehabt. Er ist der geborene Erbe des Stormschen Geistes. Mit Storm hat er die Gabe gemeinsam, die Erinnerung zum Keime der Dichtung zu machen, auch kommt er ihm nahe durch seine Liebe zur Natur und dem heimatlichen Boden. Aber während Storm die heilige Stille in der Natur zu genießen versteht und in den Stimmungen verweilt, wird Liliencron überschäumend leidenschaftlich und schmettert seine Lieder wild heraus. Vieles, was wir an Storm bewundern, kehrt bei dem jüngeren Landsmann wieder; die Ursprünglichkeit des Empfindens und die scharfe Plastik der Zeichnung. Die Landschaften, die er mit großer Anschauung realistisch beseelt, sind die Heide und die Knicks seiner holsteinschen Felder, die Marschen, die Watten und das Meer. Darin steht er auf den Schultern Storms, der ihn selbst als Dichter unter den Ersten entdeckte und hochschätzte. „Da ist Kraft, da ist Grazie,“ pflegte der alte Storm zu sagen, „aber er kann einen krank machen.“ (B. Stein, Neuere Dichter S. 71.) Doch wünschte der abgeklärte Mann, daß das gärende Talent zu einer Klärung, zum Bilden des wirklich Schönen gelange. Der Wunsch ging nicht ganz in

Erfüllung. Wenn ich Liliencron einen Platz in der Literaturgeschichte anweisen sollte, würde ich ihn als den Übergang von den älteren Dichtern Storm, Keller, Meyer und Claus Groth, von dem er übrigens viel gelernt hat und dessen „Quickborn" er die literaturfähig gemachten Schönheiten der holsteinischen Heimat entnommen hat, zu den Modernen, zu Dehmel, Holz, Schlaf und Henkell bezeichnen. Um ein Moderner zu sein, steckt er doch zu tief in der Romantik. Sagen und wilde Erlebnisse, Wickingerfahrten und Normannenkämpfe, Spuk und Geistererscheinungen sind seine liebsten Stoffe.

An Kraft und Anschaulichkeit steht Liliencron groß da, aber an Tiefe, seelischem Gehalt, an Vornehmheit und echter Größe wird er von manchem übertroffen. [Der eben verstorbene Emil von Schönaich-Carolath war ihm an klassischer Reinheit und künstlerischer Strenge weit überlegen.] So stark sein Talent ist, so begrenzt ist es. Ihm fehlt die Befähigung für die große Komposition; er vermag zwar prächtige Episoden, aber nicht ein abgerundetes Ganzes zu schaffen. Eigentlich ist er nur improvisierender Gelegenheitsdichter; denn das Gedicht wird bei ihm nur aus dem Erlebnisse und der Stimmung geboren. Seine Kunst leidet am meisten durch den Mangel an Maß. Ihm fehlt die Selbstkritik und Beschränkung, darum begegnet man bei ihm Plattem und Absurdem. Die sonderbarsten Geschmacklosigkeiten laufen bei ihm unter, — Verse, die in die „Fliegenden" oder den „Simplizissimus" gehören.

Ein poetisches Genie ist Liliencron deshalb nicht, weil sein Ideenkreis zu eng ist, weil ihm allgemeine Menschheitsgedanken ohne Rücksicht auf das eigene persönliche Erleben selten kommen. Auch die sozialen Fragen berührt er kaum; die politischen äußern sich nur in der Begeisterung für das Königshaus; religiöse und philosophische Fragen kümmern ihn nicht. Es ergibt sich bei ihm ein Überschuß des rein Körperlichen über das Seelische, des Sinnlichen über das Geistige, da er in seinem Trieb- und Sinnenleben zu wenig auf kulturelle und geistige Probleme eingeht. Den Gründen, die hinter den Erscheinungen wirken, forscht er nicht nach, stellt aber die Erscheinungen der Oberfläche gründlich dar.

Von einer Weltanschauung kann man bei ihm nicht reden. Alles in seiner Kunst ist nur Lebensbeobachtung, Lebensgenuß, Gefühl. Mit Humor setzt er sich über alle Widerwärtigkeiten des Lebens hinweg, aber ein Philosoph ist er nicht. Darum

kann er seine Gefühle nicht unter einem großen Weltgedanken ordnen und fest zusammenfügen. Den Sinn des Lebens vermag er nicht in einem Brennpunkt aufzufassen. In den Dingen die Ideen zu suchen und zu offenbaren, dafür hat er kein Organ. In jedem Augenblick ist sein Interesse nur auf einen Punkt gerichtet. Die aus der Stimmung des Augenblicks geborenen Gedichte sind glänzend gelungen; aber ein Werk planmäßig anzulegen und durchzuführen, geht über seine Kraft. Seine Lebensanschauungen entspringen seinem Temperament und seinen Stimmungen, daher sind in seinem Wesen der Widersprüche so viele. Er ist Royalist und zugleich der erbittertste Gegner des Bourgeois, dem er alle Erbärmlichkeit der Welt andichtet; jedoch kann man getrost behaupten, daß er über die Bedeutung des Königtums sowenig wie über den modernen Sozialismus nachgedacht hat. Die politische und soziale Welt sieht er nur mit den Augen des vergnügten Zuschauers an.

Ohne Bedenken, nur den Instinkten seiner Sympathien und Antipathien gehorsam, ist er Genußmensch und Lebenskünstler. Und dieser Genußsucht gibt er so offenherzig Ausdruck, zieht alles, was er genoß, so ungeschminkt ins Bereich seiner Dichtung, daß er den Eindruck hervorrufen muß, er habe absichtlich die bestehenden Sittlichkeitsgesetze ignoriert. Da er ein bürgerliches Normalleben nicht führen will, so sind ihm alle Ämter vom Minister bis zum Laternenanzünder Philisterkram; da ihm die freie Liebe verdacht wird, so macht er vor der sozialen Seite der Frage fest die Augen zu und nimmt sich vor, die Moralprediger erst recht zu ärgern. Diese Lebensauffassung, die im Lebensgenuß wurzelt und gipfelt, durchzieht seine ganze Poesie.

Der Mensch, der sich in Liliencrons Dichtungen offenbart, ist durchaus der Mensch des Genusses. Dadurch hat er viel Ähnlichkeit mit Nietzsche, aber er ist bescheidener und lernte seine Umgebung liebgewinnen. An sich sind beide Herrenmenschen. Als Persönlichkeit fühlt er das „jenseits von Gut und Böse" stärker als Nietzsche und hat wie dieser das Freisein von allen moralischen Fesseln mitten hinein ins Leben getragen. Mit den jungen Hitzköpfen des „jüngsten Deutschlands" kämpfte er jenseits von Sitte und Wohlanständigkeit gegen „Philister und Krämer", denn so nennt er alle, welche die Gesetze der Sittlichkeit auch für die Poesie als bindend anerkennen. Als Herren- und Genußmensch, ein gelehriger Schüler des philosophischen Himmelsstürmers, verfiel er in ein gewisses Naturburschentum, vertritt aber nur

unbewußt Nietzsches Ideen und wird so der naive Repräsentant der modernen Lebensauffassung.

Sein Verhältnis zum Christentum ist unklar und zwiespältig; er schwankt zwischen christlicher und heidnischer Moral hin und her. Vor religiösen Fragen, die seinen Geist beirren könnten, macht er einfach kehrt. Aus einer Stelle im „Mäzen" kann man eine gewisse Feindseligkeit gegen das Christentum folgern: „Die christliche Religion hat uns die Kultur und andere Segnungen gebracht. Wir liegen dankbar auf den Knien vor ihrem herrlichen, erhabenen Richter. Aber das Christentum tritt todfeindlich der Natur gegenüber: alle geschlechtlichen, also die unabweisbarsten, unabwendbarsten, despotischen Neigungen haßt es und möchte sie ausrotten." Dagegen finden wir in mancher ernsten Dichtung herzliche Töne christlichen Empfindens. So in „Pietà", wo er Maria in ungeheurem Gram die Tragödie von Golgatha erwägen läßt, oder im „Turmbläser", der aus der Höhe den Choral bläst und den Dichter auf folgenden Gedanken bringt:

> Ist das der letzte Christ, der oben steht,
> Der jetzt, unangefochten von der Sünde,
> In Glaubenstiefe seinem frommen Herzen
> Die Warnung mild und ernst entströmen läßt?
> Ein letzter Mahnruf: „Kommt, o kommt zu mir,
> Eh euch ein furchtbares Ereignis alle,
> Euch alle in den Schlund der Hölle zieht."

In den „Kriegsnovellen" spricht er von den katholischen Krankenschwestern mit bewundernder Verehrung: „Deutschland, küsse den grauen Schwestern den Saum ihres Gewandes; sie sind in den Kriegen deine Engel."

In derselben Novelle erzählt er, wie er für den sterbenden Freund flehentlich zu Gott gebetet habe. Oft erscheint ihm in seinen Visionen die Gestalt Jesu, am ergreifendsten in der brutalen Golgatha-Szene in „Poggfred". Er wollte uns den Kreuzestod Jesu menschlich näher bringen, kann aber ohne den Hintergrund ewiger Ideenmächte dieses religiöse Mysterium nicht darstellen.

In den späteren Dichtungen zeigt sich ein Sinken seiner starken Begabung, ein Erschlaffen seiner Selbstkritik, ein zielloses Experimentieren. Er wurde immer wahlloser in seinen Stoffen, begann sein Talent völlig zu entweihen und wurde immer mehr der Verherrlicher der unbedeutendsten Sinnlichkeit. Mit den „Neuen

Gedichten" (1893) hat er einen tiefen Schritt bergab getan; das wird auch der zugeben, welcher sonst dem Leichtsinn und den Extravaganzen des Poeten die denkbar weitesten Zugeständnisse gemacht hat. Von der Kneipen- und Bordell-Althmosphäre wendet man sich mit Ekel ab und bedauert diese Verirrungen des Geschmacks. Er ist hier der Typus unserer zwiespältigen, an Talent reichen, an Charakter armen Zeit. Die Ausbrüche rasender Leidenschaftlichkeit, das Herumtaumeln zwischen Genuß und Ekel und die moralische Begriffsverwirrung sind die Anzeichen der Dekadence. Und er wirkt verführerisch, weil er das süße Gift in die anmutigste Form zu fassen vermag. Seine Sinnlichkeit durchläuft die Skala vom Zarten bis zum Rohesten und überschreitet oft die Grenzen des Erlaubten.

Seinem Charakter getreu, dem jede Grübelei fremd ist, bildet für Liliencron die Liebe kein Problem, dem weite und tiefe Grenzen gesteckt sind; mit oberflächlicher Leichtfertigkeit behandelt er die „süße Eselei", Liebe genannt, darum tragen seine Liebeslieder in Form und Inhalt einen flatterhaften, burschikosen Zug und zeigen den Dichter als Don Juan. Die Freude an Weib und Liebe zeigt sich bei ihm zu derb und persönlich und steht dem alternden Dichter wenig an. In dieser Hinsicht urteilt Grotthuß zutreffend: „Der echte Humorist erzählt mit ernstem Gesicht, — die anderen lachen. Bei Liliencron ist es manchmal umgekehrt. Er selbst lacht, und die Zuhörer verharren in peinlichem, frostig-ernstem Schweigen. Burschikose Lustigkeit ist noch lange kein Humor." Seine Liebesgedichte sind naiv und materialistisch zugleich. Die Freiheit wird zur Willkür, die Phantasie zur Phantastik, die frische Natürlichkeit zur Absicht und zum Protzen mit Derbheit.

Des Dichters Mangel an Menschenkenntnis bekunden hauptsächlich seine Frauengestalten. Über die Stunde der Leidenschaft hinaus weiß er mit ihnen nichts anzufangen; er langweilt sich bei ihnen, weil ihm ihr Seelenleben verschlossen ist.

Alles in ihm drängt zur Lyrik und Ballade hin: zur Wiedergabe des unmittelbaren Eindrucks, des stimmungsvollen Augenblicks. Er schaut die Welt, sei es nun modernes Leben oder die Natur, mit Dichteraugen an, aber er ist oft mit dem ersten rohen Entwurf zufrieden. Auf eine straffe Formung des Gedichtes, auf eine innere Gesetzmäßigkeit des Kunstorganismus, auf ein Ausscheiden überflüssiger Elemente kommt es ihm wenig an. Darum findet sich eine Menge von Gedichten, die in lauter Einzelheiten zerspringen. Die Nachlässigkeit im Aufbau der Verse

hat seinen Grund zum Teil darin, daß er sie nicht baut, sondern daß sie ihm hervorsprudeln in großer Fülle.

Die Natur bildet immer den stimmungsvollen Hintergrund in seinen Liedern und Balladen. Seine Phantasien und Visionen steigen aus der Landschaft empor. Die Natur ist das ausgleichende Element seiner Kunst, von Naturpoesie ist fast jedes Gedicht erfüllt. Trotz seines Realismus liegt ihm doch die Symbolik im Blute; oft beseelt er die Natur und ist Meister des landschaftlichen Stimmungsbildes: er kennt den Zauber, den die Heide birgt, er weidet sich am Rauschen des hochgehenden Meeres, am Säuseln des Buchenwaldes, am Wogen der Kornfelder und am Gesang der Vögel.

Seine Balladen handeln von Kampf und Trotz, von Liebe und Treue; den Stoff entnimmt er der Geschichte seiner nordischen Heimat. Wenn auch Stoff und Empfindungswelt unserm Geschmacke oft fremd ist und ein düsterer, blutiger Schein darüberliegt, so sind die Bilder doch anschaulich und ergreifend.

Die Poesie des Soldatenlebens hat noch nie in der Literatur einen so naturgetreuen, lebensprühenden Ausdruck gefunden wie bei Liliencron. Die „Kriegsnovellen" sind etwas ganz Neues in unserer Literatur. Die Schrecken der Schlacht, den Humor des Lagerlebens, Kameradschaft, Opfermut und Pflichterfüllung schildert er genau so, wie er sie als Leutnant und Hauptmann selber gesehen und gefühlt hat. Die impressionistische Kunst handhabt er hier bewundernswert, Gefechte und Schlachten schildert er meisterhaft. Eine spätere Zeit wird die Kriegsnovellen viel höher bewerten als seine Gedichte; denn sie sind sein wertvollstes Erzählerbuch, das nach Form und Inhalt als die lebendigste Schilderung der großen Kriegszeit dauernd seinen Platz behaupten wird.

Sein erstes reifes Gedichtbuch sind die „Adjutantenritte"; als Stürmer und Dränger stellte er sich damit in die Reihen der Modernsten. So vieles uns daran auch ärgert, so mutet uns doch auch vieles echt und unmittelbar an. Sicher ist er hier am liebenswürdigsten. Es klingt aus ihnen wie Säbelrasseln und Trompetenschmettern; die Lieder haben etwas soldatisch Keckes an sich. Indes den Hauptinhalt der Dichtung bildet die Verherrlichung seiner Heimat und ihrer Geschichte. In diesen frischen und flotten, persönlich und poetisch empfundenen Gedichten beruht seine Bedeutung für unsere Literatur; sie sind für ihn bis heute charakteristisch geblieben.

Sein Epos „Poggfred" ist trotz mancher Schönheiten und

hinreißender Stellen als Ganzes einfach ungenießbar. Mit dem Erscheinen des „Poggfred, kunterbuntes Epos in 12 Kantussen“, beginnt deutlich die „zweite Periode“ des Dichters.

„Was tu’ ich nun in den Behälter?
Erinnerung? Traum? Erlebnis? Phantasie?
Ich habe Angst, mein Blut wird täglich kälter,
Zum Teufel geht allmählich der Esprit.
Zusammen schab’ ich drum, eh’ immer älter,
Die schäbigen Reste meiner Poesie.
Denn vor mir, eine greuliche Pagode,
Hockt steif des Dichters ‚zweite Periode‘.“

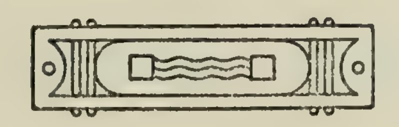
In der Tat hockte sie vor ihm. Diese Kunterbuntheit ist nicht ein Beweis von dichterischer Kraft, sondern das Zeichen beginnender Ziellosigkeit. Wir haben den Eindruck eines Mannes, der auf seinem Gute Poggfred (Froschfrieden) im Gefühl herannahenden Alters sitzt und planlos in den reichen Erinnerungen seiner Jugend wühlt. Darum ist von allem möglichen die Rede; Erlebtes und Erlogenes wird erzählt; vom Erlebnis des Tages und vom Geschehnis der Weltgeschichte wird gehandelt. Alexander, Hannibal und Cäsar werden beschworen, Friedrich der Große und Napoleon werden zitiert. Aber ihres Geistes verspüren wir keinen Hauch. Geschichtliche Personen lassen sich eben nicht abseits aller Ideenwelt verwenden. Einmal ist es ihm, als würde Jesus in seinem Parke ans Kreuz geschlagen und er helfe ihn festnageln, um nachher von Reue ergriffen zu werden. — Durch dick und dünn reimt er sich hindurch mit Ottaverimen und Terzinen. Das tolle Kunterbunt ist mühsam verkünstelt und nicht zum Kunstwerk gestaltet. Die Fülle der Bilder stumpft die Sinne des Lesers völlig ab.

Von den erzählenden Werken Liliencrons war der Roman „Breide Hummelsbüttel“ (1886) das erste; auch hier gelingt es dem Dichter nicht, die Charaktere vollständig aus- und durchzuführen, alles bleibt skizzenhaft, die Lösung wird durch einen Deus ex machina herbeigeführt.

Daß Liliencron kein Dramatiker ist, darüber herrscht kein Zweifel. Selbst bei seinen begeistertsten Verehrern ist von seiner Dramatik nicht viel die Rede. Liliencron kommt schon deshalb für die Bühne nicht in Betracht, weil ihm das Kompositionstalent fehlt; es reicht ihm nicht einmal zur Novelle. Seine

dramatischen Figuren sind mißlungen, die Motive sind bedeutungslos, die Handlung ist sprunghaft und verworren. Die Dramen blieben ein loses Gefüge lyrischer Momente. Er ist nicht imstande, eine Person auf die Bühne zu bringen, daß sie wahrscheinlich, innerlich, psychologisch begründet, im Einklang mit der Umgebung, mit der Rolle dastehe; es fehlt ihm eben der psychologische Tiefblick, ohne den kein Dramatiker fruchtbar wird. Wir finden in seinen Stücken nur Episoden; die Charaktere sind feste Typen, die nicht zum Analysieren reizen. Er hat vier historische Dramen: „Knut der Herr“ (1885), „Die Rantzow und die Pogwisch“ (1886), „Der Trifels und Palermo“ (1886), „Die Merowinger“ (1887) und das Genrebild „Arbeit adelt“ (1887) geschrieben; keines dieser Stücke hat ein dramatisches Problem, dramatische Charaktere und dramatische Entwicklung und Motivierung.

Es erübrigt noch, einige Daten aus dem Leben des Dichters anzufügen. Geboren zu Kiel am 3. Juni 1844 als Sohn eines Zollbeamten in dänischen Diensten, trat er in ein preußisches Regiment ein, um Offizier zu werden. Den Befreiungskampf der schleswig-holsteinischen Herzogtümer machte er nicht mit, wohl aber den polnischen Aufstand und die Kriege von 1866 und 1870/71. Nach dem Kriege mußte er „Schulden und Wunden halber“ den Abschied nehmen. Kurz entschlossen wandte er seinem Vaterlande den Rücken und begab sich nach Amerika. Er scheint dort schlimme Zeiten verlebt zu haben. Von Heimweh gequält kehrte er zurück und erhielt eine Anstellung als Hardesvogt auf Pellworm, einer der einsamen nordfriesischen Inseln. Dieses als auch andere ihm noch verliehene Ämter verließ er bald und lebte, anfangs unter Entbehrungen, ganz seinem Dichterberufe. Seine Werke sind jetzt bei Schuster & Löffler in Berlin in einer Gesamtausgabe von 14 Bänden erschienen.





Literarische Rundschau.

Von Dr. Lorenz Krapp.

I.

„Aber wir glauben an die Kraft des wiedererwachten Idealismus; wir glauben an die Macht der deutschen Volksseele; wir glauben an den Ernst der Künstler von heute. Und deshalb glauben wir ... an eine glänzende Wiedergeburt in der Kunst — und nicht bloß in der Kunst. Ein neues Leben, eine neue Kultur muß dem größten der lebenden Völker erblühen, eine Zeit, die Kraft der Herrschaft eint mit Zartheit des Empfindens und Sicherheit des Erkennens mit Schönheit des Gestaltens."

Vor zwei Jahren hat der Historiker der Moderne, Richard M. Meyer, diese Sätze am Schlusse seiner Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts niedergeschrieben. Wie weit sie bisher in Erfüllung gingen? Wir neigen schmerzlich das Haupt. Was gab uns die Bühne der letzten zwei Jahre? Ach Gott, Sherlock Holmes lärmte auf den Brettern, man „ging zu Maxim" und versank im Stumpfsinn beim Singsang der lustigen Witwe. In beißender Ironie fragte Heinrich Hart vor zwei Jahren im „Tag" nach dem Standard-work der neuesten Bühne. Was war seine Antwort? Das „Weiße Rößl" der Schwankfirma Blumenthal-Kadelburg. „Von allen Seiten hat man es mir seinerzeit, im Norden wie im Süden, an der Table d'hote wie im Angesicht der Schneefirnen, bezeugt, wieviel Behagen, wieviel Erquickung man dieser welterobernden Dichtung danke. Und wenn die Menschen schwiegen, die Zahl der Aufführungen hätte umso deutlicher geredet. Gleich im ersten Jahre seines Erdenwallens hatte das Rößl eine Ziffer mit mehr Nullen erreicht als Richard Wagners Gesamtwerke in einem Jahrzehnt." Und bitter fuhr er fort: „Nur eine Null kann so viele Nullen zeugen. Für eine Epoche mit Nullgeist kann ja auch ein Nullwerk ein Standard-work bedeuten."

Aber lassen wir Bitterkeit und Spott. Und überblicken wir heute, bei unserer dritten Ausfahrt zum heiligen Gral, in großen Zügen ruhig die Faktoren, aus denen die von Meyer und vielen andern, so von Max Koch und nicht in letzter Linie von der Gralbewegung erhoffte Wiedergeburt der Kunst zustande kommen kann.

Vor allem: und das ist eine tröstliche Gewißheit: die trüben Quellen, von denen man noch vor zehn Jahren einen breiten Strom

großer Kunst erhoffte, sind am Versiegen. Der Naturalismus ringt nicht mehr in den letzten Zügen, er ist vorbei; und seine Totengräber erstanden aus seinen eigenen Reihen. Wer hätte vor dreizehn Jahren erwartet, daß Gerhart Hauptmann, der von der blindgläubigen Menge angebetete Naturalist, plötzlich in die Berge flüchten und aus Sumpf und See das schwermütige Läuten der versunkenen Glocke ertönen lassen würde? Und nun schien ein Aufstieg Gerhart Hauptmanns zu kommen: Der „Arme Heinrich" rang nach Erlösung die Hände, die begrabene Glocke fing an zu läuten, im „Hirtenlied", einem Bruchstück seiner letzten Zeit, tönt ein Sehnsuchtslaut, mit dem die Kunst den Engel begrüßt, der ihr erscheint:

Durch abgelegne Gassen muß ich schleichen,
In Keller kriechen, die nach Fusel duften,
Muß Speisen schlingen, die mich ekelt, muß
Gestank, verdorbne Dünste in mich atmen.
Dort, wo die Pest des Lasters ewig frißt,
Verworfenheit Gott schändet, wo der Mensch,
Ein viehisch Zerrbild, sich im Schlamme wälzt,
Ist meine Wohnung: dorthin führt mein Weg.

Und immer gellt der eine, gleiche Schrei
Gehetzter Kreatur. Schlaf ist nicht Schlaf,
Wachen nicht Wachen! Und der Friede ist
Ein altes Wort, das nicht mehr gilt.
Such ihn, den Frieden, Engel Gabriel,
Und bring ihn mir!

Die ganze Sehnsucht der neueren Kunst scheint in diesen Worten zu liegen; der Drang, aus den Niederungen des Naturalismus heraus Höhenluft zu kosten. Freilich, Gerhart Hauptmann ist der „heimliche Kaiser" der großen Kunst, von dem einmal Hebbel redet, kaum. Wohl hat ihn erst kühn wieder einer seiner Verehrer in Anknüpfung an die mittelalterliche Sage als den „Chan des Ostens, der aus dem Lande kommt, wo die Leute in Hütten mit Filzdächern wohnen", gefeiert; aber Hauptmann ist der Bringer der neuen großen Kunst nicht. Schon vor mehr als zehn Jahren hat Grotthuß in seinen „Problemen und Charakterköpfen" darauf hingewiesen, daß Hauptmann das Grunderfordernis des großen Dichters mangle: die Fähigkeit zu ordnen, alles in die richtigen Verhältnisse zu rücken, so daß aus der Dichtung ein Mikrokosmos entsteht, kurz gesagt: das philosophische Vermögen. Immer mehr haben das seine Dramen und Torsos der letzten Jahre erwiesen; immer mehr ist Gerharts Stern im Verbleichen, im Untergang. Was schuf er noch? Das Drama „Kaiser Karls Geisel" hat allgemeine Ablehnung erfahren und kaum das Bühnenlicht erlebt; und in dem dichterisch wertvollsten Stück seiner letzten Zeit, der kleinen

Szene „Helios“, quält wie nie die Unsicherheit, was der Dichter dachte, fühlte, wollte. Gewiß: ein rauschendes Idyll von Böcklinscher Pracht taucht im „Helios“ vor uns auf, ein dithyrambischer Sang voll schöner, dunkler, flutender Worte. Aber was ist sein Kern? Wir wissen es nicht. Zeit der Völkerwanderung ist es darin; es spielt in Griechenland in den Jahren des Einzugs des Christentums. An den heiligen Eichen von Hellas hängen die Bilder des blutigen Gekreuzigten; ein hellenischer König, der das Christentum angenommen, fährt in dunkler Nacht, als ihm die schleichende Krankheit den Tod kündet und sein Ende naht, hinaus ins brausende „Heidenmeer“, um dort zu sterben. „Die Brandung! Ich will hin! Ich will das Meer sehen. Ich will das große Heidenmeer sehen! Ich hab' mich nach ihm gesehnt, gesehnt. Ich habe mir große, rosenfarbne Muscheln ans Ohr gedrückt und halbe Tage gehorcht, was sie mir rauschten, raunten und sprachen. Laßt mich hinaus! Ich will hin! Meer! Großes Heidenmeer! Sei mir gegrüßt!“ Gewiß: prächtig ist das Bild des sterbenden Königs, der ins „Dunkel der Todesnacht“ fährt: „Hört ihr, wie langsam, langsam er mit den Rudern ins Wasser taucht? Gebt acht, jetzt könnt ihr das silberne Kreuz an der Spitze des Nachens sehen. Er biegt um die Erlen — da — jetzt leuchtet der Mond in sein Gesicht... Es ist ein junger König. Und es zieht ihn ins Dunkel. Es umhüllt ihn ein schwerer Traum.“

Aber dem, der aufmerksamer zuhorcht, stoßen alte Erinnerungen auf. Was ist die Bilder- und Wortpracht dieses Werkes anders als ein Nachhall von Ibsens „Kaiser und Galiläer“, von dessen „Drittem Reich“, in dem Christentum und Heidentum sich zu einem dritten, schöneren Bunde vereinen? Paradies oder Elysium, Jesus Christus oder Dionysos: — an wen glaubt Gerhart Hauptmann im Grunde? Wir wissen es nicht. Und so ist es überall bei ihm. Er gelangt nie mehr heraus aus der Dumpfheit der Gefühle, der Verworrenheit der Gesichte, der Zerrüttung und Unklarheit des Schaffens. Und traurig fast mutet es an, zu sehen, wie er kraftlos, ermattet am Sisyphussteine wälzt.

Und erst die andern Bahnbrecher! Sudermann war in den letzten Jahren ein fast verschollener Name; neue sind an seine Stelle getreten: Schnitzler, Schönherr, Thoma, Frenssen, Ruederer und wie sie sich alle nennen. Aber es gehört kein Prophetengeist dazu, um schon heute zu sagen: eine kurze Weile, und auch ihrer ist man überdrüssig. Vor wenig Wochen fuhr ich über den Gardasee und sah in Salo wieder des toten Otto Erich Hartleben Villa: sie ist heute ein Gasthaus geworden, dessen Besitzern der Name des Toten wohl nur als Attraktion dient. Ist es anders mit seinen Werken? Und es war doch ein so großes Geräusch des Lobes, als er noch lebte; und auch er war doch im Munde seiner Verehrer der „heimliche Kaiser“ der Kunst. Was ward aus Hermann Bahr? In seinem eben er-

schienenen Novellenbändchen „Stimmen des Bluts" versucht er sich am letzten Strohhalm aller Versandenden: an der feisten Zote.

Das ist das Ende des Naturalismus: die freche Farce. So jammervoll dachte wohl keiner seinen Zusammenbruch . . .

Aber jetzt? Wohin gehen wir? Wo ist der Weg nach Monsalvat?

Das bezeichnendste Merkmal der gegenwärtigen modernen Kunst ist eine allgemeine Erschöpfung. Nicht als ob weniger Werke alljährlich in die Welt hinauswanderten; im Gegenteil. Aber was die Moderne heute schafft, ist Epigonenarbeit. Epigonen sind Hofmannsthal, Stefan George, Zweig, Vollmoeller. Wie konnte selbst ein so kluger Kopf wie Richard M. Meyer in Hofmannsthal und George neuschöpferische Dichter bewundern? Ihr preziöser Stil ist doch nichts weiter als die Nachahmung des Stils des alternden Goethe — der Weimarer Exzellenz, nicht des Frankfurter und Straßburger Jünglings und Mannes. Wie senil ist nicht eine Kunst, die von sich selbst bekennen muß: „Und einfach hab' ich schon verlernt zu fühlen." Ein Pfauenrad schöner Worte wird vor uns geschlagen, ein sibyllinischer Gesang gestammelt: — und das ist alles.

Aber tun wir nicht unrecht! Hoffnungsvolle Knospen treiben doch wieder überall; neue und große Ansätze werden gewagt. Meyer hat recht: den Künstlern unserer Zeit mag man alles absprechen, Größe, Kraft, Persönlichkeit; eines haben doch die meisten von ihnen: Ernst, echtes Bemühen.

Oder gab es einen Künstler, der seit den Zeiten der Romantik noch so groß und hoch vom Künstlerberuf dachte als der im Mai dieses Jahres verstorbene Prinz Schönaich-Carolath? Seit Schlegels und Eichendorffs Kunstreflexionen steckte keiner des Dichters Ziel so hoch als Schönaich in seinem „Bergpsalm":

Ein Schneeberg ragt ins heiße Land,
Der seine Schroffen leuchtend zückt,
Tief unten wogt im Sonnenbrand
Die Fläche goldschwer, halmerdrückt.

Dort hasten Menschen ohne Ruhn,
Der Scholle nah, der Frohn gewöhnt,
Nach Gut und Geld in hartem Tun;
Die Sichel klingt, die Kelter dröhnt.

Doch mahnend rauscht vom Berg ein Duft,
Der kühl das Haar des Schnitters wirrt,
Und leise durch die Flimmerluft
Ein Ahnen ew'ger Ernten irrt.

So sendet weltfern der Poet
Dem Volke, das in heißem Streit
Arm und gebückt am Pfluge geht
Die Botschaft großer Feierzeit.

Doch wir brauchen nicht erst die Toten beschwören, um Beispiele dafür zu finden, daß unsere Zeit im innersten Kerne doch viel, sehr viel ernstes und edles Wollen in sich trägt. Hören wir etwa Richard Schaukal in seinem neuesten Werke „Das Buch der Seele“: ein Jahrzehnt lang war man gewohnt, in ihm einen kühnen Wortseiltänzer zu schauen, einen Artisten ohne Kern und Untergrund, aber wie ehrlich entwickelt sich nun das Talent dieses Echtesten und Tiefsten der jüngsten sog. „Moderne“. Wir fangen an, ihm zu glauben, was er von seinen Werken selbst durch Rembrandts Mund sagen läßt:

In ihren Händen, Stirnen, Knien, Brauen
Sind Zeichen meiner Wanderschaft geschrieben
Zu den Gefilden unsrer Gottessüchte.

Aus müdem Pessimismus heraus ringt er sich nun durch zu neuen „Lebensgipfeln, drauf ew’ge Wachefeuer flammen“:

Wer aber Irdisches verflattern hörte
Wie einen hohen Flug von weißen Tauben,
Wer Wunden, die er einst im Heilen störte,
Entschlossen narben ließ, den blinden Glauben
An Gunst des Glücks, der folternd ihn betörte,
In einer Nacht voll Glanz verstieß: ihm rauben
Den friedevollen Schlaf nicht mehr Gesichte
Und Blendewunder weltlicher Geschichte.

Schlichtergreifende Lieder an Gott, die Natur, an seine Mutter entströmen ihm, und ob auch noch manchmal eine taube, gehaltlose Ähre in seinem Erntefeld schaukelt; es ist doch eine Ernte, was er gibt, es sind Garben.

Es geht eben nach all dem tollen Rausch von Verismus, Symbolismus, Mystizismus eine Ernüchterung durch die Kunst. Wie sagt der geniale Belgier Emile Verhaeren in den Leitsätzen zu seinem neuesten Werke „La multiple splendeur“? „Wir tragen, betäubt von der Welt und von uns selbst, Herzen von neuen Menschen ins alte Weltall.“ Ja: — ivres du monde et de nous mêmes; und von dieser Seelenstimmung aus strömen von den Lippen dieses wundersamsten Künstlers der heutigen Franzosen und Belgier so traute, geruhige Lieder von Freude, Glück und Innerlichkeit, daß es uns kaum mehr glaublich erscheint, daß auch die Kunst dieses Dichters ihren müden Brand einst am Herdfeuer von Schopenhauers Pessimismus angefacht hatte. Herrliche Visionen tauchen vor ihm auf, bei denen man an Fra Angelicos engelhafte Traumgesichte denken muß; man höre die Einleitung zum Liede „Die milden Mönche“ in Schaukals Übertragung:

Sind Mönche mit so selig sanften Mienen,
Daß man mit Rosen gern die Hände ihnen,
Mit Palmen, schmückte; blauen Baldachin
Ließ ragend über ihren Häuptern ziehn,
Und ihren Schritten durch das Tal der Zeiten,
Möcht' goldnen Pfad in Silbersaum bereiten:
Sie würden längs der Seen Gestaden schreiten
Wie Lilien, die das Ufer still begleiten.

Das ist nichts als die Übersetzung des bekannten Tanzes der Auserwählten im Paradiese von Fra Angelico in Worte; wir spüren die tiefe Ergriffenheit des Künstlers, der Angelicos Visionen nachfühlte; und wir freuen uns, daß der stille Mönch von San Marco zum Lehrmeister und demütig verehrten Vorbilde der Übermodernsten wurde.

Es ist überhaupt ein Zeichen der Zeit, daß heute große Themen in der Kunst wieder zu Ehren kommen; vor allem auch solche mit übersinnlichem Anklang. Wiederholt wurde schon darauf hingewiesen, wie die Heilandsgestalt mehr und mehr die Herzen der Künstler ergreift; und ich glaube da an wirkliche Durchdrungenheit der Kunst, ich eigne mir nicht Marx Möllers spöttisches Wort an:

Das ist ein Zeichen unsrer Zeit,
Nun kommt der Heiland in die Mode.

Wie tauchen nicht von Jahr zu Jahr Bücher über die christliche Mystik des Mittelalters, über Franziskus von Assisi, über Katharina von Siena aus dem Boden! Der Weltverzicht, die visionäre Innerlichkeit des großen Ordensstifters von Assisi wäre der älteren Künstlergeneration, etwa einem Paul Heyse, rein unverständlich gewesen; Heyse wird ja in seinem Roman „Wally die Zweiflerin" selbst an Christus irre, und warum? „Weil Christus keine Familie gründete." Mit solchen Flachköpfigkeiten in so heiligen und hohen Dingen konnte man vor einem Menschenalter noch auftreten; heute würde einer, der Paul Heyse in der Kunst hier nachsprechen wollte, unter Zorn aus allen Tempeln der Kunst hinausgejagt, von Gläubigen wie Ungläubigen. Gewiß mag der Anstoß zu dieser Verherrlichung des Mystischen, Religiösen bei manchem Künstler zuerst von der Mode ausgegangen sein, aber zuletzt ergriff es ihn doch mit elementarer Gewalt. Man horche dem Lied eines Schaukaljüngers, Adolf Schirmers (Aus „Gedichte" von Adolf Schirmer, München, 1908, Georg Müller); gewiß ist viel Sinnlichkeit, viel leerer Klang, viel tönendes Wortgeräusch in manchem Lied Schirmers; aber Lieder wie das folgende sind doch echt, ehrlich, gelebt und nicht gemacht:

Franz von Assisi in Spoleto.

Es klirrt das Mahl, der rote Zyperwein
Befeuert schon den Tanzschritt toller Paare,
Die Mandolinen schmelzen. Wunderbare,
Seltsame Weisen fluten durch die Reihn

Scherzender Damen. Kecke Kavaliere,
Mit schmalen Lippen, die in Glut gerieten,
In Seidenwams und Federhut. Sie bieten
Auf einer Spitze lächelnde Tourniere

Um Tanz und Tod, gleichviel. Mit einemmal
Umflattert's dich wie kaltes Flügelschlagen
Lärmender Vögel, die sich schnatternd streifen,

Und jäh eröffnet sich der hohe Saal
Zu Himmelsfernen; in den goldnen Reifen
Der Sterne schwebt, von Engeln fortgetragen

Ein göttliches Gesicht mit sanftem Klagen.

Und das alles sind nur Proben aus vielen gleichartigen Dichtungen der jüngsten Modernen, nur ganz karge Beispiele aus dem Erwachen einer größeren, zu edleren Zielen gerichteten Kunst als die war, die der Naturalismus und seine Ableger bringen wollten. Sie ließen sich um Dutzende, um Hunderte vermehren.

In uns aber, die wir vom Standpunkte des katholischen Kulturideals diese Entwickelung betrachten, reift mehr und mehr die Überzeugung, daß selten in den letzten Jahrzehnten das Ackerland der Kunst so bereitet war für große, reiche Ernten als heute. Bereitet auch für reiche Ernten christlichen Kunstschaffens. Lassen wir ab vom deklamierenden Katholizismus, von der Nörgelsucht, der negativen Kritik, der Verkleinerung, der Verschüchterung unserer Künstler! Freien Raum und ehrliche Anteilnahme an ehrlichem Schaffen: das tut vor allem einer hochgerichteten Kunst not, soll sie nicht im Keim ersticken. Niemand will ein Ghetto, niemand eine Mauer um uns, niemand einen Schlagbaum vor der großen Heerstraße nationaler Entwicklung; was wir wollen, das ist (um im Bilde zu bleiben) nur das Recht, unsere Harfe selbsteigen stimmen zu dürfen und uns nicht die sinnlose, vom künstlerischen Standpunkt aus unmögliche Zumutung machen zu lassen, so wie die Modernen zu singen — einzig um der Uniformierung willen. Für nationalen Paradedrill in Kunstdingen danken wir; dazu sind wir noch nicht intellektuell bescheiden genug.

Im Gegenteil: wenn der Katholizismus in der Kunstentwicklung als Lebensmacht auftreten, auch in ihr sein Kulturideal geltend machen will (und das muß er, weil alle Kunst Teil und Blüte der Kultur ist),

so haben seine Künstler die Aufgabe, ihre Persönlichkeiten so ungebrochen und restlos wie möglich in ihren Werken wiederzugestalten. Denn nur so entsteht Kunst; nicht dadurch, daß man um des Ziels einer uniformierten nationalen Kunstentwicklung willen die besten Stücke seines Innenlebens herausbricht und wie der Dieb in der Nacht vergräbt. Jede Nationalliteratur empfängt ihre Größe und ihren Reiz erst durch die Vielgestaltigkeit ihrer Einzelströmungen; es heißt Tod der Kunst, wenn man das freie Fluten dieser Einzelströmungen hemmen will; lassen wir der katholischen Kunstrichtung daher gleichen Gang, gleiche Freiheit wie jeder andern.

Es ist ein Irrtum, wenn man sagt, der Bestand einer deutschen katholischen Literatur innerhalb des Rahmens der Nationalliteratur hindere die gemeinsame Andacht zum Schönen. Vielleicht zeigte das nichts deutlicher als der diesjährige Katholikentag in Düsseldorf. Da brach bei der Rede über Kunst und Dichtung von Prof. Dr. Meyers-Luxemburg der am meisten stürmische Beifall los, als er die wunderbaren Schlußverse des Liedes „Ver sacrum" von Prinz Emil Schönaich-Carolath zitierte. Und der Prinz Schönaich war doch erklärter Protestant, und Prof. Meyers ist, wenn ich nicht irre, sogar Jesuit ...

Nein, die gemeinsame Andacht zum Schönen ist nicht in Gefahr, wenn auch wir — dem Sehnsuchtszug unserer Tage zu höheren Lebensgipfeln folgend — auf unsere Lebensgipfel steigen. Auf den Lebensgipfeln der andern wölben sich vielleicht in dunkelblauem Licht die Grotten Buddhas, oder es fliegen die Tauben durch die Marmortempel von Venus Kythere, oder es rauchen die Sonnwendfeuer der Diener Wodans und Lokis. Auf unsern Lebensgipfeln ragt das Kreuz; und das Kreuz ist das zweitausendjährige Schirmzeichen der Kunst.

Dabei befinden wir uns voll und ganz in Einklang mit allen ernsten und tiefer dringenden Literaturhistorikern auch unserer Tage. Wie schließt doch Max Koch seine Literaturgeschichte? „Für alle Zeiten und für alle Kunstschulen behält volle Geltung Schillers Mahnwort, daß der wahre Dichter mit erhabenem Sinn das Große in das Leben legen müsse, nicht darin suchen dürfe. Und wie verschieden von Schillers eigenen Werken das deutsche Drama und die ganze deutsche Literatur künftig sich auch gestalten mögen, ein Höchstes und dauernd Wertvolles wird nur geschaffen werden, wenn sich im Dichter mit der Begabung auch der hohe sittliche Sinn und das hohe Verantwortungsgefühl des Künstlers für die ihm anvertrauten Geistesgaben einen, wie sie in unsrer klassischen Literaturperiode in der Persönlichkeit unserer großen Führer lebendig waren."



Aus Zeitschriften und Büchern.

Wilhelm Raabe als Lyriker. Von Wilhelm Raabes Lyrik wird wenig gesprochen. Hinter dem Meister erzählender Kunst tritt der Lyriker Raabe so gewaltig zurück, daß man halb verwundert, halb gespannt hinhorcht, was uns Wilhelm Brandes im „Eckart" (ein deutsches Literaturblatt, hrsg. vom Zentralverein für Gründung von Volksbibliotheken) über „Wilhelm Raabes lyrische Zeit" zu sagen weiß. Wir hören da, daß Raabe verhältnismäßig spät mit dem „Versemachen" begonnen hat. Seine beiden ersten Bücher enthalten keinen einzigen Vers, „soviel heimliche Lyrik auch wie Quellwasser darin rauscht". Erst gegen das Jahr 1858 entdeckte er auf einmal, daß er auch Gedichte machen könne, und nun erscheint kaum eins seiner Bücher ohne mehr oder weniger reichen Liederschmuck. Zunächst wachsen aus und zu seinen Historien balladenartige, auf den Zeitton gestimmte Liedchen und Verse, die eigens zum Einlegen in die Prosahistorie bestimmt waren. In manchen dieser Lieder konzentrieren sich Motive aus früheren Werken. Daneben machen sich romantische, zumeist an Heine und Eichendorff anklingende Nachklänge bemerkbar, bis endlich ganz eigene, erlebte Töne hervorbrechen, wie in dem anmutigen Frühlingsbilder in „Einer aus der Menge":

Sprang der Osterhas
Durch die grünende Welt;
Kinder und Verliebte
Suchten im sonnigen Feld.

Welch ein schönes Nest
Hat mein Liebchen entdeckt!
Unterm Veilchenbusch
Fein war es versteckt.

Viele schöne Eier
Lagen glänzend darin
Und mein holdes Liebchen
Kauerte neben es hin.

„Eier rosenrot!
Eier himmelblau,
Keins von ihnen schwarz!
Keins von ihnen grau!"

Die rosenroten
Waren voll Küsse;
Die himmelblauen
Waren voll Lieder; —
Und Dämm'rung ward es
Eh' wir nach Hause kamen.

Nun kommt die Zeit der Wiedererweckung des Nationalgefühls im deutschen Volke und mit Feuereifer tritt Raabe als Mensch und Poet in die nationale Bewegung ein. Ganz erfüllt und getragen von diesem edlen nationalen Pathos ist das lyrische Vorwort zu der Erzählung: „Nach dem großen Kriege", sowie das Lied wandernder Studenten am Schlusse des Buches:

Ans Werk, ans Werk mit Herz und Hand,
Zu bauen das Haus, das Vaterland!...
Wühlt auf den Grund und fürchtet euch nicht,
Wenn nieder das alte Gemäuer bricht!...
Keine Hand so schwach, keine Kraft so gering,
Sie mag tun zu dem Bau ein gewaltig Ding;
Mancher Geist gar stolz von gar hellem Schein
Mag doch nur verwirrend leuchten darein!
O bietet die Herzen, o bietet die Hand,
Daß sich hebe der Herd im Vaterland!
Ans Werk, ans Werk, es ist Gottes Will'!
Fluch dem, der dem Rufe nicht folgen will:
Ans Werk! Ans Werk!

An diese politische Periode des Lyrikers Raabe schließt sich endlich die letzte und reichste, der Ausklang seiner eigensten Dichterpersönlichkeit, seiner inneren Kämpfe und Stimmungen. Zu dieser Periode leitet die Dichtung „Der Kreuzgang" hinüber; da legt der Dichter sein Ringen um den Glauben, den er nicht finden kann, einem unglücklichen Mönche in die Seele. Nun weicht die Nachempfindung dem eigenen Durchleben und Durchleiden; obwohl auf dem Boden der Romantik wurzelnd, findet der Lyriker Raabe nun ganz eigene Klänge. Eines der schönsten Lieder aus dieser Periode ist sein „Mondlied":

Schweige in deinem Schmerze,
Geh vor aus deinem Haus
Und trag dein armes Herze
An Gottes Herz hinaus.

Weil' nicht im dunklen Walde,
Unter den Tannen nicht;
Über die Blumenhalde
Trag deinen Schmerz ans Licht.

Wenn hinter dir versunken,
Was Ohr und Auge bannt,
Dann hält die Seele trunken
Das Firmament umspannt.

Wie aus dem Nebelkleide
Der Mond sich glänzend ringt,
So aus dem Erdenleide
Aufwärts das Herz sich schwingt...

Ein anderes „Mondlied" aus dem „Letzten Recht" variiert denselben Gedanken:

Tritt vor aus deiner Kammer
Und trage deinen Schmerz,
Trage des Weltlaufs Jammer
Der Ewigkeit ans Herz.

Das Ewige ist stille,
Laut die Vergänglichkeit;
Schweigend geht Gottes Wille
Über den Erdenstreit.

Merkwürdigerweise ist die lyrische Entwicklung des Dichters mit dem Jahre 1862 nahezu abgeschlossen, obwohl er noch im Laufe eines Vierteljahrhunderts 24 Bände Prosadichtungen dem deutschen Volke geschenkt hat. Warum Raabe in sich selbst „einen Dichter niederzwingt, der, in der Sprache der Götter, Hohes, Höchstes sagen könnte, wenn er ihm die Freiheit dazu gäbe", darauf findet W. Brandes drei Antworten: Erstens mußte der Dichter, um von seiner Feder leben zu können, Jahr für Jahr einen Band herausbringen und konnte sich daher den Luxus der Lyrik nicht gestatten. Zweitens: „Raabes Seele hing nicht am Vers, sondern von jeher an seiner Prosa." Durch das reine Wort der Prosa war ihm „alles Höchste und Tiefste erreichbar auch ohne die leidigen Kompromisse mit Rhythmus und Reim"; er scheint sich selbst in der Lyrik nur für einen Dilettanten gehalten zu haben, denn dem Rektor Fischarth im „Däumling" legt er einige seiner besten Verse in den Mund und stempelt ihn doch zum Dilettanten, dessen erfreulichste Eigenschaft es ist, daß er die Welt mit solchen Versen verschont. Drittens: Raabe besaß die Kraft, alles aufzugeben, was ihn hinderte, in die Tiefe seiner Natur hinabzusteigen und sie zu zwingen, ihr Eigenstes und Bestes zu geben. So gab er manche früher nebenher gepflegten Formen der Prosadichtung und zuletzt als Wissender und Weiser auch die Versdichtung auf. Gerade „dieser grandiosen Vereinseitigung verdanken wir die Vollendung des Humoristen größten Stils, den unser Volk im letzten Jahrhundert hervorgebracht hat". F. E.

„Katholische Dichter". In der neuesten Auflage seiner Literaturgeschichte hat E. Engel den Deutschböhmen A. Schott unter allen katholischen Schriftstellern als den einzigen hervorgehoben, der bei seinem Schaffen keine andern Absichten verfolge als rein literarische (siehe Gral Nr. 11). Nach Engels Ansicht schreiben also die andern katholischen Schriftsteller nur mit der ausgesprochenen Absicht, für ihre Kirche Propaganda zu machen. Wenn dem so wäre, hätte nur der ein Recht es zu tadeln, der gleichzeitig alle Literaturwerke verwirft, die mit der ausgesprochenen Absicht geschrieben wurden, die katholische Kirche, überhaupt Religion und Sittlichkeit verächtlich und

verhaßt zu machen. Es ist aber gar nicht wahr, daß die katholischen Schriftsteller — wenige Ausnahmen abgerechnet — den Anstoß zu ihrem Schaffen von dieser Absicht empfangen. Auch vom katholischen Dichter wird zu allererst die literarische Berufung, die Weihe des Gottesgnadentums gefordert. Aus der vorhandenen Begabung entquillt ganz natürlich, ohne andere Absicht, der Drang zum Schaffen. Aber dieses Schaffen wird, auch ohne jede Absicht, die wesentlichen Züge der Dichterpersönlichkeit tragen, also auch den allerwesentlichsten Zug, gewisses beständiges Eingetauchtsein in die Atmospäre katholischen Lebens. Das allein, nicht die bestimmte, auf werbekräftige Hervorkehrung der Schönheit und Güte unserer Religion gerichtete Absicht macht den katholischen Dichter. Ein katholischer Dichter ist also jeder Dichter, der zugleich gläubiger, aus dem Glauben lebender Katholik ist. Das muß durchaus nicht aus jedem seiner Werke hervorgehen, äußert sich oft nur als ein gewisser Duft der gläubigen Seele, nur feinen Sinnen erkennbar, vor allem aber in dem entschiedenen Willen, den Äußerungen katholischen Lebens dort ihr Recht zu lassen, wo die dichterische Wahrheit es gebieterisch verlangt. Zumeist ist das, was Übelwollenden als gesuchte Absichtlichkeit erscheint, nur eine notwendige Äußerung der dichterischen Persönlichkeit. Herr Engel hat sich natürlich keine Mühe genommen, um sich diese Sachlage ein wenig klarzumachen, und kommt daher auf Grund der Tatsache, daß A. Schott ausgesprochen religiöse Fragen selten oder nur ganz von ferne in seine Romane hineinspielen läßt, zu seinem höchst oberflächlichen Urteile.

Als diese Zeilen schon geschrieben waren, fanden wir in der Bücherwelt (Nr. 12, S. 235) eine ganz ähnlich lautende Antwort auf unsere Frage, nur in mehr negativer Fassung. Hermann Herz schreibt dort: „Ich nenne jeden wirklichen Dichter, der als Katholik geboren und in seinen Werken sich mit der katholischen Religion nicht in Widerspruch setzt, einen katholischen Dichter.“ Durch die beigefügten Einschränkungen nähert sich Herz jedoch stark unserer Auffassung. Er rechnet nämlich zu den katholischen Dichtern nicht: 1. jene, die mit ihrer katholischen Religion die Mitarbeit an entschieden kirchenfeindlichen Zeitschriften vereinigen können; 2. jene, die in ihren Werken „schweinigeln“; 3. jene, die sich Katholiken nennen und trotzdem die Grundlagen der katholischen Religion verhöhnen oder bekämpfen. Wenn man diese drei Gruppen ausscheidet, so werden tatsächlich nur die positiv gläubigen und diesen Glauben auch öffentlich bekennenden Katholiken übrigbleiben; diese aber werden, auch wenn sie als Dichter rein weltliche Stoffe behandeln, ganz ohne Absicht doch ihrer Kirche dienen, wie jeder ihr dient, der das Wahre, Gute und Schöne rein empfängt und rein darbietet, wie es aus den Händen Gottes hervorgegangen ist. Hg.

Die moderne Literatur als „Gottsucherin"? Man spricht ja so viel von der religiösen Sehnsucht unserer Zeit. Vernehmen wir daher die Stimme eines Wissenden, der uns auf die Frage nach dem Ziele der Entwicklung unserer Literatur eine klare Antwort gibt. Leo Berg, der kürzlich verstorbene angesehene Kritiker, dem wir wegen der hervorragenden Eigenschaften, die er zum Kritikeramt mitbrachte, im letzten Hefte einen Nachruf gewidmet haben, schildert in seinem Büchlein „Heine, Nietzsche, Ibsen" die „Tragödie des Individualismus", der in Ibsen mit der Ethik noch nicht fertig werden konnte, aber einst fertig werden wird. Was Berg hier von Ibsen sagt, das kann und muß folgerichtig auf die ganze Entwicklung der modernen Literatur angewendet werden. Hören wir:

„Ibsen ist der Abschluß einer großen geistigen Entwicklung, die er noch einmal schaudernd durchgedichtet hat, der Revolutionär, dem in der Brust ein Anwalt der bedräuten Welt entstand. Und weil er so konsequent war, revolutionierte er die Geister. Denn bewegt sich einmal die Entwicklung zum Individualismus, dann gibt es keinen Halt mehr im Staat und in der Gesellschaft. Der Mensch muß erst frei werden, er selbst, um seine Stellung zu ändern und im Ganzen zu finden, muß sich, wie Nora, allein mit sich befassen, „lediglich auf sich selbst angewiesen sein!" Die Revolution im Äußeren, die Spezialrevolutionen der Politik gehen Ibsen nichts mehr an. „Worauf es ankommt, das ist die Revolutionierung des Menschengeistes." Alles das von heute, das fällt, kündet Nietzsche, mit dem Ibsen in merkwürdig vielen Punkten übereinstimmt. Die Kirche hat der moderne Geist überwunden, auch der Staat wird und muß überwunden werden. Denn der einzelne ist nach Zarathustra die jüngste Schöpfung, dem aber das Alleinsein mit dem Richter und Rächer des eigenen Gesetzes noch furchtbar ist. Ibsen hat beides gewußt und gefühlt und dargestellt. Er glaubte am Vorabend einer neuen Zeit zu stehen und sah das dritte Reich heraufdämmern, das uns von Staat und Kirche, von Volk und Christentum in gleicher Weise befreien wird. Der einzelne Mensch, dem die religiöse und philosophische Arbeit der letzten Jahrhunderte gewidmet war, der befreite, aus allem Zusammenhange herausgerissene Mensch, oder vielmehr der Dichter selbst als dieser einzelne, ist der Inhalt seines Dramas. Seine Mißbildungen hat er verspottet und karikiert, also auch, was in ihm selbst für diesen höheren Menschen verpfuscht war, eben weil er ihn in seiner Schönheit und Herrlichkeit ahnte, weil er das Ideal von sich im Geiste hatte. Aber diesem Ideal galt sein heimlicher Sang. Der Mensch der Zukunft wird einst ohne Schuld den Tag in Lebensfreude genießen können und den Adel der Welt bilden."

Also hier wird deutlich das Ziel unserer literarischen Entwicklung, die nichts anderes als die konsequente Entwicklung zum äußersten

Individualismus ist, ausgesprochen: Das dritte Reich, das Staat und Kirche, Volk und Christentum überwunden hat. Und von dieser Entwicklung sollen wir Katholiken uns ins Schlepptau nehmen lassen? Sollen auch wohl unsern Teil zur Überwindung der Kirche und des Christentums beitragen? Nein, da gibt es kein Liebäugeln, kein Paktieren, kein Mitlaufen, da gibt es nur ein energisches „Zurück“, ein Einlenken auf den Weg zum alten Wahrzeichen des christkatholischen Idealismus, zum heiligen Gral! M.



Kritische Gänge.

Mein Herz. Gedichte von Isabella Kaiser. 8⁰. 106 S. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Stuttgart und Berlin. Geh. Mk. 2. —. Geb. Mk. 3. —.

Eine Schweizerin, die in dieser Zeit einen Roman auf kulturellem Hintergrunde beendet, hat uns kürzlich einen Poesieband geschenkt. „Mein Herz“ betitelt er sich, und Isabelle Kaiser heißt seine Autorin. Wir kennen sie alle und zählen sie stolz zu den Unseren. Früher schrieb sie französisch. Deutsch hat sie uns die Novellenreihen „Wenn die Sonne untergeht“ und „Seine Majestät!“ beschert, auch den ursprünglich (und zwar vor längerer Zeit) französisch abgefaßten sozialen Roman „Vater Unser“ . . . Jetzt folgt diese Sammlung deutscher Gedichte: eine Widerspiegelung des Tiefsten in ihr. Dieses Tiefste aber ist deutsch, urdeutsch, ausgeströmt in eine Sprache, die nur durch Schmelz und Schmiegsamkeit, auch wohl durch sprühendes Feuer an romanische Affinität erinnert, während ihr oft wundervoller Orgelklang direkt aufs Germanische weist. Den empfindungs- und gedankenschweren Inhalt deuten die Kapitelüberschriften an: Amori et dolori sacrum, Visionen, Heimat und Ferne, Vom erloschenen Herd. Das einleitende Gedicht „Woher?“ darf uns nicht als Motto gelten. Es ist bezaubernd in seiner Stimmungssüße, aber alles andere als bezeichnend für den Menschen im Menschen, der bei Isabelle Kaiser zweifellos auf klare Unmittelbarkeit zielt; der weiß, daß sein Weg aus Gottesnähe durch Leid und Lust zu Gottesgemeinschaft führt.

An Isabelle — die Schweizer nennen sie oft nur so — ist alles echt. Sie kann irren, aber sie kann nicht täuschen. Mit großem, reinem, intuitivem Dichterauge schaut sie auf die Welt, nimmt sie sie in ihr von Menschen- und Gottesliebe glühendes Frauenherz auf, vergeistigt sie sie mit den universalen Kräften ihrer gütigen, Erde und Himmel umspannenden Seele. Das ist die Haupteinwirkung dieser glück- und noch mehr schmerzverklärten Poesie. Nicht alles

darin ist gleichwertig, vieles aber rund und voll ausgeglichen, während einzelnes nur Vervollkommnung verheißt. Im ganzen erhält man den Eindruck einer sieghaften, just an diese menschliche und künstlerische Individualität gebundenen Ursprünglichkeit von bereits weit vorgeschrittener Ausreifung. Mit am schönsten sind die ganz knappen Natur- und Erinnerungsbilder, durchbebt, durchschauert von persönlichstem Erfassen, unmittelbarer vereinender Hingabe. Als wuchtig bedeutend geben sich einzelne der „Visionen", so Segantinis Tod, Schiller, Beethoven, Totenfest, Alles ist ruhig am Schipkapaß. Wie ernst, wie verantwortungsbewußt diese Dichterin das Leben faßt, zeigen Stücke wie „Todesritt" und „Gehorsam".

Schon wurden „drüben" autoritative Stimmen zugunsten dieser Isabelle Kaiserschen Neuveröffentlichung laut. Sorgen wir, daß sie nicht bloß als Echo herübertönen. An uns ist es, die Unseren zu ermutigen, zu fördern, indem wir nachdrücklich auf sie verweisen und dankbar von ihnen entgegennehmen. — Das nächste Mal sei an dieser Stelle von einem jetzt noch unter der Presse befindlichen Werke die Rede: von M. Herberts „Lebensliedern".

Albert Christiani.



Bücher-Anzeigen.

Dr. Hermann Stodte, Leiter des Realgymnasiums i. E. zu Strausberg bei Berlin, Friedrich Hebbels Drama aus der Weltanschauung und den Hinweisen des Dichters erläutert. Stuttgart, Verlag von Wilhelm Violet 1908. 8°. 57 S. Preis 80 Pf.

Ein Büchlein, des nicht nur interessiert, sondern festhält. Auch durch seine Anreizungen zum Widerspruch. Mit Recht betont der Verfasser, daß Hebbel noch lange nicht zu unserm geistigen Besitz gehöre. Die Kritik wende auf ihn vielfach die aus Shakespeare und den Klassikern gewonnenen Maßstäbe an und übersehe völlig, daß Hebbel auf neuer Grundlage dem griechischen und shakespearischen ein drittes, durchaus neues Drama höchsten Stils an die Seite setzen wollte. Sein Drama bilde eine Brücke in die neue Zeit, in der wir den alten, ewigen Erscheinungen des Menschenlebens wieder (das „wieder" rettet den Passus) scharf ins Gesicht sähen und sie als Probleme empfänden.

Aber was sich zwischen und nach diesen Ausführungen einschiebt, fordert Einschränkung, teilweise Verneinung: Den neuen Weg mit Hebbel zu gehen, würde dadurch so schwer, daß er sich nicht leutselig zu uns herabließe, sondern daß er als ein wahrhaft großer und geborener Fürst uns warten ließe, bis wir, durch ihn selbst geadelt, seines Umganges würdig geworden seien. Erst wenn wir mit eigener Anstrengung auf der Höhe seines Standpunktes angelangt seien, öffne sich die Weite des Blickes in offenes Neuland mit dem Menschheitshorizont, an dem Hebbels übergroße Gestalten wandeln. Nicht allein sei der Problemsteller Hebbel ein Typus des germanisch-deutschen Dichtersehers, der gezwungen von seelischem und sittlichem Drang die chaotischen Wirrnisse des wirklichen Lebens in das sym-

bolische Gebilde des großen Kunstwerks aufzulösen strebe: auch seine Persönlichkeit, die durch Irrtum und Erniedrigung zu höchstem Adel gelangt sei, müsse als einer ihrer Führer unsre Jünglinge begleiten, wenn sie in das Suchen und Sehnen der modernen Zeit hinaustreten.

Die hier mit Wahrheit und Tatsächlichkeit verquickten Übertreibungen und Irrtümer sind doppelt gefährlich, wenn des Autors ausgesprochener Wunsch in Erfüllung geht: sein Buch möge nicht nur einem größeren Publikum, das Hebbels Stücke sieht, seine menschlich erschütternden Tagebücher liest, als Wegweiser dienen, sondern in erster (!) Linie die oberen Klassen der höheren Lehranstalten, in denen Hebbel „noch immer nicht heimisch ist“, für ihn völlig erobern. Es ist einfach nicht wahr, daß Hebbels Gestalten alle und immer als „überlebensgroß an dem Menschheitshorizont“ wandeln; es ist ebensowenig wahr, daß Hebbel selbst als Jugendführer par excellence dienen kann. Dazu ist seine aufs Herbe, Wilde, Autokratische veranlagte Natur samt seiner Dichtung in einzelnem zu unausgeglichen geblieben, nicht zuletzt nach der religiös-philosophischen Richtung hin; dazu mangelt ihm vor allem zu sehr der lichte, sonnige Humor, jene alles Gute unfehlbar fördernde Heiterkeit, der Jean Pauls bekannte Ehrfurchtsbezeigung gilt. Noch weniger als für Schiller oder gar Goethe dürfen wir die „völlige Eroberung“ der ob noch so vorgeschrittenen Jugend für Hebbel wünschen, auch nicht durch einen das Beste wollenden Interpreten wie Stodte, der aber, bei unleugbarer Tiefe, nicht einmal auffällige Untiefen zu vermeiden weiß: aus dem einfachen Grunde, weil er wiederholt den vor ihm liegenden Weg aus schiefem Gesichtswinkel überschaut.

Doch für den logisch geschulten und religiös-ethisch gefestigten Leser bietet die Lektüre viel positiv Anregendes, wenn auch einzelne, bisweilen fast kindliche Verstöße gegen Realität und Logik vorkommen. So S. 61 in dem „klassischen“ Ausspruch: „Agnes, der ‚Engel von Augsburg‘, ist rein und schuldlos wie Genoveva, nur darin maßlos (!), daß ihre rührende Schönheit alle hinreißt, selbst (!) den Thronerben Albrecht.“ So S. 41 in der Behauptung, „die letzte, unbedingteste Keuschheit“ gewinne Gestalt in Rhodope (Gyges und sein Ring), durch deren freiwilligen Tod „die letzte freie Tat der Sittlichkeit“, der Weg der tragischen Form völlig (!) geschlossen würde und die Idee der Welt, die sittliche Weltordnung, siegend und versöhnend (!) wie ein Abendrot auf den untergehenden Menschen ruhe. So S. 12 in der „kühnen“ Charakterisierung: „Shakespeare, der am Protestantismus (!) erstarkte Renaissancemensch“, u. a. m. — Prachtvoll wirkt in ihrer Geschlossenheit und zündenden Begeisterung die gewissenhaft gründliche Durcharbeitung des Kapitels über die „Nibelungen“. Diese paar Seiten allein bieten einen Genuß, der uns für den Augenblick fast alles Unzureichende des bisher Gelesenen vergessen läßt. Hochinteressant ist auch der „Rückblick“ — und so gebe ich dies Büchlein mit warmem Wort an die kleine Gemeinde der wirklich Gereiften weiter.

Lulu von Strauß und Torney, Neue Balladen und Lieder. Verlag von Egon Fleischel & Ko., Berlin W. 35. Gr. 8⁰. 180 S. Preis Mk. 3.—.

Schon durch ihre erste Erzählreihe „Bauernstolz“ hat diese Autorin mich stark beeindruckt: durch die Plastik ihrer Darstellung; durch das frische Ausschauen in die Welt, wie sie ist, ohne wesentliche Trübung des ästhetischen und sittlichen Gefühls; durch den psychologischen Spürsinn, der keine Einrostung kennt. Alle diese Vorzüge fand ich wieder in Lulu von Strauß’ Balladen und lyrischer Dichtung, von der in dem oben angeführten Bande uns eine imponierende Auswahl vorliegt. Mit Recht stehen die Balladen voran, deren Stoffe vorwiegend aus der geschichtlichen, chronistischen und legendären Überlieferung des germanischen Nordens gehoben sind. Kein überflüssiges Wort; alles echt dichterische Konzentration, melodische Wucht und Klarheit, mitreißende Steigerung. Daß just „Die Nonne“ an die Spitze gestellt wurde, erachte ich zum mindesten als Geschmacksverirrung. Der rein lyrische Teil des Buches überrascht in etwa durch die verhältnismäßig eng und

straff gezogene Begrenzung des Ideen- und Empfindungskreises. Aber Tiefe und Unmittelbarkeit ersetzen, was an Mannigfaltigkeit abgeht. Das für uns tiefste und unmittelbarste, weil reichhaltigste und göttlich-ewige Thema aber: das religiöse, liegt Lulu von Strauß kaum; jedenfalls gar nicht nach der positiven Seite. Daß sie sich bisweilen quasi katholikenfresserisch gebärdet, ist sattsam bekannt. Schon vom künstlerischen Standpunkte aus sollte sie diese zwiefach entstellende Mißgewöhnung aufgeben.

Helene Most, Mein Lied dem Herrn. Ravensburg. Verlag von Friedr. Alber. Kl. 8⁰. 168 S. Preis geh. Mk. 1.60, geb. Mk. 2.40.

Ein neues und, wie mir scheint, junges Talent. Das Büchlein verheißt noch mehr als es gibt. Eine Sichtung und Ergänzung, letztere durch inzwischen entstandenes Besseres ermöglicht, läßt sich gut denken. Aber auch so wie die Sammlung jetzt vorliegt, hat sie Anspruch auf gerecht-liebevolle Beachtung, auf Erwerbung für die Bibliotheken des Hauses, der Erziehungs- und Volksinstitute. Warme Gottesliebe und -sehnsucht, geweckt, erprobt und gestählt im Suchen und Kämpfen um ein früher nur geahntes höchstes Lebensgut, durchdringt diese nicht selten von kräftiger, auch volkstümlich-poetischer Begabung zeugenden Gedichte, deren Tendenz und Inhalt die Rubrikenüberschriften kennzeichnen: Am Altare, Christkindlein, Marienminne, Das Jahr, Allerlei Klänge. Als Geschenkwerk für gottinnige Seelen sei es besonders empfohlen. ms.

Richard Voß, Die Liebe Daria Lantes. Ein römischer Roman. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 1908. 8⁰. 461 S. Preis Mk. 5.—.

Schön ist anders. Von Eleonore Duse und Gabriele d'Annunzio wurde „prosaepisch" schon viel zu viel geredet: in des letzteren genial-widerwärtigem Buch Il fuoco. Thema und Themaaustragung „riecht" zum Himmel. Nun hat sich der alternde Voß desselben Stoffes bemächtigt, indem er die berühmte Tragödin unter dem durchsichtigen Deckmantel einer drollig naiv anmutenden Komödie der Irrungen zur Heldin eines ehrenrettenden Romans erkor. Er hätte es bleiben lassen sollen, um so mehr, als er sich dem Gewollten nicht gewachsen zeigte. Ganz konnte sich sein in vielem verzerrt-starkes Talent freilich nicht verleugnen, zumal in der südlichen Glut seiner Schilderung nicht. Aber der so oft von ihm gewagte Schritt vom Erhabenen zum fast Lächerlichen ist auch hier wiederholt getan. Auf ziemlich billigen Effekt deutet die Art der Vorführung von zahlreichen berühmten Modellen der jetzigen römischen Gesellschaft, bis hinauf zur Königin Margherita. — Übrigens dürfte Voß mal anfangen, seinen Stil gründlich zu revidieren: in erster Linie auf die schauderöse übermäßige Partizipialform-Anwendung hin.

E. M. Hamann.



Herausgeber: Der Gralbund. — Verantwortlicher Chefredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. Mitredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Bamberg. — Dr. Wilhelm Oehl, Wien 19/2, Nußdorf. — Verlag: Friedrich Alber, Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

3. Jahrg. | 15. November 1908. | 2. Heft.

„Tivoli. Eine Künstlergeschichte.“

Von P. Ansgar Pöllmann O.S.B. (Beuron).

I.

Durch die Campagna.

Das muß man wissen, was Campagna ist.
Ich weiß es, denn ich habe sie durchstreift
Und Seligkeit im Überschwang gefunden.
Ein Blatt aus tiefergreifender Geschichte,
Noch nicht vergilbt, nur da und dort zerrissen
Wie bunte Seiten eines Bilderbuchs,
Das immer wieder Kinderhand durchblättert.
Heut' war sie trüb, an meinem Namenstage,
So Anfang Februar, da ich entfloh,
Um nach dem Wandel unter kalten Trümmern
Am Tische lieber Freunde zu verweilen
Und statt der halben und Dreiviertel-Säulen
Noch ganze Seelen, die im Recht des Lebens
Zur Blüte schießen, in der Hand zu halten.
Doch sieh, das hätt' ich nimmermehr gedacht:
Ich glaubte schon die Trauer zu durchkosten
Wie auf Ravennas flachem, trübem Feld;
Nur Bäume, grauer Himmel, gelber Boden,
Verfallne Kirchen, wo sich Ziegelstein
Nach Ziegelstein von seiner Mauer windet,
Bis einst des Kernes goldumstrahlte Pracht,
Die letzten Zeugen großer Zeiten sinken
Und auf den Straßen bettelhafte Kinder
Des abgestorbenen Geschlechtes statt
Mit Soldis mit Mosaiksteinen spielen.

Noch war mein Auge von Venedigs Gold
Geblendet, und noch fühlt' ich hoch und voll
San Markos Kuppeln über meinem Geiste.
Der leichte Schritt von seinen Marmorstegen
Lag noch in meinem Fuß, und Melodien
Des Gondeltaktes schlug der Puls im Ohre.
Zwar war auch ich durch den Palast gegangen,
Der in der Seufzerbrücke blutig endet,
Und hatte dort die bleiche Furcht durchfühlt,
Die heute noch die laute Schönheit dämpft:
Es war der Turm der Dogen umgefallen.
Doch die Musik der fröhlichen Paläste,
Die langen Reihen edler Linienmaße,
Scamozzis und Lombardos Steingedichte
Erhoben mich zum Licht des Lebens wieder.
Und mit der himmelfahrenden Madonna
Des Meisters Tizian flog meine Seele
Durch sel'ge Lüfte in die helle Wonne,
Wo mich Bellinis sanftes Auge hielt.
Damals jedoch ward mein Gefühl verändert.
Auf seinem Grabmal hatte ich gesessen,
Die nassen Augen von der Hand umschmiegt,
Und schauernd sah ich in den Lauf der Zeiten.
Du großer Gotenfürst, Dietrich, steh auf,
Steh auf in deinen jugendfrischen Prächten
Und baue deine goldnen Schlösser wieder.
Wo ist das Meer, wo sind die Galeonen?
Das Meer, die Galeonen nicht mehr da!
Und wo die Wogen schlugen, sticht mit Fluchen
Der Ravennate seine Büffelochsen.
Fort eilt' ich, denn ich trug den Jammer nicht,
Nur immer vorwärts auf der öden Straße,
Die kerzengrade in der Fläche liegt,
Nach Classe, Sankt Apollinar zu schauen:
Der Heil'ge lag in Staub, um Marmorsäulen,
Zwar noch vom Lichte hellen Tags umflutet,
Wob sich die Schwermut wie ein flüssig Blei.
Ankona nicht, nicht Paduas Gefilde
Vermochten meine wilde Flucht zu halten,
Die erst geendet, wo des Lebens Rätsel
Im neugebornen Leben all sich lösen:

Wie ein gehetztes Wild stürzt' ich verwundet
Zu Rom dem heil'gen Petrus vor die Füße.
Nur langsam fand sich dort mein Herz zurecht·
Und gab sich drein in aller Schönheit Ende.

So glaubt' ich also, daß es wiederkäme,
Der Krampf in einer menschlich warmen Brust,
Wo Trümmer fallen und dann liegen bleiben.
Heut' war sie trüb, trüb wie Ravennas Luft,
Und unwillkürlich schloß ich da mein Auge,
Denn damals kannt' ich die Campagna nicht.
's war still im Zug. Schweigsame Arbeitsleute
Drückt morgens früh ein trübes Wetter nieder.
Mir gegenüber saß ein ausgepichter,
Verwitterter, vernarbter Kampagnese
Und zog den grauen Schäfermantel dicht,
Denn seine Ziegenfelle um die Lenden,
Die mochten ihm vor fünfzig Jahren wohl
Des Winters Kälte abgehalten haben;
Heut' waren sie wie Bretter glattgeschabt
Und knisterten, wenn er sich in die Ecke
Mit leisem Schüttelfrost aufs neue drückte.
Mir ins Gesicht blies er den scharfen Rauch
Des schwarz gewordenen Toskanastummels,
Wie man sie von den Straßenjungen kauft
Am Boca della verità das Dutzend
Um einen Soldo, Lese von den Korsen.
Und dann nach jedem Zug — bitt' um Verzeihung —
Geschah, was nun einmal ein Italiener
Nicht lassen kann, geschah es, daß er spuckte.
Ich zog mein Skapulier hübsch in die Höhe
Und mochte wohl, was ich gedacht, durch Mienen
Nicht allzu zweifelhaft verkündigt haben,
Denn plötzlich sah ich durch den blauen Dunst
Zwei große, schwarze, glutgefüllte Augen,
Das Weiß mit roten Äderchen durchzogen,
Die Lider klaffend und in Blut entzündet,
Auf mich gerichtet. „Werter Herr, erlaubet
Ihr mir in Güte, daß ich weiterrauche?“
Die Fistelstimme hätt' ich diesem Leibe
Nicht zugetraut, sie klang mir nicht sympathisch.

Allein, wie er nach seinem Filze griff,
Sich etwas hob und in den Schultern wiegend
Mit aller Grazie, die in Umbrien wohnt,
Sein Kompliment aus blendend weißen Zähnen
Mir bot, mußt' ich versöhnt ihm freundlich lächeln.
Grau war sein Scheitel, goldne breite Ringe
Trug er im Ohr. — „Ich bitte sehr, zu rauchen.“
Ja, Grazie wohnt in den Trümmern all,
Als wäre das Gefäß der Schönheit nur
Zerschlagen worden, um sie auszubreiten,
Ein Duft wie von Marias Salbenkrug.
„Viel tausend Dank“, war seine Gegenantwort.]
Verbindlich neigte er den Kopf, auf den
Er dann den Filz mit gleicher Anmut drückte,
Strich sich das unbehaarte Kinn und zog
An seinem schwarzen Stummel lang und — spuckte.
Da sah ich auch, daß eine leise Röte
Ganz äußerlich auf seinen Wangen lag,
Die doch zu einem Kopf gehörten, dessen
Aschfahle Farbe solche Rosen haßte.
Er mußte wohl von einem Feste kommen,
Daß er der Schönheit den Triumph gezollt
Und Jugend mit der Schminke hergezaubert.
Sieh da, und jetzt erkenn' ich auch, was ich
Als seltsames Gepäckstück lang studierte:
Den Dudelsack daneben auf der Bank. —
Ich schaue sinnend durchs behauchte Fenster,
Da schwanden eben schon die Ziegeltrümmer
Von Tor de' Schiavi, doch in meinem Auge
Hielt ich sie fest und dachte an Ravenna.
„Cervara!“ seid gegrüßt, ihr Künstlergrotten —
Da plötzlich springt der Alte auf, noch fahler
Ward sein Gesicht, noch glühender sein Auge,
Und auf der andern Seite von der Bank
Reißt er ein Bauernweib, das ich bisher
Ob meines Gegenübers kaum beachtet.
„Schau, Lisa, schau! hier fing das Elend an.
Cervara, hm! weißt du noch jenen Abend?
Die Lampen leuchteten so durch die Nacht.
Schau, schau, Cervara, hm! O Lisettina!“
Die aber schaute, schaute voll und lang,

Als söge sie all der Erinn'rung Stätten
In sich hinein: O armes Menschenherz,
Wie gerne tränkst du dich mit Bitterkeiten!
Und ihre wunderbaren Lippen zuckten,
Und ihre langen Wimpern zuckten auch.
Dann sank sie nieder und erschluchzte laut
Und klagte Töne, die ich nicht verstand.
In Tränen schwammen ihre blauen Augen.
Sie mochte hoch an siebzig Jahre zählen.
Man sah's an ihrem weißen Haar, blond war's
Dereinst, wohl oft das Ziel verstohlner Blicke.
Wie sie da saß, noch hoch und schlank, gerötet
Von sanfter Abendglut der Lebenssorgen!
Schmal war die Hand, die hat der Hacke Schwielen
In einer treuen Hut noch nie erfahren.
Das weiße Kopftuch blendete wie Schnee
Und fiel gefällig in den schönen Nacken.
Das breite Halsband war von purem Gold,
Dukatengold mit böhmischen Granaten:
Ein Medaillon hing auf dem Busentuch
Und zeigte eines blonden Jünglings Bild
Im offenen Sammetwams, die langen Locken
Keck hinter sich nach Nazarener Art:
Ein deutscher Künstler war das ohne Zweifel.
Lisetta faßte es und sah es an
Und preßte es voll Ehrfurcht an die Lippen.
Dann, wie Gewitterschauer mählich, mählich
Zu einem leisen Regen sich besänftigt,
So flossen ihre Tränen ruhiger.
Die weißen Hände falteten sich. —
Weiter
Gings höhenwärts. Salone und Lunghezza
Vorüber schnaubte schon die Eisenbahn.
Ich sah hinaus: da weideten die Herden
Um die zerfall'nen Türme. Maulbeerbäume
Und Pappelbäume standen da und dort,
Die Eichen hoch und stämmig. Ried und Büsche,
Und dann dazwischen stehendes Gewässer.
Die Hirtenkinder schäkerten im Grase
Ums Feuer, das, am Morgen eingesunken,
Nur dünnen Rauch noch in die Lüfte sandte.

Dann stieg die Landschaft mit Olivenhainen,
Den Silbergruben der Sabinerberge,
So nach und nach den Höhen zu. Dort hinten
Die blauen Berge und an sie geklebt
Im Schein der Morgensonne Stadt und Dörfer,
Wie hinter Bagnis schwefelsauren Düften
Auf seines Hügels Höhen Palombara.
Öd war Ravenna, tot in seinem Tode,
Doch hier Bewegung ohne Aufenthalt.
Die Bäume rauschten und die Quellen sprangen.
Selbst wo die dunkelen Zypressen stehn,
Da grüßen weiße Schlösser, weiße Villen.
Das Weinlaub rankt bacchantisch fort und fort
Von Baum zu Baum und schlingt den Kranz des Lebens. —
„Herr, mit Verlaub, ich dachte mir, Ihr führet
Nach Acque álbule, zum Schwefelbade.
Doch seid Ihr nicht in Bagni ausgestiegen.
Jetzt fahret Ihr wohl gar bis nach Subjako;
Denn, wie ich seh', seid Ihr ein Mönch von oben?"
So forschte mich der Alte aus. Nicht unlieb,
Hofft' ich doch den geheimnisvollen Schleier,
Der über ihm und Lisettina lag,
Ohne verletzende Manier zu heben.
„Nein, nur nach Tivoli geht meine Fahrt,
Soviel ich sehen kann, auch Euer Ziel.
Den Freund will ich nach langer Zeit besuchen,
Den ich mir fand weit, weit von hier, o viel,
Viel hundert Meilen hinter jenen Bergen
Im Lande, wo die Alpen grün von Holz,
Und wo die Menschen wie die Engel sind.
Dort steht ein Dorf an einem klaren Bach,
Die ganze Welt strömt diesem Dorfe zu,
Des Heiles Großtat bildlich zu beschauen."
„Weiß schon, weiß schon", so unterbrach der Alte
Mir meiner Rede wohlgesetzten Fluß.
„Hab' oft von diesem Dorf erzählen hören,
Und daß es Hirten seien, hört' ich auch.
Bin auch ein Hirt. Weithin durch das Gebirge
Kennt man mich als den besten Pfifferare,
Der Kantilenen auf die Hochzeit bringt.
Und wo er kommt mit seinem Sack, Tommaso,

Da klingen alle Tamburine lauter.
Ja, lustig bin ich, Herr, so alt ich bin;
Schon fünfundachtzig zähl' ich meine Jahre.
Ja, lustig bin ich!“ Und er weinte laut.
Ein tiefes Elend saß in seinem Herzen,
Das er mir anvertrauen wollte, doch
Nun schwieg er still und schaute nach Lisetta.
Die tat die Finger auf die roten Lippen
Und mahnte mich mit ihren wehen Blicken,
Nicht weiter in das wunde Herz zu langen,
Indem sie schnell das Bild der Kette drehte,
Auf das mein Blick zudringlich forschend fiel.
Doch bald schon faßte sich Tommaso wieder
Und forschte weiter: „Also Deutscher seid Ihr
Und fahrt nach Tivoli zu einem Freunde?
Was ist denn dieser Freund?“

„Es sind gar zwei,
Und beide Herrn von Pinsel und Palette.“
„Zwei deutsche Maler, hörst du es, Lisetta?
Der Mönch will deutsche Maler wiedersehen,
Die er von seiner Heimat her noch kennt.
Ob er vielleicht uns Auskunft geben möchte?“ —
Die aber schüttelte mit neuen Tränen
Das weiße Haupt und sah mich bittend an,
Als wollte sie „Nimm's mir nicht übel“ sagen.
Nun schwieg Tommaso mit der Fistelstimme.
Ich hörte nur noch so ein „Mit Verlaub“.
Mechanisch, halb schon träumend griff er da
Nach seinem abgeschabten Dudelsacke. —

Steil gings hinauf, und immer höher schnaubte
Langsam und immer langsamer die Bahn
Und brach sich ihren Weg durch Felsentore.
Da unten liegt sie, weit wie Gottes Garten,
Von reichen Lebens Atem überhaucht;
Denn was mir trübe schien an Roms Ruinen,
War hier ein Duft verlor'ner Seligkeit.
Das Silbergraue der Olivenhaine
Schien von den alten Stämmen loszufliegen
Die Höhen abwärts durch die Weingehänge
Und mit den Ranken um die stämm'gen Pfeiler
Entlang den Gartenmauern sich zu winden.

Und breiter, immer breiter ward sein Fluß.
Hoch vom Gennaro löste sich das Blaue,
Der Schleier unentdeckter Bergesketten,
Und goß sich in das Silbergrau hinein.
Um Villen floß der blaue Silberstrom,
Das Silbermeer des Duftes der Campagna.
Wie Inseln ragten heil’ge Bäume hoch,
Uralte Haine, die des Priesters Murmeln
Wie einen Einschlag in den Duft verwoben.
Ein leichter Morgenwind bewegte wallend
Den Silberschleier, und als wär’ sie Braut,
So winkte die Campagna ihrem Rom.
Da warf die Sonne ihren Goldbrokat
Auf das Gewebe, und im Ton der Glocken
Wob in den Schleier seiner frischen Braut
Dort hinten sich der Dom des heil’gen Peter.
Zur selb’gen Stunde aber ging mein Geist
Voll Seligkeit in die Campagna ein
Und lernte da, des Lebens wahren Sinn,
Der Schönheit ew’gen Atem zu belauschen.
Was immer lebt, ist schön und ist ein Lied. —
Leis ging es an, Melancholie im Tone,
Ganz lang gezogen und aus Moll empfunden,
Einförmig Intervall, kaum Melodie.
Es war der Alte, der, als Tivoli,
In der Romantik seiner alten Mauern
Hoch an der Bergwand aufwärts angeschichtet,
Da vor uns aufstand, nach dem Dudelsack
Gegriffen, um, was Worte nicht vermochten,
Sein Herzeleid in Tönen auszugießen.
Da unten von den schwärzlichen Zypressen,
Uralte Bäume, die in Schwermut wiegen,
Erschienen diese Töne abgezogen.
Weiß blinkt der Marmor hinter ihnen durch.
Da plötzlich Nacht im tiefen Schoß des Berges.
Und als ob ihn das Dunkel des Tunnels
Von seinem trüben Denken abgelenkt,
Ließ seine langen, unbewegten Töne
Tommaso jetzt sich voller Triller lösen,
Als bliese er zum frohen Hochzeitstanze.
Mir war’s ein Traum: wie hab ich doch gesessen

In alten Resten der Vergangenheiten
Zerfall'ner Foren, Termen, Kolosseen
Und härmte mich ob all des vielen Todes
Und kannte dieses volle Leben nicht,
Das aus zerschlagner Schale aufgestiegen.
Nun Licht. Die Fenster auf! Weiß schäumen
Von ihren Wänden tosend in die Tiefen,
In abgrundtiefe Tiefen Wasserfälle.
Das also ist's: von hier aus geht das Leben;
Noch hat der Anio die alte Kraft
Und haucht die Feuchte über die Campagna.
Das Rauschen hebt den weißen Duft herauf,
Und wie ein Klingen geht es durch die Grüfte.
So sehr war ich vom neuen Lied gefangen,
Daß ich des Dudelsackes ganz vergessen.
Und meine Alten, Lisa und Tommaso?
Die hielten sich mit einem Arm umschlungen
Und warfen Küsse in die feuchte Tiefe.
So heißen Handkuß hab' ich nie gesehen,
So sah ich nie aus Augen Gluten schießen.
Ganz tief hinab, sie beugten sich hinaus,
Ich auch, doch war da unten keine Seele.
Ich merkt' es wohl, sie galten nicht dem Leben,
Die Grüße gingen in die Ewigkeit. —
Ein Menschenherz kann viele Rätsel hegen. —
Der Zug hielt an; wir stiegen aus, und um
Der Bettlermenge schleunigst zu entgehen,
Die hier in malerischen Gruppen weit
Den ganzen Bahnhofsbau umlagert hielten
Des Fremdenstromes in Geduld zu harren,
Und bis dahin in süßem Nichtstun hungern,
War ich schon an der Brücke angelangt,
Eh' ich nach meinen Alten schauen konnte.
Da kamen sie, Tommaso tief gebeugt,
Der doch so aufrecht saß an seinem Platze,
Und Lisa neben ihm wie eine Fürstin,
Die jetzt den Pfifferare überragte.
Ich wartete und grüßte mit der Hand.
Sie nickten beide, aber wortlos schritten
Sie mich vorüber. Lange sah ich nach,
Bis beide, die sich an den Händen hielten,

Dort auf der Höhe, wo die Straße links
Zur Stadt einbiegt, in einem Seitengäßchen
Verschwanden. Und das eine sah ich noch:
Wo sie vorüberschritten, machten alle
Die Leute Platz, halb ehrfurchtsvoll, halb scherzend,
Und mancher sah den andern lächelnd an.
Gedankenvoll stieg ich der Höhe zu,
Doch wo den Korb voll goldener Orangen
Und süße Mispeln und schneeweiße Kirschen
Die bucklige Stasetta schreiend feilhält:
„Che belle cose“, „o was schöne Sachen“,
Da hielt ich still, weil mich der Zorn berannte.
Ein Kerl, kein Dutzend Jahre alt, mit Haaren
Ganz absalomisch, schwarz und stahlblau schimmernd,
Der hatte hier den beiden würd'gen Alten
Gewagt, die lange Zunge auszustrecken.
Ich hinter ihm und pack' ihn bei den Ohren:
„Dich will ich Mores vor dem Alter lehren.“
Der Kerl natürlich schreit und zetert sehr,
Neugier'ge laufen rasch um uns zusammen,
Und eh' ich's dachte war ein Kreis gebildet.
Wer eben keine Zeitung lesen kann
Und nicht pro Tag dazu den Soldo übrigt,
Der muß in Gottes Namen auf dem Markte
Und an der Straßenecke ruhig stehen,
Bis was passiert, was ihm das Nichtstun gliedert.
Ich muß gestehn, mir war's nicht ganz geheuer,
Als diesen Kreis die Bucklige durchbrach
Und mich gebieterisch zur Rede stellte,
Daß ihren Engel ich am Ohre zöge.
„Zwei alte Leute hat er ausgespottet.“ —
„Ja, das ist wahr“, so murmelte die Menge.
„Der Prete[1]) hat ganz recht, die alte Lisa
Und den Tommaso hat er ausgespottet.“
„Wer? Angelo? Du? Lisa und Tommaso?
Daß Dich der . . . “, und das Ohr, dran ich gezogen,
Erfaßte sie, das andere läßt sich denken,
Denn mit Zufriedenheit besah's der Kreis.
Da ward mein Italienisch stark bereichert.
Doch all die mütterlichen Kosenamen,

[1]) Priester.

Die auf den Delinquenten niederrannen,
Will ich hier lieber nicht mehr weitertragen.
Es könnten sonst die zarten Leserinnen
In ihrem Schönheitssinn beleidigt werden.
Stasetta sprudelte noch unerschöpflich,
Als sie schon wieder an den Korb getreten.
Ganz selbstverständlich war's nun, daß ich dort
Auch ein Geschäft zum Gegendienste machte.
Ich wog die Apfelsinen in den Händen,
Und leuchtend sah die Bucklige mir zu
Und sprach von ihren Waren panegyrisch.
Sie kämen frisch just eben von Palermo
Und wüchsen dort, wo überm blauen Meere
Der Sonne erster Strahl Italien grüßte.
Drum seien die Orangen gar so golden.
Dort sei ein Dom, wo die Madonna lebe
Und Zeit der Zágara[1]) die Flur durchschreite
Von Monreale nieder bis Messina.
Dann sei die Blüte in den Wäldern so,
Daß man des Nachts die Fensterläden schlösse,
Und nur Verliebte wänden sie ins Haar.
Drum seien ihre Apfelsinen süß,
So süß wie eben ein Madonnenlächeln.
Der Ätna aber wär' es selber, der
Sein Feuer durch die weiße Mondnacht gösse
Und gäb' dem Apfelsinenfleisch die Gluten. —
Nun, nun — ich kaufte mir ein hübsches Dutzend
Und gab noch einen Soldo auf die Summe. —
Der Angelo' mach ihr doch vielen Kummer.
„Wie kann der Kerl die alten Leute foppen.
‚Den geizigen Verrückten', habt Ihr je
Von einem Burschen so etwas erfahren.
's ist freilich richtig, komisch sind sie beide,
Und niemand weiß mehr als nur ihren Namen.
Doch eines weiß man ja trotz alledem:
Sie sind sehr reich und haben keine Kinder.
Herr, seht, da hinten, wo die Kessel hängen,
Die spigelblanken, kupfernen Geschirre,
Mit den zwei dicken Säulen vor der Tür,
Seht Ihr's genau? Da wohnen die zwei Alten.

[1]) Orangenblüte.

Die geizig? nun, Tommaso laß ich's gelten,
Die Lisa nicht, das weiß doch Angelino.
Das Wams, das er auf seinem Leibe trägt,
Wenn er des Sonntags in die Kirche wandert,
Hat Lisa ihm geschenkt. Das Brot am Morgen,
So oft ein Fest nur feiert die Madonna,
Sie schickt es uns, seit mir mein Mann gestorben.
Nein, so etwas. Ich kann mich so erbosen . . . "
Und wieder griff die bucklige Stasetta
Nach ihrem Liebling . . . . „Gute Frau, addio!"
Als ich dann oben um die Ecke bog,
Hört' ich den Angelo aufs neue schreien.
Rasch eilt' ich durch die engen, krummen Gassen
Das holperige Straßenpflaster hin.
Vor einem großen weißen Hause hielt ich,
Wo sich die Bettler mit den Schüsseln drängten.
An seinem Wohltun hab' ich es erkannt.
Und freudenvoll erregten Herzens zog ich
Am Eisengriff der lauten Klosterschelle.



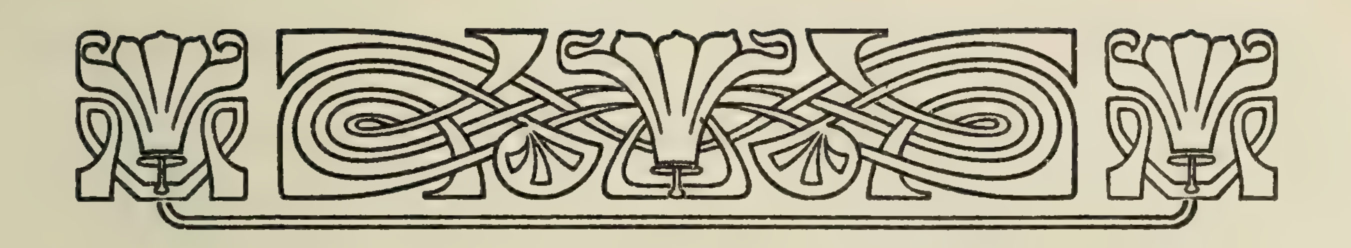
Vineta.

Du stehst und sinnst und weißt es nicht,
Die Augen mußt du schließen,
Und siehst es doch voll Farb' und Licht
An dir vorüberfließen.

Es schaut dich an, es schaut dich an
Mit Augen, großen, weiten,
Bald käm' dich lautes Weinen an — —
Vinetas Glocken läuten.

Jos. Weingartner.





Karl Domanig.

Studie von E. M. Hamann.

II.

Aus Domanigs Dichterpersönlichkeit schaut uns als auf den ersten Blick am eindringlichsten der Dramatiker an; aus seinem einheitlich betrachteten Lebenswerke springt am wuchtigsten die dramatische Triologie „Der Tyroler Freiheitskampf" hervor[1]). Eingeleitet wird sie durch das Vorspiel: „Braut des Vaterlandes. Eine Begebenheit aus dem Tyroler Freiheitskampfe. Dramatische Szene." Der I. Teil heißt: „Speckbacher, der Mann von Rinn. Eine Episode aus dem Tyroler Freiheitskampfe. Schauspiel in fünf Akten." Der II. Teil heißt: „Josef Straub, der Kronenwirt von Hall. Eine Episode aus dem Tyroler Freiheitskampfe dramatisch erzählt." Der III. Teil heißt: „Andreas Hofer, der Sandwirt. Eine Episode aus dem Tyroler Freiheitskampfe. Schauspiel in fünf Akten." Den Beschluß bildet das Nachspiel: „Andreas Hofers Denkmal. Eine Szene nach dem Tyroler Freiheitskampfe dramatisiert."

Den Plan des Ganzen hat uns der Dichter im literarischen Selbstporträt dahin skizziert, daß er im Vorspiel die Motive der Bewegung, im Speckbacher die Genesis, im Straub den Höhepunkt, im Hofer das Ende, im Nachspiel die bleibende weltgeschichtliche Bedeutung des Kampfes veranschaulichen wollte.

Bereits 1874, in der herbstlich regnerischen Campagna, wurde die „Braut des Vaterlandes" konzipiert und auch sofort konzeptiert. Im Mittelpunkte steht eine in dichterischer Freiheit ersonnene Idealgestalt: wohl die einzige Ausnahme der sonst vom Autor in seiner Monumentalschöpfung streng befolgten Regel, alle Träger der Handlung aus historischem Boden in historischer Treue heraus-

[1]) 1885—97 in Einzelteilen und dann als Zusammenfassung im Verlag der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung, Innsbruck, erschienen; jetzt als „neue, durchaus verbesserte Gesamtauflage" in den Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten-München, übergegangen, aber zur Zeit, da ich dies schreibe, als solche noch nicht veröffentlicht und auch mir nicht bekannt.

wachsen zu lassen. Erst der Tyroler Kalender von 1879 brachte die „Braut" im Druck. Der von 1881 barg den durch Domanig selbst einem weiteren Leserkreise erschlossenen Quell des „Straub": den Briefwechsel des Kronenwirtes von Hall mit seiner Ehefrau aus dem Jahre 1809. Der nicht nur vaterländisch, sondern auch weltgeschichtlich bedeutsame Inhalt dieses Dokuments aber hatte es dem Veröffentlicher so angetan, daß er ihn zu lebendigstem Leben wiedererstehen zu lassen sich vornahm. Sein ganzes Ich setzte er daran, und als er dann das Resultat hinausgab in die Presse, da regte sich Leben auch in dieser, und während weniger Wochen folgte der ersten Auflage die zweite, bald nach dieser die dritte (1885/86).

Inzwischen war dem inneren Ohre des Künstlers schon jenes Schöpfungswerde ertönt, demzufolge das Bild des ganzen Freiheitskampfes seiner geliebten Heimat dramatisch ausgelöst werden sollte: dieses schier beispiellosen und sowohl unmittelbar wie fernhin beispielgebenden heldenhaften Aufringens gegen fremde Bedrückung, Schmach und Tücke. In homerischem Episodenstil sollte es geschehen, wie er sich schon in dem nun als Mittelstück der künftigen Triologie zu geltenden Schauspiel bekundet hatte. Neben dem bereits ragenden zweiten Gipfel der Handlung, der zugleich den Scheitelpunkt der Bewegung darstellte, mußten die beiden anderen aufsteigen: der durch Was, Wie und Wann gekennzeichnete Anlaß zum Kampfe und dessen Beschluß, mit seinen Hinausstrahlungen in die Zukunft. So entstand „Speckbacher" (gedruckt 1895), so „Hofer" und das „Nachspiel" (beides gedruckt 1897). Mehr als zwei Dezennien sind seit dem Beginn dieser kulturellen Dichtung — sie ist nicht weniger als das — verflossen, und in dieser Stunde sieht mein geistiges Auge ihren Schöpfer noch gewissenhaft sich mühend an ihrer Vollendung, mit Meisterauge und -hand das Bessere erkennend und leistend, heute wie einst bis ins Mark ergriffen von ihrem Wesen, ihrer Ziel- und Erfüllungsbedeutung.

Wir wenden uns dem Inhalte zu.

Braut des Vaterlandes. Die Handlung spielt im Talerwirtshause zu Schwaz, April 1809, unmittelbar vor dem Aufstande. Dessen Haupthelden, Hofer, Speckbacher und Straub, tauchen gleich zu Anfang der Szene aus der Gewitterschwüle des nahenden Sturmes auf, ein jeder von ihnen in dem wuchtig das Kommende andeutenden Dialog sich selbst bereits charakterisierend: Hofer als der in schwerem Verantwortungsgefühl Bedenksame,

Barmherzige, Gemütsinnige, die tiefste Bedeutung des moralisch aufgezwungenen Kampfes als eines Kreuzzuges um das „heiligste Recht": das „unserer Religion", klar und innerlichst erfassend; Speckbacher als der heiß, bis zur glühendsten Auflehnung Empfindende, Vergeltungsdurstige, Ehrgeizige, der für sein Ich wie für sein Land impulsiv und eigenmächtig Tatkräftige; Straub als der Sonnige, immer Mutige und Ermutigende, der unzersplitterten Volksanteilnahme unerschütterlich Sichere, mit seinem besten Freunde, dem Sandwirt, sich vollbewußt in den dreifachen Dienst stellend: für Gott, Kaiser und Vaterland. Das gleiche Gesetz anerkennt Rosa, die Talerwirtstochter, die sich selbst den stolzen Namen „Braut des Vaterlandes" beilegt wie in ahnender Schutzwehr gegen die heimliche Liebe, die in ihrem Herzen brennt für den Retter aus harter Bedrängnis, den jugendlich liebenswürdigen „Feind" aus dem Bayerland. Als sie erfährt, daß die Flamme der Erhebung im nächsten Augenblick allüberall lohen wird, daß ein sicherer Untergang den Geliebtesten bedroht: da will sie diesen, mit Zustimmung und Beihilfe ihres Vaters, retten. Wie jener aber, nachdem er ihr seine Liebe erklärt hat, sich auch von ihr nicht retten lassen will auf Kosten der Brüder; wie er Gewalt anwendet, um zu ihnen mit der Botschaft von Not und Tod zu dringen: da siegt in ihr die Liebe zum Vaterlande über die Liebe zum Manne. Sie erschießt ihn. — Eine antike Größe, wie sie jähe Konflikte in den größten Naturen groß angelegter Völker zu zeitigen pflegen.

Domanig selbst will die Tochter des Talerwirtes als ein Symbol der tyrolischen Gesinnung jener Zeit, als die Verkörperung des opferkühnen, restlos loyalen Tyrol erachtet sehen.

I. Speckbacher. Die Handlung spielt im Eisack- und Pustertal zu Anfang August 1809: am ersten und sechsten Tage an der Straße bei Mauls unterhalb Sterzing; am zweiten in Unterau bei Brixen; am dritten in der Vintl; am vierten auf dem Mittelgebirge gegenüber Mauls. Sie beginnt mit der Feststellung des beim Losschlagen unverkennbaren Erfolges seitens der Aufständischen, des Aufgegebenseins Tyrols durch das bedrängte Österreich, der Einwilligung des Sandwirtes ins Unvermeidliche, seiner Beruhigungsversuche im Volke. Der Feind begeht Unmenschlichkeiten. Gequälte, Hoffende, ungestüm Tatendurstige schauen auf Speckbacher, den diktatorisch Sieghaften. Er selbst besteht, trotz hemmender Verwundung, auf Fortsetzung des Kampfes, eröffnet ihn von neuem durch geheime Weisung. Aber Mayr, Gruber,

Kemenater: Hofers Getreue, die nur diesen als Berufenen anerkennen, treten ihm entgegen, warnen, hindern ihn. Entmutigt, gekränkt, körperlich erschöpft, unfähig zu tragen, wo er nicht ändern soll, beschließt er, mit den Österreichern außer Landes zu gehen. Maria, Kemenaters Braut, sucht ihn zurückzuhalten. Hofer tritt auf und erstarrt in Schmerz ob des Freundes Vorhaben; Rosa, des Talerwirtes Tochter, auch Kemenater bestürmen Speckbacher umsonst. Da ruft der Sandwirt im Scheiden wie verzweifelt aus: „Geht auseinands alle. Es ist vorbei! O Sepp, auch du! Auch du!" Das rüttelt den finster Grübelnden auf, und die beiden heroischen Mädchen finden leichtes Spiel, ihn zu überzeugen: Hofer habe sein ganzes Vertrauen nur auf ihn, den zweiten Helden Gideon, gesetzt; Gott selbst habe des Landes Schicksal jetzt in diese eine Hand gelegt — in die seine.

Noch zögert er: „Die Feinde nicht, die Freunde hindern mich!" „So zwing die Freunde erst und dann den Feind!" ruft ihm Rosa zu. Da leuchtet es ihm auf: man kann sie zwingen, in den Kampf zu treten.

Und er tut's: jetzt in dem Vollbewußtsein einer ihm gewordenen heiligen Sendung. Als „Waffenbrüder" grüßt er die beiden Edeltöchter seiner Heimat: „Gesegne Gott das Werkzeug und das Werk!" Noch freilich wogt der Zwiespalt im eigenen Lager. Aber nicht er rührt ihn noch auf: er besänftigt ihn in Selbstverdemütigung kraft seiner höheren Erkenntnis. Und er rüstet alles für den Augenblick, da er den elektrischen Funken herüberleiten darf. Als des Feindes bestialische Grausamkeiten den tyrolischen Zeugen jede Fiber vor Empörung zittern machen: da kann er seinen furchtbaren Drohruf: „Der Rächer naht!" in die übermenschliche Spannung hineinschleudern. Erschüttert fällt er dann aufs Knie: „Sei ihnen gnädig, Herr!" Die losgelassenen Steinlawinen stürzen krachend auf ein Heer der Bedrücker herab; das „Schlagen und Schlachten" beginnt.

Mitten im Erfolg hebt wieder die Uneinigkeit ihr Haupt — ein das Folgende um so kräftiger betonendes retardierendes Moment just vor dem Durchbruche der gewaltig vorwärts drängenden Ereignisse. Hofer und Speckbacher mit ihren Scharen verbinden sich; die Führer sind einig, einig ist das Volk. Den Zögernden, Ungewissen bringt Speckbacher selbst „den Vater Hofer": seine Botschaft zum allgemeinen Angriff — „Gott wird uns helfen und die Mutter Gottes!".

II. Straub. Fast gleichzeitig, von Anfang bis Mitte August,

spielt hier die Handlung im Unterinntal: Hall, Innsbruck und deren Umgebung. Das Stück setzt ein mit dialogischem Hinweis auf den Opfermut des Volkes, nicht zuletzt der Frauen, sowie auf das Hin und Her der Meinung bezüglich Straubs, der Möglichkeit seiner Flucht aus dem Lande. Straub selbst schafft die Klärung. In freiem Willensentschluß hat er vor Monden Weib, Kind und Gut verlassen, sich an die Spitze der ihm zugewiesenen Kämpfer gestellt und wartet nun der Angriffsorder Hofers. Dem Mißtrauen begegnet er mit echtem Mannesstolz: „Was ich getan, ich tat es ungezwungen! Und ungezwungen will ich künftig handeln." Mannhaft auch lehnt er die Aufforderung des französischen Kommandanten ab: bis zum 10. August sich nebst den anderen Führern im Hauptquartier zu stellen, widrigenfalls sein Haus zerstört, seine Habe eingezogen, er selbst mit seiner Familie auf immer verbannt und er, wenn auf tyrolischem Boden gefunden, erschossen würde. Seiner Frau aber läßt er sagen, sie möge zum 15. August, dem „Frauentage", ein festlich Mahl bereiten, bei dem des Kaisers Gesundheit von Tyrolern als Siegern getrunken werden solle.

Die Straubin, durch des Gatten Abwesenheit gegenüber einer törichten undböswilligen Umgebung hart bedrängt, hält treu und tapfer zu ihm und weist das Ansinnen, durch Entscheidung sich selbst und ihre Kinder vor dem Ruin zu wahren, in edler Empörung zurück. Als aber Marschall Lefèbre erklärt, er werde, falls Straub sich nicht bis nachmittags 4 Uhr am festgesetzten Tage stelle, nicht nur das Kronenwirtshaus der Erde gleichmachen, sondern auch den Bürgermeister von Hall und jeden folgenden Tag einen Ratsherrn nebst einem Bürger hängen lassen, bis der Rebell erscheine: da sendet sie ihm flehende Botschaft, die um seinetwillen Bedrohten zu retten. Zweifel will ihn fassen ob der Stärke ihrer Liebe. Bald jedoch spricht er ihr die heldenhaftere Größe zu. Und beugt sich vor ihrem Hochsinn, indem er für seine Mitbürger das Opfer zu bringen beschließt. Noch harrt er der Angriffsorder Hofers. Als sie ausbleibt, stellt er sich. In dem Augenblick trifft sie ein — nach menschlichem Ermessen für ihn zu spät. Speckbacher aber drängt den Feind über den Brenner. Als auch Straub mit anderen Geiseln an der nächtlichen Flucht teilnehmen soll, damit in Hall die Hinrichtung an ihm vollzogen werde, gelingt es ihm mit Hilfe seiner Base Therese, zu entweichen.

Am 15. August, dem „Frauentage", feiert das Land seinen

Sieg als die eigene Hochzeit mit dem Kaiser. Begeistert grüßt das Volk Andreas Hofer als Vater des Vaterlandes, Speckbacher und Straub als des Landes beste Söhne. Im jubelnden Tedeum steigt der Dank der Befreier und Befreiten zu Gott empor. — Überaus glücklich ist, wie in „Speckbacher", die bis zum Äußersten wachsende Energie der Spannung durch die motivierende Ausgestaltung der Handlung zum Ausdruck gebracht.

III. Hofer. Die Handlung spielt 1809/10 vom 29. Oktober bis 29. Januar: im 1. Akt vor dem Posthause zu Schönberg; im 2. in der Postwirtsstube zu Steinach; im 3. im Boudoir der Gräfin Baraguay zu Bozen, dann in der Gaststube des Sandwirtshauses; im 4. vor der Alphütte auf der Brantacher Alm; im 5. in der Kanzlei des Generals Baraguay zu Bozen. — Durch den Frieden von Schönbrunn ist Tyrol an Bayern, Frankreich und Italien abgetreten worden. Europa weiß es; die verteilte Beute selbst vermag es schwer zu fassen. Unter den Fanatikern Johann M. von Kolb und Pater Joachim Haspinger erhält sich eine Kriegspartei, die der Gewißheit Zweifel und Unglauben entgegensetzt. Hofer, der den Frieden für sich und die Seinen, für sein Volk und die Heimat ersehnt, will sich fügen, sobald er sich von der Tatsächlichkeit des Friedensschlusses überzeugen kann. Die soll ihm festgestellt werden durch einen direkt vom kaiserlichen Hofe an ihn gesandten Kurier: Baron Lichtenthurn. Der junge Offizier jedoch erleidet unmittelbar vor der beabsichtigten Unterredung mit Hofer einen gefährlichen epileptischen Anfall. Kolb und Haspinger erklären dies als ein Ananiasgericht-Wunder, den an den Sandwirt gerichteten Brief des Erzherzogs Johann aber als offensichtige Fälschung.

Der diplomatischen Beredsamkeit des Paters gelingt es, allerdings mit nicht leichter Mühe, Hofer zu überzeugen. Dieser will, halb durch die schmeichlerisch, halb durch die religiös-patriotisch gefärbte Taktik des ihm an Scharfsinn Überlegenen gewonnen, dem Lande gegenüber Treue halten und in dem — wie er fälschlich glaubt — noch bestehenden Kriege ausharren. Er läßt an Firler den Befehl zum erneuten Angriff abgehen. In dem Augenblick tritt die alte Mutter Franz Raffls zu ihm und erbittet ihren auf Abwege geratenen Sohn aus den Reihen der Kampfbereiten zurück. Hofer aber, der schon unbewußt unter dem rabulistischen Einflusse dieses listigen Raufboldes und seiner Kumpanen steht, weist ihr Flehen kurzerhand ab. Aus dieser scheinbar geringfügigen Unüberlegtheit innerer und äußerer Überhastung

spinnen sich die Fäden zur Höhe der Tragik seines Geschicks, während letzteres selbst der späteren Schuld seiner Nachgiebigkeit unter dem Drucke toddrohender Unverschämtheit seitens eines jener Frechlinge entspringt.

Firlers Ausfall schlagen die Bayern mit Wucht zurück; Speckbacher gelangt nicht einmal zum Angriff. Tyrol kann sich immer weniger der Tatsache des Schönbrunner Friedensschlusses entziehen. Nur Hofer glaubt nicht, wagt nicht mehr zu glauben. Da bringt man ihm die Nachricht von der Gefangennehmung und Ausplünderung eines französischen Offiziers durch drei seiner eigenen Leute. Sofort befiehlt er, ohne die Namen der Übeltäter erfahren zu wollen, die Rückerstattung des Raubes. Dadurch zieht er sich den glühenden Haß des einen der Buben: Raffls, für immer zu. Aus den Depeschen, Ordres und Briefen, die man dem Oberst abgenommen hat, aus der Aussage des letzteren selbst erfährt er nun die unumstößliche Wahrheit: daß der Frieden geschlossen und sanktioniert wurde von allen beteiligten Souveränen; daß der Vizekönig Prinz Eugen Beauharnais dem ihm unterstehenden Südtyrol volle Amnestie, in religiöser Hinsicht ausnahmslose, in politischer jede mögliche Freiheit gewähren wolle. Hofer sendet den Schützenmajor Jakob Sieberer und den Feldkaplan Danej nach Klagenfurt zum Vizekönig mit der Versicherung, daß er von jetzt an Frieden halten wolle unter der Bedingung, daß dieser Friede ihm nicht selbst frivol gestört werde. Dann kehrt er freudwillig heim zu Weib und Kind und zur Betreuung seiner Eigengüter.

Doch zum „Frieden halten g'hören ihrer zwei". Baraguay, der französische Oberbefehlshaber zu Bozen, weiß das. Aber die Untergenerale teilen nicht sein und seiner Gattin hochsinniges Wohlwollen für Tyrol und dessen Helden. Übertrieben streng ist Drouets Regiment im Pustertal, Ruscas in Meran, aufreizend und überflüssig zugleich des letzteren Sendung einer Deckungstruppe nach Passeier. Deren Grausamkeiten treiben die Passeirer zur Gegenwehr. Ein paar Kompagnien Franzosen werden gefangen in St. Leonhard; Raffls Kameraden hetzen Hofer, „mitzutun", die Kapitulation mit jenen abzuschließen. Wie er nicht will, setzt ihm der eine den Stutzen auf die Brust — und der Sandwirt gibt nach. Aufgestachelt durch die Schändlichkeiten der Feinde, umgarnt von den Ränken Raffls und Genossen, treibt es ihn jetzt bis zur Drohung: „Erschießen lass' ich ein', der nur noch red't von Frieden!" Das einzige Todesurteil, das je auf sein Geheiß aus-

geführt worden ist, hat er bereits an einem landesverräterischen Spion und Räuber vollstrecken lassen; nun spricht er in maßloser, durch Kränkung, Aufwiegelung, Ermüdung und raschen Trunk gesteigerter Verblendung ein zweites aus über die zurückkehrenden eigenen Deputierten Danei und Sieberer, als sie des Vizekönigs Güte preisen und die Zweifellosigkeit des Friedens feststellen. Damit begeht er seine schwerste, seine eigentliche Schuld.

Die tyrolischen Führer müssen sich flüchten. Hofer, auf dessen Kopf eine hohe Prämie gesetzt ist, lebt verborgen mit seiner Frau Andl, den beiden Kindern und seinem treuen Sekretär Döninger-Sweth auf der Brantacher Alm. Raffl weiß um das Versteck, sucht den Sandwirt, der den Verräter nicht durchschaut, darin auf. Hofers Vertrauen zu ihm wächst ins Unbegrenzte, als Raffl ihm mitteilt, daß man Danei und Sieberer „ausgelassen“ hat. Da jubelt der bis dahin von schwerer Gewissensnot Gepeinigte auf: „Wenn ich ihnen begegnen tät jetzt, Andl — die Fußsohlen tät ich ihnen küssen, so tät ich sie um Verzeihung bitten!“ Dann zu Raffl: „Aber grad extra deswegen heraufgehn in allem Schnee, um mir die G'wissensruh wiederzugeben — Franz, das vergeß ich dir nicht, mein Lebtag nicht!“ Und endlich, als jener ihn verlassen hat, wieder zu seinem Weibe: „G'hört hab' ich's einmal, und ich mein', wir haben's auch schon beredet: wer doch ein Mensch ist mit ein'n guten Willen, gar wenn er einmal was Unrechts tun möcht', laßt's unser Hergott nit zu: er hat kein Glück in der Sünd'. Schau, trifft das nicht zu? Ich bin mir sonst nichts Arges bewußt, aber mit dem Sieberer und mit dem Geistlichen, das wohl ist g'fehlt g'wesen, das! Wenn sie jetzt gar erschossen wären, unschuldig — kein' Ruh' könnt' ich mehr haben mein Lebtag! Siehst, und nicht zug'lassen hat's der Herrgott!“ Gefriedet und rückhaltlos gottergeben schaut er nun dem Kommenden entgegen, ist völlig bereit, nachdem ihm vor allen Tyrolern durch Kaiser und Land die höchste Auszeichnung wurde, dafür zu „büßen“, falls er der Heimat „auf die Weis' noch nützen könnt'“!

Als dann der Verrat an ihm und den Seinen geschieht, da entwickelt, offenbart sich seine ganze Größe, um im Tode mit dem Glanze lauteren Heldentums gekrönt zu werden. Wie sein trautester Freund: Peter Mayr, der Mahrerwirt, verschmäht er die Lüge, um sein Leben zu retten, so nahe ihm dies Baraguay legt, so gewissensleicht er es ihm zu machen sucht. Auf Hofers Wunsch werden die Seinen und andere Mitgefangene befreit, nur Sweth gestattet der Sandwirt, ihn auch ferner zu begleiten.

Da tut der edle Oberfeldherr den letzten Wurf: er bietet ihm im Heere Frankreichs, das „Helden zu würdigen weiß“, einen hohen Rang, mit der ausdrücklichen Bedingung, nie gegen sein Vaterland und seinen früheren Souverän verwendet zu werden. Doch mit ruhiger Würde lehnt er ab. Jetzt ist der Augenblick da, Gott sein Opfer darzubringen, und er weiß, Gott nimmt dies Opfer an: „Zu Mantua erfüllt sich mein Geschick!“ Baraguay aber faßt überwältigt seine Hand: „Andreas Hofer! Verzeihe mir! — Verzeihung deinen Feinden!“

Andreas Hofers Denkmal. Die Handlung spielt fünfundzwanzig Jahre später in der Franziskanerkirche zu Innsbruck, vor dem eben errichteten Denkmal des Sandwirts. Dessen einstiger jugendlich tatkräftiger, aber klug besonnener Freund: der frühere Student, jetzt österreichische Major Pichler, erscheint mit zwei Kindern und seiner Frau, der Talerwirtstochter Rosa, huldigend vor dem Standbilde, das neben dem Grabe Maximilians seinen Platz gefunden hat: „Neben dem treuesten Fürsten Er, der die Treue des Volkes verkörpert!“ Den Gatten naht, ein gegenseitiges Erkennen herbeiführend, Döninger-Sweth, der seinen Herrn hat sterben sehen und nun davon berichtet. Gleich darauf treten ein paar Bürger auf, die von dem unlängst stattgehabten schrecklichen Ende des Verräters Raffl erzählen. Schulknaben kommen mit Fähnlein, um am Namenstage des Kaisers für diesen zu beten. Pichlers Sohn wirft die Frage nach der jetzigen Rassenmeinung auf: der Franzosen und Bayern gegenüber den Tyrolern und Österreichern. Sein Vater, auf Hofer deutend, gibt die Lösung:

„O Kind, verstummen muß der Haß! Wie anders
Sieht nun der Sohn, der Enkel seine Zeit! —
Die Menschen gehn: des Tages Stimmung wechselt,
Des Himmels Sterne wechseln; nur allein
Die Pole dauern, denen Er gefolgt.
Es steht sein Bild, ein Vorbild seinem Volke:
O daß sich Hofers Geist an uns erneue —
Kein Ruhm währt länger als der Ruhm der Treue!“

Die österreichische Nationalhymne, von Kinderstimmen gesungen, erschallt — und Hoffnung, Glaube, Licht und Friede umschließen das Ganze.

Dies alles spricht auch aus dem Ganzen. Knappheit, Klar-

heit, Schlichtheit zählen zu dessen Hauptmerkmalen, nicht zuletzt zu denen des technischen Aufbaus. Aber es ist die Knappheit, Klarheit, Schlichtheit der Markigkeit, der geordneten Fülle, nicht der Schwäche und Armut. Unwahr ist die derzeit allerdings von recht anrüchigen Seiten laut gewordene Behauptung, Domanig habe nichts anderes getan als die in jedem österreichischen Schullesebuch nachzusehende Geschichte der Tyroler Kämpfe 1809 in die dramatische Form umgegossen. Nun, andere autoritative Zeugen sind in Reih und Glied für ihn aufgestanden. Darunter Männer praktischer Erfahrung, erprobte Bühnenleiter. So der bereits genannte Alfred Frhr. v. Berger: „Dieser Dramenzyklus hat sich bei mir glänzend bewährt. Ich habe im Laufe der Jahre mehrere Male alle Dramen gelesen, mit Erhebung und Erschütterung. Namentlich den Sandwirt. Wenn diese Werke die scharfe Theaterwirkung nicht haben, ohne welche auf unserer todkranken Bühne keine Erfolge zu erzwingen sind, so ist dies ein Zeichen ihrer vollen seelischen Gesundheit." Und Adam Müller-Guttenbrunn: „Die österreichische Literatur hat, wenn man etwa den ‚Maximilian' R. v. Kraliks ausnimmt, seit Grillparzers Historien kein Werk hervorgebracht, das in seinen Zielen, in seiner vaterländischen Bedeutung neben der Triologie zu nennen wäre." So in allerjüngster Zeit ein bekannter Theaterdirektor, der die glänzend zu gestaltende Aufführung des III. Teiles ins Auge faßt und „tief erschüttert" von dem „mächtigen Eindruck" dieses „herrlichen" Werkes, unumwunden erklärt: „Es ist das erste Andreas-Hofer-Stück unter den vielen, die ich bis nun gelesen und aufgeführt habe, welches diesen Helden einfach und natürlich, so wie er gewesen sein soll und muß, darstellt. — Die Sprache ist schön, im Dialekt das Tyroler Idiom charakterisierend, einfach und nicht auf dem zu Land und Leuten in Widerspruch stehenden Kothurn [1]); die Handlung dramatisch bewegt durch ergreifende Szenen".

Das Hauptgewicht solchen Urteils geht so gut auf die Gesamttriologie wie auf deren III. Teil, der naturgemäß ihren künstlerischen Höhepunkt bildet; auch „Speckbacher" ragt schon, Plan und Stoff nach, demzufolge nicht minder der Wucht der angewandten dichterischen Kraft nach, über den zuerst geschriebenen „Straub" hinaus. Das Ganze aber ist durchaus einheitlich zusammengefaßt

[1]) Kreiten bezeichnete diese nun in „kräftiger, malerischer" Prosa, nun im „Vollton" des Rhythmus gehaltene Sprache sehr richtig als einen „besonders glücklichen Griff" des Autors: als ein „Mittelding zwischen Dialekt und Hochdeutsch" mit „vollendeter Virtuosität" gehandhabt.

und, obwohl unter sich als gesondert abgeschlossen, in eins verwoben.

Domanig selbst hat, angesichts der bevorstehenden Neuausgabe, auf das durch seine Amtsarbeit bedingte weite Auseinanderliegen im Erscheinen der einzelnen Teile als auf die Ursache von Lücken und Unebenheiten hingewiesen, die nun bei genauester Zusammenstimmung des Gesamtwerkes ausgefüllt und geglättet werden sollten, wie er auch Aufbau und Ton vereinfachen, diesen zugleich volkstümlicher gestalten wolle. Der wahre Künstler kann sich eben nie genug tun — aber wirklich Einschneidendes zu leisten wird er hier kaum noch Gelegenheit finden, wenn ich persönlich mir auch gut größere Straffheit für ein paar Szenen, z. B. für einzelne der bei Baraguay spielende, denken könnte.

Was der Triologie einen geradezu einzigartigen Vorrang einräumt, ist ihre absolute Geschichts- und Lebensrealität: bei aller dichterischen Intuition, bei aller Gewissenhaftigkeit der Ausarbeitung und Komposition, Personenzeichnung und vorbereitender Motivierung. Domanig hat den Charakter seines Volkes, den Charakter dieses unvergleichlich erschütternden, heiligen Freiheitskrieges, den Charakter jedes einzelnen der Handlungsträger in schier unzähligen historisch begründeten und der aktuellen Wirklichkeit abgelauschten Zügen festgelegt, um dann das mit unsäglichem Fleiße, mit heroischer Ausdauer meisterhaft zusammengefügte Mosaik-Kolossalgemälde in Fleisch und Blut, in Natur und Seele, in organisch gegliedertes, bleibendes Leben, und zwar immer in echtem Fortschritt auf ein Hauptziel hin, umzusetzen. Er beschönigt nichts. Er hat den Mut, er hat die Kraft und die rechte Liebe, scharfes Licht auf die Fehler und Gebrechen seiner Helden, ihrer Umgebung, ja des ganzen Volkes, an dessen Uneinigkeit vor allem jene große Bewegung scheitern mußte, zu werfen und zugleich unsere persönlichste, unsere begeisterte Anteilnahme dorthin in ihnen zu lenken, wohin sie dem Ideal der Wahrheit und der Güte nach gehört. Auch dem Feinde läßt er sein Recht und Verdienst, wie er in ehrlicher, aber überlegener Empörung Gemeines, Schändliches bloßlegt, ohne dem Missetäter, auch dem tiefstgefallenen, sein Menschentum abzusprechen. Denn gerade dieses: das rein Menschliche und darum das rein Künstlerische, hat er, nach eigenem Worte, überall unter dem historischen und nationalen Gewande vorführen wollen. Das wollen alle echt strebenden Dichter, doch nicht jedem gelingt es. Domanig ist es gelungen, unter dem Lichthimmel seiner alles überwölbenden Anschauung. „Für Gott,

Kaiser und Vaterland", sagt er selbst, „ist mir wie das Leitmotiv einer Symphonie, daran sich alles fügt und zusammenschließt."

Dabei ist allerlei Persönliches unterlaufen: selbstverständlich, da der Künstler durch sein eigentliches Ich die Welt begreift und — in Einzelaushebungen — wiederschafft. Wer Domanig in einigen seiner intimen Züge rasch kennen lernen will, der lese Stellen wie die über Erfolg (I. S. 22 u. 138), Leiden und Opfer (I. S. 88, II. S. 85 u. 117), Heimat und Heimweh (I. S. 85/86, III. S. 16 u. 110), christliches Eheleben (III. S. 115), Gerechtigkeit, Liebe, Freiheit (II. S. 99/100) usw. Und wer Domanig bereits kennt, wird je ein Stück von ihm wiederfinden in Speckbacher, Straub und Hofer, auch in Peter Mayr, der den prachtvollen, an Volker und Hagen gemahnenden Bund auf Leben und Sterben mit dem Sandwirt schließt.

Sehr bezeichnend vollzieht sich in den drei Hauptthelden eine Entwicklung auf Selbstzucht, Selbstentsagung, Selbstaufopferung hin. Speckbacher, der Kühnste und intellektuell wohl Bedeutendste, aber auch der Jäheste, Selbstbewußteste unter ihnen, wird gereifter in seiner Frömmigkeit, lernt das Gefühl beleidigten Stolzes besiegen bis zum milden Entgegenkommen, zur offenen Nachgiebigkeit, opfert seinen Groll und Schmerz auf zur gottinnigen Missionserfüllung fürs Vaterland. Straub, der Ungebundene, Zwanglose, bindet und zwingt sich selbst um seiner Mitbürger willen, verdemütigt sich gegenüber dem edlen Heldensinn seines Weibes und opfert seine Freiheit, opfert sich selbst in neugewonnener, besserer Erkenntnis auf. Hofer, der zutiefst Weiche, Ruhe- und Heimbedürftige, Verantwortungsbewußte, Friedeliebende, der am Kriege klar das Charakterverderbende erkennt, setzt in religiöser und patriotischer Überzeugung sein Ich zum befreienden Sturme ein, läßt sich in Einfalt und tastender Schwerfälligkeit, ein wenig auch in kindlich naiver Eitelkeit und sonstigen an sich leicht wiegenden Temperamentfehlern von äußeren Einflüssen innerlich stören, vom Wege der Klugheit und des Rechtes abdrängen. Dann aber besinnt er sich auf sich selbst; bereut, erstarkt in seiner ursprünglichen Mannhaftigkeit, Ehrlichkeit und Gottestreue; wandelt die sehnsüchtige Heimliebe in immer liebendere Sehnsucht nach dem Ewigen; baut sich aus zu einheitlicher Größe; opfert sich selbst und sein Bestes auf Erden für den Sieg der Wahrheit, für „Gott, Kaiser und Vaterland".

Hoch stehen in diesem Werke die Frauen: außer den Bedrängerinnen der Straubin und dem raubenden Bettelweib die

unglückliche Lena ausgenommen, und auch sie rührt durch ihre hingebende Treue. Urbilder prachtvoll heroischer Jungfräulichkeit sind Rosa und Maria, während die Gattinnen Straubs und Hofers in edelster Weibes- und Mutterliebe erstrahlen. Durch besonnene Klugheit und Tapferkeit gewinnt Therese, durch schöne frauliche Einsicht, Güte und intuitive Begeisterungsfähigkeit die Gräfin Baraguay. — Mit großer Liebe und psychologischer Feinheit sind die Kinder und die Alten gezeichnet: ein besonders anziehendes Moment bei diesem in die Tiefe schürfenden Dichter.

Ich könnte noch auf viele Einzelheiten eingehen und würde immer neue finden, denn noch nie las ich mich aus an diesem mächtig reichen Buche. Echt ist alles darin. Geschick, Natur und Menschen. Nach dem Muster lebendiger Wirklichkeit sind die Franzosen als Franzosen, die Bayern als Bayern, die Tyroler als Tyroler gezeichnet. An den letzteren spricht just alles für sich selbst. Kein Wunder, da Domanig als Kerntyroler dessen ureigene „Sprache von der Mutter lernte". Aus den Volks- und Soldatenszenen leuchtet einem geradezu die Ursprünglichkeit entgegen.

Man hat gesagt, der Humor sei nicht recht zu seinem Recht gekommen. Ich kann dem nicht beistimmen, denn ich fand ihn: leibhaftig, wesentlich. Freilich muß man bisweilen etwas genauer hinschauen und -hören, um ihn durchaus zu genießen. — Der Humor aber nach seiner höchsten Bedeutung steht in ergreifender Überzeugungsgewalt hinter dem ganzen Werke, auf dessen Gesamtwirkung Kreitens Urteil über die letzte Szene zwischen Hofer und seinem Weibe paßt: „Alles so einfach und doch so tief, so rein und fromm, so bieder und so stark, so demütig und so groß. Und das alles so wahr und menschlich."

„Der Tyroler Freiheitskampf" ist ein Volksdramenzyklus im besten Sinne. Darum gehört er in erster Linie auf die Bühne. *Geteilt* hat er dort schon sein Glück gemacht: an vielen privaten und einzelnen offiziellen Theatern. Aber er gehört *ganz* auf die Bühne; er gehört nicht zuletzt, in seinem Personenreichtum und in seiner unmittelbaren Bühnenwirkung, auf die gehobene *Volksbühne*. *1909 zumal sollte er in diesem Sinne wie ein Wetter durch Tyrol fahren!* Auch Österreich, ebenfalls Deutschland sollte hier und dort, an prominenten Stellen, endlich *Raum* für ihn schaffen! So viel Schund wird heutzutage aufgeführt und das Volk damit vergiftet — und kein entsprechender Platz ließe sich finden für *eminent* Gutes und wahrhaft Volks-

tümliches! Da zucke doch ein Blitz herab auf die volksfeindliche Unterwühlung durch Presse und Bühne! —

Ich habe das Hauptgewicht auf Domanigs Triologie gelegt, weil sie der Anlage wie der Ausführung nach sein Hauptlebenswerk bildet; weil sie das bald in der Zentenarfeier wieder erstehende Hauptschicksal seines Landes, mit dem er so innig verbunden ist, darstellt; weil sie zugleich dessen inneres Leben mit seinen Stärken und Schwächen unter der künstlerisch universalen Beleuchtung des Menschentums überhaupt abspiegelt. — In Übertragung lassen sich die dichterischen Hauptzüge dieser Schöpfung in allen anderen Erzeugnissen unseres Autors wiederfinden. Ein konzentrierender Schlußartikel wird sich mit diesen beschäftigen[1]).



König Herbst.

Ein Leuchten im Walde. Die Sonne so weiß,
Hoch über den Wipfeln ihr flimmernder Kreis.
Die Berge so ruhig, voll thronender Macht.
Die Quellen im Moose so scheu und so sacht.

Sie fürchten den Alten. Es schimmert so klar
Wie silberne Fäden sein wallendes Haar.
Sein Mantel ist Gold und mit Purpur gefaßt.
Den Finger am Munde, gebietet er Rast.

Da schlafen die Blätter. In schläfriger Luft
Traumseliges Flimmern, traumseliger Duft.
Nun schlafen die Bäume, nun schläft auch der Wind,
Still atmet der Wald wie ein schlummerndes Kind.

Jetzt ruht auch der Alte. Sein Purpur wird bleich.
Ein schlafender König, beherrscht er sein Reich.
Versunkene Freude, versunkener Schmerz.
Ein schweigendes Sehnen, ein träumendes Herz.

Franz Eichert.

---

[1]) Ich nenne hier nochmals diese Werke, damit sie ihren verdienten Platz auf dem deutschen Weihnachtstische finden: die Dramen „Der Gutsverkauf", „Der Idealist", „Die liebe Not"; das Epos „Der Abt von Fiecht"; die Novellen „Kleine Erzählungen"; den Roman „Die Fremden"; die Gedichtsammlung „Wanderbüchlein"; das Volksbuch „Hausgärtlein".



Weihnachtsbücherschau.

Von Dr. Wilhelm Oehl.

Der Überblick über die neueren literarischen Leistungen der deutschen Katholiken, den wir in den folgenden Abschnitten versuchen, will zunächst nur ein Überblick sein. Kein vollständiges, bis ins einzelnste genau ausgeführtes Gesamtbild wird geboten, nein, eine Art vorläufiger Entwurf. Weder alle Autoren noch alle ihre Werke konnten regelrecht beurteilt werden. Wir haben uns stellenweise absichtlich auf das bloße Aufzählen beschränkt; eine durchgehende kritische Wertung nach ästhetischen und praktischen Grundsätzen war schon aus Gründen des Raumes nicht möglich. Unser Zweck war in erster Linie: ein starker Gesamteindruck, praktische Information. Darum haben wir auch die Auflageziffern so sehr betont. Denn die stattlichen Auflagen, die viele unserer Schriftsteller erreichten, sind zugleich wohl auch ein Beweis für ihr qualitatives Können. Übrigens behandeln wir hier nur einen Ausschnitt des ganzen Literaturbetriebes: Lyrik, Epik, Drama, Roman, Novelle, Volks- und Jugendliteratur, fremde Literatur, Literaturwissenschaftliches, Reisewerke und zuletzt einige Sammlungen und dgl. Manches andere aber mußte unberücksichtigt bleiben, nicht nur die rein fachlichen Literaturgebiete wie Theologie, Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaften; auch Disziplinen von allgemeinerem Interesse, wie Biographien, Kunstgeschichte, Kulturgeschichte 2c. — Doch, wir bekennen es nochmals: wir sind uns der Unvollständigkeit und Unzulänglichkeit unseres Versuches nur zu bewußt. Der Stoff ist zu umfassend. Und wir wollen ja auch keine endgültige Norm aufstellen; nur eine allgemeine Information praktischer Natur.

Vielleicht auf keinem Gebiete der schönen Literatur haben wir Katholiken so glänzende Namen und so vorzügliche Leistungen zu verzeichnen wie in der Lyrik. Wenigstens habe ich durch jahrelanges Studium der Lyrik die Überzeugung gewonnen, daß hier unsere katholischen Dichter auch die allerhöchsten und anspruchsvollsten Anforderungen überbieten. Überblicken wir zunächst einmal die religiöse Lyrik der deutschen Katholiken unserer Zeit! Eine bunte Fülle ganz eigenartiger Begabungen drängt sich uns auf. Koch, Krapp, Eichert, Buol, Greiffenstein, Schuler, Opitz, Ringseis, Weber, Kralik — jeder Name bedeutet eine volltönende Note im Chorale unserer religiösen Lyrik. Franz Eicherts kampfesfreudige, ritterliche und doch oft so froh ergebene „Kreuzlieder“ (3. Aufl.) und „Kreuzesminne“;

Gaud. Kochs farbenfrohe, aus dem Geiste bildfreudiger Mystik geborene Marienpoesien „Bethlehem" (2. Aufl.), „Liebfrauenleben" (2. Aufl.), „Liebfrauenminne" (2. Aufl.) und seine überaus sangbaren, zum Teil auch wirklich vertonten „Kirchenlieder"; R. v. Kraliks tiefsinnige und mystisch bedeutsame „Lieder im Heiligen Geiste" (2. Aufl.); Lorenz Krapps berauschend schöne Visionen „Christus"; G. M. Schulers „Palmen", ein Gedichtbuch voll beachtenswerter sprachlicher und gedanklicher Schönheiten; M. v. Buols stark rhythmische, kraftvolle, begeisterte „Lieder aus dem Heiligen Lande"; Heinr. Opitz nur scheinbar unscheinbares, aber hochpoetisches Büchlein „Am tiefen Weg" (8. Aufl.); Fr. W. Webers „Marienblumen" — wer diese lyrischen Juwelenschätze nicht kennt, der darf in literarischen Dingen kein Wort wagen. Ein reicher Schatz religiöser Lyrik sind auch L. Hensels „Lieder" (10. Aufl., jetzt Volksausgabe). Doch die Reihe unserer religiösen Lyriker ist damit noch nicht zu Ende. Noch bleiben M. v. Greiffensteins „Weiße Narzissen" (2. Aufl.) und „Ganz schön bist du" zu erwähnen, Bücher, in denen sich einige wunderschöne Gedichte finden. Von Kord. Wöhlers vielen, vielleicht allzu vielen Gedichtbüchern verdient sicherlich die schöne, innige Sammlung „Was das ewige Licht erzählt" (10. Aufl.) Hervorhebung. Weiter nennen wir Fritz Essers „Blüten der Marienminne" (2 Aufl.) und „Christi Blut und Herrlichkeit"; die „Kränze ums Kirchenjahr" von Guido M. Dreves und Alex. Baumgartners formedle Sonette „Lauretanische Litanei" (3. Aufl.). Mehr für Erbauungszwecke eignen sich Herm. Isekes Neudichtung „Nachfolge Christi, in deutschen Reimen" (9. Tausend) und A. Jüngst „Vater unser". Eine wahrhaft edle Blüte mystischer Lyrik ist Al. Pichlers „Gottesminne", eine Übersetzung mystischer Dichtungen des hl. Alfons von Liguori. — In Helene Most (Mein Lied dem Herrn) ist heuer eine vielversprechende Sängerin erstanden. — Dies wären etwa die hauptsächlichsten Sammlungen religiöser Lyrik; doch ist zu bemerken, daß auch die Gedichtbücher verschiedener anderer Dichter Gruppen religiöser Poesie enthalten, so bei Annette Droste, M. Herbert, R. v. Kralik, Hans Eschelbach, A. Jüngst usw. — Ein neues, sehr vielversprechendes Talent entstand in Ernst Thrasolt, der uns sein „De profundis" schenkte.

Noch reicher ist der Chorus unserer weltlichen Lyrik. Beginnen wir mit der Altersriege, mit Adam Trabert und G. M. Schuler. Traberts Lyrik verdiente, zumal bei uns Österreichern, wahrhaft mehr bekannt zu werden; es sind kräftige nationale patriotische Töne, die er in seinen „Schwertliedern eines Friedsamen" anschlägt; und seine beiden andern Sammlungen „Ein Menschenleben" und „Trösteinsamkeit" sind volle, echte, persönliche Poesie. Der Würzburger G. M. Schuler hat in seinen lyrisch-epischen Büchern „Aus meinem Garten" und „Etwas für dich" gar manche vorzügliche lyrische

Perle; sein neuestes Buch „Raketen", ein Knallfeuerwerk schärfster Satire, ist recht köstlich zu lesen.

Diese beiden Nestoren katholischer Poesie sollten wirklich, nochmals sei es gesagt, fleißiger gelesen werden. M. Herbert bedarf eines solchen Hinweises nimmer; ihre Lyrik „Geistliche und weltliche Gedichte" (2. Aufl.), „Einkehr", die edlen, wunderbaren „Einsamkeiten" und namentlich die neuen „Lebenslieder" gehören zum Besten unserer Literatur. Viel gelesen sind auch Franz Eicherts Gedichte „Wetterleuchten" (13. Tausend; Jugendausgabe 3. Tausend) und „Höhenfeuer" (3. Aufl.), — das letztere bisher wohl der Höhepunkt seines Gesamtschaffens. — Eine für Vereine, Vorträge usw. sehr praktische billige Auswahl (10 Pfg.) seiner politischen Lieder erschien unter dem Titel „Kreuz und Schwert" (10. Tausend). — Ähnliche Zeit- und Streitlieder schwer und kraftvoll, aber auch mildere Klänge enthalten A. Hlatkys „Gedichte". Richard v. Kraliks reiche und bedeutende Lyrik ist noch nicht in ihrem vollen Werte gewürdigt; sein „Roman", die „Offenbarung" (2. Aufl.), die „Sprüche und Gesänge" und die „Weihelieder und Festgedichte" zeigen im Spiegel den interessanten Entwicklungsgang dieses Lyrikers. Auf die hochpoetische, in mythologischer Allegorie Kraliks ästhetische Weltanschauung verkündende „Offenbarung" möchte ich noch ganz besonders nachdrücklich hinweisen. E. v. Handel-Mazzettis lyrisch-episches Buch „Deutsches Recht" (3. Aufl.) hat mit Recht so viel Aufsehen gemacht und so reiche Bewunderung gefunden, daß wir uns hier weitere Worte sparen können. Eine Dichterin von sehr bedeutendem Können ist die Westfälin Hedwig Dransfeld; ihr „Erwachen" (2. Aufl.) möchte ich unter die besten Gedichtbücher einreihen, die ich kenne. Auch ihre Landsmännin L. Rafael hat viel Schönes, poetisch Wertvolles in ihren Büchern „Gedichte" (3. Aufl.), „Neue Gedichte", „Ebbe und Flut", besonders aber in „Abendgluten" und „Tiefen der Sehnsucht". Ein Gleiches ist noch von so manchem lyrischen Buche zu sagen: von Laurenz Kiesgens „Maisegen", von Fridolin Hofers „Stimmen der Stille", Jakob Grüningers „Rast und Unrast", Leo Tepes „Höhenluft", Klara Commers „Bilderbuch in Versen" (2. Aufl.), Joh. Heyls „Heimatglocken", Josef Seebers „Ein fliegend Blatt", H. W. Mertens' „Meine Schule" (2. Aufl.) und „Leben und Lieben am Rhein" (3. Aufl.), Ansgar Albings „Gedichte", Franz Schrönghamers „Fern und leise", M. v. Ekensteens „Meine Welt", Ant. Jüngsts „Leben und Weben" und „Aus meiner Werkstatt", Sebast. Wiesers „Rosen und Rosmarin", Engelb. Drerups „Welt und Leben", G. M. Dreves' „Schwertlilien" und „Stimmen der Vorzeit", Hans M. Grüningers „Gedichte", „Vom Wegrain" und „Aus den Bergen der Heimat"; — Franz Lehners „Was ich fand", „Halbdunkel", Ansgar Pöllmanns „Kleine Lieder" und „Sonnenschein" (2. Aufl.). Fr. W.

Webers mehr als 30mal aufgelegte „Gedichte“ und „Herbstblätter“ sind als die bedeutsame Lyrik eines großen Epikers interessant; zugleich mit und neben Weber dürfen Em. Ringseis’ „Gedichte“ und „Nachgelassene Gedichte“ genannt werden. Ein gar liebenswürdiger, kernhaft deutscher Sänger ist der Steierer O. Kernstock, der vielgefeierte, der Dichter der Sammlungen „Aus dem Zwingergärtlein“ (4. Aufl.) und „Unter der Linde“ (2. Aufl.).

Ein stiller, ungemein sympathischer Dichter ist der Beuroner Timotheus Kranich; stille, klare Milde ist der Grundzug seiner Bücher „Goldene Fernen“, „Schlichte Spende“ (2. Aufl.) und „Fink und Nachtigall“. Ein starkes Talent spricht aus Aug. Liebers „Hochlandsklängen“ (3. Tausend) und vielleicht noch mehr „Aus tiefen Schachten“. Ant. Müller (Br. Willram) ist ein sprachgewaltiger Dichter voll Glut und Bilderpracht; wir haben von ihm die lyrischen Bändchen „Kiesel und Kristall“ (3. Aufl.), „Wanderweisen und Heimatlieder“, „In wachen Träumen“, „Blütenstaub und Blättergold“, „Grünes Laub und weißer Flieder“. Einer unserer jüngeren Lyriker, Christ. Flaskamp, meistert die Technik der Moderne ähnlich wie Krapp oder Dransfeld: „Frommer Freude voll“, „Parzifal“, „Die alte Geige“. Philipp Witkop überbietet seine modernen Vorbilder in ihrer eigenen Technik mit seiner neuen Liedersammlung „Eros“. Ein Lyriker voll Kraft und Tiefe ist auch der Rheinländer Hans Eschelbach; seine Bücher sind „Wildwuchs“ (5. Aufl.) und „Sommersänge“ (3. Aufl.). Karl Domanigs „Wanderbüchlein“ birgt, so schlank es ist, manches lyrische Kabinettstück. Isabelle Kaisers Gedichte „Mein Herz“ sind eine Gabe, wie sie von dieser Schweizerin zu erwarten war. Ferd. v. Brackels „Gedichte“ (6. Aufl.) werden den Lesern ihrer Romane willkommen sein als Ergänzung ihres literarischen Porträts. Heinr. Gasserts Studentenlieder „O alte Burschenherrlichkeit“ (2. Aufl.) werden von den Korporationen des deutschen Verbindungskartells eifrig gesungen. Ein oft köstlich grober, aber aufrichtiger, ehrlicher Kampfdichter ist Norbert Stock; in den „Legenden und Liedern“ und „Herbstblüten“ des jüngst Verstorbenen steht nicht wenig poetisch Wertvolles. Doch halt, wir müssen uns kurz fassen! Also schnell: Dyherrn, „Aus klarem Quell“; Grimm, „Deutsche Weisen“, Joh. Schrott, „Poetische Meditationen“, „Dichtungen“, „Bienen“; J. Hopfner „Brunellen“ J. Diel, „Gedichte“; Kreiten, „Den Weg entlang“; J. B. Diel, „Gedichte“; A. Schupp, „Fern der Heimat“; Jos. Staub, „Aus dem finstern Wald“ und „Flocken und Funken“; Karl Jünger, „Weißen Frauenhänden“. — Ist das nicht also eine wirklich imponierende Schar lyrischer Dichter? Und davon sind ein gut Teil wirkliche Meister, die meisten übrigen gute Dichter von gesundem, tüchtigem Können.

Der **epischen Dichtung** scheint unsere Zeit im großen ganzen

nicht sehr geneigt zu sein. Wenigstens überwiegen Lyrik, Drama und Prosa die Versepik bedeutend. Auf der katholischen Seite ragen aber dennoch, obwohl auch hier Lyrik und Prosa mehr Pflege finden, einige ganz bedeutende Epiker hervor. Unter unseren lebenden Epikern steht wohl Richard v. Kralik als erster voran; ein Großteil seines literarischen Schaffens gehört der Epik an. Da ist zunächst sein sechsbändiges „Deutsches Götter- und Heldenbuch", eine umfassende Neudichtung der gesamten deutschen Heldensage, das erste und einzige Werk dieser Art, eine wahrhaft große nationale Tat. Eine zusammenfassende Neudichtung der vielverzweigten Gralepen und Artussagen des Mittelalters ist die „Gralsage". Die dritte dieser großen Neudichtungen ist das Prachtwerk „Goldene Legende", eine poetische Erneuerung des mittelhochdeutschen Passionals, das auf dem Hauptwerke mittelalterlicher Legendendichtung beruht, auf der Legenda Aurea. Außer diesen verdienstvollen Neudichtungen ist von Kralik noch der „Prinz Eugen" zu nennen, der übrigens auch aus der Volksdichtung, aus dem Soldatenliede erwachsen ist und vor allem Gemeingut des deutsch-österreichischen Volkes werden sollte; und zuletzt das „Ostaralied", ein mythologisch-patriotisches Epyll. — Einer unserer gelesensten Epiker ist Josef Seeber, dessen „Ewiger Jude", eine kraft- und phantasievolle, sprachgewaltige Dichtung, bis zur 9. Auflage gediehen ist. Seebers epische Legende „Elisabeth" liegt in 3. Aufl. vor. Auch Antonie Jüngst hat mit ihren epischen Dichtungen Erfolg gehabt. Ihr „Tod Baldurs" und „Unterm Krummstab" haben die zweite, „Konradin der Staufe" die dritte Auflage erreicht; ihr neuestes Werk ist „Maria von Magdala". Die fünfte Auflage hat Karl Domanigs psychologisch feiner „Abt von Fiecht" erreicht, eines der besten Werke des Dichters. Wigbert Leo Börsings „Ingebronnen" ist eine ansprechende, gestaltenreiche Dichtung aus der Zeit der Varusschlacht. Aug. Wilh. Berberichs Epen „Tannenburg", ein Sang aus dem Spessart, und „Der Ritter von Hohenrode", eine Dichtung aus dem Schwarzwalde, sind namentlich als Jugendgeschenke sehr empfehlenswert. Berberichs und Börsings Bücher werden sicherlich das Vaterlandsgefühl und den geschichtlichen Sinn unserer Jugend heben und veredeln. Von Ad. Cüppers sind die Epen „Nomeda" und „Der Psalter" zu nennen, von Karl Macke der Wüstensang „Vom Nil zum Nebo" und der „Stromgeiger". Von lebenden Epikern wollen wir zuletzt noch Meinrad Sadil, „Otfried", Klara Commer, „Columbus", Paula Coudenhove, „Ein Babenberger", „Johannes der Täufer" und M. v. Greiffensteins „Johanna d'Arcs Maientage" nennen. — Zu unseren großen Toten gehört vor allem Friedrich Wilhelm Weber. Webers immer junges, nie alterndes Epos „Dreizehnlinden" geht seiner 150. Auflage entgegen; außerdem besteht eine

Volksausgabe, die das 30. Tausend erreicht hat; sein „Goliath" wird übrigens von manchen an dichterischem Werte noch höher gestellt. An Größe der Annette Droste fast gleich steht Emilie Ringseis da. Daß ihre unvergleichliche Mariendichtung „Der Königin Lied" (Teil I in 2. Aufl.) so wenig gelesen wird, ist jammerschade. Als bedeutender Epiker hat sich auch Ludwig Brill gezeigt, vor allem in seinem „Singschwan", ferner in den kleineren Epen „Waldenhorst" und „Bertram Gomez". Friedr. W. Helles christologische Epopöe „Jesus Messias" und sein episches Gedicht „Die Schöpfung", ferner Edm. Behringers episch-lyrische Visionenreihe „Die Apostel des Herrn" sollten nicht so vergessen sein, als sie es sind.

Als **Dramatiker** stehn unter den katholischen Autoren Deutschlands zunächst schon durch die Anzahl ihrer Bühnenstücke Richard v. Kralik und Karl Domanig voran; beide sind auch schon vielfach als bühnenwirksame Dramatiker praktisch erprobt. Domanigs bedeutendste und größte Dichtung, sein eigentliches Haupt- und Lebenswerk ist die Trilogie „Der Tiroler Freiheitskampf" (2. Aufl. in Vorbereitung). Der „Freiheitskampf" ist wiederholt mit Literaturpreisen ausgezeichnet worden: vom österreichischen Unterrichtsministerium, von der Schwestern Fröhlich-Stiftung und vom nieder-österreichischen Landtag. Auf das Vorspiel „Die Braut des Vaterlandes" folgt als erster Teil das Schauspiel „Speckbacher, Der Mann von Rinn"; hierauf der zweite Teil „Josef Straub, Der Kronenwirt von Hall" (in 3. Aufl.); den dritten Teil bildet das Schauspiel „Andreas Hofer, Der Sandwirt"; ein Nachspiel „Andreas Hofers Denkmal" beschließt das großzügig entworfene, mächtig ausgeführte Monumentalwerk vaterländischer Dichtung. Die anderen Dramen Domanigs, die Schauspiele „Der Gutsverkauf", „Der Idealist", „Die liebe Not" sind von verwandten Gedanken getragen: Liebe zum Volk und zur Heimat und gesund-wackere Tüchtigkeit; zumal die „Liebe Not" ist eine Dichtung von energischer Komposition und warmer, kräftiger Natürlichkeit, die nicht nur die Sympathie des Tirolers verdient. — Kralik hat zur Theorie und Geschichte der Bühnenkunst nicht nur seine so anregenden Aufsätze in den vier Bänden „Kulturstudien" geschrieben, sondern auch selbst als Dichter die dramatische Praxis aufs dankenswerteste gefördert durch die Erneuerung der alten volkstümlichen und religiösen Bühnenkunst. Der poetische Wert des „Weihnachtsspiels" und des dreibändigen „Osterfestspiels" (beide nach den spätmittelalterlichen Passions- und Weihnachtsspielen; mit Musikbeilagen) und des „Volksschauspiels vom Doktor Faust" kann nicht hoch genug eingeschätzt werden; für die Freunde echter, alter volkstümlicher Poesie sind das Feinschmeckergenüsse. Als Erneuerer der Volksdichtung hat Kralik auch die „Deutschen Puppenspiele" einer wandernden Schau-

spielertruppe vor Vergessen und Verderbnis bewahrt. So viel von der liebevollen Konservatorenarbeit Kraliks, der sich ja so gern und so oft als Redaktor alter Dichtung und Sage bekennt. — Aber auch als selbständiger Dramatiker hat er sich bewährt. Die „Türken vor Wien" und der „Maximilian" sind mir unter seinen vielen größeren und kleineren Dramen die liebsten. Das dramatische Hauptwerk Kraliks aber ist die eben erschienene Heptalogie „Die Revolution", ein dichterisches Riesenwerk und vielleicht die Vollendung der Lebensarbeit des Dichters. Leider wenig beachtet und doch voller anheimelnder Schönheit sind die drei kleinen kirchlichen Festspiele „Schatzung in Bethlehem", „Der zwölfjährige Jesus" und „Der Tod des hl. Josef". In Wiens Sage und Geschichte führt uns das „Donaugold" und „Markus Aurelius in Wien"; ein erschütterndes Seelengemälde ist „Veronika". Bearbeitungen Calderonscher Autos sind „Die Ähren der Ruth", „Die Geheimnisse der Messe", „Der Ruhm Österreichs". Eine Reihe anderer kleiner Festspiele mit Chören sind „Kraka", „Rolands Tod", „Rolands Knappen", „Der Dichtertrank" usw. Unter den dramatischen Dichtungen ist auch Eduard Hlatkys großes und großartiges Weltgedicht zu nennen: der „Weltenmorgen", dem zu seiner jetzigen fünften Auflage noch recht viele künftige zu wünschen sind. Der „Weltenmorgen" ist durch verschiedene Ehrenpreise wiederholt als eine der bedeutendsten religiösen Dichtungen unserer Zeit ausgezeichnet worden. Man hat gar nicht zu viel gesagt, wenn man den „Weltenmorgen" neben oder sogar über das „Verlorene Paradies stellte. — Ein Dichter von echtem poetischen Können, wenn ihm auch die bühnengerechte Praxis mangelt, ist Leo Tepe, dessen neuestes Drama „Simon von Montfort" ob seiner edlen, klassischen Sprache gelobt worden ist; ähnliches gilt auch von Tepes früheren Dramen „Mathusala", „Arnold von Brescia" und „Boleslaus". — Wie Tepe ist auch Hans Eschelbach nicht bloß Lyriker, sondern auch Dramatiker; wir haben von ihm die Stücke „Modern", „Antiochus" und „Professor Berger". — Em. Ringseis ist die Dichterin der „Sibylle von Tibur" und der geistlichen Schauspiele „Veronika" und „Sebastian". — Von Joh. Mayrhofer liegen mehrere Dramen vor: die Lustspiele „Der verpfändete Bauernjunge" und „Gespensternächte", das Schauspiel „Der König von Granada" und namentlich „Hakon Jarl". — Eine Reihe historischer Tiroler Volksschauspiele verfaßte Ferd. v. Skala: „Fidelis von Sigmaringen", „Peter Mayr, Wirt an der Mahr" (2. Aufl.) und „Andreas Hofer". Andere katholische Dramatiker sind: Ad. Cüppers, Verfasser des „König von Sion"; Meinrad Sadil „Menschensohn" (2. Aufl.), „Tantalos"; Jakob Grüninger „Adrian von Bubenberg" (3. Aufl.), vaterländisches Schauspiel. Für die Vereinsbühne eignen sich unter andern A. Schupp, die Lustspiele „Der Schatzgräber" und „Der Sternwirt"; Adam Traberts „Elisabeth";

R. Weickums „Weihnachtsspiele" (4. Aufl.), dramatische Vorstellungen nach den biblischen Mitteilungen; von Klara Commer die dramatischen Szenenreihen „Fabiola" und „Pankratius", nach Wisemans Fabiola; ferner das Krippenspiel „Reigen des Jahres" sowie die kleinen geistlichen Szenenfolgen „Die sieben Engelfürsten", „Die Weihnachtsfeier der Natur", „Heilige Frauen des Alten Bundes" &c. Diese letzteren Stücke sind Einzelhefte der bei Schöningh verlegten Serie „Theater für die weibliche Jugend". Eine andere Sammlung dieser Art erscheint bei Kösel, die „Katholische Dilettantenbühne", mit etwa 250 Nummern.

Wir wenden uns nun zur Prosadichtung. Die **Prosaliteratur** katholischer Richtung ist außerordentlich reich. Vom Romane erlesenster literarischer Qualität bis zur einfachen Unterhaltungsliteratur: eine Überfülle des Ausgezeichneten, des Tüchtigen und des Mittelguten liegt zur beliebigen Wahl vor uns. Wir können uns rühmen, einige der ersten modernen Erzähler zu den Unsrigen rechnen zu dürfen. — Das allgemeine einmütige Urteil der gesamten literarischen Welt über Handel-Mazzettis große, wahrhaft künstlerische Romane „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" (5. Aufl.) und „Jesse und Maria" (11. Aufl.) und der außerordentliche Erfolg von Paul Kellers „Sohn der Hagar", „Waldwinter" (12. Aufl.), „Die Heimat" (7. Aufl.), „Das letzte Märchen" (7. Aufl.) — sie überheben uns der genußreichen Mühe, hier nochmals näher auf diese Meisterwerke einzugehn. Zu unseren hervorragenden Erzählern gehört aber auch Ansgar Albing, der Verfasser der Romane „Moribus paternis" (2. Aufl.), „Der Pessimist" (2. Aufl.) und „Eine seltsame Verbindung". Der Ruhm M. Herberts ist festgegründet; wir können uns daher auf die bloße Aufzählung ihrer Romane beschränken: „Das Kind seines Herzens" (6. Aufl.), „Die Jagd nach dem Glück" (3. Aufl.), „Alessandro Botticelli", „Ohne Steuer", „Dr. Sörrensen" und „Vittoria Colonna". In den letzten Jahren schnell bekannt geworden ist die Schweizerin Isabelle Kaiser; wir haben von ihr den starken sozialen Roman „Vater unser", ferner „Wenn die Sonne untergeht", und als neuestes Buch „Die Friedenssucherin". Ein klangvoller Name ist seit einiger Zeit auch A. v. Krane; ihre Romane sind „Sibylle", „Starke Liebe", „Der Kunstbaron". Ihr neuester Roman „Magna peccatrix" behandelt das jetzt so oft behandelte Magdalenenthema mit künstlerischer Eigenart. Von der bekannten Jugenderzählerin Fabri de Fabris haben wir den Roman „Die da wandern und irren". Ein wohlbekannter Romandichter ist Hans Eschelbach; von ihm sind der historische Roman „Der Volksverächter" und „Künstler und Herrenkind" zu nennen; sein neuer Roman „Das Tier" geht in der realistischen Schilderung vielleicht etwas zu weit. — Noch immer sehr lesenswert und empfehlenswert,

wenn auch von verschiedenem literarischen Wert, sind Ferd. v. Brackels Romane, vor allem „Daniella" (11. Aufl.), sodann „Die Tochter des Kunstreiters" (25. Aufl.)*), „Am Heidstock" (9. Aufl.), „Im Streit der Zeit" (4. Aufl.). Eine spannende Lektüre mit guter, nationaler, politischer Tendenz ist Heinr. Tiadens im Vorjahr erschienener Roman „Auf heißem Boden". Als kräftige Eifelschilderin bekannt ist Nanny Lambrecht: „Was im Venn geschah", „Das Haus im Moor", und eben erschienen „Die Statuendame", ein starker, ideen- und handlungsreicher, allerdings sehr manierierter Roman aus dem wallonischen Leben. Von Otto von Schachings literarisch wertvollen Volksromanen ist weiter unten die Rede. Nicht zu vergessen ist Felix Nabor, von ihm ist „Auferstehung", „Mit Feuer und Schwert", „Mysterium crucis" u. a. m. Andere bekannte Romandichter sind Ad. Cüppers („Leibeigen", „Königin von Palmyra", „Die Revolutionäre"), M. v. Ekensteen („Friede den Hütten" usw.), Antonie Jüngst („Reginald von Reinhardsbrunn"), Itha v. Goldegg („Aus Trotz", „Das Märchen vom Glück", 6. Aufl.), M. Deutschmann („Sonnenstrahl") usf. Auch der späteren Romane der Gräfin Hahn-Hahn sei hier gedacht. Eine Gruppe für sich sind die vielen historischen Romane von K. v. Bolanden, Phil. Laicus und Jos. Spillmann, lauter gute Unterhaltungsbücher, die uns allmählich ins Gebiet der volkstümlichen Erzählungsliteratur hinüberleiten.

Doch vorher wollen wir noch einen Streifzug durch das Gebiet der **Novelle**, der Erzählung unternehmen. Auch hier haben wir erstklassige Prosadichter. Von Paul Keller haben wir die zweibändige Sammlung „Gold und Myrrhe" (6. Aufl.), „Das Niklasschiff" und „In deiner Kammer" (3. Aufl.). Die beiden Bände „Frühling im Palazzo Caccialupi und andere Novellen" von Ansgar Albing sind von der Kritik allgemein gelobt worden. Zu unserm besten Novellisten gehört unstreitig M. Herbert: „Kinder der Zeit und andere Novellen" (2. Aufl.), „Von unmodernen Frauen", „Gemischte Gesellschaft", „Baalsopfer", „Frauennovellen", „Aglae" (2. Aufl.), „Vom Leben und Sterben", „Aus unseren Tagen" usw. Von Isab. Kaiser sind die Novellenreihen „Seine Majestät" und „Wenn die Sonne untergeht"; von Hans Eschelbach die Novellen „Die beiden Merks" (6. Aufl.), „Im Moor", „Der Wasserkopf", „Liebe erlöst" und „Erzählungen" (3. Aufl.); von L. Rafael die sechs packenden Bauernnovellen „Vom alten Sachsenstamm"; von M. v. Buol „Das Marterle", „Die Kirchfahrerin", „Ein gutes Wort", „Gillis Hobelspäne". Namentlich diese beiden letzteren, L. Rafael und M. v. Buol, verdienten als Prosadichterinnen mehr gekannt zu sein; klarer Blick, frisches, gesundes Wesen, große Wahrhaftigkeit und Überzeugung der

*) Der Jubelausgabe ist ein Gedenkblatt (Leben und Werke) von E. M. Hamann vorangestellt, das als Muster seiner literarischen Kritik gelten kann und auch separat erschienen ist (Köln, Bachem).

Gesinnung sind Buols Eigenart. Von Ferd. v. Brackel sind zu beachten die Novellen „Der Spinnlehrer von Carrara" (4. Aufl.), „Prinzeß Ada" (5. Aufl.), „Vom alten Stamm", „Nicht wie alle andern", „Aus fernen Landen". Von A. v. Krane nennen wir „Fegefeuer der Liebe", „Sieggekrönt", die „Phantasien" und vom „Menschensohn". Gern und viel gelesen wird Fabri de Fabris, zumal bekannt durch ihre Jugendbücher „Aus Wildfangs Kinderjahren" (7. Aufl.), „Draußen in der Welt" (4. Aufl.), „Wildfang im Pensionat" (7. Aufl.), die Märchen „Am Wichtelborn" (3. Aufl.), „Fräulein Ubermeer" (3. Aufl.), „Aus Wildfangs Brautzeit" (3. Aufl.); ferner auch die Novellen und Skizzen „Von der Wanderstraße", „Schlichte Geschichten", „Im Wandel des Lebens". Ant. Jüngst verfaßte die Novellen „Der Glocken Romfahrt" (2. Aufl.), „Wider Willen", die zwei Bände Erzählungen „Strandgut des Lebens" und „Consolatrix afflictorum" (2. Aufl.). Die gemütvollen, sympathischen „Kleinen Erzählungen" Karl Domanigs liegen bereits in zweiter Auflage vor. Die Lyrikerin Hedwig Dransfeld hat auch wertvolle Jugenderzählungen verfaßt: „Das Grafendorli" (2. Aufl.), „Nach harter Prüfung", „Wie Grafendorli glücklich wird" (2. Aufl.), „Theo Westerholt", „Flitter und Schein", „Die Geschwister", „Die Seeschwalben" usw. Den Freunden stiller Stimmung wird Bern. Wiemans Buch „Er zog mit seiner Muse" gewiß gefallen. Ad. Cüppers veröffentlichte „Tadellos", „Samum und andere Novellen". M. v. Ekensteen schrieb eine ganze Serie Novellen und Skizzen, so „Herzensbrecher und andere Novellen", „Im aufwärts und andere Novellen", „Die Freunde" usw. Als besonders empfehlenswert seien hervorgehoben Diels „Novellen" sowie Heinr. Opitz' Skizzensammlung „Erlebtes und Erlauschtes" und Ant. Müllers „Heliotrop" (2. Aufl.). Handel-Mazzettis Novellen „'s Engerl", „Fahrlässig getötet" (2. Aufl.) führen zur Volksliteratur hinüber. Die Novelle „Der Verräter" schließt sich als Episode an „Meinrad Helmperger" an.

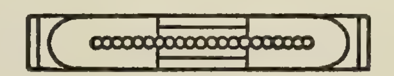
Welche Bedeutung die **Volksliteratur** hat, ist wohl einleuchtend. Von dieser Literatur verlangen die Leser nicht so sehr die eigentlichen literarischen Vorzüge. Worauf es hier ankommt, ist vor allem das Gesunde, Rechtschaffene, Tüchtige. Unterhaltung und Belehrung ergänzen und durchdringen einander hier aufs innigste. In erster Linie handelt es sich da um Charakter- und Gemütsbildung; das rein Ästhetische muß hier dem Praktisch-pädagogischen den Vorrang lassen. Ungefähr das gleiche gilt von der Jugendliteratur, und insofern gehören Volks- und Jugendliteratur zusammen. Wir werden daher im folgenden beide neben und ineinander als Ganzes behandeln. — Ein so recht fürs Volk bestimmter, übrigens auch aus den Tiefen der Volksphantasie stammender Schatz von Sagen und Märchen, Ritter- und Räuber-, Hexen- und Wildschützengeschichten, Familienerzählungen und Lebensbildern,

Liedern und Sprüchen ist die von Ludwig Auer gesammelte und von R. v. Kralik geordnete Sammlung „Hausbrot“, von der bis jetzt zwölf Bändchen vorliegen. Es ist ein wahrer Hausschatz der Unterhaltung und Belehrung und verdient als gesunde Geistesnahrung bei unserem Volke, übrigens nicht bloß beim „Volk“ allein die weiteste Verbreitung. — Eine ähnliche Widmung an das Volk ist Karl Domanigs Volksbuch „Hausgärtlein“, eine der sympathischesten, herzlichsten Gaben dieses Dichters. Auch Domanigs Volksroman „Die Fremden“ sei hier genannt. — Nicht ausdrücklich und oft genug können Alban Stolz' Schriften empfohlen werden, die jetzt in einer neuen zehnbändigen Volksausgabe erschienen sind. Die „Heilige Elisabeth“, „Das Vaterunser“, „Die Nachtigall Gottes“, „Kompaß für Leben und Sterben“, „Wachholdergeist“ usf. werden für alle Zeit ihren Wert behaupten. — Unter den ersten Volksschriftstellern ist Dr. Otto Denk (Otto v. Schaching) zu nennen; von ihm haben wir fünf Bände „Gesammelte Volserzählungen“ und eine Reihe anderer trefflicher Bücher, wie „Der Glockenhof“ (2. Aufl.), „Zwei Waffenbrüder“ (2. Aufl.), „Jennewein der Wildschütz“ (2. Aufl.), „Kreuz und Ring“ (2. Aufl.), „Der verrückte Junker“ (2. Aufl.), „Das Mädchen von Domremy“ (2. Aufl.), „Das Bildnis der Mutter“ (2. Aufl.), „Der ewige Jude“ (2. Aufl.), „Simba der Suaheli“ (2. Aufl.), „Vom Karwendel und Wendelstein“ (2. Aufl.), „Der Geigenmacher von Mittenwald“ (2. Aufl.) und noch genug anderes, wie den Roman „Die Teufelsgretl“, die hist. Erzählungen „Aus deutscher Kaiserzeit“, Widukind der Sachsenherzog“, „Bayerntreue u. a. — Ein echter Volksschriftsteller ist auch der vielgelesene Josef Wichner; seine Bücher sind: „Alraunwurzeln“ (4. Aufl.), „Aus der Mappe eines Volksfreundes“ (4. Aufl.), „Im Schneckenhaus“ (4. Aufl.), „Im Studierstädtlein“ (3. Aufl.), „Erlauschtes“ (3. Aufl.), „Nimm und lies!“ (2. Aufl.), „In freien Stunden“ (2. Aufl.), „Jahresringe“, „Im Frieden des Hauses“, „Zeitvertreib“, „Aus sonnigen Tagen“. Erziehung zur Vaterlandsliebe und Naturbeobachtung ist vor allem Wichners Kunst. — Längst anerkannt ist der Wert der Bücher Josef Spillmanns und Konrad Kümmels. Spillmanns vielfach aufgelegte historischen Romane „Tapfer und treu“, „Um das Leben einer Königin“, „Die Wunderblume von Woxindon“, „Ein Opfer des Beichtgeheimnisses“, „Lucius Flavus“, „Der schwarze Schuhmacher“ liegen jetzt in einer neuen billigen Ausgabe von vierzehn Bänden vor. Kümmel schöpft seine Stoffe aus dem modernen Leben und erzählt poetisch und schlicht-wirkungsvoll „An Gottes Hand“ (6 Bde., 5. Aufl.), „Sonntagsstille“ (6 Bde., 2. Aufl.) und die humoristischen Erzählungen „Auf der Sonnenseite“ (2. Aufl.). — Ein richtiger Volkspoet ist der Tiroler Sebastian Rieger (Reimmichl); seine Bücher „Bergschwalben“, „Im Tirol drinn“ (2. Aufl.) und „Aus den Tiroler Bergen“ (2. Aufl.) enthalten Erzählungen voll Lebenswahrheit, Gemütstiefe, sprudelndem

Humor und köstlicher Poesie. Praktisch-religiöse Tendenz verfolgt Riegers größere Erzählung „Der Frauenbichler“. Lange nicht genug beachtet ist ein anderer Tiroler, J. Praxmarer, dessen „Pestkapelle im Gaistal“ und „Eine Dörcherfamilie“ ebenso wie seine köstliche Lebensgeschichte „Aus den Flegel- in die Mannesjahre“ viele Leser verdienen. Die geniale E. v. Handel-Mazzetti hat einige kleine Erzählungen geschrieben, die keiner Volksbibliothek fehlen sollten: Die Kindergeschichte „'s Engerl“, die erschütternde Erzählung „Fahrlässig getötet“, ferner die Novellen „Dora“ und „Des braven Fiakers Osterfreude“ (in 2. Aufl.). Auch die beiden Novellen „Der Stanglberger Poldl“ und „Der letzte Wille des Herrn Egler“ (2. Aufl.) gehören hierher. — Als erzählungsgewandter Bauernpädagog erweist sich Hans Schrott-Fiechtl in seinem Volksroman „Ich zwing's“ und in den Büchern „Zwischen Joch und Ach'n“, „Moderne Bergbauern“ (9. Tausend), „Aus'm Tiroler Land'l“. — Von M. v. Buol seien außer ihren obengenannten Novellen hier noch erwähnt die Erzählungen „Der Bader von St. Margrethen“ und „Die Gamswirtin“. Nicht vergessen dürfen wir natürlich Heinrich Hansjakob, dieses urwüchsige, grobe Original von einem Heimatdichter. Einige seiner Bücher sind jetzt bequemer zugänglich geworden, „Waldleute“ (5. Aufl.), „Erzbauern“ (4. Aufl.), „Der steinerne Mann von Hasle“ (4. Aufl.), „Meine Madonna“ (4. Aufl.), „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“ (6. Aufl.); und noch manches andere Buch Hansjakobs ist oftmals wiederaufgelegt worden. — In Erinnerung gebracht seien auch Ad. Kolpings Erzählungen, als gesundes Hausbrot. — Anton Schotts Domäne sind die Bauernromane aus dem Böhmerwald: „Das Glücksglas“, „Die Geierbuben“, „Der Bauernkönig“, „Der letzte Richter“, „Bescholten Volk“, „Gottestal“ (preisgekrönt, 2. Aufl.) usw. Auch von Everilda v. Pütz wollen wir einiges hierherstellen, so ihre „Tiroler Dorfgeschichten“, „Neue Tiroler Dorfgeschichten“, „Das Ende vom Lied“, „Von der Pike an“ (2. Aufl.) usw.; desgleichen Fr. W. Grimme, „Auf roter Erde“; M. v. Greiffenstein, „Die Reiterin auf der Römerstraße“; Karl Landsteiners Romane „Trautheim“ (4. Aufl.), „Kinder des Lichts“ (3. Aufl.), „Die Geister des Sturmes“, „Edm. Fröhlich“ (3. Aufl.), „Vater Eisenhammer“ (2. Aufl.); Franz Seeburgs „Marienkind“, „Die Nachtigall“ und seine in sechs Bänden gesammelten Kalendergeschichten „Immergrün“; Josef Scheichers vier Bändchen „Ostmarkgeschichten“; Joh. A. Heyls dreibändige Selbstbiographie „Auf stürmischer Fahrt“. Für Volk und Jugend nicht genügsam zu empfehlen sind schließlich die altbewährten, überaus oft aufgelegten Bücher von Wiseman und Newman „Fabiola“ und „Callista“. Die zwei Bände „Katakombenbilder“, die Romane „Valeria“ (3. Aufl.) und „Judas' Ende“ (2. Aufl.) von Ant. de Waal sind wie die beiden vorgenannten Bücher eine ganz vortreffliche Lektüre, die Phantasie

anregend, das Herz erhebend und wertvoll durch die kulturgeschichtliche Belehrung. Von Waals Roma sacra ist auch eine Volksausgabe erschienen. Überaus reiche geographisch-historische Belehrung können Jugend und Volk schöpfen aus Jos. Spillmanns reich illustrierten Büchern „Durch Asien", „Rund um Afrika", „Über die Südsee" und „In der neuen Welt". Ein ungemein liebenswürdiges, auch in der Ausstattung prächtiges Buch von R. v. Kralik sind die „Wunderbaren Abenteuer des Ritters Hugo v. Burdigal" köstlich naiv im rechten Geschichtenton erzählt. Nachdrückliche Empfehlung verdient auch Meinholds neu herausgegebener Reformationsroman „Der getreue Ritter Sigismund Hager". Endlich sei noch auf die besonders für Volksbibliothek und Familie geeignete Sammlung „Für Hütte und Palast" und die „Volksbücherei" der Styria sowie auf die Sammlung „Aus Vergangenheit und Gegenwart" hingewiesen. —

Schluß folgt.



Kritische Gänge.

Von Albert Christiani.

Ich weiß nicht, ob M. Herberts „Lebenslieder" in diesem Augenblick bereits die Presse verlassen haben. Vor mir liegen noch die losen Blätter, die der Verlag: J. P. Bachem-Köln a. Rhein, mir zur Besprechung zugesandt hat. Während ich sie durch meine Finger gleiten lasse, sage ich mir, welch einen Schatz das Buch zu Weihnacht in die Häuser und Herzen zu tragen bestimmt ist.

Es umfaßt auf 204 Großoktav-Seiten 172 abgeschlossene Dichtungen. Und aus diesem allen möchte ich, genau erwogen, nur ein einziges völlig verschwinden sehen: das Gedicht auf die „Liebe der sechzehn Jahre", von dem ich nicht begreife, wie es in seiner wenig geschmackvollen Fassung und Tönung in diese Sammlung hereingeraten konnte: ein — allerdings der Gesamtheit gegenüber verschwindender — Mißklang in eine grandiose Harmonie.

Das Inhaltsverzeichnis weist keine Gliederung auf, doch wird der aufmerksame Leser eine solche leicht feststellen. Zuerst spricht die Natur, dann das hier enthüllte selbsteigene Leben, dann Persönlichkeit und eine Mannigfaltigkeit von Persönlichkeiten, dann die gottsuchende und in Gott ruhende Seele. Das viert- und das drittletzte Gedicht fanden wohl, anstatt unter dem Selbstpersönlichen, an dieser Stelle ihre Einreihung als eine Art Übergang zu den beiden letzten Dichtungen: „Der Tod der Droste" und „Karl V.", einem ergreifend ausklingenden Schlußakkord, der zurückflutet zum Anfangsmotiv —

das erste und das letzte Glied einer wunderbar reichen, vollen Tonkette greifen unmittelbar ineinander.

Die einleitende „Widmung" stellt das Ganze als einen „letzten Strauß" dar: das „letzte" doch wohl nicht als Begriff an sich, sondern nur in Beziehung zu einer bestimmten Persönlichkeit genommen. Aber was die acht Schlußverse betreffs des Inhaltes dieses Straußes sagen, das gilt auch für uns:

> Stille Blumen, so die Hand nicht brennen,
> Stille Blumen, so das Herz nicht stechen,
> Die im Kelche fromme Heilkraft tragen,
> Solche Blumen will ich für dich brechen . . .
>
> Denn die roten Rosen sind gestorben.
> Nur die Blumen tiefer Einsamkeiten,
> Nur die Blumen ferner, wilder Wege
> Kann ich pflücken im Vorüberschreiten.

Güte, Segenswirkung, Ursprünglichkeit: in den Einsamkeiten tiefster Selbsteinkehr veredelt und abgeklärt, das ist die Signatur dieses Buches. Das eigentlich Sangbare liebt M. Herbert nicht. Wohl das oft überraschend aufspringende oder wie liebkosend sich einschiebende Naive, Kindliche des in zum weitaus größeren Teile durch sich selbst gefesteten und ausgleichend gebildeten, berufenen Künstlertums. Ihr Talent gleicht einem stolzen Felsstrom, der unaufhaltsam dem Ewigkeitsmeere der Erkenntnis zustrebt: hie und da aufschäumend, mitreißend, aber dann wieder sich in majestätischen Weiten ausdehnend, Himmel und Erde in reinen, gemilderten, auch geheimnisvoll harmonisierten Farben und Linien abspiegelnd.

Wie alle ursprünglichen Dichter liebt M. Herbert die Natur mit großer, bis zur innigen Vereinigung sich steigernder Hingabe. Aber diese bleibt stets bewußt. M. Herbert *verliert* sich nicht an die Natur. In deren Offenbarungen gießt sie die ihres eigenen seelischen Erfahrungslebens; deren Stimmen beantwortet sie durch die ihres eigenen Herzens. Das Wesentlichste des jeweiligen Naturbildes erfaßt sie immer zuerst; das Unmittelbare des empfangenen Eindruckes bewahrt sie, um es mit Geist von ihrem Geist zu durchdringen. Dann gibt sie das Neuerfüllte und Neugestaltete weiter an den, der will: als ein organisch abgelöster Teil ihres Ich, als ein künstlerisch ausgebildetes Stück ihres Selbst, das sich ununterbrochen aus inneren Tiefen heraus erneuert.

Während M. Herbert früher sich mit Vorliebe in die Schönheiten des heimischen Hessenlandes erinnernd vertiefte, läßt sie in den „Lebensliedern" besonders den Zauber der „heiligen" Jurawildnis und ihres „dunklen Herzens": der von weißen Nebelschleiern umhüllten „schwarzen Naab", walten. Dunkel und schwermutvoll sind demgemäß oft die angeschlagenen Töne:

„Die Einsamkeit am Ufer träumt,
Die Schwermut schläft in ihrem Schoß.
Sie tragen wie zwei Nornenfraun
Tief im Gemüt mein Menschenlos.
— — — — — — — — — — — —
Mir ist, als glitt auf Lethes Strom
Mein müdes Schiff ins Tote Meer —
Und immer tiefer wird der Strom
Und all das Schweigen um mich her.“

Aber gleich darauf ein leises, süßes Aufleuchten aus schluchzender Tränenflut:

„Nun leuchtet das Kräutlein Unsterblichkeit
An allen herbstlichen Rainen,
Als wollt es mit seinem goldenen Glast
Stillen das menschliche Weinen,
Tröſten das bittere, menschliche Leid
Um das verschwindende Leben,
Um die sinkende Sommerkraft,
Um das fröstelnde Beben.
Ach, liebes Kräutlein Unsterblichkeit,
Ich komme leise zu fragen:
Was hast du über die sterbende Lieb
Und die tote Treue zu sagen?“

Dann das goldene Licht selbst:

„Über die dunkle Ebene kam
Leichtfüßig goldnes Licht geschritten.
Da huben die Pflanzen im Wiesengrund
Die Händlein auf mit frommen Bitten:

Wir tragen Kinderlein im Schoß!
Die Himmelskraft gab ihnen Segen!
Da flossen alle Quellen leis
Dem wonnevollen Strahl entgegen.

Die tiefsten Keime regten sich.
Ja, die noch nichts vom Leben wußten
Im dunklen Boden, fühlten gleich,
Daß sie empor zur Gottheit mußten.“

Und mit Orpheus' Gruß an Helios schließt die bedeutsame Gruppe:

„Sieh, beide Arme streck ich betend aus,
Daß du vernehmest meines Lieds Gebraus.
In Jubel all mein Beben hoch aufschießt,
Weil voll von Licht die ganze Seele ist.“

Voll von Licht ist auch der Dichterin Seele, ob Wolken türmend hereinragen und vorüberziehen. Voll von Gotteslicht. Das zeigt nicht zuletzt die einen Kreis individuellster Lebenserfahrung umschließende Gruppe. Der Grundton klingt mächtig an:

„So kommst du zu Entsagung durch Verstehn;
Durch tiefes Mitleid wird dein Herz geweiht,
Du darfst aus dieser armen, engen Zeit
Ins Schicksal aller Menschenkinder sehn."

Aber auch dies wurde und wird immer wieder wahr:

„Des Lebens heiligste Süßigkeit,
Von der ich träumte, tritt in meine Zeit."

Sie hat Höhen und Tiefen reinen Gefühls durchmessen, hat gesucht, ersehnt, im Glück genossen, entbehrt. Ein Schmerzensdiadem umsäumt die klare Denkerstirne ihrer Liebe; ein Leidensschatten vertieft deren ergreifenden, erhebenden Entsagungsblick. Das Wort dieser Liebe ist edel-gehalten. Aber der Orgelklang einer gewaltigen Empfindungsskala bebt herein. — Auch hier heiliges Land. Kostbares reiht sich an Kostbares. Genannt sei nur der eine Zyklus „Eros und Thenatos" als eines von dem vielen Ureigenen.

Ureigene Frische erquickt in der dritten Gruppe, die man, wie bereits angedeutet, mit „Persönlichkeit und Persönlichkeiten" überschreiben könnte. Hier setzt M. Herbert ihre spezielle Menschenkenntnis, nicht bloß die allgemeine, in blühendes, ursprüngliches Leben um. Welche Kraft der Charakterisierung! Welches sich Hineinfühlen in die Einzelgestalten und -situationen! Ein bei auffallender Kenntnisreife subjektivstes Kunstempfinden kommt da sehr zu Hilfe. Man lese „Rembrandt", „Rembrandts Radierungen", „Saskia", „Michel Angelo-Reminiszenzen", „Michel Angelo und Baccio Ugolino", „Assunta und Tizian". Volkstümliche Schlichtheit im Tone mittelalterlicher Gläubigkeit kommt vortrefflich zum Ausdruck in Gedichten wie „Die Hirten", „Maria im Rosenhag" und „Kölnische Sage". Schwer und groß wirkt „Der Tod des Moses", „Jeremias", „Der Prophet", „Die Neidischen", plastisch und doch wie von Lebensblut durchglüht die „Norne", aufrüttelnd „Die Spende", hinreißend in malerischer Färbung und in seelischer Tiefe „Franz Borgias". Überlegener, zuletzt etwas grimmer Humor lacht aus „Herr Jörgen".

Die vierte Gruppe umschließt Religiöses. Hier finden wir M. Herbert durchweg auf einer Höhe, die nur wenige unter den lebenden Dichtern mit ihr teilen dürften. Und zwar behauptet sie da ihren eigenen Platz. Das Gottsuchende haben viele mit ihr gemein. Aber wer die Unmittelbarkeit, die glühende Sehnsucht, die unerbittlich auf den Grund schürfende Forschung, die kniend, mit

flehend emporgestreckten, gebundenen Händen zu dem höchsten Richter aufschluchzende Demut? Einzelne, sehr Vereinzelte. Und niemand hat genau ihre Art: die Art just dieses Menschen und Künstlers, den Gott begnadete und der sich nimmer vor Gott genug tun kann.

Wer ruhig betrachtende Gebetslyrik liebt, der komme nicht zu M. Herbert. Ihre Seele steht in Flammen, wenn Gott zu ihr, wenn sie zu Gott spricht. Hie und da mag wohl das Feuer zu steter Glut herabsinken, aber dann reckt es sich wieder auf, hoch und lodernd. M. Herbert gehört nicht zu denen, die unbedingt auf den Gott der Liebe, der Gnade zählen. Ihr Schuldbewußtsein, ihre Reue reicht — wie bei der Droste — bis in den Abgrund der Möglichkeit eines Verworfenwerdens. Das gibt ihren religiösen Ausströmungen eine erschütternd ernste Grundnote. Nur ein kongenial fühlender Mensch kann sie darin verstehen, aber dann auch ganz, bis zum intimen Seelenanschluß. Denn nicht nur ihr Innerstes gießt sie aus vor Gott, sondern auch, mittelbar, das unsere. Intuitiv durchschaut sie Menschen, Menschlichkeiten und Menschheit. Oft durchschauert's einen, wie sie an unsere feinsten Herznerven rührt. Aber alles aus ihrem eigensten Gottverhältnis heraus. Auch hier überwölbt Gottes Licht- und Sternenhimmel die dunklen Kampf- und Schmerzenswege, spielt hie und da ein entzückendes Sonnenlächeln über all die Not des Ringens und Leidens hin. Da steht z. B. das kindlich holde „Weihnacht“, das kindlich ergreifende „Weihnachtsgebet“, das kindlich eindringliche „Die wilde Rose“ zwischen den gedanken- und qualenschweren „Und wieder“, „Unsere Erlösung“, „Adoratio Crucis“. Brennendes Leben, weltentrückte, müde Sehnsucht und mutig harrende Geduld gehen dicht beieinander denselben Weg („Lebensfieber“, „Die Seele“, „Advent“). Dann wieder löst sich die lichte Einfalt vom dämmerverhangenen Erkenntnisgrunde („Weihbrunn“), übertönt ein klarer, zieldeutender Weckruf alle Wirrnis des inneren und äußeren Selbst („Steh auf und wandle!“, „O fürchtet nichts!“). Hier von sieghaft herber, dort von bezaubernd anmutiger Einfachheit ist der Zyklus „Ars moriendi“, von prachtvoller Wucht „Confiteor“, „Meeresgang“, „Fluten“, „Der Schrei“, „Laß mich nicht sterben!“. Gleich daneben das friedensselige „Allein“, die ankerstillen „Opferkerze“, „Zuversicht“, „Rückkehr der Seele“, „Der Wunsch“, „Armut“, die gottessicheren „Flucht zu Gott“, „Spera in Deo“, „Gottsucher“, „Unlöschbar“, „Er nahm all unsre Schuld“. Und überall ein wundervoller „guter Wille“ zum höchsten Leben, zum Suchen und Finden, zum unverbrüchlichen Gehorsam, zur „grenzenlosen“ Selbsthingabe (s. „Gebete“: dreifache Reihe).

Bisweilen kann man wohl stutzen, auch Einwendungen machen, wie z. B. bei der Schlußstrophe des „Aus Liebe zu Gott“, die nicht nur theologisch, sondern auch rein logisch, im Vergleich zu der ersten Strophe, anfechtbar sein dürfte. Aber nichts ist „dunkel“ im unver-

ständlichen Sinne, nicht einmal schwer verständlich. Doch tun sich Tiefen auf hinter dem Verständlichen, die erst von dem reifen Menschen ergründet werden können. Die Sprache ist dichterisch schön, nicht selten grandios, die Technik, wenn nicht zur Vollkommenheit, so doch zur Meisterschaft entwickelt.

Wenn M. Herbert vor aller Welt die Hand auf dieses Buch legte und sagte: „Das ist mein Ich, und niemand konnte es geradeso in künstlerisches Leben umsetzen außer mir", so hätte sie ein Recht dazu, und uns erübrigte nichts, als ihr zu glauben und ihr Wort zu bestätigen.

Gottgestimmte Prosadichtungen bietet R. Fabri de Fabris im I. Teil der „Noveletten und Skizzen" und im „Blumenbuch des alten Fräuleins", dem Schlußstück des „Märchen und Märchenhaftes" überschriebenen II. Teiles ihres neuesten Bandes: „Von stillen Leuten" (Ravensburg 1908, Friedr. Alber, 8°, 163 S., Mk. 2.50). Schon der Gesamttitel sagt, daß hier nicht „große Emotionen" an uns herantreten; daß die „Stille" überwindender Erkenntnis in der Darstellung vorwiegt. Aber ein paarmal hallt doch die Schmerzensklage, ja der Schmerzensschrei heißen Mitgefühls länger nach: in dem ergreifenden „Heimatlos", in dem erschütternden „Doris Gerlach". R. Fabri de Fabris hat ein besonderes Talent, aus dem Alltagsleben eine Fülle von Themen zu schöpfen und sie in Güte und poetischer Harmonisierung vertiefend auszugestalten. Sehr schön und kraftvoll sind oft ihre Naturbilder, greifbar plastisch und zugleich künstlerisch abgestimmt ihre Lokalschilderungen. Stimmung ist überhaupt das herrschende Moment. Vereinzelt nähert sie sich der gefährlichen Grenze des Übergefühlvollen, des Sentimentalen im landläufigen Sinne („Der Kirmesschatz", „Aloe"); dann wieder zeigt sie erquickende Frische, wie in der Verlobungsgeschichte „Späte Ostern tragen Blumenkränze". Sonst sind derartige „Ende gut, alles gut!"-Geschichten nicht gerade ihre Stärke; das Didaktische springt da leicht vor („Spätes Glück"). Im allgemeinen aber weiß sie die Tendenz künstlerisch auszulösen. Sie hat nämlich eine Tendenz, eine Haupttendenz sogar, und die lautet: „Lege deine Selbstsucht ab; miß dein Leid an fremdem, und dein Erbarmen wird dich heiligen, wird dir und anderen aufhelfen". Mit zartem, liebeglühendem Verständnis zeichnet sie die Kinder der Armen, die gebeugten Lastträger des Lebens. So wertet sie das erste und zweite Heilandsgebot mit dem Talente eines wirklichen Dichters aus.

Als solchen zeigt sie sich auch in ihrer sonnigen Märchenpoesie, von der schon mehrere Bände erschienen. Von der im vorliegenden Buche enthaltenen spricht besonders das philosophisch tieferwurzelnde „Königin Kunilind" und das humordurchblitzte „Stilleben" an. — Das bereits genannte „Blumenbuch" wurde aus dem früheren, jetzt zu anderen Zwecken inhaltlich verteilten „Was die Blumen erzählen" herübergenommen.

Überraschende Gestaltungskraft finden wir in dem Roman „Die Haindlkinder“ von Rudolf Hans Bartsch (Leipzig, L. Staackmann, 1908, 8⁰, 336 S., brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—). Der Autor sei, sagt der Waschzettel, plötzlich durch seine „Zwölf aus der Steiermark“ berühmt geworden; doch übertreffe das neue Werk an Tiefe und Kraft, an Humor und besonders an klarer Konzentration der Handlung das erste weitaus. Ich kenne dieses nicht; daß aber ein ausgesprochenes Talent wie das hier sich kundgebende auf die Weiterentwicklung wenigstens angelegt ist, glaube ich ohne Umschweif. — Der Roman stellt drei Brüder in den Mittelpunkt: Benedikt, den „Lebehaindl“, Johannes, den „Geisthaindl“, Rupert, den „Kampfhaindl“. Der erste trinkt aus dem Genußbecher mit schier unersättlicher Gier, ohne sittliche Rücksichtnahme auf andere, bis er durch selbstverschuldete Krankheit zur Vernunft kommt, sein treues Weib ehrt und in häuslicher Stille seiner Familie lebt. Der zweite kommt vor lauter Grübeln und unbestimmter Sehnsucht nicht recht zu sich selbst und gar nicht zu dem erträumten Glück. „Die Frauen schauten, lachten und liebten über ihn hinweg“ —, bis er, der Hochideale, vorübergehend einer grob-sinnlichen und dann dauernd einer sein ganzes Wesen aufwühlenden, sündigen Leidenschaft verfällt, infolgedessen ein furchtbares Schicksal besteht und Priester wird, um zu büßen. „Die Form war ihm gleichgültig. Nicht aus Glaube an die bombastischen Satzungen von der Alleinseligmachung, sondern bloß, weil sie die bisher in Europa erprobteste Technik zur Selbstaufgabe ausgebildet hatte, deshalb wandte sich Johannes zur katholischen Kirche hin“ (zur „vielleicht makelvollen katholischen Lehre“, wie es kurz zuvor heißt). „Ein bewußter Freigeist, der sich in die beschränkteste aller Züchte fügte, um seinen Übermut zu töten. Als eingeborener Sohn seines Landes fand er keinen anderen Weg als diesen Gang: nicht nach Kanossa, vor die Pfaffenmacht, nein! diesen Weg zum Kreuze!“ Damit haben wir des Autors eigenste Anschauung. — Der dritte Bruder, ein rabiater Alldeutscher, prinzipieller Zweifler und reichlich schwärmerischer Sozialist, erzwingt sich ein vermeintliches Glück im Fluge, wird aber dann von ihm gezwungen: in Vereinsamung und schmachvolle Verlassenheit, bis er verzeihen und in das ihm sich auftuende bescheidene Nestchen schwesterlicher Fürsorge friedlich sich fügen lernt. In allen dreien steckt augenscheinlich ein Stück vom Verfasser selbst, der sich jedoch hauptsächlich mit Johannes identifizieren dürfte. Der außerordentlich stimmungsvolle Dichter, der künstlerisch verheißungsvolle, schaut uns überall aus dem Buche an, das der ethischen Vertiefung ersichtlich zustrebt, sie aber lange nicht immer, im eigentlichen Sinne, erreicht. Die Charakteristik ist klar und liebevoll ausgearbeitet. Nicht zuletzt die der Nebenpersonen, unter denen vor allem der Vater Haindl hervorragt: der gebildete Buchbinder-Rentier und Goethe-Enthusiast mit

seinen von ihm schwärmerisch geliebten „Natureinverleibungsfesten“, d. i. solennen Mahlzeiten. Die Frauen fahren schlecht in dem Roman; die einzige bedeutender erfaßte Gestalt vernebelt und verliert sich in Selbstvergötterung und böser Lust. Die anderen, soweit sie als Persönlichkeiten in Betracht kommen, sind beschränkt-häusliche Naturen, die sich „die Liebe hellerweise verdienen“, aber eine „beständige Ersparnis“ ermöglichen. Die Idee der erziehlichen Anhänglichkeit an die Scholle, des veredelnden Heimatsgefühls, die Bedürftigkeit der Menschen nach dieser Richtung zieht sich durch das Ganze. Auch die der individuellen Freiheitsentwicklung, die einen gewissen inneren Halt voraussetzen muß, soll sie nicht in Zuchtlosigkeit ausarten. — Die Zeichnung des lokalen und landschaftlichen Hintergrundes verrät die Hand des Meisters.

Das religiöse Thema, das in den „Haindlkindern“ mit starkem, wenngleich im letzten Grunde wenig wirkungsvollem Nachdruck behandelt ist, bildet ein Hauptmotiv auch in dem neuesten Viebig-Roman: „Das Kreuz im Venn“ (Leipzig, Egon Fleischel & Ko., Berlin, W. 8°. 391 S. Geb. Mk. 6.—). Es sei gleich bemerkt: er fesselt und bedeutet einen markanten Fortschritt seit dem widerwärtigen „Absolvo te!“ Freilich: um ethische Brutalitäten, sowohl nach der religiösen bezw. konfessionellen wie nach der sexuellen Seite, kommt die Verfasserin auch hier nicht herum. Zu sehr zeigt sie sich in der haut goût-Atmosphäre verfangen, als daß man fürs erste radikale Besserung bei ihr erhoffen könnte. Aber die Charakteristik in den Haupt- und auch in einigen der Nebengestalten wurde diesmal mit künstlerischem Fleiße durchgebildet. Der Held ist ein ländlicher, katholisch-tiefgläubiger Bürgermeister im Venn, der eine Kirche baut und keine Wasserleitung, weil er letztere für entbehrlich hält: vermutlich berechtigterweise, da die obligaten Typhuserkrankungen nicht durch Brunnen-, sondern durch verbotenes Moorwasser hervorgerufen worden sind. Dieser kraftvolle und zugleich gewissenszarte Mann mit der gleichgesinnten Gattin vermag das vorwiegende, tiefe Interesse des Lesers nicht bloß anzuregen, sondern auch festzuhalten. Der Waschzettel haut fürchterlich daneben, wenn er ihn als „Gescheiterten“ hinstellt; das gerade Gegenteil trifft zu. Übrigens läßt die Verfasserin die Frage, ob er wirklich „zu bigott“ sei, ziemlich in der Schwebe hängen, obgleich sie sie zuletzt mit einer Phrase über ihn als „Befangenen“, als „Gebundenen trotz allem und allem“ scheinbar löst. Tatsächlich beweist sie, daß die fromme Einfalt weniger innerlich gebunden, ja versklavt das Leben lebt als die allen Gewissenszwang abstreifende entgottete Gesellschaft; daß schlichter Glaube die Sonne der Kindheit, die Zuflucht der Armen, Entbehrenden, Unglücklichen, der Trost und die Wärme des Alters ist und daß nichts ihnen dafür Ersatz zu bieten vermag. Einen riesigen Knalleffekt gönnt sich C. Viebig in der nicht weniger als ca. 69 Seiten umfassenden

Erzähldarstellung der Springprozession zu Echternach. Die bacchantischen Züge, die sie hineinträgt, wirken auf den Eingeweihten wie geschickte, aber grell-grobe Kulissentüncherei. Sie ist da wieder mal am massiv Äußerlichen hängen geblieben, das sie nun noch in massive Übertreibung taucht. Das bißchen konfessionellen Ausputzes dieser und anderer Szenen, das gewiß manche Nichtkatholiken mit schauernder Bewunderung ob der tiefschürfenden Sachkenntnis der Autorin erfüllen wird, ist — genau besehen — äußerst billig zu haben: um ein paar Pfennige in jedem einschlägigen Gebetbuche. Aber daß C. Viebig das Zeug hätte, dem Wesentlichen, dem Kerne unserer Religion nahezukommen, wenn sie endlich einmal ihrer betr. tollkühnen Oberflächlichkeit das Handwerk legen wollte, das zeigen verschiedene ergreifende Stellen dieses teilweise in ersichtlicher Ergriffenheit geschriebenen Buches. Prachtvoll, von nun träumerischer, nun grandios-hinreißender Schönheit sind einige der Hochmoorschilderungen: Poesie und Malerei zu einer Kunst vereint.

Bücher-Anzeigen.

Dantes poetische Werke. Neu übertragen und mit Originaltext versehen von **Richard Zoozmann.** Mit einem Bildnis von Dante. Vier Bände. 8⁰ (XL u. 1386 S.). In Original-Leinwandbänden Mk. 18.—, in Pergament III Mk. 28.—. 1.—3. Band: **Die göttliche Komödie.** I. Hölle. II. Läuterungsberg. III. Paradies. 4. Band: **Das Neue Leben. Gedichte.** Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandlung.

Das ist eine herrliche Weihnachtsgabe! Eine en regard, d. i. eine Parallel-Danteausgabe von einem Meister der Übertragung, nicht nur in der möglichst getreuen Übermittelung des Wortlautes, sondern auch in der Weitergabe aller wesentlichen individuellen Merkmale des Originals, sowohl was den Geist des Inhalts wie den der Sprachgewandung betrifft. Sehr günstig erweist sich für letztere die Anwendung der beweglichen und schmiegsamen Schlegelterzine, die es Zoozmann ermöglichte, in jedem einzelnen Verse den adäquaten Text des Vorbildes womöglich in derselben Wortfolge wiederzugeben. Schier unvergleichlich gelang ihm die Durchführung des Reimes: in den ca. 20000 Versen der vier Bände keine einzige wirkliche, d. i. unmusikalische Trübung! Wer macht ihm das nach? Und das bei der reichen Wucht der Danteschen, bei der spröden Schwere der deutschen Sprache! Autoritäten haben deshalb auch rückhaltlos ihre Bewunderung über dies königliche Geschenk ausgesprochen. So Hofrat Dr. Vierordt-Karlsruhe: „Wo wäre ein geeigneterer Veranstalter gewesen als Richard Zoozmann, der feine, tiefgründige, meisterliche Verdeutscher des gigantischen Italieners.“ So Prof. Dr. Jos. Sauer-Freiburg i. Br.: „Wir haben hier eine Übersetzung vor uns, die, soweit es überhaupt je möglich sein wird, das Original ersetzen kann. Bezüglich der Vita Nuova und besonders der Gedichte ist eine derartige Übersetzung geradezu ein Bedürfnis. Ein noch weit dringlicheres Bedürfnis wird meinem Dafürhalten durch die Beigabe des italienischen Textes im en regard-Druck befriedigt. Etwas Derartiges haben wir zurzeit überhaupt nicht, und deshalb ist die neue Ausgabe von höchster Bedeutung

nicht nur für den Privat-, sondern auch ganz besonders für den Schulgebrauch." So Universitätsbibliothekar Dr. Fritz Bauer-Würzburg: „Innerhalb der Fesseln möglichst wörtlicher Genauigkeit und der Reimgebundenheit der Schlegelterzine den schönen Schein zwangloser Freiheit zu erwecken — wem das geglückt ist, einem Werke von so konzentrierter Sprachgewalt gegenüber wie Dantes ‚Komödie', dem darf rückhaltlos die Palme der Übersetzer-Meisterschaft zugebilligt werden." So Prof. Dr. L. Freitag-Groß-Lichterfelde: „Ich halte Zoozmanns Nachdichtung bei weitem für die beste und die einzige echt dichterische." So P. Franz Xaver Reuß-Rom: „Ich habe unter anderen Stellen eingehend den 33. Höllengesang untersucht und die Übertragung mit Dantes Text zeilenweise verglichen. Diese ergreifende Szene ist in beiden Sprachen mit gleicher Gewalt und Rührung geschildert, und fast jedes Wort des Urtextes steht in der Übertragung in demselben Vers und an derselben Stelle. Solch eine Leistung setzt eine Summe von Arbeit und eine Beherrschung der Muttersprache voraus, die die höchste Bewunderung hervorrufen muß!" So Prof Jos. Wipfli-Lungern, Schweiz: „Vorläufig ist Zoozmann der König unter den Übersetzern des Dante."

Das möge genügen. Wir haben also jetzt einen wahrhaft deutschen Dante. Werten wir ihn aus!

Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen. Begründet von Dr. Wilhelm Lindemann. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. Hellinghaus, Gymnasialdirektor. Zwölf Bände. 12⁰. Geb. in Leinwand Mk. 36.—. Jeder Band einzeln Mk. 3.—. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Die drei letzten Bände dieses verdienstvollen Unternehmens liegen jetzt auch vor. Nach Klopstock und dem Göttinger Dichterbund, Lessing und Wieland, Herder, Claudius, Bürger und Jean Paul, Goethe, Schiller folgen nun: Band X: Romantik und Dichtung der Freiheitskriege. Chamisso. Platen; Band XI: Der schwäbische Dichterkreis. Österreichische Dichter; Band XII: Vom „jungen Deutschland" bis zur Gegenwart. Wir können die ganze großzügige und doch so sorgfältige Auswahl nur aufs nachdrücklichste empfehlen. Hie und da möchte man vielleicht noch eine Bereicherung befürworten — eine Ausscheidung kaum, und das bedeutet nicht zuletzt auf das religiös-sittliche Moment hin ein schwerwiegendes Lob. In den sonst präzis gehaltenen „Anmerkungen" ist mir in Bd. XII bei Theodor Storm aufgefallen: Die Stadt: wohl Husum, des Dichters Geburtsort. Das „wohl" müßte gestrichen werden. — Klar und künstlerisch wirken die beigegebenen Porträts. Die Ausstattung überhaupt ist geschmackvoll, das Ganze eine wertvolle Bereicherung jeder allgemeiner gehaltenen Bibliothek.

A. Jüngst, Maria von Magdala. Dichtung in Bildern. 12⁰. 176 S. geb. Mk. 3.—. Münster i. W., Heinrich Schöningh, 1909.

Titel und Untertitel dieses in technisch vollendetem, schwungvollem Rhythmus gehaltenen Sanges deuten auf dessen ideale und formale Wesensart hin: ein biblisch-legendärer Stoff in mehr bildhafter als episch-fließender Darstellung. Aber diese Bilder, vierundzwanzig an der Zahl, leben. Wenn sie auch wie aus verklärend entrückter Ferne auf uns wirken, wir fühlen dennoch den Puls, der diejenige durchbebte, die für sich selbst in ihnen den Schleier der Vergangenheit hob. Diese Rückschauende ist die große Büßerin, die in der Felsengrotte von La Baume „unter Tränen und Gebet", wie das „Vorwort" sagt, „sich ihres Lebens Leid und Freud' erneuen sah" und die dadurch erfüllte, was das „Nachwort" als Fazit zieht:

Maria Magdalenas Tränen sind
Die schönsten Perlen in dem Königsreif,
Den Gottes Gnade auf die reine Stirn
Der reichgesegneten Provence gedrückt.

Nur ein Streiflicht wirft A. Jüngst zu Beginn des Werkes auf die Sündenzeit rotglühender Lust der „Rose von Magdala“. Die unmittelbare poetische Einkleidung wilder Leidenschaft ist nicht die Sache dieser mild weiblichen, abgeklärten Natur. Aber die knappen Konturen, die sie auf ein paar Seiten hingestellt hat, genügen zur klaren Anschaulichkeit des Gewesenen und zur tiefgreifenden Motivierung des Gewordenen. Schon im ersten Kapitel: „Maria von Magdala“, ersteht der Heiland vor uns, dessen Erlöser- und Siegesweg, in unmittelbarer und mittelbarer Beziehung zu dem Reue-, Hingebungs- und Bußweg Maria Magdalenas, bis zum 17. Kapitel gezeichnet ist: „Jesus von Nazareth“, „Maria im Hause des Pharisäers“, „Maria in Bethanien“, „Maria von Magdala und Maria, die Mutter Jesu“, „Harrend in Hoffnung“, „Maria zu den Füßen Jesu“, „Der Tod des Lazarus“, „Die Auferweckung des Lazarus“, „Die zweite Salbung“, „Der Einzug Jesu in Jerusalem“, „Am Vorabend“, „Auf dem Kreuzwege“, „Auf Golgatha“, „Die Grablegung“, „Zwischen Tod und Leben“, „Der Erstandene“, „Gnadvollste Pfingsten“. Die letzten Kapitel spiegeln Maria Magdalenas ferneres und letztes Schicksal wider: „Abschiedstränen“, „Verbannt“, „In Gallien“, „Weltflüchtig“, „In der Ödnis“, „Selig vollendend“. — Die Dichtung hält sich durchaus auf dem Niveau echt poetischer Gehobenheit und ethischer Vergeistigung, ohne zu ermüden und den — allerdings immer fein vertönten — Reiz der Verlebendigung vermissen zu lassen. Hie und da glüht eine prachtvolle Stelle der äußeren Darstellung und inneren Vertiefung auf, aber stets in künstlerischer Übereinstimmung mit dem nächstliegenden einzelnen und dem Ton und Inhalt des Ganzen. Neben großer Zartheit, die aber nicht in Schwäche ausartet, steht eindringende Überzeugungskraft, sowohl was Charakteristik als Schilderung und Aufrollung der eigentlichen Handlung betrifft. Der Gottessohn, die Gottesmutter und die Heldin selbst sind mit großer Klarheit und inniger Empfindung geschaut und in vielen Einzelzügen einheitlich uns übermittelt. Tendenziöse oder doktrinäre Absichtlichkeit ist völlig gemieden. Aber just das Beste in uns wird angeregt und gefördert durch diese reine Perle lyrisch-epischer Poesie.

Dietrich Speckmann, Das goldene Tor. Erzählung. 21.—25. Tausend. Berlin 1908, Martin Warneck. 8°. 318 S. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Der Verfasser, ein lutherischer Pastor, hat mit zwei vorangegangenen prosaepischen Werken: den Heidegeschichten „Heidjers Heimkehr“ (20. Tausend) und „Heidehof Lohe“ (23.—27. Tausend), einen starken buchhändlerischen Erfolg erzielt. Ob einen künstlerischen, kann ich nicht beurteilen, da ich die Bücher nicht kenne. Von dem vorliegenden muß ich sagen: Unmittelbar künstlerisch wirkt es nicht. Aber es gehört zur gehobenen Unterhaltungsliteratur und eignet sich für stillbesinnliche Stunden, denen man geistige und seelische Ermüdung gern fernhält. Der da zu uns spricht, wirkt nicht auf uns als ein Großer, aber als ein Guter: auch betreffs der von ihm gehandhabten Psychologie. — Der Held, ein armer Kätnerssohn, Kind eines weichmütigen Trunkenboldes und eines frühverstorbenen zarten und zartsinnigen Weibes, wird mit fünfzehn Jahren Schulgehilfe und mit siebzehn Jahren Seminarist, nachdem er kurz vorher bereits den einschneidendsten Verlust seines Lebens erlitten hat. Zunächst gerät er in den Kreis positiver, dann rationalistischer, endlich sektiererischer protestantischer Anschauung, ohne seine ausgesprochene innere Unabhängigkeit zu verlieren. Der Tod setzt dem idealistischen Jüngling sein Siegel auf die Stirn; im Vollbewußtsein sehnender und zugleich dankbar rückblickender Gotteskindschaft haucht der prädestinierte Gottsucher seine Seele aus.

Thusnelda Kühl, Der Inseldoktor. Berlin, Otto Jenke. 8°. 298 S. Mk. 3.—.

Dichterisch bedeutender, aber ethisch weniger klar und einheitlich als die vorgenannte ist Thusnelda Kühls Erzählung, die in den Kern ihrer Handlung einen notorischen Trinker stellt, der aber trotz seines Hauptfehlers und sonstigen Ungenügens die Herzen einer Reihe von Frauen und die dankbare Liebe der Inselbevölkerung zu gewinnen vermag. Die Zeichnung der männlichen Charaktere steht an Konzentration und Festigkeit entschieden über der der weiblichen. Zwei der hervorragenderen unter diesen leiden an dem mit Recht verschrieenen Seelenpips, während eine derselben durch Frische, Wärme und deutlich umrissene Tiefe erfreut. Die Gestalt des Helden kann ja an sich unmöglich befriedigen, interessiert und ergreift aber, zumal gegen das Ende. — Sektiererwesen spielt auch in dieser Lektüre eine Rolle, allerdings nur flüchtig anregender Art.

Jakob Wassermann, Kaspar Hauser oder die Trägheit des Herzens. Stuttgatt, Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8°. 558 S. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Dieses psychologisch, nicht zuletzt pädagogisch interessante Buch macht weit weniger den Eindruck eines Romans als den einer fein und weit, mitunter allzu breit ausgesponnenen Seelenstudie. Zur berühmten Kaspar Hauserschen Herkunftsfrage liefert es keinen Wirklichkeitsbeweis. Doch sieht man bald, wohin des Verfassers einschlägige Anschauung zielt. Die Darstellung meidet in ästhetischer Weise das eigentlich Sensationelle. Die zahlreichen Personen sind famos aus Umgebung und Zeit herausgearbeitet; nur der Polizeileutnant Hickel und die Behold machen den Eindruck der Übertriebenheit, Verzerrtheit. Alle Fäden des Gewebes erscheinen aufs sorgsamste zusammengefaßt und zum einheitlichen Ganzen nicht nur geschickt, sondern auch künstlerisch verwendet. Dennoch — ich kann mir nicht helfen: wahrhaft gepackt, so recht bis ins Innerste, hat's mich während der ganzen Lektüre kein einziges Mal. Lag das nur an mir? Oder doch an der gar zu sehr auf die Gesamtbeleuchtung hin berechneten Austüftelei der Motivierung? — Auch bezüglich der Charakterzeichnung überschlich mich bisweilen ein Gefühl des Unbehagens. Unwillkürlich stieg die Frage auf: Wie kommt es, daß man hie und da, trotz der augenscheinlichen Sicherheit der Hinstellung, sich nicht recht von deren zweifelloser Sicherheit überzeugen kann? So bei Daumer, trotz dessen derzeitiger „historischer" Zwiespältigkeit, so auch bei Binder, Tucher und nicht zuletzt bei Stanhope, dessen Nachkommen übrigens, falls sie das Buch kennen lernen sollten, schwerlich das hier gelieferte Bild ihres Ahnen und dessen Lebensendes ruhig hinnehmen dürften. Den lebhaftesten und auch dauerndsten Eindruck habe ich nicht etwa vom Helden, sondern von dem außerordentlich plastisch gehaltenen Feuerbach gewonnen. Sehr unbegreiflich erscheint einem die in der Handlung nicht auftretende Mutter Kaspar Hausers in ihrer für mich geradezu haarsträubenden Impassivität. — Die Bühne ist peinlich gewissenhaft und doch großzügig künstlerisch entworfen. — Daß es bei einem Autor wie diesem nicht ganz ohne Seitenhiebe auf „Pfaffen" und den „hungrigen Rachen Roms" abgeht, liegt nahe. Doch kommt eine gewisse Mäßigung in dieser Richtung zur Geltung, die doppelt überrascht nach Lesung des Mottos, dessen Mittelteil lautet: „Aus demselben Schleim und Blute sind Gott, Mann und Kind gemacht." — Den Untertitel hat der Verfasser selbst dahin erklärt: „Da ist ein Erkennen, das Gefühl trotzt, beharrt auf dem falschen Wege, oder da ist ein Gefühl, ein großes, ein wahres, und doch läßt es sich betrügen, es läßt sich verwirren durch Reden und durch Denken . . . all dieses Wissen und Nichttun ist Trägheit des Herzens . . .

E. M. Hamann.

Helene Böhlau, Das Haus zur Flamm'. Berlin W., Egon Fleischel & Ko. 373 S. Mk. 5.—.

Ein auffällig lose komponierter, konfus-liebenswürdiger Roman. Man kann der geistvollen, gemütsinnigen Dichterin nicht gram sein. Freilich, man muß sie

kennen: aus ihrem Entwicklungsgang heraus. — Im vorliegenden Buche, dessen Heldin das meiste von der Autorin selbst hat, streut diese wieder einmal geniale Einfälle vor uns hin und weckt von neuem den Eindruck, als hätte sie alles von ihr Geschaute tief ins eigene Herz gehoben, um es dann spontan umzuschaffen. Aber die arge ethische Vernebelung drückt schlimm auf das Ganze: für den, der klare und gesunde Verhältnisse liebt. Es gibt ja heutzutage viele, die sich gern vom Gegenteil bezaubern lassen. Daher wahrscheinlich die verschiedenartigen, nicht selten völlig entgegengesetzten Urteile über dies Werk. —r.

Hanns Floerke, Hagia Hybris. Ein Buch des Zorns und der Weltliebe. München und Leipzig, Georg Müller. 8°. 453 S. Mk. 5.—.

Dieses Buch ist künstlerische Meeresdichtung mit dem denkbar fanatischsten und unmotiviertesten, also unkünstlerischsten Handlungseinschlag: gerichtet gegen alle positive Religion und Moral, zumal die katholische. Man hat es sehr gelobt — und man sollte es bekämpfen, weil es durch sein zum großen Teil hohles Pathos die Jugend nicht nur blendet, sondern auch verführt. Just darauf hin lese man das von nicht geringem Talent zeugende Machwerk. —s.

Max Geißler, Das sechste Gebot. Roman. 1. u. 2. Tausend (je 290 S.). Kl. 8. Leipzig, Staackmann, 1908. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Gleiche Bedeutung messe ich der Neuerscheinung von Max Geißler bei. Bisher schätzten wir diesen Autor als berühmten Vertreter der Heimatkunst, als einen Landschaftsdichter von Gottes Gnaden. Poetisch schauend verfolgt er jede Regung der Natur und bringt die Naturereignisse oft in Beziehung zum menschlichen Gefühlsleben. Seine Sprache ist lieblich und wunderbar. Im allgemeinen zeichnet er mit zarten Strichen, aber die Gestalten sind doch klar und deutlich. Seine Kunst hat eine hohe Reife erreicht, die ihm durch ihre innere Harmonie und geläuterte Weltanschauung in der Literatur einen Ehrenplatz sichert. Bisher spielten seine Romane im Norden Deutschlands, im meerumschlungenen Holstein, dann im sächsischen Erzgebirge; jetzt geht er in ein anderes Land, nach Italien. Hat er das italienische Volk richtig erkannt und geschildert? Mit Schmerz müssen wir diese Frage bejahen. Es ist traurig und beschämend, daß die Kirche auf dieses Volk so wenig Einfluß hat. Diese Leute sind wie die ungezogenen Kinder, eitel und gefallsüchtig, leichtsinnig und spielerisch, ohne tiefen sittlichen Ernst. Die Religion ist ihnen ebenso bloß ein Schmuckstück wie die bunten Tücher und Bänder, mit denen sie sich behängen. In der Skizzierung der südlichen Natur offenbart sich eine Vollendung dichterischer Kunst. Das Problem ist, wie der Titel anzeigt, der meinem Geschmacke nicht entspricht, ein überaus ernstes, heiliges, aber schwer zu behandelndes. Indessen ist es dem Dichter, der eine durchaus reine Natur ist, glänzend gelungen, die dichterische Gerechtigkeit mit der göttlichen in Einklang zu bringen. Die Vergeltung tritt für solche Verbrechen am Heiligtum der Ehe schon im Diesseits ein. Die Sünde darf nicht triumphieren: das ist Geißlers Grundsatz stets gewesen. In der italienischen Umwelt lebt ein deutscher Schriftsteller; meisterhaft ist die künstlerische Ohnmacht und Selbsttäuschung, die Prahlsucht und Charakterschwäche dieses eingebildeten Genies geschildert. Geißlers Werke, auch das vorliegende, sind gereiften Lesern, besonders Männern, warm zu empfehlen.

B. Stein.

Gustav Adolf Müller, Im Zauber der Wartburg. Leipzig, G. Müller-Mannscher Verlag.

Die Tendenz des Buches ist gut und löblich, aber die Ausführung läßt manches zu wünschen übrig. Die hl. Elisabeth soll uns menschlich näher gebracht und

ein anschauliches Bild ihrer Zeit geboten werden. Unstreitig hat der Verfasser die kostbare Blüte der Wartburg lieblich und anziehend gemalt, aber eine Heilige, wie wir sie kennen und bewundern, hat er nicht geschaffen. Noch weniger ist es ihm gelungen, die Zeitverhältnisse ganz klar zu erfassen. Die Einrichtung der Inquisition, deren Zweck und Aufgabe ihm unbekannt ist, geschah nicht in der Weise, wie der Verfasser darstellt. Formell hat das Buch manche Vorzüge; aber neben farbenprächtigen, spannenden Schilderungen liegen öde Strecken, durch die man nur mit Mühe sich hindurcharbeitet; es ist eben zuviel gelehrtes Beiwerk eingefügt. Das rein Wissenschaftliche und Lehrhafte muß im Roman völlig zurücktreten. Ich fürchte, daß dieser Umstand manchem die Lektüre verleiden wird. Wenn das Buch kürzer und zusammengedrängter wäre, würden die schönen Szenen von packender dramatischer Kraft mehr zur Geltung kommen. Der Verfasser könnte bei Max Geißler das weise Maßhalten lernen. Indes gebührt ihm Dank für die wohlgemeinte Ehrung der größten deutschen Heiligen. B. Stein.

J. C. Heer, Laubgewind. Roman. 400 S. Stuttgart, J. G. Cottas Nachfolger.

Die Heldin dieses Romans geht, einem Wunsche ihres Vaters und eigenem Antriebe folgend, nach München, um sich als Malerin auszubilden. Gerade als sie nach anfänglichen Mißerfolgen an ihrem Talent zu zweifeln anfängt, lernt sie einen sehr begabten, aber ganz im Sinnentummel versunkenen Maler kennen, der sie mit dem Versprechen, ihre weibliche Würde zu achten, als Schülerin annimmt. Sie findet Anschluß bei einer achtenswerten Familie und lernt hier den Erwählten ihres Herzens, einen tüchtigen Ingenieur, kennen, der sie durch ein Eheversprechen an sich bindet. Der Maler taumelt mittlerweile in die Netze einer exotischen Dirne hinein, und als ihn unsinnige Verschwendung an den Rand des Abgrunds gebracht hat, wird er wahnsinnig, nicht ohne sich vorher in seine Schülerin verliebt zu haben. In der Raserei dieser abgewiesenen Liebe setzt er den Kopf seiner Schülerin auf ein „Aktbild" seiner früheren Geliebten. Das Bild kommt zur Ausstellung, während die Heldin in ihrer Heimat weilt; ihr guter Ruf wird dadurch mit einem Schlage vernichtet, die Verlobung wird aufgelöst und sie endet durch Selbstmord.

Ich wüßte einen besseren Titel für diesen Roman: Die Welt ohne Gott. Die moralische Ungebundenheit oder besser Zügellosigkeit, die in gewissen Künstlerkreisen herrscht, wird uns hier mit realistischer Treue vorgeführt, und darum versteht es sich von selbst, daß das Buch keine Lektüre für Leser mit leicht entzündbarer Phantasie ist. Trotzdem möchte ich an der moralischen Absicht des Verfassers nicht zweifeln, denn er zeigt auch die Kehrseite und den notwendigen Zusammenbruch des schrankenlosen Genußlebens. So hat das Buch auch als Zeitdokument einen gewissen Wert, denn es schildert wahrheitsgetreu gewisse sittliche Zustände unseres Zeitalters, besonders in Künstlerkreisen. Der gelungene Aufbau der Handlung, die Schilderungs- und Charakterisierungskunst des Verfassers läßt kaum etwas zu wünschen übrig, wenn man nicht etwa den Selbstmord der Heldin als zu wenig ausreichend motiviert ansehen will. M.

Hermann Bang, Ludwigshöhe. Roman einer Krankenpflegerin. Übersetzung von Marie Franzos. Zweite Auflage. Berlin 1908. Verlag von S. Fischer. 8°. Preis geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Sophus Michaelis nennt Ludwigshöhe „ohne Vorbehalt die tiefste Begebenheit", die „unsere Literatur" (die nordische) „seit lange erlebt hat". Jonas Lie sagte darüber: „In diesem Buch lebt alles, und ich und meine Frau haben mit lebenden Menschen zusammen gelebt, während wir ergriffen lasen, ohne aufzuhören." Gustav Wied aber beteuert dem Autor: „Ich habe Ihnen mal gesagt, daß ich vor ‚Ludwigshöhe' auf den Knien gelegen habe — ich knie noch immer."

Wenn auch der skandinavische Stil der Auffassung und Darstellung nicht immer unsern Geschmack trifft: Dichter wie Bang und Geierstam schlagen auch uns in ihren Bann. Und über „Ludwigshöhe" liegt ein Extra-Fesselungszauber.

Was aber zieht uns so an an diesem Buch? — Der eigentliche Kern der Handlung? Dieser „Roman einer Krankenpflegerin" übermittelt uns aus dem Krankenpflegeberuf vorwiegend nur äußere Momente, wenn auch einzelne Tiefblicke in des leidenden Menschen Ich eröffnet werden. Er ist die Geschichte eines Mädchens aus guter Familie, das in seiner Jugend am meisten von einem braveinfältigen Vater geliebt worden ist, während die Mutter dem Kinde nicht viel zu sein vermochte. Der Tod raubt diesem jäh den Vater, bald auch die Mutter. Das Mädchen aber bedarf der selbsttätigen Liebe und widmet sich daher den ärmsten Leidenden, den Irren. Da ihm jedoch das Tiefste, das Befriedigendste fehlt: das alle Lücken des Lebens ausgleichende Gottesbewußtsein, gibt es der oberflächlich sinnlichen Neigung eines Mannes alles hin, was es ist und was es hat. Dieser Mann verläßt es, selbstverständlich. Und die Verhältnisse zwingen die Verratene, dem Verräter die Verlobung mit einer reichen, feschen Erbin feiern zu helfen. Man ahnt, daß sie, wenn sie's verwunden hat, einen Landarzt, der sie und ihr Schicksal kennt, heiraten oder — zum zweitenmal sich wegwerfen wird: an einen stutzerhaften, aber ehrlich verliebten jungen Grafen. — Zurückgehalten wird nichts. Intimste Schleier werden gelüftet, wenngleich ohne Brutalität seitens des Dichters.

Was also zieht uns so an an diesem Buch? Die bis in die feinsten Nuancen scharfe Abspiegelung des Lebens in „lebendigen Menschen". Aber es ist fast mikroskopisch gesehenes Leben, so minutiös, bis in die allerverzweigtesten Züge werden die einzelnen Lebensregungen wiedergegeben. Und im allertiefsten Grunde bleibt man doch der Hauptsache nach — Zuschauer. Nur der Heldin gegenüber, die einen großen Teil der Handlung ganz still, zuweilen fast unbemerkt durchgleitet, packt einen immer wieder — und zwar in steigendem Maße — inniges, erbarmendes Mitgefühl. Feiner und klarer motivierend ist wohl selten ein Frauencharakter gezeichnet worden. Dennoch — ich kann mir nicht helfen: für vollgültig angewendet halte ich die dieser Lektüre geschenkte Zeit nicht. Das Gefühl einer wirklichen d. i. befreienden Lösung bleibt aus. Der Menschenkenner findet in dieser Lektüre seine Rechnung, der Menschenliebhaber nicht. E. M. Hamann.

Neu erschienene oder zur Besprechung eingesendete Bücher

aus dem Gebiet der schönen Literatur und Literaturgeschichte.

(Die von katholischen Autoren oder Verlegern stammenden Bücher sind in der ersten Abteilung (I) zusammengestellt. — Wenn nicht anders bemerkt, sind die Preise in Mark angegeben. — Die Aufnahme eines Buches in dieses Verzeichnis bedeutet noch keine Empfehlung.)

I.

Baumberger, Georg, Im Flug an südliche Gestade. Mit dem Bild des Verfassers und über 100 Illustrationen. (496 S.) Einsiedeln, Benziger & Ko. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—

Dantes Poetische Werke. Neu übertragen und mit Originaltext versehen von Rich. Zoozmann. 4. Bd. (XV, 313; 316, 315 u. XV, 439 S.) Freiburg i. B., Herder. Geb. in Leinw. Mk. 18.—, in Perg. Mk. 28.—.

Eichendorff, Josef, Frhr. von, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. v. Wilh. Kosch u. Aug. Sauer in Verbind. mit Ph. Aug. Becker. Regensburg, Verlag v. J. Habbel. 11. Band: Tagebücher. (XIV, 426 S.)

Bibliotheksausgabe. Subskriptionspreis à Band geb. Mk. 2. 50, der einzelne Band geb. Mk. 4. 50.

Fabri de Fabris, R., Von stillen Leuten. Erzählungen. (III, 163 S.) Ravensburg, F. Alber. Mk. 2. —, geb. Mk. 3. 40.

Hansjakob, Heinr., Reiseerinnerungen. Volksausg. 1. Bd.: Verlassene Wege. 260 S. Stuttgart, A. Bonz & Ko. Mk. 2. —, geb. Mk. 3. —.

Herbert, M., Lebenslieder. Neue Gedichte. Köln, J. P. Bachem. Preis geb. Mk. 4.—.

Jörgensen, Johannes, Geschichte der dänischen Literatur. (IV, 158 S.) (Sammlung Kösel.) Kempten, J. Kösel. Geb. Mk. 1. —.

Kralik, Richard v., Die Revolution. Heptalogie in 7 hist. Dramen. 777 S. Ravensburg, F. Alber. Preis geb. Mk. 7.—.

Melati v. Java, Ausgew. Romane u. Novellen. Aus d. Holländ. von Leo Tepe van Hemsteede. Regensburg, J. Habbel. 13. Bd.: Heimgekehrt. (251 S.) 14. Bd.: Emma u. Delphine, Charles Anatole, Giencoe. (261 S.) Jeder Band Mk. 1. 60, geb. Mk. 2. —.

Most, Helene, Mein Lied dem Herrn. Gedichte. Ravensburg, F. Alber. (168 S.) Brosch. Mk. 1. 80, geb. Mk. 2. 40.

Nabor, Felix, Auferstehung. Roman. (290 S.) Hamm, Breer & Thiemann. Mk. 3. —, geb. Mk. 4. —.

Oehl, Wilhelm, Almende. Gedichte. 96 S. Ravensburg, F. Alber. Preis geb. Mk. 2.40.

Schuk, Pankraz, Thomas Rotts Traum. Geschichte e. Vaters. (171 S.) Ravensburg, F. Alber. Mk. 1. 20.

Wieser, Sebastian, In Lust und Leid. Ausgew. Gedichte. (IV, 140 S.) Ravensburg, F. Alber. Geb. Mk. 2. 80.

Wiseman, Kardinal, Fabiola. Übersetzt von Christiane Gmeiner. Mit 76 Illustr. (524 S.) Einsiedeln, Benziger & Ko. Mk. 5. —, geb. Mk. 6. —.

Witkop, Philipp, Eros. Gedichte. (71 S.) Leipzig, Fritz Eckardts Verlag. Mk. 2. 50.

II.

Aus der Gedankenwelt großer Geister: Bd. 10: Hebbel. Zusammengestellt von Dr. Egon Friedell. (302 S.) — Bd. 11: Balzac. Von Stephan Zweig. (244 S.) Verlag Robert Lutz, Stuttgart. Brosch. à Mk. 2. 50.

Bahr, Herm., Stimmen des Bluts. Novellen. (140 S.) Berlin, F. Fischer Verl. Mk. 2. —, geb. Mk. 3. —.

Bartels, Adolf, Die Dithmarschen. Histor. Roman. 2. Aufl. (649 S.) Kiel, Lipsius & Tischer. Mk. 6. —, geb. Mk. 7. —.

Bartels, Adolf, Handbuch zur Gesch. d. deutsch. Literatur. 2. Aufl. 4.—7. Taus. (XV, 859 S.) Leipzig, E. Avenarius. Geb. Mk. 6. —.

Bartsch, Rud. Hans, Die Haindlkinder. Roman. Leipzig, L. Staackmann. Mk. 4. —, geb. Mk. 5. —.

Bibliothek deutsch. Klassiker für Schule und Haus. Begründ. v. Dr. W. Lindemann. 2. voll. neu bearb. Aufl. Hrsg. v. G.-Dir. Prof. Dr. Otto Hellinghaus. 10.—12. Bd. (XIV, 651 S. XIII, 619 S. und XXI, 563 S.) Jeder Band geb. Mk. 3. —.

Burkhard, Max, Die Insel der Seligen. Roman. (344 S.) Berlin, S. Fischer Verl. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Engel-Mitscherlich, Frau Hilde. Hebbel als Dichter der Frau. (VII, 129 S.) Dresden, W. Beansch. Mk. 2. —, geb. Mk. 3. —.

Erdmann, Dr. Julius, Eichendorffs histor. Trauerspiele. Eine Studie. (XII, 123 S.) Halle, M. Niemeyer. Mk. 3. —.

Ertl, Emil, Freiheit, die ich meine. Roman a. d. Sturmjahr. 1. u. 2. Tsd. (582 S.) Leipzig, L. Staackmann. Mk. 6.—, geb. Mk. 7. —.

Geißler, Max, Das sechste Gebot. Roman. 1. u. 2. Tsd. (290 S.) Leipzig, L. Staackmann. Mk. 4. —, geb. Mk. 5. —.

Hebbel-Forschungen, hrsg. v. R. M. Werner u. W. Bloch-Wurschmann. (Berlin, B. Behrs Verlag.) Nr. 3: Die Tragödie Hebbels von Prof. Johs. Krumm. (IV, 124 S.) Mk. 2.50.

Hesse, Herm., Nachbarn. Erzählungen. (317 S.) Berlin, S. Fischer Verl. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

Huch, Ricarda, Aus der Triumphgasse. Lebensskizzen. 8. Aufl. (321 S.) Jena, E. Diederichs. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Humboldt, Wilh. v., und A. W. Schlegel, Briefwechsel. Hrsg. v. Alb. Leitzmann. (XVIII, 303 S.) Halle, M. Niemeyer. Mk. 8.—, geb. Mk. 9.—.

Kröger, Timm, Aus alter Truhe. Nov. u. Erzähl. (294 S.) Hamburg, A. Janssen. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.—.

Kummer, Frdr., Deutsche Literaturgesch. des 19. Jahrh., dargestellt nach Generationen. 1.—3. Tsd. (XVI, 720 S.) Lex. 8. Dresden, C. Reißner. Mk. 10.—, geb. Mk. 12.—.

Lothar, Rudolf, Die Fahrt ins Blaue. Roman. 1. u. 2. Tsd. (327 S.) Berlin, Vita. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

Mayreder, Rosa, Zwischen Himmel und Erde. Sonette. (123 S.) Jena, E. Diederichs. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.50.

Meyers, Konr. Ferd., Briefe. Nebst s. Rezens. u. Aufsätzen. Hrsg. v. Adolf Frey. 2 Bde. (IX, 465 u. VI, 436 S.) gr. 8. Leipzig, H. Haessel Verl. Mk. 16.—, geb. Mk. 20.—.

Müller, Gust. Adolf, Ecce homo! Eine Erzählung aus Christi Tagen. (429 S.) Leipzig, C. F. Amelang. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—.

Ponten, Jos., Siebenquellen. Ein Landschaftsroman. 1.—3. Tsd. (372 S.) Stuttgart, D. Verlagsanst. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Rilke, Rainer Maria, Geschichten vom lieben Gott. 3. Auflage. (169 S.) Leipzig, Insel-Verlag. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Rosegger, Pet., Alpensommer. 3.—8. Tsd. (VIII, 415 S.) Leipzig, L. Staackmann. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Shaw, Bernard, Essays. Übertr. v. S. Trebitsch. (370 S.) Berlin, S. Fischer Verl. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Steffens, Henrik, Lebenserinnerungen aus dem Kreis der Romantik. In Ausw. hrsg. v. E. Gundelfinger. (XXXII, 424 S.) Jena, E. Diederichs. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.50.

Storck, Karl, Mozart. Sein Leben und Schaffen. 1.—5. Tsd. (VI, 553 S.) Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Mk. 6.50, geb. Mk 7.50.

Spitteler, Karl, Friedli der Kolderi. 2. Aufl. (III, 128 S.) — Literar. Gleichnisse. 2. Aufl. (VIII, 100 S.) — Gustav, Ein Idyll. 2. Aufl. (III, 94 S.) Zürich, A. Müllers Verlag. Geb. Mk. 3.50, Mk. 3.—, und Mk. 3.—.

Spitteler, Karl, Gedichte. Volksausg., 1.—5. Tsd. (158 S.)

Spitteler, Karl, Lachende Wahrheiten. Ges. Essays. 3. Aufl. (276 S.) Jena, E. Diederichs. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

Stratz, Rud., Herzblut. Roman. 1.—5. Aufl. (378 S.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Viebig, Klara, Das Kreuz im Venn. Roman. (491 S.) Berlin, E. Fleischel & Ko. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.50.

Voß, Richard, Richards Junge (der Schönheitssucher). Roman. 1. u. 2. Aufl. (538 S.) Stuttgart, J. G. Cottas Nachfolger. Preis Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Wiesbadener Volksbücher (Nr. 110—113): Goethe: Götz v. Berlichingen (25 Pf.); Grasberger, Hans: Adam und Eva (20 Pf.); Etlar, Carit: Fanöleute (10 Pf.); Fouqué: Undine (20 Pf.)

Wolzogen, Ernst v., Die Großherzogin a. D. Roman. (425 S.) Berlin, F. Fontane & Ko. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

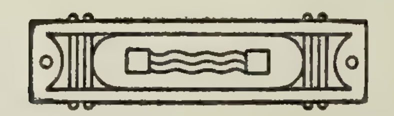
Voranzeigen:

Bahr, Hermann, Die Rahl. Roman. Berlin, S. Fischer Verl.
Bierbaum, Otto Jul., Sonderbare Geschichten. 3 Bde. München, G. Müller.
Kurz, Isolde, Die Kinder der Lilith. Ein Gedicht. Stuttgart, J. G. Cottas Nachf.
Sudermann, Herm., Das neue Lied. Roman. Stuttgart. J. G. Cottas Nachf.
Wilbrandt, Adolf, Am Strom der Zeit. Roman. Stuttgart. J. G. Cottas Nachf.
Zahn, Ernst, Die da kommen und gehen. Ein Buch von Menschen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanst.



Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

Eingedenk unseres Versprechens, daß der „Gral" auch ein verläßlicher Führer durch die neue Literatur sein soll, haben wir in diesem Heft das Hauptgewicht auf den kritischen Teil gelegt. Bekanntlich liegen jetzt vor Weihnachten zahlreiche Neuerscheinungen des Büchermarktes vor und da tut eine Orientierung wohl am meisten not. Das vorliegende Material war aber so umfangreich, daß ungeachtet der Verstärkung dieses Heftes um 8 Seiten die Rubrik „Aus Zeitschriften und Büchern" wegbleiben mußte. Die Red.



☛ Diesem Heft liegt ein Prospekt der Gesellschaft für christliche Kunst bei, welcher der Aufmerksamkeit der Leser empfohlen wird.

Herausgeber: Der Gralbund. — Verantwortlicher Chefredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. Mitredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Bamberg. — Dr. Wilhelm Oehl, Wien 19/2, Nußdorf. — Verlag: Friedrich Alber, Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

3. Jahrg. | 15. Dezember 1908. | 3. Heft.

Die deutsche Mystik.

Von Dr. Wilhelm Oehl.

Vor etwa fünfzehn Jahren hob wider aller Erwarten jene romantische Literaturströmung an, die sich seither so mächtig ausgebreitet hat. Und nun folgt der Renaissance der Romantik seit wenigen Jahren eine Renaissance der Mystik. Das Unglaublichste ist Tatsache, ja Modesache geworden: Vogt, Büchner, Moleschott und Darwin sind vergessen; nur eine, freilich nicht eben hochragende Säule, Häckel, zeugt noch von der sinkenden Macht des Materialismus. Die neuen Götter der Tagesmode sind nun Botticelli und Franz von Assisi, Mechtild von Magdeburg und Heinrich Seuse. Das merkwürdigste Zeichen dieser neuen Zeitströmung ist die schier ins Unabsehbare anwachsende Franziskusliteratur. — Wie das so kommen mußte, können wir hier nicht darlegen. Denn wir haben es nicht nur bloß mit der Laune einer bloßen Mode zu tun. Als Erreger der neuen Sucht wirkt auch ein ernster, tiefinnerlicher Drang nach Himmlischgroßem, das die Welt neu durchgöttern soll. Ganz naturnotwendig folgt jetzt auf die Generation des Pessimismus und des Materialismus ein Geschlecht voll romantischer Sehnsucht, voll mystischen Allverlangens. So ganz fremd ist übrigens den Deutschen die Mystik oder besser der Mystizismus schon seit Schopenhauer nicht mehr. Daß der auf Schopenhauer zurückführende Neubuddhismus sich heute innig befreundet hat mit der neuen Mystik, ist eine der interessantesten und wohl auch beklagenswertesten Begleiterscheinungen der neuen Mode.

Seit mehr als sechzig Jahren arbeiteten und arbeiten eine ehrwürdige Schar katholischer Forscher auf dem Gebiete christlicher Mystik. Seit Görres' so viel umstrittener „Mystik" und Kardinal Diepenbrocks Seuse-Ausgabe ist da außerordentlich viel geleistet

worden. Männer wie Greith, Clarus, Kaulen, Schmelzeis, Schlüter, Storck, Jocham, Wolter, Denifle, Pitra, Guéranger, ganze Ordenshäuser, wie die Solesmenser Benediktiner in Frankreich und die italienischen Franziskaner in Guaracchi — sie haben mit unermüdlichem Fleiße, mit magistraler Gelehrsamkeit und in unermessener Arbeit die Schätze mystischer Poesie, mystischer Beredsamkeit, mystischer Gesichte, mystischer Frömmigkeit ans Licht gehoben, sie der Welt zugänglich gemacht und — sind danklos vergessen worden. Jetzt aber kommt eine des Schmutzes, der Götterlosigkeit müde Schar von Ästheten und erklärt keck jenen altehrwürdigen Schatz, ja überhaupt die ganze katholische Herrlichkeit unseres Mittelalters für ihre Beute. Und fremde, freche Frevlerhände betasten die leuchtenden Kleinodien unseres, unseres Erbes! Mit empörender Offenheit gesteht W. v. Scholz die Absicht dieser blasierten Dilettanten: „Es hat symptomatisch für uns ganz die gleiche Bedeutung, ob wir uns mit den galanten Franzosen oder den Mystikern beschäftigen.“ Alles ist ihnen „lediglich in höchstem Maße Liebhaberei geworden“. —

Wer ist schuld an diesem Mißverhältnisse?

Wir Katholiken selbst. Hier liegt der eigentliche Kern der so verwickelten Rückständigkeitsfrage. Wir haben unserer eigenen, altererbten Reichtümer vergessen, haben den wandelbaren Problemen der „Moderne“ nachjagen müssen, und nun nimmt uns eben diese Moderne, ihrer selbst müde und satt, unser vernachlässigtes Eigentum weg. Das Betrübendste und Empörendste bei dem Ganzen ist aber, daß sich heute jeder Skribent berufen glaubt, über christliche Mystik zu orakeln, obwohl ihm Gott dazu weder Amt noch Verstand verliehen hat. Wir werden in einem zweiten Aufsatze über ein Dutzend neuer Mystikerausgaben und kritischer Essays berichten, von denen nur die Minderzahl wirklichen Wert besitzt. Die Unbesorgtheit und Verständnislosigkeit, womit Bölsche, Lehmann, Mehlhorn, Scholz und andere über viele und gerade die schwierigsten Fragen der christlichen Mystik ihre oft ganz wertlose Meinung verkünden, verdient näher beleuchtet zu werden. —

Bevor wir aber jetzt über die kulturgeschichtliche Bedeutung der christlichen, im besonderen der deutschen Mystik sprechen, wollen wir einen kurzen Blick auf die geschichtliche Entwicklung der deutschen Mystik werfen.

Die Grundlagen aller christlichen Mystik sind die erotische Allegorie des Hohenliedes und die von neuplatonischen

Lehren befruchtete Theologie des sogenannten Dionysius Areopagita. Die Kommentierung des Sir hasirim und der fünf dionysischen Schriften ist für alle Zukunft Quelle, Ziel und Hauptthema der abendländischen Mystik. Im 12. Jahrhundert bilden die Pariser Augustiner Hugo von St. Viktor (gest. 1141) und Richard von St. Viktor (gest. 1171), der Zisterzienser St. Bernhard (gest. 1153) und Rupert von Deutz (gest. 1135) die Theorie und Praxis der Mystik systematisch aus und gleichzeitig begegnen wir am Rhein der wunderbaren Gestalt der Benediktinerin St. Hildegard von Bingen (gest. 1179). Im 13. Jahrhundert wird die romanische Mystik durch Thomas von Vercelli (gest. 1226 oder 1246) und den Franziskaner St. Bonaventura (gest. 1274) weitergebildet, während in Brabant zumal die Nonnenmystik einer hl. Liutgard, der Christina der Wunderbaren und anderer in höchster Blüte steht und in Deutschland der Dominikaner St. Albert der Große (gest. 1280) Mystik und Scholastik in reinster und reichster Harmonie vereinigt. Die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts füllt dann die Lebenszeit der drei großen, sprachgewaltigen Visionärinnen von Helfta, St. Gertrud (gest. nach 1300), St. Mechtild von Hackeborn (gest. 1299) und Mechtild von Magdeburg (gest. um 1285).

Das ist nun freilich für den Uneingeweihten zunächst wenig mehr als eine Reihe bloßer Namen. Aber jeder dieser Namen ist verbunden mit einer ganz erstaunlichen literarischen Leistung. St. Hildegards „Liber scivias“, St. Gertruds „Legatus divinae pietatis“, St. Mechtildens „Liber specialis gratiae“, Schwester Mechtilds „Fließendes Licht der Gottheit“, St. Alberts Schriftchen „De adhaerendo Deo“ — das sind lauter Bücher, die an Schönheit, Gewalt und Tiefsinn den gefeierten mystischen Schriften Indiens, Persiens, Arabiens nichts nachgeben. Die vielen Upanischaden, die Bhagavadgîta, der Gîtagovinda; Attâr, Dschelâleddîn, Saadî, Hâfis, Dschâmî; endlich Ibn ul Farid und Ibn Arabi haben vor unserer christlichen und deutschen Mystik an poetischem Überschwang einzelnes voraus, stehen ihr aber an philosophischem Werte meist erheblich nach. Der morgenländischen Mystik fehlt eben die rechte Ideenlehre, jene grundlegende Formel aller Weltwissenschaft und Weltschönheit, an deren Berechnung Plato, Aristoteles, der Neuplatonismus und die Scholastik mehr als anderthalb Jahrtausende gearbeitet haben.

Wir stehn an der Wende des 14. Jahrhunderts. Wohl haben David von Augsburg (gest. 1272), Brun von Schone-

bek, Lamprecht von Regensburg und noch andere mystische Werke theoretischen und praktischen Inhalts in deutscher Sprache geschrieben; wohl hat uns die Magdeburger Beguine und spätere Helftaer Zisterziensierin Mechtild in ihrem „Fließenden Licht der Gottheit" eines der wunderbarsten Denkmale deutschen Schrifttums geschenkt; aber die Großen, die Größten der „deutschen Mystiker" haben wir noch nicht genannt. Ihr Zeitgenosse, Meister Ekkehard (1260—1327), gilt mit Recht als der Begründer der deutschen Mystik. Seine manchmal wohl allzukühne Spekulation, die jedoch durchaus dem Boden kirchlicher Scholastik und Mystik entstammt, hat das mystische Denken und Erleben der folgenden Generationen wesentlich beeinflußt. Mit Meister Ekkehard beginnt auch der Dominikanerorden, dem schon seit 1267 die Seelsorge in siebzig deutschen Nonnenklöstern oblag, seine so bedeutende Rolle in der deutschen Mystik zu spielen. Auf der Kölner Ordenshochschule lehrt Ekkehard seine theoretische Mystik und seine Hauptlehre vom Seelengrund, in dem wir das reine, bestimmungslose, göttliche Sein erkennen könnten, wenn nur unseres Geistes Augen sehen wollten. Hier und damals wurde auch, seit Notker Labeo zum ersten Male und leider wieder vergeblich, eine wissenschaftliche Terminologie in deutscher Sprache begründet. Zu Füßen Meister Ekkehards saßen Johannes Tauler (gest. 1361) und Heinrich Seuse (gest. 1366), beide Dominikaner wie ihr geliebter Lehrer. Man hat nicht unpassend Ekkehard den Meister des spekulativen Denkens genannt, Tauler den gewaltigen Volksredner und Willenserwecker, Seuse den gefühlsüberreichen Dichter der Liebesmystik. Gleichzeitig neben diesen drei Sonnen am Himmel deutscher Mystik leuchteten noch manche lichte, liebliche Sterne: Margarete Ebner (gest. 1351), Christine Ebner (gest. 1355), ihr Seelenführer Heinrich von Nördlingen (gest. nach 1351), Hermann von Fritzlar, Otto von Passau, Adelheid Langmann, Rulman Merswin, Johannes Nider und noch andere, deren Namen die deutsche Literaturgeschichte meist ehrend hervorhebt. Aber nicht nur an den Ufern des Rheins und in Oberdeutschland erhebt sich die Mystik zu so herrlichem, himmelstürmendem Fluge. Auch die niederländische Mystik weist einen der größten Gottesliebhaber jener Zeit auf, den Augustiner Johannes Ruysbroeck (1293—1381), der in unseren Tagen durch Maeterlinck zu neuen, längst verdienten Ehren kam.

Der Schattenseiten der mittelalterlichen Mystik haben wir

bisher keine Erwähnung getan. Wir wollen auch unseren Blick nicht unnütz verweilen bei jenem unentwirrbaren Knäuel von Begharden, Fratizellen, Schwestrionen, Lollarden, freien Geistern und anderen Schwarmgeistern, die das ganze Mittelalter hindurch heimlich oder offen ihr anarchisches Unwesen trieben. Leider hat bei allen Völkern und zu allen Zeiten eine falsche Mystik die fluchwürdigsten Ausgeburten gezeitigt, von denen Quietismus und Libertinismus noch nicht die schlimmsten sind.

Doch wenden wir uns lieber zu den Mystikern des 15. Jahrhunderts. Auch hier finden wir Männer, die nicht nur in den Folianten der Kirchengeschichte zu den Gelehrten sprechen sollten, sondern als fromme Dichter und sprachgewaltige Schriftsteller dem ganzen Volke, der lebendigen Gegenwart angehören müßten, wenn wir nur etwas mehr Liebe und Treue zur heimischen Vergangenheit hegten. Die Augustiner Thomas von Kempen (1379—1471) und Johannes Mauburnus (gest. 1503), der Franziskaner Heinrich Herpf (gest. 1477), der Karthäuser Dionysius von Rickel (gest. 1471) sind würdige Epigonen jener großen Dominikaner des 19. Jahrhunderts.

Die Geschichte der deutschen Mystik im 16. Jahrhundert, in dem die spanische Mystik so wunderbar erblühte, können wir hier nicht näher verfolgen. Auf die drei vorhergehenden, an produktiven Geistern so reichen Jahrhunderte folgen jetzt drei Generationen philologisch-alexandrinischer Konservatorentätigkeit. Man veröffentlicht in dieser Zeit die halbvergessenen Schriften früherer Mystiker. Tauler vor allem wird oft gedruckt, weniger oft Thomas, Seuse, Gertrud, Herpf usw. Zumal drei Kölner Karthäuser verdienen da rühmende Erwähnung: Landsberg, Loher und Surius. Auf der protestantischen Seite haben namentlich Luther und Daniel Sudermann als Herausgeber und Sammler verdienstvoll für die altdeutsche Mystik gewirkt. Sudermann (gest. nach 1631) ist bereits ein Zeitgenosse Jakob Böhmes (1575—1624), mit dem eine neue Blüte der deutschen Mystik im 17. Jahrhundert anhebt. Freilich vertrug sich Böhmes, Frankenbergs, Czepkos Mystik schlecht mit der Dürre der damaligen protestantischen Orthodoxie und so kehrte denn der bedeutendste jener schlesischen Mystiker, Johannes v. Scheffler, weltberühmt unter dem Namen Angelus Silesius (1624—1677) wieder zur katholischen Kirche zurück. Die mystischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, Gerhard Tersteegen (gest. 1769), Graf Zinzendorf (1700—1760), Oetinger (gest. 1782), sowie die große Bewegung des

Pietismus können hier nur erwähnt werden, obwohl auch in ihnen die alte katholische Mystik noch recht lebendig ist, zumal in dem Liederdichter Tersteegen. Die entscheidende Rückwendung der protestantischen Mystik zum Katholizismus ist das große Erlebnis Novalis (1772—1801), der aus Böhme, Zinzendorf, Lavater und aus katholischen Erbauungsbüchern schöpft. Durch Novalis wird die Mystik in den Kreis der Jenenser Romantiker verpflanzt. Und durch die Romantiker Fr. Schlegel, Brentano und Görres wird die der aufgeklärten Wissenschaft so lange verächtliche Mystik zu neuer Herrlichkeit erhoben. Wie in unseren Tagen die Neuromantik ganz folgerichtig zur neuen Mystik führte, das war der Ausgangspunkt unserer Betrachtung.

Wir sehen schon aus dieser gedrängten, dürren Aufzählung, wie untrennbar die Mystik mit dem deutschen Geistesleben, mit der deutschen Literatur verbunden ist. Im folgenden wollen wir aus der gewaltigen Fülle der Tatsachen einige besonders interessante Kulturbeziehungen der deutschen Mystik herausgreifen.

Zunächst sei auf eine kulturgeschichtlich überaus wichtige Grundtatsache hingewiesen: jene frommen, gottsuchenden, weltabgewandten Mönche und Nonnen haben uns Kindern der Welt unendlich viel Schönheit geschenkt. Die rein kirchliche Frömmigkeit ist die Quelle der edelsten sinnlichen Kulturgüter geworden. — Über die Stufen der Betrachtung, der Beschauung, der körperlichen, bildlichen und intellektuellen Visionen, über die drei Wege der Reinigung, der Erleuchtung, der Vereinigung (eines der Erbstücke aus der neuplatonischen Mystik) möge besser ein Theologe sprechen. Unser Interesse gilt hier vor allem den Beziehungen der asketischen Frömmigkeit zu Sprache, Dichtung, Kunst und praktischem Leben. Die sichtbare Kirche, ihre Gnadenmittel und ihr Kultus sind allen rechten Mystikern das Höchste auf Erden. Seuse, Tauler, die drei Nonnen von Helfta, die beiden Ebnerinnen, Heinrich von Nördlingen, ja auch Ekkehard — sie wollen allweg nur gesunde Glieder sein am mystischen Leibe Christi, also der Kirche. Ein Märchen, eine blanke Erfindung ist alles, was die Neuesten über die geheime Opposition selbst der kirchlichsten Mystiker zu erzählen wissen. Gerade dem Kultus, bewundert viel und viel gescholten, dankt der Mystiker außerordentlich viel. Der symbolische Charakter unseres Kultus, unserer Liturgie ist eine ewig sprudelnde Quelle mystischer Gedankengänge, was besonders die byzantinische Mystik Symeons des jüngeren

Theologen und Nikolaus Kabasilas' beweist. Die ganze Welt ist dem Mystiker ja nur ein Symbol, ein Gleichnis Gottes. *Symbolik und Mystik sind unzertrennliche Begriffe.* Freilich, eine Statistik dieser umfassenden Symbole, wie sie der närrische Swedenborg versuchte, läßt sich nicht aufstellen. — Und nicht nur führt der katholische Kultus tiefere Geister zur Mystik, sondern auch umgekehrt wird jeder konsequente Mystiker beim streng kirchlichen Kultus als Letztem, Höchstem anlangen. Es ist sehr beachtenswert, daß selbst Harnack gestehen muß: „*Ein Mystiker, der nicht katholisch wird, ist ein Dilettant.*"

Über die metaphysische Grundlage der theoretischen Mystik eingehend zu handeln, ist hier nicht der Ort. Nur die Hauptsache sei kurz erwähnt: *Logoslehre und Ideenlehre sind das Grundgerüste aller mystischen Spekulation* seit Dionysius. Das *kostbarste Erbe der antiken Philosophie* ist hier von der Kirche übernommen worden. Scholastik und Mystik haben gemeinsam diesen Schatz behütet und gemehrt. Erst der spätmittelalterliche Nominalismus und die sich darauf gründende moderne Philosophie haben die antik-mittelalterliche Ideenlehre verworfen und damit den Schlüssel zum Weltverständnis verloren. Leider scheinen auch unter den heutigen katholischen Theologen nicht alle die grundlegende Bedeutung der platonisch-aristotelisch-scholastischen Logos- und Ideenlehre so recht erfassen zu wollen. — Der Kerngehalt der Theorie christlicher Mystik ist, in kurze Sätze zusammengepreßt, etwa folgender: Der Mensch ist ein fleischgewordener Gedanke Gottes. Von Ewigkeit als Gedanke in Gottes Geist lebendig, ist er körperhaft als Geschöpf in die raumzeitliche Wirklichkeit des Diesseits getreten. Dieses Diesseits aber ist Schein, Traum, Unwirklichkeit. Wirklich ist nur das reine Sein Gottes. Wer sich nun innerlich lauter in lediger Gelassenheit hält, seine Seele der Weltdinge entbildet und sie in Christus überbildet, der wird wieder *ein* Geist mit Gott, nimmt Teil an der göttlichen Natur. Der Mensch ist dann „entworden", ist „entmenscht" und „vergottet". Er wird „gottförmig", in Gott überformt, in Gott verwandelt. Er versinkt im „stillen Abgrund", im „dunklen Nichts" der namenlosen Gottheit. Er schaut alle Dinge in Gott und Gott in allen Dingen. Denn Gott ist das Wesen aller Dinge; Gott ist den Dingen wesenhafter als sie sich selbst sind. — Was Gott von Natur ist, wird so der Mensch aus Gnade; er wird dasselbe, was er vor seinem Ausflusse aus dem Urquell im göttlichen Geiste war: Gott. In Gottes Überfluß

zurückgeflossen, wirkt der Mensch mit Gott seine ewigen Werke mit; der Seelengrund aber geht unter im bloßen Nichts der einen Gottheit. — So waren wir einst Gott in Gott und sollen dasselbe wieder werden: Gott alles in allem. In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir.

Dies ist in kürzester Kürze die gemeinsame Lehre des Pseudodionysius, der beiden Viktoriner, Bernhards, des Aquinaten, Bonaventuras, Alberts, Ekkehards und Seuses. Aber immer ist diese theozentrische Spekulation aufs innigste verbunden mit dem Leitgedanken aller christlichen Mystik seit Augustinus: Per Christum hominem ad Christum Deum. — Die neuesten Schriftsteller aber vermengen bei ihrer meist durchaus ungenügenden philosophischen und geschichtlichen Vorbildung diese Gotteslehre mit modernen pantheistischen Systemen und unterschieben willkürlich ihren Pantheismus unseren katholischen Mystikern. — Daß Richard von Kraliks Philosophie wesentlich gleichlautet mit jener ideologisch-mystischen Weltkonstruktion, sie aber um ein Wesentliches bereichert, nämlich um den Spielbegriff, der die Welt als Spiel Gottes betrachtet, sei hier im Vorübergehen bemerkt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tage der Renaissance.

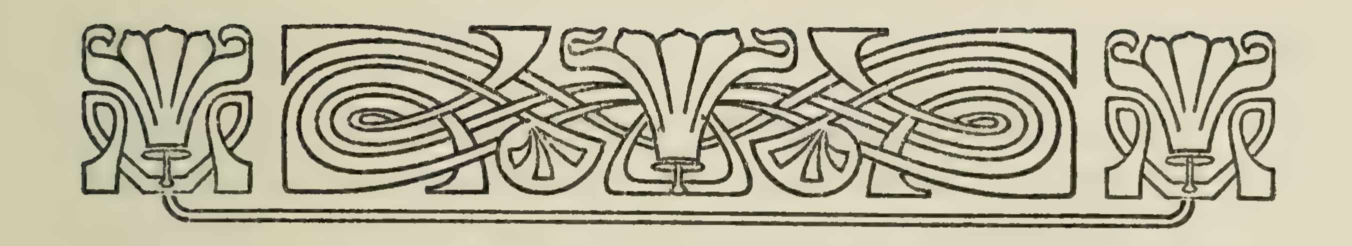
Ein Wall von Frühlingsblüten türmt sich licht
Um weiße Schlösser stolzer Medizeer.
Condottieri, Meißler, Sänger, Seher: — —
Verzückt erstrahlt der Erde Angesicht.

So heiß schwoll durch der Erde Leib noch nicht
Der Lebensdrang, nie schwoll er wilder, zäher . . .
Was will im Camposanto dort der Mäher?
Was, Michelangelo, dein Weltgericht?

Doch durch der Zeit Betäubung leis und hehr,
Gleich weißen Tauben, die das Licht durchgleiten,
Hebt Maddalena Pazzi süß die Stimme.

Und von San Marcos Kloster rollt schon schwer,
Zerschmetternd Eitelkeit der Eitelkeiten,
Der Donner von Savonarolas Grimme.

Lorenz Krapp.



Der Gralritter.

Erzählung von Richard v. Kralik.

Jedermann weiß, daß sich der heilige Gral mit Parzival und seinen Rittern ungefähr zu Ende der Völkerwanderungszeit, da er hierzulande seine Sendung erfüllt hatte, zurückgezogen hat in ein fernes Land, „unnahbar unseren Schritten", nämlich in das hinterste Indien. Dort, dem irdischen Paradiese nahe, lebten die Gralritter in ewiger Jugend dem Dienst des Heiligtums. Nur manchmal in den wichtigsten Wendepunkten der Weltgeschichte wurde einer der Ritter durch eine Flammenschrift, die sich am Gralsaltare zeigte, auserlesen, der bedrohten Welt seine Hilfe zu bringen.

Dies Los traf denn einst jenen bekannten Lohengrin, den Sohn des Parzival. Mit dem Knappen Kyr von Kumberland fuhr er auf einem Schifflein, von einem Schwan gezogen, übers Meer um Afrika herum bis nach der Nordsee, bis nach den deutschen Niederlanden, nach Antwerpen, dem Haupthafen des Reichs. Es war nicht nur seine Aufgabe, der bedrängten Elsa von Brabant gegen ihren Bedränger Friedrich von Telramund zu helfen, er hatte eine viel wichtigere, weltgeschichtliche Aufgabe.

Es waren zu dieser Zeit schon wieder mehr als 400 Jahre seit dem Verschwinden des Grales aus Spanien verflossen. Die christliche Staatenordnung, die damals begründet wurde, und die im wesentlichen auch heute noch besteht, war bereits einmal durch die Mauren bedroht und nur durch die Karolinger noch gerettet worden. Nun aber brach eine viel ärgere Gefahr über die europäische Zivilisation herein. Nicht die immerhin gebildeten und ritterlichen Semiten Arabiens, sondern die wilden und heidnischen Turanier aus der asiatischen Rumpelkammer der Geschichte fielen über Europa her. Ihre älteren Brüder, die Hunnen, waren bald germanisiert worden, die anderen Brüder, die Avaren, hatten sich nur als vorübergehender Dunst erwiesen, der sich in Nichts auflöste. Aber die Ungarn wollten nicht nur bleiben, sondern auch als Ungarn beharren und in immer erneuten Raubzügen das Abendland überfluten.

Die Aufforderung dazu erhielten sie leider von den Abendländern selber. Kaiser Arnulf der Karolinger war es, der ihren Herzog Arpad herbeirief, um ihm das großmährische Reich vernichten zu helfen. Aber die Ungarn meinten diese Vernichtungsarbeit fortsetzen zu müssen und überschwemmten unter Arnulfs Nachfolger, Ludwig dem Kinde, das Deutsche Reich selber bis an den Rhein und bis an die Ostsee.

Alle Nöten der Völkerwanderung und Hunnenzeit wurden durch diese verwüstenden Einfälle weit überboten. Die Deutschen wählten daher den tüchtigsten ihrer Herzoge, den Sachsen Heinrich, zu ihrem König und waren bereit, ihm bei Todesstrafe in den Kampf gegen ihre Würger zu folgen. Aber ihr Opfermut und die Klugheit Heinrichs wären an sich nicht genügend gewesen, die Christenheit und die Kultur zu retten. Es war nötig, daß wieder Hilfe von oben kam, vom heiligen Gral. Denn nur aus der Gralburg, aus dem Wolkenland der höchsten Ideen, kann Heil der Welt kommen. Als deren Gesandter und Vertreter kam Lohengrin aus jener überzeitlichen, jenseitigen Welt daher in die Welt der geschichtlichen Tatsachen. Ein Engelreigen umschwebte das dahinflutende Schwanenboot und sang zum Takte der Wellen und zum Orgelrauschen des Windes diesen Gesang:

Ritter vom Gral,
Göttliche Wahl
Hat dich gesandt
Ins Menschenland,
Böses zu dämpfen,
Für Gutes zu kämpfen.
Im Erdentale
Zu Ehren dem Grale.

Wie in verzückten Schlummer versunken, erwachte Lohengrin erst, als er das Jubelgeschrei der Leute von Brabant hörte, die dies Wunder am Gestade der Schelde begrüßten. Er richtete sich auf und sah das Volk. Die Barke glitt ans Ufer, er stieg heraus, empfangen von den Fürsten und dem Bischof. Elsa war herbeigerufen worden, sie reichte dem Retter ihre zarten, schneeweißen, linden Hände dar und führte ihn zuerst zum Dankgottesdienst in das Münster, dann in den Palast zur Ruhe.

Am nächsten Morgen aber brach der ganze Heerbann von Brabant gegen Mainz auf; dorthin hatte Kaiser Heinrich alle

Ritter und Mannen vom Rhein aufgeboten, um ihm in den Kampf gegen die Ungarn zu folgen, nachdem er da Recht gesprochen habe über Elsa und Telramund. Dort also fand, nachdem der Kaiser alles vernommen, und nachdem er durch den Bischof den Gottesdienst abhalten ließ, das feierliche Gottesgericht statt. Lohengrin als Ritter Elsas überwand den von Telramund und bewies so ihr Recht, des Gegners Unrecht. Der Überwundene wurde auf Befehl des Kaisers hingerichtet, Elsa in all ihre Rechte eingesetzt und aller Schuld ledig gesprochen. Aber der Kaiser sprach noch ein anderes Urteil, daß nämlich Lohengrin auch schuldig sei, Elsa zur Ehe zu nehmen, da er sich ihrer angenommen, und sonst kein würdigerer Ritter da war, das Herzogtum zu übernehmen. Elsas Liebe konnte sich nicht verhehlen, und auch Lohengrin hatte keinen Grund, sich zu weigern. Seine Gralsritterschaft verbot ihm nicht die Ehe, und nur durch die Ehe konnte er ganz sein Helferamt erfüllen. Er machte nur eine Bedingung, weder der Kaiser noch Elsa sollte ihn je befragen, woher er käme, noch wie sein Name und sein Geschlecht sei. Diese Frage war mit tiefem Sinne von seiten des Grals verboten; denn bei allem Höchsten soll nicht die Person beachtet werden, sondern nur die Sache. Darauf belehnte Kaiser Heinrich sogleich den Schwanenritter, wie man ihn nannte, mit Brabant. Und er wie die Kaiserin standen dem Brautpaar bei der Eheschließung bei. Am andern Morgen nach dem Kirchgang kam eine Gesandtschaft der Ungarn, die den Zins forderte oder mit erneuertem Krieg drohte. Der Kaiser aber bot ihnen als Zins zwei räudige Hunde. Da schnoben die schnauzbärtigen Magyaren Rache, sprangen auf ihre Rosse und jagten davon.

Kaiser Heinrich aber eilte mit dem Heere vom Rheine nach Regensburg, wo die große Heeressammlung stattfinden sollte. Dorthin kamen denn alsbald die Sachsen, die Thüringer, die Schwaben, die Baiern und auch die Böhmen mit ihrem Herzog Wenzel dem Heiligen. Unter den Schwaben erregte besonders ein junger Knappe Ekkehard großes Aufsehen, der war der Klosterschule von St. Gallen kaum entwachsen. Er sang den deutschen Kriegern alte Heldengesänge aus der Hunnenzeit vor, so besonders wie der grimme Hagen den Hunnen entkam, wie der starke Walther die schöne Hildegund aus Hunnenland entführte, nachdem er die Hunnen alle mit ihrem König Etzel unter den Tisch getrunken hatte. Durch diese Heldenlieder entflammte er mächtig den Mut der Deutschen und verscheuchte ihre Furcht vor den bisher unüberwundenen Ungarn, den Erben der Hunnen.

Auch der Schwanenritter trat eines Abends auf den Knappen zu, der eben einem großen Kreis lauschender Krieger sein Heldenlied vorsang. Als er geendet, fragte er ihn: „Kennst du noch mehr solcher Lieder?"

„Gewiß", antwortete Ekkehard. „Sie sind ja im ganzen Volke verbreitet und bekannt. Man lauscht mir nur deshalb etwas aufmerksamer, weil ich sie sorgfältiger und vollständiger aufgefaßt habe und so die neugierigen Hörer besser befriedigen kann. Aber alle wollen sie immer gerne wieder die alten Mären von den löblichen Helden hören, die einst die Drachen bekämpft, die Riesen überwunden haben, und so die Wohltäter ihres Volkes geworden sind, mögen sie nun um Dietrich von Bern oder um Gunther und Siegfried sich geschart haben."

Lohengrin erwiderte: „Gut und löblich waren die Taten dieser Helden. Aber ist dir nicht bekannt, daß zur selben Zeit auch fromme Ritter waren, die sich um König Artus und um den Gral scharten? Während deine Helden Mut und Kraft zeigten, strebten die Ritter der Tafelrunde um Artus auch noch nach Zucht und guter Sitte, Frömmigkeit und hoher Minne, und die allerbesten erreichten das höchste Ziel irdischen Strebens, indem sie den heiligen Gral fanden und ihm dienten, und in heiligem Gehorsam der frevlen, teuflischen Eigensucht entsagten."

„Was ist der Gral?" fragte der Knappe. Und alle, die herumstanden, wiederholten die Frage: „Was ist der Gral?"

Lohengrin blickte begeistert gen Himmel und sprach wie entrückt:

„Hehr ist die Mär vom heilgen Grale.
Er ist die wunderbare Schale
Des Gottessohns beim Abendmahle,
Es ist die reinigende Flut,
Des Heilands heilig Opferblut,
Das noch auf dieser Schale ruht.
Vom Himmel ist das Heil entsprossen,
Durch alle Sphären hingeflossen,
Das sich vom Gral der Welt ergossen.
Einst in der allerhöchsten Not,
Da Untergang dem Heil gedroht,
Da kam auf Gottes Machtgebot
Der Gral, durch Engel hold getragen,
Her auf die Welt, und alles Zagen
Nahm er der Welt in jenen Tagen."

„Und wo ist der Gral nunmehr?" fragte Ekkehard. „Wo sind seine Ritter?"

„Der Gral entschwand seit langer Zeit.
Doch all sein Heil ist stets bereit
Dem Ritter, der dem Geist sich weiht.
Die Burg des Grales steht noch immer
Auf jenem Fels, den Satan nimmer
Mehr überwindet, ob auch grimmer
Sein Haß entbrennt. Wer sich ihm naht
Mit reinem Herzen, guter Tat,
Der findet allezeit den Pfad."

Und Lohengrin fuhr weiter fort, den Hörenden vom Gral zu erzählen, von seinen Gnaden und Kräften, von den frommen Rittern, die sich ihm einst geweiht, und wie noch immer die Gnade und das Heil von ihm über die ganze Erde ausgehe.

Und als am andern Tag die große Entscheidungsschlacht mit den Heiden erfolgte, da glaubten wirklich alle christlichen Streiter, erfüllt von den Erzählungen des Schwanenritters, den heiligen Geist wie eine weiße Taube über dem kaiserlichen Heere schweben zu sehen, und darunter, von zwei weißen Engeln getragen, den Kelch des Grales, der blutrot erglühte.

Lohengrin aber, mit der heiligen Lanze des Longinus, jenem wunderbaren, schicksalsreichen Gralesspeere bewaffnet, ritt in das Heidenheer hinein wie ein Keil, so daß er es bald gesprengt und mit Hilfe seiner Mitkämpfer zerstreut hatte. Und über ihm erklang es wie Engelsgesang:

„Ritter vom Gral,
Nach göttlicher Wahl
Eile und fliege
Zum Kampf, zum Siege,
Böses zu dämpfen,
Für Gutes zu kämpfen
Im Erdentale
Zu Ehren dem Grale!"

Den fliehenden Ungarn nach zog das Kaiserheer zuerst über den Inn, dann über die Enns und weiter in die pannonische Ebene hinein.

Die Ungarn hatten kein Heer mehr, es den Siegern entgegenzustellen; darum versuchten sie es nun mit List. Sie hatten den Glauben, daß alle Zaubermacht der christlichen Waffen in dem glänzenden Schwanenritter, und bei diesem in dessen unwiderstehlicher Lanze beschlossen sei. Darum galt es ihnen als wichtigstes Ziel, diesen Speer in ihren Besitz zu bekommen. Das sollten listige und kecke Ungarmädchen ins Werk stellen, die bereit waren, sich von den Christen fangen und dann ihren weiblichen Zauber walten zu lassen.

Dies geschah auf folgende Weise. Bei Haimburg hielten die Überreste des ungarischen Heeres. Sie bestatteten dort die gefallenen Führer nach ihren Sitten. Nachdem sie die Körper in der Donau gewaschen, legten sie diese in ihren Rüstungen auf das Ehrenbett und breiteten Seidenzeuge darüber aus. Die Frauen legten ungebleichtes Linnengewand an und banden ihre schwarzen Tücher um den Kopf. Die Geiger traten herzu und sangen bei Geigen- und Lautenklang von den Taten der Helden, die, dem Vogel Turul folgend, einst von den äußersten Enden der Welt mit Almos und seinem Sohn Arpad das Land an der Donau und Theiß eingenommen, wie sie Blutbrüderschaft geschworen, das Land unter ihre 108 Geschlechter verteilt hatten. Indessen hatte man eine ungeheure Grube gegraben und sie mit den wimpelgeschmückten Lanzen der Gefallenen umsteckt. Man trank das Trauerbier, die Trauermädchen erhoben, gegen Osten, ihre Urheimat, gewandt, den Klagegesang an „das Morgenrot, das schöne rote Morgenrot, das goldene Morgenrot". Die Hornstöße der Opferbläser erschallten, die Opfertrommel erdröhnte von schweren Schlägen. Man führte die schwarzverhängten Streitrosse der Gefallenen vor, hob die Toten in die Sättel, band ihnen die Beine stramm an den Sattelgurt, befestigte die Hand an der Lanze, die im Sattel stak, und leitete die Rosse so in die Grube hinab. Man warf ihnen Trinkhorn und Speisegerät der Toten, ihre Opferbecher, ihre goldenen Streithämmer, Urnen voll Münzen nach, die Bräute schleuderten den toten Geliebten ihre Schmuckspangen, ihre Ohrgehänge und den Jungfernkranz nach. Nun ritten sämtliche Bogenschützen an den Rand der Gruft und schnellten unter Trompetenschall und Trommelgetöse alle zugleich ihre Pfeile ins Grab hinab, denn es gilt für ehrenvoll, daß die Toten mit vielen Wunden bedeckt hinübergehen auf den Anger der Sonne. Unter den Pfeilen sinken aber auch die Rosse der Toten zusammen. Und nun werfen alle den Toten Schollen zu, aber nicht nur Erd-

schollen, auch das Blut der Trauernden fließt ihnen nach aus selbstgeschlagenen Wunden. Und während Hörner und Drommeten und Pfeifen wild durcheinander blasen, übergellt vom Geschrei der Weiber, verschwindet die Totenschar unter einem Hügel. Nun opfern die Priester den Toten die edelsten Rosse und verteilen sie zum Totenmale. Holzstöße brennen um den Hügel, die Trauer geht allmählich in Taumel, Rausch und in einen wilden Totentanz über. Die Raserei der Streitlust, der Liebe, der Eifersucht entzündet dämonisch alle, Männer und Weiber, und fordert noch manches Menschenopfer, das den Kriegsgenossen zugesellt wird.

Zu diesem Gipfel der Leidenschaftlichkeit war denn auch das Totenfest bei Haimburg gelangt, als die Sonne aufging und vom Westen die christlichen Heere heranzogen. Da warfen sich die ungarischen Krieger auf ihre Rosse und flohen weiter längs der Donau hinab in die Ebene. Die Mädchen aber spielten die überraschten und ließen sich fangen.

Der Kaiser ahnte wohl, daß hier eine List geplant sei, er glaubte aber, es gelte einen Überfall von Seite der sich flüchtig stellenden Ungarn. Er ließ darum, ehe er weiter ins unbekannte Land zog, hier ein festes Lager schlagen, Wachen ausstellen und die Gegend ringsherum durch Reiterschwärme absuchen. Lohengrin riet ihm, die gefangenen Mädchen fortzuschicken, aber der Kaiser meinte, es sei besser, sie als Geiseln zu behalten. Er übergab sie dem jungen Ekkehard, daß er sie treulich bewache.

Nun war aber gerade diese Wahl nicht besonders glücklich. Der jugendliche Held und Sänger von beweglicher Phantasie fühlte sich den weiblichen Vertretern des Magyarentums gegenüber ganz anders angemutet als gegenüber den wilden Reitern in der Schlacht. Diese waren ihm nur der Inbegriff des Hassenswerten gewesen. Nun aber sah er in allzu unmittelbarer Nähe so vieles Liebenswürdige oder doch wenigstens Verwirrende in diesen Ungarinnen. Das Weib trat ihm in einem ganz neuen Typus entgegen. Er, der bisher mit Ruhe seinen deutschen Landsmänninnen ins blaue Auge schauen konnte, schmolz vor dem Feuer dieser schwarzen Kohlen, verstrickte sich in diesen wirren Kraushaaren, fühlte sich von dieser unruhigen Beweglichkeit des ganzen Wesens wie umgestürzt in all seinen Erfahrungen. Schon diese eine, ihre Anführerin war es offenbar, Baba hieß sie, wie unfaßbar konnte sie sich immerfort verändern, nun ganz Trauer und Gram, nun ganz Übermut und Ausgelassenheit. Sie sang ihren Genossinnen ein Lied vor voll Sehnsucht nach ihrer alten Heimat

im Osten, voll Bedauern, diese hochragende Wiege des Geschlechtes in Turan verlassen zu haben, nun mit ihrem Volk so allein und fremd unter fremden Völkern. Und nun sang sie wieder stolz, herausfordernd und keck:

„Blöder Deutscher, meine nicht,
Hättest jemals auch geliebt
Oder hättest Lieb' erfahren,
Wenn dich eine Ungarmaid
Nicht geküßt hat und umschlungen.
Andre Mädchen haben nur
Ganz von ferne sagen hören,
Daß es eine Liebe gäbe,
Doch die Liebe selber thront
Auf dem Purpur unserer Lippen!"

So sang sie Lied um Lied und bemerkte mit Vergnügen, daß der Wächter Gefallen an ihr fand. Sie wußte freilich nicht, daß den sangeskundigen Ekkehard nicht nur ihr eigener Reiz anzog, sondern vielleicht noch mehr das Neue ihrer Weisen, das ihm der Benützung zu seinen eigenen Weisen wert schien. Er kam herzu und fragte sie aus über ihre Lieder, über ihr Volk, über ihre Sitten. Er fragte sie, ob sie wieder zurück wolle. Sie gab verwirrende Antworten. Er meinte, sie gestehe damit ihre Liebe, und fragte weiter, ob sie ihm folgen, die Taufe nehmen, sein Weib werden wolle. Sie schien ihm zuzustimmen. Er beschloß, am nächsten Morgen den Kaiser nm seine Erlaubnis zu bitten. Denn für heute war es schon zu spät. Die Führer hatten sich in ihre Zelte zurückgezogen. Vor Lohengrins Zelt war die heilige Lanze in die Erde gesteckt, bewacht von seinen Knappen. Die Nacht hüllte alles in Dunkel und Schlaf.

Baba hatte sich mit ihren Genossinnen am Abhang eines Hügels gelagert. Sie schlief noch nicht. Zwei widerstreitende Gedanken kämpften um ihre Seele. Sollte sie, wie sie versprochen, den Zauberspeer entwenden und sich damit aus dem Lager schleichen? Es war nicht unmöglich. Sie sah ihn dort schimmern. Der Knappe schien zu schlummern. Auch ihr Wächter bewachte sie kaum. Und er ließ sich ja betören. Sie hatte sich schon den Weg ausgedacht, auf dem sie zwischen den Zelten sich davonschleichen könne. Ihre Genossinnen sollten durch Lärm die Aufmerksamkeit auf sich lenken; so war für den Notfall ausgemacht. Aber wie, wäre es nicht

besser, die verlorene Sache der Ihren zu lassen, mit dem schönen Deutschen in die Ferne zu ziehen? Ist Liebe nicht stärker als Vaterland und Geschlecht? Ja, gewiß, aber noch stärker als Liebe ist Haß, Rachsucht, Ehrbegierde. Sie wollte die große Tat vollenden.

Sie schleicht sich leise hin zum Speer, sie zieht ihn leise aus dem Boden und will ihn fortstehlen. Aber da flattert eine Taube über dem Zelt auf mit erschreckendem Geräusch der Schwingen, es erwacht Lohengrins Knappe, fährt empor, schreit auf, erweckt den träumenden Ekkehard. Der sieht eben an sich vorüber eine Gestalt mit dem Speer huschen. Ihm ist, als ob diese mit der Lanze ihn bedrohe. Da schleudert er, fast ohne zu wissen, was er tut, seinen eigenen Spieß auf die Gestalt, sie fällt, der heilige Speer rasselt zu Boden. Alles wird wach, alles eilt zur Stelle. Man bringt Fackeln. Baba liegt entseelt, von Ekkehards Wurf durchbohrt, an der Erde. Er hat die heilige Lanze gerettet. Erschüttert sinkt er selber halb ohnmächtig vor Aufregung nieder.

Die List der Ungarn ist durchschaut. Man fordert der Mädchen Tod. Aber am nächsten Morgen erscheint eine Gesandtschaft der Ungarn. Sie haben den Mißerfolg ihres Anschlags erkundet. Sie bieten Frieden und Unterpfand. Sie versprechen christliche Sendboten aufzunehmen, sich von aller Wildheit zu bekehren.

So zieht das deutsche Heer siegreich über Wien zurück. Ekkehart ist, erschüttert von diesem tragischen Erlebnis, bald darauf ins Kloster St. Gallen gegangen. Wie er dort gewirkt, mit der Herzogin Hadwig von Schwaben Latein getrieben, das Waltherlied aufgeschrieben hat, das ist alles wohlbekannt. Ebenso bekannt ist, wie Lohengrin bald nach seiner Rückkehr von der neugierigen Gattin doch befragt wurde, woher er käme und wie sein Stamm, sein Name hieße. Da mußte er trauernden Herzens Deutschland wieder verlassen. Den heiligen Speer des Grales aber ließ er dem Kaiser. Er gehörte seitdem zu den Reichskleinodien und befindet sich mit diesen noch in der Schatzkammer zu Wien.

Und wenn auch mit Lohengrin der letzte Ritter vom Grale verschwand, ein heiliger Gralbund vereinigt noch immer alle nach dem Höchsten Strebenden. Ihnen gilt der Gesang, mit denen die Engel vom Grale den Schwanenritter abholten:

„Die Wahrheit glühet
Im Glauben allein,
Durch Hoffnung blühet
Das Gute so rein.

Die Liebe findet
Der Schönheit Ziel
Und überwindet
Im Weltenspiel.
Zum Sinnbild dessen
Ward euch der Gral
Hehr unvergessen
Im Erdental.
Zum Himmel schweben
Wir selig im Sieg:
Euch bleibe das Leben
Ein heiliger Krieg!"



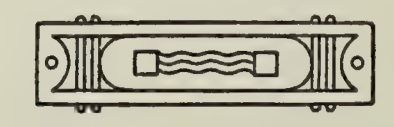
Frauenherz.

Von Maria Waldhart.

Ein Waldsee bist du, tief, geheimnisvoll,
Um den die Tannen dunkle Weisen rauschen,
Ein seltsam Lied von Leid und Himmelslust,
Dem leis' erschauernd deine Wellen lauschen.

In stillen Buchten klar und unberührt
Seerosen weiß im linden Zephyr schwanken; —
Tief in den Kelchen ruht des Morgens Tau
Wie Perlen keusch und ewige Lichtgedanken.

Die Silberfurche, die durch deine Flut
Am Sommertag ein Schifflein hat gezogen,
Du hältst sie fest, ob längst die Fähre schied
Und heimwärts auch die letzten Vöglein flogen. —



O Licht, gezeugt von Ewigkeit.

Von P. Gaudentius Koch, Kap.

O Licht, gezeugt von Ewigkeit,
Dir steht die ganze Welt bereit:
Heil kündet der Propheten Chor
Aus deinem Nahn vom Himmelstor.
Wir grüßen dich von fern, von fern,
Du wahrer Morgenstern.

Herr, schau die Welt in tiefer Nacht,
Bang stehn wir all zu treuer Wacht:
Schwer liegt der Fluch ob der Natur,
Dein Kommen, ach, erseufzt die Flur.
Wir grüßen dich von fern, von fern,
Du wahrer Morgenstern.

O Stern aus Jakob, rein und schön,
Du goldner Aufgang aus den Höhn:
Dein harren wir in Andacht fromm,
Wie du verheißen, komm, o komm.
Wir grüßen dich von fern, von fern,
Du wahrer Morgenstern.



Karl Domanig.

Studie von E. M. Hamann.

III.

Gemütsinnige und intellektuell tief schürfende Heimatliebe verkörpert sich auch in den übrigen Dramen Domanigs, die, um mit Dr. P. Expeditus Schmidt zu reden, „das Bild des echten Heimatdramatikers im edelsten Sinne, nach beiden Seiten des zusammengesetzten Wortes hin, in schönster Weise ergänzen". Und zwar geht es immer in ihnen um Rettung der nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich gefährdeten Heimat. „Was ist die Heimat für den, der sich selbst preisgibt?" heißt es in dem fünfaktigen Schauspiel aus der Gegenwart: „Der Gutsverkauf", das 1889 in der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung zu Inns-

druck erschien und zehn Jahre später zum zweiten Male von Jos. Roth-Stuttgart aufgelegt wurde.

Die Theater hatten freilich nicht viel von dem Stücke wissen wollen, trotzdem dieses zur Bühne gehört wie der Fisch zum Wasser. „Ich wünschte, daß es zehnmal jährlich in jeder Stadt, ja in jeder Dorfscheune aufgeführt werde!“ äußerte sich der Dreizehnlindendichter darüber. Und Dr. Richard Genée, damaliger Intendanturrat des Kgl. Theaters in Berlin, urteilte: „Ein ernster Grundgedanke, die Anhänglichkeit an den angestammten ländlichen Besitz und seine Verteidigung gegen den Raub durch gewissenlose Spekulation, ist hier in so ansprechender Form, so rein und wahr durchgeführt, daß es mich wundern sollte, wenn die Theater sich dies liebenswürdige Schauspiel entgehen ließen.“ Genée selbst sollte an den reichshauptstädtischen: dem Königlichen, dem Deutschen, dem Lessing-Theater, trotz seiner eindringlichen Bemühungen erfahren, daß der entnervende Semitismus, in Deutschland wie in Österreich, stärker ist als die gesundeste Volkskunst. Man witterte antisemitische Tendenz — und aus war's mit der Möglichkeit einer Annahme zur Aufführung. Und doch hätte Domanig unter den obwaltenden österreichischen Verhältnissen gerechterweise keinem Christen den schwindlerischen Geldprotzen zuschieben dürfen.

Die vom Morgen des einen bis gegen Mittag des anderen Tages in einem kleinen deutschen (tyrolischen) Alpenorte stattfindende Handlung ist rasch skizziert: Durch den einerseits verbrecherischen, anderseits oberflächlichen Leichtsinn zweier Dorfsöhne und Vettern stehen deren Erbgüter offen zum Verkauf. Ein jüdischer Konsul unsauberer Vergangenheit ist drauf und dran, beide zu Spekulationszwecken zu ergattern, als er im kritischen Moment, zur Freude der auf ihre Heimatpflichten sich besinnenden Landgemeinde, in seinem Vorhaben gestört und entlarvt wird: durch den im Dorfe als Rentier wohnhaften „Doktor“, einen ehemaligen Rechtsanwalt, den Blutsverwandtschaft an einen der jugendlichen Verkäufer bindet. Des anderen Schwester findet durch Gesetz und Freundschaft die Mittel, das Gut des Bruders zu erwerben, während das ihres Vetters und zurückgewiesenen Freiers auf den Doktor selbst übergeht. Käufer und Käuferin reichen einander in längst erwachter Liebe die Hand, jener zu neuer, beglückender Tätigkeit, diese zur Sicherung und segensreichen Erweiterung der angestammt überkommenen. So ist wieder einmal die Tyrol überschwemmende Fremdengefahr von einem patriarchalischen Heimwinkel abgewendet worden.

Klar und organisch lebensvoll wie die sich abspielenden Vorgänge sind die Personenzeichnungen. Allen voran entzückt die Heldin Margret, die verwaiste Postmeisterstochter: in köstlich herber Mädchenanmut, sich selber wie ihrer Pflicht und ihrer Liebe zu Gott, den Ihren, dem Erwählten ihres Herzens und nicht zuletzt der Heimat in edelstolzer, zugleich demütiger Wahrhaftigkeit bewußt. Auch ihr ist mit der äußeren Heimat die innere bedroht: durch das aufkeimende Mißtrauen gegen den klugen, redlichen Mann, der seinerseits durch verfrühtes Ruhebedürfnis sich zu verlieren im Begriff steht, bis er den Abgrund sieht und in Selbsterkenntnis vor ihm zurückweicht: „Im Nichtstun verloren Kraft und Fähigkeit des Entschlusses?! Dann . . . klage niemanden an um die Öde deiner Zukunft! Fahr wohl denn, o Glück und Heimat!" — Durchaus der Wirklichkeit abgelauscht ist auch der windige, schmutzige Spekulant und „Kulturträger" nebst seiner fadschöngeistigen Gattin, der stutzerhafte dumme Junge Heinrich mit der kleinlichen Krämerseele, die ganze Reihe ländlicher Typen, der besinnlichen Alten und schalkfrohen Jungen.

Scharfes Licht fällt auf den häufig aufgähnenden Kontrast zwischen dem in uns geborenen Recht, dem Rechtssinn des Gewissens und den „zu Recht bestehenden" sozialen Mißverhältnissen, dem ungestraft sich breitmachenden modernen Schwindel und Schwindlergeist. „O das Recht, das Recht! . . . Das meiste Unrecht, sag' ich dir, geschieht rechtens. Nicht die Gesetze, die Billigkeit allein vermag die Gesellschaft zu schützen." Und: „Die heutige Gesetzgebung nimmt mehr Bedacht auf die Freiheit und selbst die Willkür des einzelnen als auf das Interesse der Gemeinwesen und den Schutz des kleinen Mannes. Geld ist mehr als je eine Macht geworden, Geld gegen Geld, lieben Freunde, das ist die einzige Waffe!"

Um die Heimat des Herzens in der angestammten äußeren wie in der gebotenen und in der zu erstrebenden inneren Umgebung handelt es sich in dem fünfaktigen Drama „Der Idealist", 1901 bei der Münchener Allgemeinen Verlagsgesellschaft erschienen.

Das abermals hochaktuelle Stück, mit denkbar einfachster, aber Glied für Glied ineinander greifender Entwicklungskette und glänzender Charakteristik, spielt wiederum in einem tyrolischen Alpendorf, und zwar von Morgen bis Abend in der Veranda eines dem Fremdenstrom geöffneten Gasthauses. In diesem ist ein junger Doktorand der Philosophie, Paul Ohnsorg, daheim: als bluts-

verwandter Pflegesohn und -bruder. Der Wirt, von der bekannten tyrolisch-kernigen Weltläufigkeit, sieht in ihm den künftigen Schwiegersohn und Nachfolger. Auch die Tochter, die nach Lage der Verhältnisse Vater und Heim nicht verlassen kann, betrachtet sich als Braut des jugendlichen „Idealisten", bis sie seine Entschlußunfähigkeit bemerkt, zwischen Liebe und Beruf und damit zwischen Heimat und Fremde zu entscheiden. Da gibt sie ihn in edler Entsagung frei. Ihn aber überkommt das Gefühl, als läge er, ein Nestling, mit gebrochenem Flügel nach dem ersten Fluge. Ein Ausweg bietet sich, daß er seiner literarischen Bestimmung als Künstler auch daheim leben kann. Die beiden Liebenden finden einander von neuem und für immer.

In diese Haupthandlung verwebt sich eine zweite. Außer einem tüchtigen, wahrhaft vornehmen Theaterdirektor und einem mit allen Wassern gewaschenen Theaterrezensenten genießt ein Trüpplein Bühnenschriftsteller im Gasthause der Sommerfrische: ein hypermodern-antikisierender Oberlehrer, ein „dichterisch" schweinigelnder Jude und ein alle Requisiten moralischer Vorurteilslosigkeit „souverän" beherrschendes Frauenzimmer. Diese drei ruhm- und vor allem geldsüchtigen Misthaufenpoeten, wie sie Justizrat Behrent (neben Paul und dem Theaterdirektor der Vertreter des wahrhaft geläuterten Kunstgeschmacks) mitsamt kennzeichnet, erfahren, daß ihre dem Direktor zur Preisbewerbung eingereichten Stücke während dessen Abwesenheit vermutlich durch Unvorsichtigkeit des Wirtes verbrannt sind. Wie Aasgeier stürzen sie sich da auf diesen zwecks überreichlicher materieller Entschädigung.

Die während des „Hangens und Bangens" von den Autoren selbst einander übermittelten Inhaltsskizzierungen ihrer „Schöpfungen" spiegeln in köstlicher Satire die heutige Theatermisere, die elende Habgier und Gesinnungslumperei wider, welche Wahl und Ausführung der modernen Bühnenstoffe und -mache zu bedingen pflegen. Zugleich aber zeigt Domanig, wie es ihm und gewiß auch anderen seiner Gesinnungsgenossen ein Leichtes sein würde, unsere gefeierten Tagespoeten auf gleichem Wege und mit gleichen Mitteln zu erreichen, ja zu überflügeln, wenn Weg, Mittel und Ziel dieser Richtung nicht eben tief unter dem sittlichen und ästhetischen Niveau des berufenen Künstlers lägen.

Zu welchem Zweck „Der Idealist" entstand? Sein Dichter hat es uns selbst an dieser Stelle gesagt: „Es ist ein Vorstoß, den ich, sagen wir als Mann von Kopf und Herz und ehrlicher Deutscher, gegen unser verlottertes Theater unternommen habe."

Und Paul Ohnsorg sagt es: „O, zuweilen zehrt es an mir! Wenn ich so sehe, wie auf einer Seite hingearbeitet wird auf die Verrohung und den Ruin des Volkes, muß es da nicht als Pflicht erscheinen, entgegenzuarbeiten, hinzuwirken auf die Veredelung des Volkes?“

Und weil das alles Domanig so aus tiefem Herzen quoll, deshalb geht es auch dem halbwegs Kongenialen so tief zu Herzen; deshalb mußte das Stück ein echtes Kunstwerk werden von „überaus feiner Anlage: Schilderung und Durchführung, wie August Liebert rühmte, der noch dies warme Lob hinzufügte: „Das ist so ruhig, so einfach, so ergreifend! Das ist ganz modern und ganz klassisch zugleich.“ — Mir selbst aber entspricht jenes Urteil am besten, das der Dichter den Direktor über Paul Ohnesorgs „Meister Helmbrecht“ fällen läßt: „Dreimal gelesen! Und muß sagen, mit wachsendem Vergnügen . . . Was mich . . . sofort dafür einnahm, war der gesunde Gedanke, die klare Disposition, und dieser schlichte, natürliche Ton! Dabei in allem eine Wärme wie von Holzkohle, die nicht loht und nicht prasselt —.“

Domanig hat mir einmal geschrieben, ihm sei der „Idealist“ in seiner neuesten (für die nächste Auflage vorbereiteten) Redaktion schier das liebste unter seinen Dramen. Ich kann das gut verstehen. Denn in dieser Dichtung durfte sich, wie kaum in einer zweiten, der g a n z e Domanig offenbaren: der an entmutigender Enttäuschung reiche und dennoch heldenhaft ausdauernde Dichter, der kritisch-feinsinnige, weltkundige Lebensbeobachter, der bedeutende, taktsichere Ästhetiker, der glühende, aber in sich ruhig-gefaßte Patriot und Gottesstreiter.

Ein wesensähnliches document humain ist sein letztes Bühnenwerk: „D i e l i e b e N o t. Schauspiel in fünf Akten.“ Gedruckt wurde es 1907 bei Kösel-Kempten, in der ersten Niederschrift festgehalten 1904, nach der schweren Erkrankung des Verfassers, dessen individuelle und universale Lebenserfahrungen und -resultate es in spezieller und allgemeiner Konzentrierung wiedergibt. Und zwar nicht zu dem Zwecke der Selbstbespiegelung, sondern zu dem einer künstlerischen Apostolaterfüllung an einzelnen ideal strebenden schöpferischen Charakteren wie an der Gesamtheit, für die jene wirken: an dem eigenen Volke, dem Volke überhaupt, der Gesellschaft, der Menschheit.

In tadelloser Technik und Motivierung baut sich die innerhalb dreier Tage zu Wien und schließlich im Wiener Wald spielende Handlung klar, straff und kühn, aber bis ins einzelne fein-

ausgearbeitet vor uns auf. Im Mittelpunkte stehen zwei tyrolische Brüder schlichter Herkunft: die Bildhauer Georg und Josef Plank. Georg, der ältere, hat sich zum brillierenden Streber entwickelt. Mit dem Gelde seiner Frau kostet er alle sich ihm bietenden Taumelgenüsse in äußerem Ansehen und Wohlsein aus. Innerlich aber sinkt er so tief, daß er sich mittels eines erschlichenen Meisterwerkes seines Bruders den Grand prix und die Zusage des Kultusministers für eine vakante, vielumworbene Professur verschafft. Doch schon hat die Zersetzung seines Scheinglückes begonnen. Er ist in Unfrieden mit seiner Frau. Der einzige Sohn stirbt jung infolge leichtsinniger Lebensführung. Der Verlobte seines letzten Kindes, für den er unsinnige materielle Opfer gebracht hat, entpuppt sich als Hochstapler. Die verlassene Braut tötet sich im Irrsinn. — Inzwischen wird seine eigene ehrlose Handlung offenbar. Die von ihm schnöde verratene Gattin verrät nun ihn, trennt sich von ihm für immer. Alle fliehen ihn. Die Verzweiflung drückt ihm die Mordwaffe in die Hand — da rettet ihn die Gnade Gottes zu neuem Pflichtleben durch treue Freundschaft, vor allem aber durch die vergebende, großherzige Liebe des von ihm schmählich betrogenen Bruders.

Josef Plank, ein genialer, ehrlicher, fleißiger Künstler, entbehrt der nötigen Förderung und Anerkennung, ringt in Handwerksarbeit für sich und seine Familie um ein ärmliches tägliches Brot. In der Häuslichkeit aber blüht ihm Trost und Friede, bis dieser ihm durch die bittere Erfahrung an dem Bruder in Stücke zu gehen droht. Er besteht jedoch die harte Versuchung, jenen durch die Enthüllung des an ihm begangenen Verbrechens der öffentlichen Verachtung preiszugeben. Und als dennoch über dem Unseligen alles zusammenbricht, nimmt er ihn erbarmend ans Herz. Dieser innere Sieg ist die eigentliche befreiende Lösung des Konflikts, der übrigens auch durch Josefs Berufung zu einem ihn und die Seinen beglückenden Posten in der geliebten Heimat freundlichen Ausgleich findet.

Man hat gelegentlich dieses Stückes dem Autor den Rat gegeben, sich noch mehr als bisher von der Intrige loszusagen. Nun, in diesem Falle fährt der gut gemeinte Wink in die Luft. Domanig wußte genau, daß die Kunst und die allgemeine Gier nach Brot, Auszeichnung und Genuß nur zu oft mitten durch die Intrige geht — und daß er ohne letztere an dieser Stelle einfach nicht auskommen konnte. Eben deshalb stört sie auch nicht, um so weniger als die psychologische Vertiefung weitaus an erster Stelle herrscht.

Wie immer bei Domanig, schmiegt sich auch hier die Sprachgewandung eng und doch fließend schön dem Stoffe an. Prachtvoll wirkt die künstlerische Gegenüberstellung in der Charakteristik: in erster Linie, wie schon ausgeführt, bei den Brüdern; in zweiter bei den Frauen: der herrlichen Notburg, einer grandios hingestellten Tochter des Volkes, als Ehefrau und Mutter von ewiger Mustergültigkeit, und der nervös zerfahrenen, in Selbstvergötterung aufgehenden Helene, des typischen höheren Überweibes unserer Zeit.

Auch die Kontrastierung sittlich gesunder und unsittlich verlotterter Familienverhältnisse, wahrer und falscher Freundschaft springt hell in die Augen. — Köstlich sind die Kinder erfaßt. Man merkt es wohl: bei Zeichnung der Josef Plankschen Häuslichkeit lieh der Dichter nicht nur dem Vater, sondern jedem einzelnen Mitgliede Züge ureigensten Erlebens. Wahrlich, nicht nur die Sehnsucht nach Heimat und Zielerreichung schluchzt in diesem gemütsinnigen, edlen Volksdrama: auch die Freude an dem, was wurde und blieb, lebt und jauchzt darin.

Scharfes Schlaglicht fällt auf das sozial schwer wiegende Thema von Herrschaft und Dienstboten, noch schärferes auf das im Grunde nahe verwandte von Kunst und Protektion. Die meisterhafte Szene im Vorzimmer des Ministers sprüht von Sarkasmen und ästhetisch bewältigter Satire.

Der Titel des Schauspiels legt den Nachdruck auf das Adjektiv. Die liebe Not: das ist die Not, die den Menschen auf Gott und sich selbst, auf das Beste und Liebste in ihm und um ihn stellt; die ihn befreit von der Umstrickung trägen Genusses, böser Lust und hohlen Scheines; die ihn der Reue und sühnenden Buße, der Wiedergeburt auf Streben und Tun hin zuführt. Dieselbe Not, die den Kernwert der wahren Heimat erkennen und ergreifen lehrt: des Friedens in einem klaren, guten Gewissen; der tat- und segenskräftigen Freude am gottbeschiedenen und zugleich selbsterrungenen Berufe in Welt, Haus, Vaterland und Scholle. Verflachung, Verweltlichung, Entsittlichung zerbröckelt und raubt das wahre, unvergleichlich kostbare Heimgefühl. Verbitterung stört und bedroht es. Mut, Pflichttreue, Liebe zu Gott und den Menschen erhält und stärkt es durchs Leben zur Ewigkeit.

Ob die moderne Bühne mit der „Lieben Not" wird etwas anzufangen wissen? Kaum — solange sie die in „Differenziertheit" und „Kompliziertheit" schwimmende Mache der in Wahrheit und schlichter Größe festwurzelnden Einheitlichkeit echter Lebensanschauung und Lebensbeherrschung vorzieht.

Heimat und Heimgefühl nach der oben angedeuteten Begriffsrichtung bildet das Grundmoment im „Abt von Fiecht“, einer poetischen Erzählung, die Domanig um die Mitte der 80er Jahre in 14 glückdurchsonnten Urlaubstagen niederschrieb und 1890, nach sorgsamer Überarbeitung, bei Wagner-Innsbruck veröffentlichte. Jetzt liegt das Büchlein in vierter und fünfter Auflage vor. Eine Prachtausgabe fand in Eduard von Lüttich einen auf Führichschen Wegen wandelnden würdigen Illustrator.

Wie stark und unmittelbar diese Dichtung auf einen voraussetzungslosen, aber gründlich gebildeten Leser wirken kann, sah ich neulich an einem jungen Amerikaner, der nach der Lektüre „Feuer und Flamme“ war und lange nicht von dem erhaltenen Eindruck loskommen konnte.[1]) Tatsächlich ist der „Abt von Fiecht“ ein (im Blankvers) kunstvoll geschliffenes metrisches Kleinod, das im Lichte zart und tief eindringender sowie kraftvoll ausbauender Psychologie farbenduftig erstrahlt. Der aus dem verschmolzenen Grunde historischer Überlieferung und mündlicher „Klostertradition“ erwachsene Inhalt dürfte bekannt sein: Zum Abte Cölestin Bemb, einem unerkannten ehemaligen Oberst im Türkenkrieg, kommt eines Abends ein fremder Klosterbruder, in dem er einen alten Kampfgenossen begrüßt. Von diesem erfährt er, daß Weib und Kind, die er seit lange durch Feindeshand tot geglaubt hat, ihm heute noch zu Wien leben. Die Sehnsucht nach dem heiß betrauerten, nie vergessenen Glück übermannt ihn. Wie er einst den Beruf des Priesters willkürlich gegen den des Kriegers vertauschte, so treibt es ihn jetzt „leicht“ von der Klosterschwelle hinweg zur weltlichen Heimschwelle. — Zehn Jahre später — die Dichtung umgeht leider den Gipfel der Entwicklung — enthüllt er als sterbender Klausner einem früheren treuen Diener sein Geheimnis: wer er war; was er tat und ließ; wie er im Felde die rechte Treue nicht hielt und im Orden sie völlig brach; wie er nach der Flucht, durch Entdeckungsgefahr aus Wien gebannt, in Gewissensnot sich und den Seinen das Leben kärglich fristete; wie er die Gattin im Siechtum verlor; wie ihn die Tochter um Gott zur Sühne verließ; wie er selbst, nach reuigem Bekenntnis seiner Schuld, deren Tilgung in einsamer Büßerstrenge lebte. Mit dem Preise göttlichen Erbarmens scheidet er von hinnen. Durch die Tür der Klause, die der Sturm kurz zuvor aufbrach, dringt voller Sonnenschein.

Das alles wird vom Dichter, wie das Einleitungskapitel an-

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die Domanigsche Muse in Amerika einen besonders günstigen Boden gefunden hat.

deutet, seiner jungen Gattin in gehalten-bewegter Stimmung wundersam poetisch erzählt, unter vollendet sicherer Charakterzeichnung, unaufdringlich logischer Motivierung und feinsinniger symbolischer Naturschilderung, mit ergreifender Gesamt- und erschütternder Schlußwirkung, die zugleich alle Schwere des Eindrucks harmonisch löst. (Schluß folgt.)



Weihnachtsbücherschau.

Von Dr. Wilhelm Oehl.

Die **Literatur des Auslandes** hat unser deutsches Schrifttum von jeher stark beeinflußt; übrigens ist der geistige Güteraustausch für alle Kulturvölker notwendig und heilsam. Ob freilich die Einflüsse der fremdländischen Schriftsteller jetzt unsere gegenwärtige Literatur nicht mehr zerstören als befruchten, ist eine andere Frage. Die russischen Gesellschaftskritiker und Realisten von Tolstoi bis herab zu Gorki, Tschechow und Andrejew; die französische Schmutzliteratur; die skandinavischen Dichter mit Ibsen an der Spitze; Bernhard Shaw, D'Annunzio, Lafcadio Hearn — sie alle sind im günstigsten Falle nur Fermente; Lebenselemente sind sie nicht. Gegenüber diesen Größen, die doch vielfach nur von den breiten Wogen der Urteilslosigkeit oder durch die Maschinerie gegenseitiger Lobesversicherung emporgehoben wurden, können wir eine erfreuliche Zahl moderner ausländischer Autoren nennen, die wie wir auf positiv christlichem Boden stehn. Und genug andere, wie Selma Lagerlöf, etwa auch Strindberg, stehen uns wenigstens in mancher Beziehung nahe. — Einer der erfolgreichsten modernen Romanciers ist der Spanier Luis Coloma. Sein scharfkritischer Gesellschaftsroman „Lappalien" wird auch bei uns viel gelesen, ebenso seine Novellen und Erzählungen „Gottes Hand", „Die gekrönte Martyrin", „Verrechnet" usw. Der vor einigen Jahren verstorbene Katalonier Jacinto Verdaguer ist durch sein großes vaterländisch-mythologisches Epos „Atlantis" und durch die lyrische Dichtung „Jesus Infant" (beides übersetzt von Klara Commer) der Neubegründer der katalonischen Literatur geworden. Neben diesem Katalonier sei des neuprovenzalischen Dichters Lambert „Bethlehem" (übertragen von Kreiten, 2. Aufl.) erwähnt. — Zu den größten Prosadichtern der Gegenwart gehören bekanntlich der Anglo-Ire Sheehan, der Däne Jörgensen und der Pole Sienkiewicz. Patrik Augustin Sheehan ist der Dichter des klassischen

Seelsorgerromans „Lukas Delmege" (übersetzt von A. Lohr, 3. Aufl). Seine übrigen Romane: „Mein neuer Kaplan", „Der Erfolg des Mißerfolges" und „Das Christtagskind" sind gleichwertige Meisterwerke des genialen Irländers. Heinrich Sienkiewicz ist hinlänglich bekannt, und sein großer historischer Roman „Quo vadis" wird in allen Erdteilen gelesen. Von seinen anderen Romanen seien namentlich „Ohne Dogma" und „Ums liebe Brot" hervorgehoben. Der Konvertit Johannes Jörgensen, einer aus der feinen psychologischen Meisterschule der Dänen, ist durch seine Wanderbücher berühmt geworden: „Reisebuch", „Pilgerbuch", „Römische Mosaiken", „Römische Heiligenbilder", „Parabeln", „Der Jüngste Tag". Aus der Zeit seiner Konversion stammt das Buch „Lebenslüge und Lebenswahrheit". Besonders angelegentlich sei Jörgensens großes, vortreffliches und auch wissenschaftlich hervorragendes Werk St. Franziskus empfohlen. — Mit Recht vielgerühmt ist der historische Roman „Ben Hur" von dem Amerikaner Louis Wallace; mehr Beachtung sollte dem zur Zeit Mark Aurels spielenden Romane „Eine Sonne im Erlöschen" von Jeske-Choinski, einem Polen, zuteil werden. Die Bücher Wisemans und Newmans wurden schon genannt. Von Fullerton mögen erwähnt werden „Ein Wille, ein Weg" und „Unglaublich und doch wahr"; von E. de Vitis „Der Roman der Arbeiterin". Melati v. Javas, Ausgewählte Romane und Novellen, aus dem holländischen übersetzt von Leo Tepe, erscheinen jetzt in zwanzig Bänden. Auch einige berühmte französische Autoren gehören uns zu: Paul Bourget (Un divorce), François Coppée (Bonne souffrance), mit seinen letzten Werken Charles Huysmans (L'Oblat, La cathédrale) und als religiöser Lyriker Paul Verlaine (Sagesse). Hier sei auch ein Hinweis auf einen älteren Franzosen, auf Chateaubriand, verstattet. Unser ist auch der italienische Klassiker des 19. Jahrhunderts, Al. Manzoni, der Dichter der „Verlobten"; auch die früheren Romane Ant. Fogazzaros sind hier zu nennen, die „Kleinwelt unserer Väter" und die „Kleinwelt unserer Zeit". Natürlich interessiert uns Katholiken ein moderner italienischer Lyriker: Leo XIII.; seine sämtlichen lateinischen und italienischen Dichtungen hat Bernh. Barth übersetzt. — Einer der reichsten mystischen Lyriker Europas ist Alfons v. Liguori gewesen; seine berückend schöne Lyrik hat A. Pichler übersetzt in dem Buche „Gottesminne" (4. Aufl.). — Die „Fioretti" des hl. Franz v. Assisi, ein wahrer Blütenkranz inniger Legendenpoesie, liegen in mehreren Übertragungen vor: von H. Holzapfel in der „Sammlung Kösel"; in der Volksbücherei der Styria; von Taube bei Diederichs, und einige andere, ältere. — Selbstverständlich wollen wir an dieser Stelle noch die großen katholischen Dichter der Vorzeit in Erinnerung bringen: vor allem den Dramatiker Calderon und unseren Dichterfürsten Dante. Von Calderonübersetzungen sind die siebenbändige

Ausgabe von Lorinser (2. Aufl.) und die Ausgabe von Pasch zu empfehlen. Aus der unermeßlichen Danteliteratur heben wir das vorzügliche Buch Fr. Hettingers (2. Aufl.) heraus und besonders das monumentale Dantewerk von Fr. X. Kraus, den stolzesten Bau deutscher Danteforschung. Von den mehr als zwanzig Übersetzungen Dantes kommen für uns in erster Linie die von Philalethes (4. Aufl.) und die eben erschienene vierbändige Übertragung von Richard Zoozmann in Betracht. Die Zoozmannsche Danteausgabe, sämtliche poetische Werke des Florentiners enthaltend, ist eine der glänzendsten literarischen Erscheinungen dieses Jahres.

Auch einige Bücher aus dem Gebiete der **Literaturwissenschaft** seien kurz genannt. An Darstellungen der deutschen Literatur haben wir keinen Mangel. Nur wo der gute Wille fehlt, sind diesbezügliche Klagen möglich. Wir haben nicht nur W. Lindemanns „Geschichte der deutschen Literatur", die, von Ettlinger trefflich bearbeitet, in achter Auflage vorliegt; wir haben nicht nur Anselm Salzers umfangreiche, namentlich durch ihr neues Illustrationsmaterial wertvolle „Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur": auch kleinere Arbeiten gediegenen Inhaltes sind da, so E. M. Hamanns „Abriß der Geschichte der deutschen Literatur" (5. Aufl.) und Jos. v. Eichendorffs sehr lesens- und empfehlenswerte „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands", die, von W. Kosch besorgt, neuerdings in der „Sammlung Kösel" erschien. Von Einzelarbeiten seien unter anderen genannt: Alex. Baumgartners „Goethes Leben und Werke"; Seb. Brunners ebenso rücksichtslos als interessant und amüsant geschriebene „Hau- und Bausteine". Die neuere Literatur behandeln B. Stein und Karl Schmitt. B. Steins dankenswertes Buch „Neuere Dichter im Lichte des Christentums" bietet kritisch orientierende Urteile über die wichtigsten Schriftsteller der letzten Jahrzehnte. Karl Schmitt handelt über ein bedeutsames Literaturkapitel: „Der moderne Roman". Auch „Der Roman" von Reiter-Rellen (3. Aufl.) behandelt Geschichte, Theorie und Technik dieser literarischen Gattung. Ein längst in aller Welt rühmlich bekanntes Buch ist A. E. Schönbach; „Über Lesen und Bildung" (7. Aufl.), gesammelte Aufsätze zur neueren Literatur in Deutschland, Österreich und Amerika. Von Schönbach ist auch noch sein „Walter von der Vogelweide" (2. Aufl.) besonders zu empfehlen. — An dieser Stelle möge auch die „Bibliothek der Klassiker für Schule und Haus" (2. Aufl.) Erwähnung finden, die Otto Hellinghaus in zwölf Bänden mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen herausgab; ebenso Hellinghaus' Anthologie „Deutsche Poesie von den Romantikern bis auf die Gegenwart" (3. Aufl.). Auch der von Weinrich besorgten Neuausgabe von Friedr. v. Spees Gedichten sei hier gedacht und die Freunde altdeutscher Mystik werden warm und nachdrücklich auf K. Bihlmeyers prächtige

Seuse-Ausgabe aufmerksam gemacht, welche sämtliche deutsche Schriften dieses lieblichsten unserer Mystiker mit kritischem Apparat enthält. Expeditus Schmidt untersuchte die „Bühnenverhältnisse des deutschen Schuldramas und seiner volkstümlichen Ableger im 16. Jahrhundert". Von Josef Bach haben wir die Arbeit „Jakob Balde, ein religiös-politischer Dichter aus dem Elsaß". Von Wilhelm Rosch haben wir vortreffliche Studien über Adalbert Rifler und das liebevoll eingehende Buch über Martin Greif. Lorenz Krapp hat über Schoenaich-Charolath's Lyrik geschrieben, in Hesses Sammlung „Moderne Lyriker". Eine neue Arbeit über Annette v. Droste verdanken wir Bertha Pelikan. Ansgar Pöllmann schenkte uns seine gedanken- und stoffreichen Essaysammlung „Rückständigkeiten" und die Auseinandersetzung „Rosegger und sein Glaube". Jos. Henses „Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten" enthält im ersten Bande die „Dichtung des Mittelalters" (5. Aufl.), im zweiten Bande die „Dichtung der Neuzeit" (4. Aufl.) und in einem dritten Bande die Prosa (2. Aufl.) — Zum Schlusse möge noch auf Alex. Baumgartners monumentale „Geschichte der Weltliteratur" hingewiesen werden, eine der glänzendsten literarischen und wissenschaftlichen Leistungen, die wir deutschen Katholiken seit Jahren aufzuweisen haben. Bis jetzt liegen fünf Bände dieses Riesenwerkes vor: „Westasien und die Nilländer" (4. Aufl.), „Indien und Ostasien" (4. Aufl.), „Griechen und Römer" (4. Aufl.), „Griechische und lateinische Literatur der christlichen Völker" (4. Aufl.), „Französische Literatur" (4. Aufl.) Neben Baumgartner darf aber immerhin auch noch ein älteres Werk dieser Art genannt werden: Norrenberg-Macke, „Allgemeine Literaturgeschichte" (2. Aufl.)

Auch einige empfehlenswerte **Reisebücher** wollen wir aufzählen. Georg Baumbergers so überaus frisch geschriebene Wanderbücher bedürfen keines besonderen Lobes mehr: „Aus sonnigen Tagen", „Grüß Gott!", „Juhu-Juhuhu!", „St. Galler Volk — St. Galler Land", „Blaues Meer und schwarze Berge", „Questa la via", „Im Flug an südliche Gestade". — Bekannt und beliebt ist längst auch Heinrich Hansjakobs Art; von seinen Reisen erzählt er in den Büchern „Sommerfahrten" (3. Aufl.), „Sonnige Tage" (4. Aufl.), „Verlassene Wege" (4. Aufl.), „In Frankreich" (2. Aufl.), „In Italien" (2. Aufl.), „In den Niederlanden" (2. Aufl.). — Der Literaturhistoriker Alex. Baumgartner bewährt sich als vortrefflicher Schilderer in seinen „Nordischen Fahrten" (drei Bände, 3. Aufl.) Paul Kepplers „Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient" haben die 5. Aufl. erreicht. Der Apologet Fr. Hettinger hinterließ uns die Sammlung „Aus Welt und Kirche" (5. Aufl.). Alban Stolz' Reisebücher, so voll persönlichsten Geistes, dürfen nicht übergangen werden: „Spanisches für die gebildete Welt" und „Besuch bei Sem, Cham und

Japhet". — In fremdere Erdteile führen uns Kolberg, Schupp, Dahlmann, Strecker, Vay de Vaya und Spillmann. Josef Spillmanns geographisch-geschichtliche Werke haben wir bereits aufgezählt. J. Kolbergs „Nach Ecuador" liegt in 4. Aufl. vor. Ambros Schupp verfaßte den „Besuch von La Plata". Von C. Chr. Strecker haben wir ein Werk „Auf den Diamanten- und Goldfeldern Südafrikas". Dahlmanns großes, zweibändiges Werk „Indische Fahrten" ist das reichstillustrierte deutsche Buch über Indien. Graf Vay de Vaya-Luskod beschrieb seine Reisen in den Büchern „Nach Amerika in einem Auswandererschiffe" und „Erinnerungen an die ostasiatischen Kaiserreiche und Kaiser". In 2. Aufl. liegt vor: v. Schütz-Holzhausen, „Der Amazonas, Wanderbilder aus Peru, Bolivia und Nordbrasilien".

Zum Schlusse führen wir noch eine Anzahl von **Sammelwerken, Serien** und dgl. an. Eine überaus empfehlenswerte Sammlung erscheint im Verlage Kösel, die „Sammlung Kösel", bis jetzt über 20 Bände aus allen Wissensgebieten. Die großangelegte geschichtliche Serie „Weltgeschichte in Charakterbildern" liegt bis zum 14. Bande vor, alle von wissenschaftlichen Autoritäten stammend. Kleineren Umfanges ist die von Spahn herausgegebene Sammlung „Kultur und Katholizismus" (bisher 8 Bde.). Die Frankfurter zeitgemäßen Broschüren", die im 28. Jahrgange erscheinen, sind bereits ein bedeutsamer Kulturfaktor für den deutschen Katholizismus geworden. Diese vier Reihen behandeln hauptsächlich wissenschaftliche Fragen. Überwiegend oder ausschließlich literarisch sind die „Allgmeine Bücherei" der Leogesellschaft, die dritthalbhundert Nummern umfassende „Volksbücherei" der Styria und die Novellen- und Romanbücherei „Aus Vergangenheit und Gegenwart", die in etwa 100 Bändchen Prosadichtungen von unseren besten Autoren enthält. Die treffliche Serie „Aus Hütte und Palast" haben wir bereits empfohlen. — Das katholische Publikum sollte gerade diesen Reihenwerken besondere Aufmerksamkeit schenken. Diese meist billigen Einzelbändchen sind im Literaturleben ein höchst wichtiger Faktor sowohl ideeller als finanzieller Natur. Welche Macht die Reclambibliothek, Meyers Volksbücherei, Teubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", die „Sammlung Göschen", um nur die Bedeutendsten zu nennen, darstellen, ist allbekannt. Das wäre also ein fruchtbares und wichtiges Arbeitsfeld. — Zu allerletzt sei noch auf Herders Jahrbücher verwiesen; das „Jahrbuch der Naturwissenschaften" erscheint bereits zum 23. Male, das „Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte" wurde heuer neugegründet. Neben diesen beiden vorzüglichen Orientierungsbüchern ist ein drittes Werk dieser Gattung rühmend hervorzuheben: das vor Jahresfrist vollendete Herdersche Lexikon, eine allseits außerordentlich gelobte Leistung ersten Ranges. Das

Herdersche Staatslexikon erscheint jetzt in 3. Auflage; das Kirchenlexikon liegt bekanntlich in 2. Ausgabe vor. Ein naturwissenschaftliches Werk, das an Gründlichkeit und Reichhaltigkeit alle andern, meist religionsfeindlichen Unternehmungen dieser Art weit überragt, ist das von der Leogesellschaft verlegte, von lauter Fachgelehrten herausgegebene Lieferungswerk „Himmel und Erde". — —

Wir sind am Ende unserer Bücherschau. Wir haben überall auf das Gute, das Gesunde, das Schöne unser Augenmerk gerichtet. Nur das Schaffen positiver Geister wurde berücksichtigt. Und wir hoffen, auch der Leser hat denselben Gesamteindruck wie wir, nämlich: die vielgesuchte katholische Literatur großen Stils ist ja längst schon da! Wir brauchen bloß die Augen zu öffnen. Wir deutschen Katholiken brauchen keine fremde Hilfe, keine fremden Götter. Wir sind uns selbst genug, sind selbständig und unbedürftig fremdartiger Meister oder Muster. Daher soll uns unser eigenes Schrifttum und seine Kenntnis vor allem angelegen sein.

Werke der bildenden Kunst.

Von Dr. Lorenz Krapp.

Die Techniken, die den breitesten Kreisen Meisterwerke der bildenden Kunst in stets reicherer Fülle und wachsender Treue vermitteln, werden von Jahr zu Jahr zahlreicher. Die Zeit des alten schlichten Holzschnittes und des weichen, aber kostspieligen Kupferstiches verschwindet langsam. Neue Verfahrensarten tauchten auf, die das Problem zu lösen suchten, einen Faktor der bildenden Kunst, insbesondere der Malerei, sich zu eigen zu machen, der bei den bisherigen Reproduktionstechniken ausgeschaltet war: die Farbe. Die Erfindung des Drei- und Vierfarbendrucks brach sich Bahn; neuere, immer vollkommenere Techniken — meist Kombinationen älterer Verfahrensarten — wachsen alljährlich aus dem Boden und übermitteln die künstlerischen Originale in einer Feinheit, Leuchtkraft und Farbentreue, die unsere Väter in helles Staunen versetzt hätten. Auch in die Häuser derer, die keine weiten Fahrten zu den Originalen der Meister der Kunst machen können oder die ein treues Abbild derselben in der Erinnerung fester behalten möchten, tritt heute die Kunst in ihrem festlichen Kleide: im Kleide der Farbe, und zaubert vor ihrem Blicke die milde oder rauschende Fülle der Schönheit empor, die die großen Meister der Kunst in ihren Visionen sahen.

Der Name E. A. Seemann in Leipzig wird hier in der Geschichte der Volksbildungsbestrebungen — Volk in jenem weitesten Sinne genommen, in dem wir das Wort Publikum gebrauchen —, soweit

sie in Deutschland auf dem Gebiete bildender Kunst hervortraten, unvergeßlich bleiben. Seit einem geraumen Jahrzehnt gibt dieser Verlag Sammlungen heraus, in denen er die alten Meister wie die neuere Kunst dem Volke in Form erlesener farbiger Wiedergaben ihrer Werke zugänglich macht. Seine neueste Unternehmung „Die Galerien Europas", die eben in neuer Folge erscheint und bisher die Meisterwerke aus den Petersburger Sammlungen „Akademie" und „Eremitage" sowie aus der Münchener Alten Pinakothek brachte, bildet wohl bisher den Gipfel seiner Bestrebungen. Immer zarter, leuchtkräftiger werden die Wiedergaben, deren Schönheit selbst den staunen macht, der die Originale aus vieljähriger Betrachtung sich bis in einzelne Farbenabstufungen seelisch zu eigen machte. Man betrachte etwa in den Heften der neuen Folge die Bilder van Dycks oder Rembrandts, bei denen die farbige Wiedergabe in Anbetracht der Delikatesse ihrer Farbentöne bisher stets mißlungen war: wie faszinierend wirkt Rembrandts Helldunkel oder die samtene Weichheit van Dyckscher Farbengebung. Und der Preis für fünf solcher Bilder in Mappe beträgt im Abonnement 2 Mk., einzeln 3 Mk.! Mit den Bildern einer einzigen solchen Mappe vermag man einem ganzen Zimmer den Charakter des Feiertäglichen zu geben. Die Begleittexte von James v. Schmidt und F. v. Reber erläutern die Bilder vortrefflich.

Die Technik der Seemannschen Sammelwerke ist der Dreifarbendruck. So glänzende Erfolge er auch aufzuweisen hat: vereinzelt versagt doch die Leuchtkraft und Lichtbeständigkeit der Farben. Hier setzen neuere kombinierte Techniken ein, vor allem die Aquarellgravüre. Diese ist zu der in größtem Format (69×51 cm) gehaltenen Mappe gewählt, in der die Gesellschaft für christl. Kunst in München sechs „Meisterwerke religiöser Kunst" (Einzelbild 6 Mk., Gesamtmappe 25 Mk.) eben noch vor Weihnachten herausgab. Gegenüber der vollendeten Schönheit dieser Wiedergaben verstummen schlechthin alle Wünsche. Die Mappe enthält Schongauers „Heilige Familie" und „Geburt Christi", Gerard Davids „Vermählung der hl. Katharina", die „Vision des hl. Bernhard" von Perugino, Jan van Eycks „Maria mit Kind" aus der Städelschen Galerie und Raffaels „Madonna del Granduca". Die letztere, das Prunkstück der Sammlung, zeigt die vollendete Wirkung der hier angewandten Technik am klarsten. Wiederholt und lange bin ich in Florenz in der Galerie Pitti vor dem Original gestanden, und alle seine Farbentöne sind mir erinnerlich so gegenwärtig, als hinge das Bild leibhaftig vor mir; ich konnte aber die feinsten Farbenabstufungen hier wiederfinden. Besonders prachtvoll ist noch die Farbenfülle auf dem Gemälde Gerard Davids, des anmutigen Schülers des poesieumwobenen Memling. Der Text von Dr. Damrich ist knapp und voll innigen Verständnisses. Wenn man einem Werke den Namen eines Pracht-

werkes geben kann, ist es dies, dessen Blätter einen glänzenden Zimmerschmuck geben müssen.

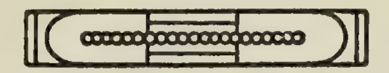
Der gleiche Verlag bringt ein Werk über den hl. Franz von Assisi (6 farbige Blätter und 13 Zinkographien im Text: 48 S., Preis brosch. 5 Mk., geb. 6 Mk. und 10 Mk.). Die Bilder stammen vom jungen Schweizer Fritz Kunz, der Text vom Schweizer Dichter H. Federer. Fritz Kunz ist unter den jüngeren Gliedern der deutschen Gesellschaft für christliche Kunst sicher der Zukunftsvollste; seine Art kommt dem Ideal hieratischer Kunst am nächsten. Streng, herb, ernst, aber voll inneren Feuers sind seine Gestalten. Länger als ein Jahr ist er in Umbrien selbst geweilt und in dieser armen, sonnigen, felsübersäten Landschaft mit ihren blassen Bergen, hellgrünen Wiesen und stürzenden Gewässern auf den Pfaden des großen poverello di Dio gegangen. Was er hier im Bilde auffing, ist reinster franziskanischer Geist: demütig, aber die Seelen erobernd; ernst, aber voll süßen Feierabendfriedens. Man beachte die Gestalten der drei Mönche in der „Conversatio spiritualis": in den klaren, scharfen Zügen ihrer Gesichter liegt ihre ganze asketische Seele entschleiert. Der Text von Heinrich Federer ist voll Beweglichkeit und lauteren Stilgefühls; er funkelt von hundert feinen Bemerkungen; nur vergreift er sich ein paarmal meines Ermessens in den Maßen, so beim Vergleich von Kunz mit Giotto. Aber vielleicht tue ich, als laudator temporis acti, ihm hier unrecht; auf den gleichen Grundton ist die ernste Seele von Giotto sicher gestimmt wie die von Kunz. Ein scharfsinniger Psychologe spricht aus dieses jungen Künstlers Bildern; seine Farben sind licht und mild wie Abendglühen in seiner Alpenheimat, dabei von verschleierter Tongebung, die die Seele in den mystischen Bann des großen Mannes von Assisi zieht.

Die „Bilder aus dem Leben Jesu" von Philipp Schumacher, der Jugend erklärt von Franz Thalhofer, (München, Allg. Verl.-Gesellschaft m. b. H., 4 Mk.) schlagen ähnliche Akkorde an wie Fritz Kunz. Schumachers Lieblingsfarben sind Lila, Rosa und Blaßgelb, also die zartesten der Farbenskala. Welche innigen Wirkungen er damit erreicht, beweist am besten seine Anbetung der drei Könige, die in eine Flut weißen und goldigen Lichts gesenkt ist, oder „Jesus vor dem Hohen Rat", ein wirres Bild aufgeregten orientalischen Lebens, aus dem die hoheitsvolle Gestalt des Erlösers wie die eines von Sklaven gefesselten Königs in überirdischer Kraft emportaucht. Schumacher vereint Züge des modernen Stils mit kindlicher Gläubigkeit; vor allem erstaunt die Vielseitigkeit der Charaktertypen, die seine Personen zeigen. Manchmal, so in der Verkündigung, klingen Züge aus den Präraffaeliten an. Sein Heilandstypus, an den der Renaissance im allgemeinen erinnernd, ist konsequent durch alle Bilder durchgeführt. Der Text des priesterlichen Jugendfreundes Thalhofer in München ist warm und auf Kinderseelen gestimmt und

doch auch den Erwachsenen wegen seiner Innigkeit tief ergreifend. Es ist ein Jugendbuch von großem Werte.

Die Bilderserie Andreas Untersbergers: „Die Lebensquellen des Christentums“ (Limburg a. d. L., Pallottinerverlag, in Prachtbd. Mk. 2.25) wendet sich dem Schumacherschen Buche gegenüber mehr an die erwachsene Familie. Es sind sieben große Bilder in Braundruck mit ornamentalen Rahmen, die die sieben Sakramente darstellen. Das künstlerisch bedeutsamste Bild ist die „Buße“: auf dem Schlachtfeld beichtet ein sterbender Soldat einem weißbärtigen Kapuziner. Untersberger wählt seine Motive zur Darstellung durchweg aus dem Leben von heute; Gestalten des Tages treten darin auf; das wird viel dazu helfen, dem Volke die Bedeutung der Gnadenmittel ganz nahe zu rücken, sie als vollwirksam auch fürs Leben des Alltags erscheinen zu lassen. Der ausführliche Text von P. Arthur Wynen ist schlicht, warm, belehrend und ergreifend. Ein rechtes Sonntagsbuch für das katholische Volk in künstlerischer Ausstattung liegt hier vor uns, dessen geringer Preis staunenswert ist.

Das ist eine kleine Auswahl aus dem Tiefsten und Besten, was an echten Weihnachtswerken für weiteste Kreise im letzten Jahre erschien. Kaum hat eine Zeit mehr dafür gesorgt, daß wirkliche Kunst in breiteste Kreise leicht und gut zu dringen vermag, als die unsere.



Aus Zeitschriften und Büchern.

Mehr Selbstbewußtsein! Diese Mahnung wurde uns Katholiken in jüngster Zeit wiederholt zugerufen und war wohl nie nötiger als heute, und nirgends ist sie nötiger als auf dem literarischen Gebiet. Das bestätigt besonders nachdrücklich der verdienstvolle Herausgeber der „Allgem. Rundschau“, Dr. Armin Kausen, indem er in der Einleitung zu seiner Weihnachtsbücherschau folgende Sätze niederschreibt: „Vor kurzem schrieb ein bekannter Gelehrter, dessen abgeklärtes Urteil in den weitesten katholischen Kreisen Geltung hat, anläßlich der Zeitungsdebatten über mangelndes Selbstbewußtsein der Katholiken u. a.: ‚Aus ängstlicher Besorgnis, der Einseitigkeit und Abgeschlossenheit geziehen zu werden, hat man sich bei uns im letzten Jahrzehnt mehr und mehr daran gewöhnt, mit einem gewissen geflissentlichen Nachdruck die Literatur, vor allem die schöngeistige, aus akatholischem Lager herauszustellen. Geschieht dies aus wahrhafter Objektivität ohne jeden Nebengedanken, so kann ich solche Vorurteilslosigkeit nur des höchsten Lobes wert finden. Geschieht es aber auf Kosten der literarischen Erzeugnisse des eigenen Lagers oder in dem Bestreben, sich bei den Gegnern unserer Weltanschauung zu insinuieren,

in der aufgeklärten Welt als ein besonders klaräugiger Kopf, als ein freier Geist zu gelten, dann müßten die Katholiken Toren sein, wenn sie solcher Rattenfängerweise folgen wollten. Ich verrate kein Geheimnis, wenn ich beiläufig erwähne, daß ein Literat, der mit seinen religiösen und ethischen Anschauungen sehr weit links steht, unlängst in einer Gesellschaft Proben aus einem Briefwechsel zum besten gab, der einen regelrechten Grenzverkehr zwischen anrüchigem Dekadententum und katholisch etikettierter Literaturgebarung markierte. Es geht nicht an, auch nur vorübergehend mit einem Literatentum zu paktieren, vor dem jeder, der auf dem Boden der christlichen Weltanschauung steht, seine Volksgenossen und namentlich die junge Welt ernstlich warnen muß. Hier gibt es kein Transigieren, keine Nachsicht gegen den Stoff im Hinblick auf die angeblich künstlerische Form. Selbst wenn die liebe Eitelkeit, die sich vor dem dunklen Hintergrunde der ‚Inferiorität' gern lichtvoll abheben möchte, nicht hineinspielte, wenn ein gewisser Missionseifer im Objekt und in den Mitteln sich vergriffe, gilt auch hier das Wort: Ihr glaubt zu ziehen und werdet gezogen! Die Unkosten einer solchen in sich selbst schon ungesunden Transaktion trägt stets der katholische, der christliche Idealismus.' So weit unser Gewährsmann, dessen Ausführungen für sich selbst sprechen. In den angedeuteten Bestrebungen liegt in der Tat die Gefahr, daß wir aus der früher vielleicht oft zu weitgehenden Engherzigkeit in das andere Extrem einer übertriebenen Weitherzigkeit verfallen. Es geht hier wie auf anderen Gebieten. Viele Katholiken haben sich daran gewöhnt, sozusagen mit dem Hut in der Hand vor dem sich überlegen dünkenden gegnerischen Heerlager zu stehen und unter allen möglichen Entschuldigungen, daß man zwar katholisch sei usw., um Duldung und Zulassung im Dunstkreise moderner Bildung und modernen Lebens zu petitionieren. Ist man dann glücklich dieser Gnade teilhaftig geworden, dann muß man sich derselben durch Schelten auf die Minderwertigkeit der zurückgelassenen Freunde stets aufs neue würdig erweisen.

Wie auf dem Gebiete der Presse und der ihr zu erkämpfenden vollbürtigen Stellung und Geltung muß auch auf dem Gebiete der Literatur mit der schwächlichen Selbstbescheidung, die oft bis hart an die Grenze der Selbstverstümmelung geht, gründlich und nachdrücklich gebrochen werden. Wir Katholiken brauchen uns nicht zu schämen, daß wir katholisch sind; wir brauchen uns auch nicht zu schämen, daß wir eine weitverzweigte Literatur besitzen, welche — angesichts der selbst in die harmlosesten und an sich neutralsten Gebiete eingedrungenen kirchenfeindlichen, antichristlichen atheistischen und monistischen Brunnenvergiftung — auf die unverfälschte Weltanschauung unseres Volkes und unserer Jugend die gebührende Rücksicht nimmt.

Niemals war die Abwehr bedenklicher Literaturerzeugnisse not-

wendiger als heute. Gegenüber einer unabsehbaren Flut verführerischer Schriften und sog. Kunstwerke, gegenüber dem billigen Massenabsatz der gewöhnlichsten Schundliteratur und dem oft schwer kontrollierbaren Großvertrieb literarischer Warenlager, die Gutes, mehr oder minder Anfechtbares und Schlechtes oft wahllos nebeneinander führen, ist es ein Gebot der Notwehr, nicht bloß weithin sichtbare Warnungstafeln aufzurichten, sondern dem christlichen Volke auch den Weg zu weisen zu den Stätten, wo man ohne jede Besorgnis seinen Bücherbedarf decken kann. Daß auch aus nicht ausgesprochen katholischen Verlagen sehr empfehlenswerte Bücher hervorgehen, ist eine Binsenwahrheit. Es ist mehr als reichlich dafür gesorgt, daß diesen auch in katholischen Kreisen der Absatz nicht fehlt. Woran es aber noch immer mangelt, das ist der lohnende Absatz von Werken, die aus katholischen Verlagen hervorgehen und auf katholische Käufer und Leser schon deshalb zählen müssen, weil im akatholischen Lager der unduldsame Grundsatz, daß ‚Katholisches nicht gelesen wird', immer noch in Geltung und Übung ist."

Das sind Grundsätze, die wir stets im „Gral" vertreten haben, unbekümmert um die Anfeindungen nicht etwa von gegnerischer, sondern hauptsächlich von katholischer Seite. Daß uns die vornehmste und angesehenste katholische Wochenschrift für Politik und Kultur in diesem Bestreben unterstützt, das sei hier zur Freude und Ermunterung unserer Freunde ausdrücklich festgestellt. F. E.

Die literarische Inferiorität der Katholiken. Einen neuen interessanten Beitrag zu diesem leider noch immer höchst „zeitgemäßen" Thema liefert Hermann Herz in der „Bücherwelt" (Nr. 1 und 2, 6. Jahrg.). Sine ira et studio will er den Versuch machen, diesen Vorwurf im Zeitrahmen des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart auf seine Berechtigung zu prüfen, und zwar nach seiner zweifachen Richtung hin: daß einerseits die literarische Inferiorität notwendig aus dem Wesen der katholischen Religion hervorgehe, und daß andererseits der katholische Volksteil keine so hohe Zahl hervorragender Dichter hervorgebracht habe wie der nichtkatholische. Bei seiner Untersuchung, deren bemerkenswerte Ergebnisse sich wegen ihrer gedrungenen Knappheit auszugsweise nicht wiedergeben lassen, stellt er sich ausschließlich auf den literarischen Standpunkt. Das mußte er tun, weil alle, die den Vorwurf der Inferiorität gegen uns erheben, sich ausschließlich auf diesen Standpunkt stellen. Auf diesem Wege ergeben sich hochinteressante Ausblicke. Wir wollen aber hier nur das Endergebnis der Untersuchung betrachten. Dieses Endergebnis lautet: Der deutschredende katholische Volksteil stellt heute nicht so viele wirklich hervorragende Dichter, daß er mit voller Befriedigung auf seine Mitarbeit an der Schaffung einer Nationalliteratur hinweisen darf. Da diese „Befriedigung", wenn sie nicht

ein leeres Wort sein soll, doch der Ausdruck eines meßbaren qualitativen und quantitativen Verhältnisses sein muß, so können wir diesen Satz einfach in die Worte fassen: Die durch dichterische Produktion ausgedrückte Mitarbeit der deutschen Katholiken an der Nationalliteratur entspricht nicht ihrer Kopfzahl, die Nichtkatholiken bringen verhältnismäßig mehr bedeutende Dichter hervor.

Es handelt sich hier um eine so wichtige Feststellung, daß wir genau untersuchen müssen, ob dabei nicht ein unbeabsichtigter Rechnungsfehler unterlaufen ist. Einen solchen Rechnungsfehler, der das ganze Ergebnis umwirft, finden wir in der Unterlassung einer genauen Definition des Begriffs „deutscher katholischer Volksteil". Versteht man darunter alle katholisch getauften, also rein formell zur katholichen Kirche gehörenden Deutschen oder nur die positiv gläubigen, ihrer Kirche auch innerlich voll und ganz angehörenden Katholiken? Das ist ein himmelweiter Unterschied! Im ersten Falle würden Logik und Gerechtigkeit es gleicherweise erfordern, daß man zu den katholischen Dichtern auch alle „Taufscheinkatholiken" zählt, gleichviel, ob sie in ihren Werken ihren völligen Zerfall mit der Kirche bekunden. In diesem Falle müßten eine ganze Reihe moderner Literaturgrößen den „katholischen Dichtern" zugezählt werden, und kein Mensch würde dann noch von Inferiorität sprechen. Aber H. Herz schließt ausdrücklich alle katholisch geborenen Dichter, die sich gegen ihre Kirche ablehnend oder auch ganz neutral und indifferent in ihrem Schaffen verhalten, aus der Gruppe der „katholischen Dichter" aus. Daraus folgt ungezwungen, daß die katholischen Dichter als Menschen notwendig gläubige, in lebendiger Gemeinschaft mit ihrer Kirche lebende Katholiken sein müssen. Wenn also der Anteil der „deutschredenden Katholiken" an der Nationalliteratur nach der Zahl der gläubigen katholischen Dichter abgeschätzt wird, so kann man folgerichtig nicht schlechthin von „deutschredenden Katholiken" sprechen, sondern man muß das Vergleichsmoment auf die wirklich gläubigen Katholiken einschränken. Nun rechne man weiter mit den gegebenen Tatsachen! Erstens: die Literatur wird heutzutage, das steht ja unbedingt fest, fast ausschließlich von den gebildeten Klassen, von der sogenannten „Intelligenz" produziert. Zweitens ist es eine ebenso feststehende, allerdings überaus traurige Tatsache, daß die katholische Intelligenz zum großen Teil mit ihrer Kirche zerfallen ist. Die Ursachen dieser Erscheinung haben wir hier nicht zu untersuchen. Mit dem gläubig gebliebenen Teile der katholischen Intelligenz, und nur mit diesem, haben wir also die Zahl der katholischen Dichter in Verhältnis zu setzen, um ein richtiges Bild vom Anteil der katholischen Literatur an der Nationalliteratur zu bekommen. Kurz gesagt: Um diesen Anteil richtig und gerecht abzuschätzen, müssen wir entweder die ganze Zahl aller katholisch Getauften deutscher Nation zur Zahl aller deutschen, katholisch

getauften Dichter in Beziehung setzen, oder wir müssen, die tatsächlichen Verhältnisse genau abwägend, die gläubig gebliebene katholische Intelligenz und die Zahl der aus ihr hervorgegangenen Dichter mit der nichtkatholischen Intelligenz und der Zahl ihrer Dichter in Vergleich bringen. In beiden Fällen könnte man ruhig Gift darauf nehmen, daß eine genaue Statistik nicht nur keine Rückständigkeit, sondern sogar einen Vorsprung der katholischen Literatur beweisen würde. Und dieses Endergebnis wird sich im Laufe der Zeit ganz sicher noch stark zugunsten der Katholiken verschieben. Man bedenke doch, daß heute jeder Kritiker, der einen katholischen Dichter auf den Schild hebt, sich selbst bis zu einem gewissen Grade dem Vorwurfe der Inferiorität aussetzt. Ja, die Übermacht der uns feindlich gesinnten Kritik ist so groß, ihre Sprache ist so laut, daß sogar der katholische Kritiker sich gegen seinen Willen ihrem Einflusse und der suggerierenden Macht ihres Urteils nicht immer ganz entziehen kann. Das ist freilich keine neue Erscheinung, und wir wissen recht gut, daß so mancher katholische Dichter, der heute einen Ehrenplatz in der Literaturgeschichte einnimmt, zu Lebzeiten von Freund und Feind ebenso geringgeschätzt wurde, wie es heute den lebenden katholischen Dichtern — mit vereinzelten Ausnahmen — geschieht. Die Zeitströmung ist heute wie damals im fremden und teilweise auch im eigenen Lager gegen uns. Wir haben nichts mehr zu verlieren, aber viel zu gewinnen. Bei den „andern", die heute von der Mode emporgehoben werden, ist es umgekehrt. Hg.



Kritische Gänge.

Von Albert Christiani.

Heute, zur Weihnachtszeit, soll in diesem Kapitel an erster Stelle von einem katholischen Unternehmen die Rede sein, das schon seit längerer Zeit „in die Erscheinung" getreten ist, aber nach wie vor, ja in zunehmendem Grade, die allgemeinere Aufmerksamkeit anregt und verdient. Ich spreche von Prof. Dr. Anselm Salzers großartigem Lieferungswerk: Die illustrierte Geschichte der deutschen Literatur (München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft). Ursprünglich auf 25 Hefte (à Mk. 1.—) berechnet, hat es bis jetzt deren 27 erreicht und wird jedenfalls, da es noch bei „Herder" steht, mindestens ein weiteres Dutzend zu gleichmäßiger Vollendung des Begonnenen und seither so glänzend Durchgeführten erfordern. Salzers Darstellungsweise bleibt, als Ganzes genommen, für mich bislang unerreicht. Sie ist populär-fesselnd im Vortrage, gemäß dem Zweck des Unternehmens, der auf Herstellung eines Familienbuches

im gehobenen Sinne geht; sie ist aber dabei außerordentlich gründlich, im besten Sinne wissenschaftlich, sowohl was Forschung als was plastische Auslösung jedes Wesentlichen betrifft.

Es ist ein ungeheures Gebiet, das dieser Mann aus der Klosterzelle heraus mit gewissenhaftester Treue bearbeitet, mit souveräner Kraftverteilung beherrscht. Er schreibt nie auf den Augenblickseffekt, stets auf die Zielwirkung hin: dem deutschen Gesamtvolke eine lautere Quelle der Belehrung zu geben über alle Äußerungen fortgesetzten geistigen Lebens, wie sie in unserer Nationalliteratur zutage treten. Dabei fußt Salzer auf dem Heilsboden. Katholische Wahrheit wölbt sich, ein ewiger Lichthimmel, über seinem Werke. Diese Wahrheit schließt jegliche uns so gern und zumeist so ungerecht vorgeworfene „konfessionelle Trübung“ geschichtlicher Tatsächlichkeit von vornherein aus. Vielmehr durchleuchtet und durchwärmt den Text eine Unparteilichkeit, die eben nur ein fest in der Wahrheit Wurzelnder betätigen kann, wenn ihm, wie hier, ein umfassendes Wissen, ein klarer, weiter Blick, eine tiefgründige Logik, ein feinsinniges ästhetisches Unterscheidungsvermögen und ein bis ins kleinste gütiger Sinn zu Gebote steht. — Daß auch dieser Monumentalleistung zuweilen Unzureichendes anhaftet, versteht sich, als bei einer Menschenschöpfung, von selbst. Aber der Hauptsache nach wird das Urteil auf erstaunliche Nähe der Vollkommenheit lauten. — Auch die technische Ausstattung: Papier, Druck und die vielen farbigen und schwarzen Beilagen sowie Abbildungen im Text, steht auf der von unserer Zeit geforderten, Hochachtung erzwingenden Stufe.

Just weil es Weihnacht ist, will ich auf die Neuerscheinungen einer Reihe von Dichtungen aus der Feder eines und desselben Autors hinweisen, der gewiß einst in Salzers Darstellung einen hellen Platz einnehmen wird. Dieser Autor ist Paul Keller, der Dichter der immer wieder durchbrechenden Weihnachtsstimmung im leiderprobten Gemüt, der Dichter der Kindespsyche, die kaum jemand kennt wie er; der Dichter der beseelten Natur und ihrer zart-poetischen Auffassung; der Dichter der Heimat und des Heimwehs, des Märchens im Leben und des Lebens in Wirklichkeit, dem Gottes-, Menschen- und Pflichtliebe das Glück, den Frieden in Reinheit abgewinnen müssen. Die Werke aber, um die es sich handelt, sind seine vier größeren Erzählungen:

1. Waldwinter, Roman aus den schlesischen Bergen, erschienen 1902, jetzt in 16.—18. Aufl. (München, Allgemeine Verlagsgesellschaft, brosch. Mk. 4. —, geb. Mk. 5. —, illustriert). Noch reichlich lose und jung-romantisch in der Handlung, aber frisch, fromm, fröhlich, frei im Vortrag; getragen von Humor, der aus einem empfindungstiefen Herzen voll naiver Freude an den Schönheiten der äußeren und der inneren Welt quillt.

2. Die Heimat. Roman aus den schlesischen Bergen, er-

schienen 1904, jetzt in 8.—10. Aufl. (ebenda, Preis wie oben, illustr.). Von bereits strafferem Aufbau, das Motiv der Selbstzucht innerhalb des geschlossenen Kampfes um die Scholle und den Besitz der wahren Heimat in fesselnd entwickelten Geschehnissen und einer dem Leben abgelauschten Charakteristik kraftvoll durchführend.

3. Das letzte Märchen. Ein Idyll, erschienen 1905, jetzt in 10.—12. Auflage (ebenda, brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50). Einzig in seiner Art, seiner Gattung, könnte man sagen; voll köstlicher, tiefer Beziehung zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Märchentraum und Alltagsleben; durchsonnt von den Wunderaugen des Kindes im gereiften Menschen; durchrauscht von dem Strome goldener, vieldeutiger Poesie; ein wenig das Ironische, ja Satirische mit dem Humoristischen verquickend, aber im ganzen den Eindruck jenes echten Humors auslösend, der Sieger bleibt über allem Schweren der Erdhaftigkeit.

4. Der Sohn der Hagar. Roman, erschienen 1907, jetzt in 15.—20. Aufl. (ebenda, brosch. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50). Die trotz des schwierigen Themas in ergreifender Reine ausgestaltete Geschichte eines „Vaterlosen", der an der Härte seines Geschickes äußerlich scheitert, innerlich aber noch den Befreiungsweg findet. Das Buch hat infolge seiner Stoffwahl, hauptsächlich aber wegen deren ethischer und künstlerischer Ausprägung, zu der auch ein ursprünglicher humorvoller Einschlag gezählt werden muß, einen für katholische Autorschaft geradezu riesigen Erfolg gehabt. — Unterstrichen sei, daß der „ganze Keller" der vorgeschritteneren Jugend vorgelegt werden darf, die letztgenannte Schöpfung allerdings nur da, wo auch jungen Augen die Nachtseiten des Lebens nicht verschlossen, die Versuchungen des sittlich unheilvoll erkrankten Gesellschaftslebens nicht völlig ferngehalten bleiben können. Gerade dort kann ein Werk wie dieses einen Schutzwall errichten, der segensreiche Bewahrung und Willensstählung an sich bedeutet.

Das unheilvoll erkrankte Kulturleben Frankreichs unter dem Sonnenkönig führt uns Grethe Auer in ihrem vielgenannten Roman Bruchstücke aus den Memoiren des Chevalier von Roquesant herauf (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8°. 422 S. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—). Diese fiktiven Denkwürdigkeiten tragen allen Reiz ihrer besseren Gattung: die Freiheit im Ausspinnen äußerer und innerer Episoden, die intime Ausmalung persönlichster Zustände, Beobachtungen und Erlebnisse seitens des den Gang der Handlung doch nur Übermittelnden. Der begabten Schweizerin gelang es, den rechten Ton dieser Erzählweise zu treffen. Daß ihr dafür das genaue Studium der vom Duc de Saint Simon niedergeschriebenen Memoiren sehr zustatten gekommen ist, sei nebenher bemerkt. Bedauerlicherweise hat es aber auch ihre Anschauung in Einzelheiten zur Unklarheit, wenn nicht Ungerechtigkeit beeinflußt;

doch erweist sich ihre Geschichtsauffassung im Ganzen als richtig, wie auch die ästhetische Bewältigung des ungeheuren kulturhistorischen Stoffs, unter just dieser gewählten Form, großen Respekt abnötigt. Ob eine rein epische Romaneinkleidung in den Händen der Autorin gleiches Resultat zu verzeichnen hätte, entzieht sich bislang der Beurteilung. Jedenfalls haben wir in der jetzigen Gestalt bezüglich Aufbaus, Diktion, Schilderung und last not least Personenzeichnung eine wirkliche Kunstleistung vor uns, die auch durch ethischen Gehalt, durch sittlichen Takt erfreut: ein doppelt schwerwiegendes Lob angesichts der Zeit- und Lokalbühne, auf der die Darstellung sich vollzieht. Daß der Held sich am Ende zu einer unbestimmten Weltanschauung bekennt, erklärt sich zur Genüge aus seinem mit den derzeitigen unruhvollen Verschiebungs- und Verquickungsverhältnissen engverknüpften persönlichen Schicksal, ganz abgesehen von Grethe Auers individuellem Standpunkte. Dieser drängt sich wenn auch unverkennbar, so doch dnrchschnittlich nicht verletzend auf — mit ein paar Ausnahmen, unter denen die grellste und zugleich abgeschmackteste (S. 188) entschieden in der nächsten Auflage ausgemerzt werden sollte.

Memoirencharakter neuzeitlicher Fassung und Durchdringung trägt das jüngste prosaepische Buch einer anderen, uns wohlbekannten Schweizerin: Isabelle Kaisers „Die Friedensucherin" (Köln a. Rh., J. P. Bachem, 8°, 233 S., geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—). Diese Tagebuchdichtung sollte gemäß ihrer technischen und inhaltlichen Anlage nicht als Roman — wie dies auf dem Titelblatt geschieht — bezeichnet werden. Eher als Novelle, obgleich auch deren Begriff sich nicht eigentlich mit dem hier Gebotenen deckt. Letzteres umschließt — von der mehr untergeordneten, weder in Zweck noch Ausführung besonders durchsichtigen oder ansprechenden Liebesaffäre abgesehen — die ungemein lebensvolle Wiedergabe eines Läuterungs- und Ausreifungsprozesses, wie wir ihn uns unmittelbarer und zugleich zarter kaum denken können. Wieviel von dem Dargestellten auf die eigene Erfahrung der Dichterin trifft: dies zu ergründen ist nicht an uns. Daß jene aber einen großen Teil ihrer innersten Seelen- und Geisteswelt sowie ein paar markante Einschnitte ihres äußeren Geschicks bei Aufrollung dieses wundervollen Entwicklungsweges enthüllt hat, liegt klar. Die Konturierung des letzteren ist in ein paar Strichen getan: Durch schweres Siechtum und zehrendes Leid ringt sich die Heldin mittels immer rückhaltloserer Hingabe an Natur und Arbeit, durch immer liebendere Aufopferung an Menschen und Gott (hier auch durch Rückkehr zur Mutterkirche) auf dem Pfade der Entsagung, der Selbstzucht, der wachsenden Selbstentäußerung zu Gesundheit, Frieden und reicher Segenswirkung durch. — In diese schlichte Form hat Isabelle Kaiser eine Fülle von Sprachschönheit, poetischer Auffassung, dichterischer Betätigung in Natur- und Lokalschilderung, in Charakteristik von Menschen und Lebensverhältnissen,

vor allem aber eine Ausströmung reichen Ideenflusses und seelischen Erlebens gegossen, daß wir solchem Geschenk gegenüber nur bewundernd danken können. Freilich, Stimmung und Kongenialität des Wesenskerns gehört dazu, um zu voll auskostendem Genusse gelangen zu können. Manche werden an einer gewissen Naivität der Auffassung und Übermittelung seitens der Autorin nicht glatt vorbeikommen. Wer aber tiefer sieht, wer Zusammenhänge durchschauen und Urgründe erkennen gelernt hat: der wird auch hier verstehen und verstehend ehren.

Zum Schluß ein Hinweis auf etwas, das ich sehr liebgewonnen habe, ein Miniatur-Kleinod: Fink und Nachtigall. Lieder aus dem Klosterfrieden von P. Thimotheus Kranich O.S.B. (Ravensburg, Friedrich Alber, 1908, 12°, 96 S., broschiert Mk. 1.40, geb. Mk. 1.80). Ich weiß, ich bin streng, wenn ich folgendes sage, aber es ist meine Überzeugung: Wenn von dem hier Gegebenen etwa die Hälfte, vielleicht gar die reichliche Hälfte ausgeschieden würde, dann bliebe etwas in seiner Art durchaus Vollkommenes. Die Lieder, die ich mir in solchem Sinne aus dem Büchlein zusammengestellt habe, bergen für mich in dieser Gesamtheit eine Welt schlicht-holden Sanges, süßen Friedens, einen Reichtum, der unvergängliches, makelloses Glück ist an sich.



Bücher-Anzeigen.

M. Herbert, Einsamkeiten. Gedichte. Dritte Auflage. Bachem, Köln a. Rh., gr. 8°. 176 S. Geb. Mk. 3.—.

Dreiundsechzig neue „Nummern" sind dieser Auflage zugeführt, dafür die geistlichen Gedichte unter dem Gesamttitel Orda Missae zum Zweck einer Sonderausgabe ausgeschieden. Möchte letztere recht bald zur Tat werden! — Die „Einsamkeiten" haben durch die Neuaufnahme einen besonderen Reiz erhalten. Letztere trägt völlig das Gepräge der M. Herbertschen Hochkunst. Die ganze Sammlung ist ein Dokument sieghaften seelischen Ringens und errungener künstlerischer Sieghaftigkeit.

Ferdinande Freiin v. Brackel, Gedichte. 6.—8. Auflage. Herausgegeben von E. M. Hamann. Geb. Mk. 4.—.

Die häufig laut gewordene Forderung nach Sichtung und Feilung der F. v. Brackelschen Gedichte ist hier mit pietätvoller Sorgfalt erfüllt; an die Stelle des Ausgeschiedenen ist einiges bisher Ungedrucktes getreten. Die verstorbene Dichterin hat auch auf diesem Gebiete Bedeutendes geleistet; das zeigen nicht zuletzt die Balladen, Zeitgedichte und das unter „Vaterländisches" Zusammengestellte, aus welchem allen uns oft ein kraftvoll belebender, nicht selten ein erschütternder Klang entgegentönt. Auch die jüngere Generation sollte sich an diesem Echo aus sturmbewegter bezw. großer Zeit erfreuen und vor allem das Gedächtnis daran erfrischen für das, was die Väter litten und erstritten. Daß sie es zum nicht kleinen Teile wirklich tut, beweist die verhältnismäßig hohe Zahl der Wiederauflage.

Anna de Crignis, Kleine Blumen, kleine Blätter. Ausgewählte Gedichte. 8⁰. 36 S. Mk. 1.20. München 1908. Kommissionsverlag Herder & Ko.

Dieses gelegentlich der Silberhochzeit J. K. H. der Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern herausgegebene Büchlein enthält außer verschiedenem Minderwertigen allerlei Trauliches, auch Originelles und künstlerisch Gewinnendes — im ganzen ein liebenswürdiges Versprechen auf die Zukunft. ...r.

Agnes Miegel, Balladen und Lieder. Gr. 8⁰. 87 S. Brosch. Mk. 2.—. Jena, Eugen Diederichs.

Die Verfasserin ist ein junges Mädchen, und dieses junge Mädchen ist ein zweifellos starkes Talent, von dem wir, nach der hier abgelegten Probe, noch viel zu erwarten haben. Der lyrische Teil überrascht durch die subjektive Zurückhaltung, wenn man auch bald in allem die persönliche Note merkt. Das moderne grelle Herausschreien der Gefühle fehlt ganz; an seine Stelle tritt meist ein zartes, melodisches Abtönen des inneren Empfindungslebens und wohl auch -sturmes. Das Schlußgedicht „Ende" allerdings atmet eine bei temperamentvoller Jugendlichkeit leicht zu findende pessimistische Anwandlung. Das religiöse Moment fehlt. Um so angenehmer berührt ein gerade auf letztere Richtung deutender Zug in den Balladen (s. „Die Domina", „Legende", „Die Mär vom Ritter Manuel"). Diese Balladen haben Fülle der Phantasie, Kraft und Unmittelbarkeit. Mitunter lockt ein Zauber geheimnisvoller Verträumtheit. — Agnes Miegel dürfte mitunter klarer sein und die Neigung zu dichterischen Freiheiten strammer in Zucht nehmen. Aber beides tritt zurück vor der Genialität ihrer Begabung.

Franz Karl Ginzkey, Jakobus und die Frauen. Eine Jugend. 8⁰. 256 S. Broschiert Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50. Leipzig 1908. L. Staackmann.

Dies soll der erste Roman des jungen Lyrikers sein — à la bonne heure! Er hat nicht nur Stimmung, er hat auch den Wesenskern echter Dichtung: das „echt" im Sinne künstlerischer Berufung wie des Ethischen genommen. Die in vielen Rezensionen geschehene Hervorhebung der „reinsten Keuschheit dieser Jugendpoesie" kann ich freilich nicht schlankweg bestätigen; der Superlativ ist das Zuviel der Behauptung. In das überaus duftig-zarte Gespinst seelischer Darstellung schleichen sich ein paar recht grobe Fäden aus einem recht groben Gewebe herein. Und auch der Held verfällt grober Sinnenlust — wohin diese bei einem sonst reichen Charakter am Ende führt, sehen wir an seinem Freunde Milanowitsch —, aber nicht um sich zu verlieren, sondern um sich zurückzufinden. Er ist eine feinsinnige Dichternatur, die das Leben noch nicht recht anzufassen weiß, jedoch den rechten Weg: den der Ehrlichkeit, den des idealen Sich-treu-Bleibens, nach einigen Abirrungen einschlägt. — Man hat den Eindruck, als ob der Verfasser mit „Jakobus" identisch sei. Jedenfalls ist er ein ausgeprägtes, aber noch knospenhaftes Talent, über dem etwas wie ein Hauch von Gottinnigkeit liegt. Möge auch dieser sich kräftiger ausgestalten.

Marie Amélie von Godin, Sonne des Südens. Novellen. 8⁰. 332 S. Brosch. Mk. 3.60, geb. Mk. 4.50. Bachem, Köln a. Rh.

Vorliegende prosaepische Sammlung aus der Feder einer mit südlichen Naturschönheiten und gesellschaftlichen Verhältnissen vertrauten jungen Katholikin steht, ohne Anspruch auf das Prädikat Jugendlektüre erheben zu können, auf sittlich-festem Boden und gibt Zeugnis von einer schönen Begabung. Diese hat sich allerdings technisch noch zu vervollkommnen, besonders was die plastische Herausarbeitung der Handlung betrifft, aber sie hat doch schon einen erheblichen Grad poetischer Auffassung und psychologischer wie sprachlicher Treffsicherheit erreicht. Die Schilderung der Szenerien und Personen bekunden intime und zugleich großzügige Beobachtungsgabe. —s.

Bachems illustrierte Erzählungen für Mädchen. Band 27 und 28 à Mk. 2.—, geb. Mk. 2.50: Nina Rhoades, Winifred. Aus dem Englischen übersetzt von E. v. Pütz, und Angelika Harten, Im Waldparadies.

Ich war froh, endlich einmal wieder dem Namen E. v. Pütz zu begegnen — schade, daß er hier nicht ein eigenes Werk deckt. Aber auch das übertragene „fremde" ist dankenswert und wird wegen seines frischen Vortrages, seiner allerdings reichlich romantischen, aber glaubwürdigen Geschehnisse mit Freuden von unserer weiblichen Jugend gelesen werden. — In berechtigt hohem Ansehen steht bei letzterer Angelika Harten, uns zudem als R. Fabri de Fabris bekannt und wert. Ihre poesievolle und zugleich ungemein lebensfrische Art tritt auch in dieser ihrer jüngsten Veröffentlichung hervor. Wie viele kindliche Herzen werden aufjubeln bei dem Anblick von „Waldparadies"!

Rosa Rittner, Seltsame Abenteuer von Berta und Muz. Erzählung für artige Kinder. Mit Bildern von Marie Grengg. 4°. 47 S. Geb. Mk. 4.—. Ebenda.

Das ist ein köstliches Buch, nota bene nicht für ganz kleine Kinder (wenigstens dann textlich nur zur mündlichen Übermittlung) —, und alte Kinder werden auch ihre Freude daran haben. Die Erzählung ist ansprechend, humorvoll, die Illustrierung künstlerisch lebendig, sprühend von Lachlust und deren Anregung. — Die Ausstattung bedeutet einen erheblichen Schritt zu jener Reform im Bildschmuck fürs kindliche Auge, der auch bei uns seit längerer Zeit energisch zugestrebt wird.

Neu erschienene oder zur Besprechung eingesendete Bücher

aus dem Gebiet der schönen Literatur und Literaturgeschichte.

(Die von katholischen Autoren oder Verlegern stammenden Bücher sind in der ersten Abteilung (I) zusammengestellt. — Wenn nicht anders bemerkt, sind die Preise in Mark angegeben. — Die Aufnahme eines Buches in dieses Verzeichnis bedeutet noch keine Empfehlung.)

I.

Albing, Ansgar, Der Pessimist. Erzählung. 2. verb. Aufl. 2 Bde. (IX, 281 und V, 283 S.) Freiburg i. B., Herder. Mk. 5.—, geb. Mk. 7.—.

Bazin, René, Aus ganzer Seele. Der Roman einer Modistin. Übersetzt von J. Kelbe. 3. Aufl. (336 S.) Köln, J. P. Bachem. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Buol, M., Die Gamswirtin. Erzählung. (IV, 308 S.) Graz, C. J. Oehninger. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Broschüren, Frankfurter zeitgemäße. 28. Bd. 2. Kralik, Dr. Rich. v., Das katholische Kulturprogramm. (31 S.) Hamm, Breer & Thiemann. Jedes Heft Mk. —.50.

Cardauns, Dr. Herm., Der Stadtschreiber von Köln. Geschichtliche Erzählung. 3. Aufl. (VI, 271 S.) Freiburg i. B., Herder, Mk. 2.40, geb. Mk. 3.60.

Carnot, P. Maurus, O. S. B., Der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel. (110 S.) Kempen, Thomasdruckerei und Buchhandlung. Mk. 1.25.

Cüppers, Adam Jos., Die Königin v. Palmyra. Historischer Roman. 2. Aufl. (321 S.) Graz, Styria. Mk. 2.20, geb. Mk. 3.—.

Droste, Annette v., Gedichte in Auswahl. Eingeleitet und hrsg. von Wilhelm v. Scholz. 3. und 4. Tsd. Jena, E. Diederichs. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Godin, Marie Amelie v., Sonne des Südens. Novellen. (332 S.) Köln, J. P. Bachem. Mk. 3.50, geb. Mk. 5.—.

Hausbrot, Märchen und Sagen — Ritter- und Räuber-, Hexen- und Wildschützen-Geschichten — Familien-Erzählungen und Lebensbilder — Lieder — Sprüche — Sitten und Gebräuche, vom Volk ersonnen, gesammelt und dem Volke unverfälscht zurückgegeben von Onkel Ludwig in Verbindung mit Dr. Richard v. Kralik. Donauwörth, L. Auer. Band 8—12. Kart. jedes Bdchn. Mk. 1.—.

Herbert, M., Lebenslieder. Neue Gedichte. (204 S.) Köln, J. P. Bachem. Geb. Mk. 4.—.

Herfurth, Bruno, Aufwärts. Gedichte. (136 S.) Breslau, A. Fuhrich. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.25.

Hopfner, P. Isidor, S. J., Frohe Gesellen. (164 S.) Graz, Styria. Mk. 1.40, geb. Mk. 2.—.

Kaiser, Isabella, Die Friedensucherin. Roman aus dem Leben einer Frau. (223 S.) Köln, J. P. Bachem. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Kernstock, O., Turmschwalben. Gedichte. (148 S, mit Bildnis.) München, Braun & Schneider. Geb. Mk. 3.—.

Lagerlöf, Selma, Wunderbare Reise des kleinen Nils. Holgerssen mit den Wildgänsen. Aus dem Schwedischen von Pauline Klaiber. 3. Bd. (276 S.) München, A. Langen. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Lambrecht, Nanny, Das Land der Nacht. Roman. (295 S.) Kevelaer, Jos. Thum. Mk. 2.50, geb. 3.60.

Lilien, Anna Freiin v., Duell und Ehre. Roman aus den höheren Gesellschaftskreisen. 3. A fl. (316 S.) Köln, J. P. Bachem. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—.

Rohr, Religions-Lehrer, G., Empfehlenswerte Schriften für kath. Töchter (und Frauen). Mit einem Anhang: Französische und englische Literatur, zusammengestellt von Religions-Lehrern P. Küchler und Dr. J. Pfeifer. 7. Aufl. 41.—45. Tsd. (VIII, 101 S.) Hamm, Breer & Tiemann. Mk. 30.—.

Schnyder, Red. Mich., Im Sonnenschein. Ausgewählte Skizzen. (404 S.) Luzern, Räber & Ko. Geb. Mk. 5.—.

Spillmann, Jos., S. J., Gesammelte Romane und Erzählungen. Volksausgabe 13. und 14. (Schluß-)Bd. Freiburg i. B., Herder. Jeder Bd. geb. Mk. 2.—.

Witkop, Philipp, Eros. (71 S.) Leipzig, F. Eckardt. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Wittmann, Henry, Mariano Torrent. Roman. (376 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh. Mk. 3.—.

II.

Arndts, Ernst Mor., ausgewählte Werke in 16 Bdn. Hrsg. und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Heinr. Meisner und Rob. Geerds. Mit 3 Bildnissen und 4 Abbildungen, sowie einem Briefe als Handschriftprobe. Leipzig, M. Hesse. In 4 Bde. geb., Leinwand Mk. 8.—; feine Ausgabe, Halbfranz Mk. 12.—; Luxusausgabe Mk. 16.—.

Asch, Schalom, Das Städtchen. (214 S.) Berlin, S. Fischer. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Aus Natur und Geisterwelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Leipzig, B. G. Teubner. Jedes Bdchn. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.25.

Walzel, Prof. Dr. Osk. F., Deutsche Romantik. Eine Skizze. (VIII, 168 S.)

Baechtold, Jak., Gottfried Kellers Leben. Kleine Ausgabe. Aus dem Nachlaß des Verf. 2. Aufl. (IV, 287 S.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Geb. Mk. 3.80, in Halbfranz Mk. 5.—.

Bahr, Herm., Die Rahl. Roman. (306 S.) Berlin, S. Fischer. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Berger, Karl, Schiller. Sein Leben und seine Werke. In 2 Bdn. München, C. H. Beck. Mk. 12.—, geb. Mk. 14.—, in Halbfranz Mk. 19.—.

Biese, Alfr., Deutsche Literaturgeschichte. 2. Bd. Von Goethe bis Mörike. Mit 50 Bildnissen. 1.—8. Tsd. (VII, 694 S.) München, C. H. Beck. Geb. in Leinwand Mk. 5. 50.

Blütenkranz des hl. Franziskus von Assisi. Aus dem Italienischen übersetzt von Otto Frhrn. v. Taube. Mit Einführung von Henry Thode. 3. Tsd. (XXII, 247 S.) Jena, E. Diederichs. Mk. 6.—, geb. Mk. 8.—, Liebhaberausgabe bar Mk. 30.—.

Eckermann, Joh. Pet., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 8. Original-Aufl. Nach dem ersten Druck und dem Original-Manuskript des 3. Teils mit einem Nachwort und Register neu herausgegeben von Dr. H. Houben. Leipzig, F. A. Brockhaus. Geb. Mk. 8.—.

Falke, Gust., Die Kinder aus Olsens Gang. Roman. (331 S.) Hamburg, A. Janssen. Geb. in Leinwand Mk. 4 50, geb. bar Mk. 4.—.

Fischer, Wilh., in Graz, Der Kaiser von Byzanz. Eine Romanze. (XII, 224 S.) München, G. Müller. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Gangl, Jos., Der letzte Baum. Roman. (236 S.) Regensburg, J. Habbel. Geb. Mk. 3.—.

Goethes Faust. Hrsg. von Geo. Witkowski. (Die Meisterwerke der deutschen Bühne.) 2 Teile. 6.—10. Tsd. Leipzig, M. Hesse. Je Mk. 1. 20.

Grabbes, Christian Dietr., Sämtliche Werke in 6 Bdn. Vollständige Ausgabe mit den Briefen von und an Grabbe. Hrsg. und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Otto Nieten. (393, 311, 247, 126, 124 und 344 S.), kl. 8⁰. Leipzig, M. Hesse. Mk. 3.—, in 2 Bde. geb. Mk. 4.—.

Hammer, Ernst, Der tote Gott. Märchen und Gedichte. (139 S.) Flensburg, G. Soltau. Mk. 2.—.

Hartlebens, Otto Erich, ausgewählte Werke in 3 Bdn. Auswahl und Einleitung von Frz. Ferd. Heitmüller. 1.—4. Tsd. (XLVI, 231; V, 223 und V, 307 S., mit Bildnis.) 8⁰. Berlin, S. Fischer. Mk. 8.—, in Pappband Mk. 10.—.

Hausbücherei der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Geb. jeder Band Mk. 1.—.

Hauser, Otto, Die Familie Geßner. Roman. (560 S.) Stuttgart, A. Bonz & Ko. Mk. 7.—, geb. Mk. 8.—.

Hebbel-Forschungen. Hrsg. von R. M. Werner u. W. Bloch-Wunschmann. Berlin, B. Behr.

Huch, Ricarda, Die Romantik. 2 Bde. 1. Blütezeit der Romantik. 3. Auflage (VII, 391 S.) — 2. Ausbreitung und Verfall der Romantik. 2. Aufl. (V, 357 S.) Leipzig, H. Haessel. Je Mk. 5.—, geb. je Mk. 6.—.

Huch, Rud., Die Familie Hellmann. Roman. (350 S.) München, G. Müller. Mk. 6.—, geb. Mk. 7. 50.

Jensen, Wilh., König Friedrich. Ein geschichtlicher Roman. 3 Bde. (749 S.) Berlin, Gebr. Paetel. Mk. 10.—, geb. Mk. 13.—.

Kellermann, Bernh., Der Tor. Roman. (468 S.) Berlin, S. Fischer. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Kleists, Heinr. v., Sämtliche Werke und Briefe, in 6 Bdn. Hrsg. von Wilh. Herzog. 1. Bd. (XXIII, 439 S., mit 1 farbigen Bildnis.) Leipzig, Insel-Verlag. Mk. 4.—.

Kleists, Heinr. v., Erzählungen. Eingeleitet v. Erich Schmidt. (XXII, 290 S.) Leipzig, Insel-Verlag. In Pappbd. Mk. 2.—.

Klob, Karl Maria, Schubart. Ein deutsches Dichter- und Kulturbild. (423 S., mit Abbildungen und 1 Bildnis.) Ulm, H. Kerler. Mk. 4.—.

Kretzer, Max, Das Gesicht Christi. Roman aus dem Ende des XIX. Jahrh. 5. Aufl. 2 Teile in 1 Bd. (330 S.) Leipzig, P. List. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

— — Meister Timpe. Sozialer Roman. 4. durchges. Aufl. (347 S.) Leipzig, P. List. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Kretzer, Max, Warum? Roman. 2. Aufl. (363 S.) Leipzig, P. List. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Liliencrons, Detlev v., sämtliche Werke. 15. Bd. Leben und Lüge. Biographischer Roman. 5. Aufl. (VII, 303 S.) 8⁰. Berlin, Schuster & Loeffler. Mk. 2.—, geb. in Leinw. bar Mk. 3.—.

Lilienfein, Heinr., Der schwarze Kavalier. Ein deutsches Spiel. — Olympias. Ein griechisches Spiel. (VII, 207 S.) Berlin, E. Fleischel & Ko. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Mays, Karl, illustrierte Reiseerzählungen. (Neue Ausgabe.) 4.—6. Bd. (Mit je 1 Farbdr.) 4. Bd.: In den Schluchten des Balkans. Illustrationen von Peter Schnorr. 1.—5. Tsd. (505 S.) 5. Bd.: Durch das Land der Skipetaren. Illustrationen von W. Moralt. 1.—5. Tsd. (492 S.) 6. Bd.: Der Schut. Illustrationen von Klaus Bergen. 1.—5. Tsd. (447 S.) Freiburg i. B., F. E. Fehsenfeld. Jeder Band Mk. 4.—, geb. in Leinw. Mk. 5.—, in Leder Mk. 10.—.

Meister-Novellen neuerer Erzähler. 4. Bd. Mit 5 Bildnissen u. einer Einleitung von Rich. Wenz-Enzio. (631 S.) Leipzig, M. Hesse. Geb. in Leinwand Mk. 3.—, in Leder Mk. 5.—.

Miegel, Agnes, Gedichte. 3. Aufl. (VII, 132 S.) Stuttgart, J. G. Cottas Nachf. Geb. Mk. 3.—.

Nibelungenlied, unser, in metrischer Übersetzung. Erklärungsausgabe von Dr. H. Ramp. (VII, 431 S.) Berlin, Mayer & Müller. Mk. 9.—.

Polko, Elise, Dichtergrüße. Neuere deutsche Lyrik, ausgewählt von P. Mit 24 Dichterbildnissen. 301.—312. Tsd. Bearbeitet von Jul. R. Haarhaus, Buchausstattung von Walt. Tiemann. (431 S.) Leipzig, C. F. Amelang. Geb. Mk. 6.—, Luxusausg. Mk. 10.—.

Presber, Rud., Das Mädchen vom Nil und andere Novellen. 3. verm. Aufl. (214 S.) Berlin, Konkordia. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Rilke, Rainer Maria, Der neuen Gedichte anderer Teil. (125 S.) Leipzig, Insel-Verlag. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.50.

Schnitzer, Manuel, Das Buch von Peter und Fame. Nach den Erzählungen einer jungen Mutter. (195 S.) Berlin, Konkordia. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Schücking, Priv.-Doz. Levin Ludw., Shakespeare im literarischen Urteil seiner Zeit. (VIII, 196 S.) Heidelberg, C. Winter. Mk. 5.—.

Vierordt, Heinrich, Deutsche Hobelspäne. Stoßseufzer und Stammbuchblätter. (V, 156 S.) Heidelberg, C. Winter. Kart. Mk. 1.50.

Wilbrandt, Adolf, Am Strom der Zeit. Roman. (247 S.) Berlin, Konkordia. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Wildenbruch, Ernst v., Tiefe Wasser. 5 Erzählungen. 7. Tsd. (V, 308 S.) Berlin, G. Grote. Mk. 4.—.

Zahn, Ernst, Die da kommen und gehen! Ein Buch von Menschen. 1.—10. Tsd. (326 S.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.



Herausgeber: Der Gralbund. — Verantwortlicher Chefredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. Mitredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Bamberg. — Dr. Wilhelm Oehl, Wien 19/2, Nußdorf. — Verlag: Friedrich Alber, Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

3. Jahrg. | 15. Januar 1909. | 4. Heft.

Die deutsche Mystik.

Von Wilhelm Oehl.

(Fortsetzung.)

Die deutsche Mystik hat durch ihre reiche Literatur außerordentlich viel zur Ausbildung und Bereicherung der deutschen Sprache beigetragen. Luthers Bibelübersetzung hat nur den zufälligen zeitgeschichtlichen Erfolg voraus; sonst aber steht sein Bibeldeutsch an Adel, Kraft und Schönheit dem alten Mystikerdeutsch bedeutend nach. Rein sprachlich sind uns Ekkehard, Tauler, Seuse viel näher als der Reformator des 16. Jahrhunderts. Übrigens dankt Luther seine Sprache zum guten Teil der Beschäftigung mit den altdeutschen Mystikern. Wie er von ihrer Kraft begeistert war, das zeigt die Vorrede zu seiner zweiten Ausgabe der sog. „Theologia deutsch". Auch Tauler schätzte er, gleich St. Bernhard, gar sehr. — Aber auch sonst überhaupt dankt die deutsche Sprache und Literatur der mittelalterlichen Mystik ungemein viel. Wir stehen hier vor derselben Tatsache, wie sie auch die spanische und italienische Literaturgeschichte kennt. Zu den erlesensten Klassikern Spaniens gehören noch heute mit ihren Schriften und Dichtungen die Heiligen des Karmeliterordens Theresa und Juan de la Cruz, die mystischen Theologen Ludwig von Granada, ein Dominikaner, und der Augustiner Ponce de Leon, einer der größten Lyriker Spaniens, und andere. Wir Deutschen freilich sind noch so weit zurück, daß wir in Ekkehard, Mechtild, Tauler und Seuse noch nicht unsere eigentlichen Klassiker erkannt haben, die gewißlich neben Walter und Wolfram und Hartmann zu stehn kommen, Gottfried aber unbedingt übertreffen, was inneren Wert betrifft. Aber auch das sprachliche Gewand jener mystischen Literaturdenkmale ist klassisch. Zutreffend sagte der Literaturhistoriker Scherer: „Die Schriften der

Mystiker waren die letzte Zuflucht des höfischen Geistes; Zartheit und Formensinn waren nur noch hier zu Haus." Wackernagel nannte Seuse einen „Minnesänger in Prosa und auf geistlichem Gebiet". Strauch nennt Seuse geradezu den „letzten mittelhochdeutschen Dichter". Und ähnlich wie von Seuse ist von der ästhetischen, sprachgeschichtlichen und literarischen Bedeutung Schwester Mechtilds von Magdeburg, Ekkehards, Taulers zu urteilen. In Ekkehards Predigten und Kollazien glüht ein geheimes Feuer, das uns noch heute die Herzen entzündet. Und gar die Verfasserin des „Fließenden Lichtes" ist eine der größten Dichterinnen, die je in deutscher Sprache schrieben. Die ganze höfisch-ritterliche Welt lebt noch in ihrem Buche, und wie ihre Namensschwester St. Mechtild von Hackelborn, wie St. Gertrud die Große und später besonders Seuse kleidet sie gerne ihre Gedanken in die bunt-ritterliche Sprache der Blütezeit höfischer Poesie. Mechtilds „Fließendes Licht der Gottheit" ist unbedingt eines der schönsten Bücher in deutscher Sprache. Und es wäre wohl wünschenswert, daß auf unseren Gymnasien und Hochschulen nicht bloß Heldensage und Minnesang eindringender gelesen würden, sondern auch die altdeutsche Mystik Beachtung fände. Das wäre allermindestens eine treffliche Schulung des sprachlichen Ausdrucks.

Sprachgeschichtlich hochbedeutend ist nämlich die Mitarbeit, welche die deutschen Mystiker *für die Ausgestaltung der spätmittelhochdeutschen Prosa* leisteten. Die Prediger und Briefschreiber der mystischen Kreise sind die *großen Prosameister jener Zeit.* Leider ist noch lange nicht genügend untersucht, welcher Anteil den Mystikern zukommt in der Überleitung der ritterlich-höfischen Sprache in die theologische und bürgerliche Ausdrucksweise der Spätzeit. Auch als *Wortschöpfer und Bedeutungspräger* sind diese Schriftsteller sehr wichtig, und eine Reihe heute ganz geläufiger Worte und Begriffe danken wir der theologischen Spekulation und der stilistischen Gewandtheit der Mystiker. Auch eine ganz neue literarische Gattung kam damals auf, die geistlichen Briefe. Heinrichs von Nördlingen und Margareta Ebners Briefwechsel ist der älteste, den die deutsche Literatur kennt.

Aber *nicht nur vorzügliche Prosaklassiker* dankt die deutsche Sprache der Mystik. Auch *Dichter im strengen Sinn des Wortes* zählen wir in den Scharen christlicher Mystiker, und der Ruhm der mystischen Lyriker Persiens steht nicht so ganz unvergleich da. Wenn wir einmal das corpus poetarum

mysticorum Europae haben und die außerordentlich reiche mystische Lyrik in griechischer, lateinischer, italienischer, spanischer, französischer, englischer und deutscher Sprache überblicken können, werden wir wohl nicht mehr so unbedingt an die absolute Unvergleichlichkeit Dschelâleddîns oder Hâfisens glauben. — Unsere altdeutsche Mystik weist verhältnismäßig wenig Poesie in deutscher Sprache auf, denn die lateinische Hymnik und Sequenzendichtung nahm damals fast alle poetische Kraft für sich in Anspruch. Aber eben diese wunderbare Lyrik, wie sie in Hildebert von Lavardin, in Adam von St. Viktor, in Philipp von Grève gipfelt, sollte unser leuchtender Stolz sein, denn sie ist so recht aus dem Geiste der Liturgie und Mystik geboren. Freilich, unsere katholischen Zeitgenossen haben für diese verschollene Poesie weder Herz noch Sinn. Da wundern wir uns aber, wenn sich unsere Mitwelt für Laotse, die Bhagavadgîta und sonstige exotische Theosophie begeistert. — Die umfangreichen mittelhochdeutschen Gedichte Bruns von Schonebek und Lamprechts von Regensburg über das „Hohelied“ und die „Tochter Sion“ verdienen hier wohl Erwähnung. Daß Heinrich Frauenlob und Meister Regenbogen mit ihrer mystisch beschwerten Lyrik nicht unwürdige Zeitgenossen Dantes und Ekkehards sind, ist bekannt. Weniger bekannt dürfte sein, daß Thomas von Kempen auch der Verfasser lateinischer Hymnen und Sequenzen ist; auch von seinem Zeitgenossen und Ordensbruder Joannes Mauburnus besitzen wir eine Gedichtsammlung Rosetum exercitiorum spiritualium, die seit Ende des 15. Jahrhunderts wiederholt gedruckt wurde. Im 17. Jahrhundert dichtete der Jesuit Friedrich von Spee seine „Trutznachtigall“ und die Lieder im „Goldenen Tugendbuch“; ein Menschenalter später schrieb Angelus Silesius seinen unsterblichen „Cherubinischen Wandersmann“, eines der klassischen Bücher der deutschen Literatur wie der deutschen Mystik, das jetzt, nach dritthalb Jahrhunderten, mehr und mehr, wie auch Spees Lyrik, die Bewunderung aller Welt erregt. Im 18. Jahrhundert sind zwei mystische Dichter von Bedeutung: Gerhard Tersteegen, der Verfasser des zuerst 1729 erschienenen „Geistlichen Blumengärtleins“, und Zinzendorf, dessen geistliche Poesie allerdings nur zu oft ins Alberne umschlägt. Zu wenig beachtet wird Lavaters erbauliche, nicht selten echt mystische Poesie. Dagegen sind die „Hymnen an die Nacht“ und die „Geistlichen Lieder“ von Novalis dank der neuen romantischen Strömung und durch mehrere neue Gesamtausgaben der Allgemeinheit wieder in Er-

innerung gebracht. Wir haben da nur die Gipfel geistlich-mystischer Dichtung überblickt und die vielen geistlichen Liederdichter der Katholiken und Protestanten, Paul Gerhard als Größten darunter, übergehen müssen.

Die Wechselwirkungen zwischen deutscher Mystik und deutscher Malerei sind uns weniger klar, freilich auch noch viel zu wenig untersucht. Schnaase sagt in seiner „Geschichte der bildenden Künste" mit gutem Grunde, die Kunst des 14. Jahrhunderts sei ohne die Literatur der deutschen Mystik nicht zu verstehn. Leider haben wir trotz Peltzers und Hintzes einschlägigen Arbeiten auf diesem Gebiete noch wenig exaktes Wissen. Jedenfalls aber kennen wir eine Anzahl Tatsachen, die einen unmittelbaren Einfluß der Mystik auf die Kunst bezeugen. So hat Seuse nicht nur Malaufträge erteilt, sondern auch selbst sein Sammelwerk „Exemplar" eigenhändig mit Darstellungen des mystischen Lebens illustriert und dadurch der späteren deutschen Holzschneidekunst wertvolle Anregungen gegeben. Solch letztere Beziehungen lassen sich auch sonst nachweisen. „Von der deutschen Mystik läßt sich eine direkte Verbindungslinie ziehen bis auf Dürer", sagt P. Weber. Aber auch vor Seuse wissen wir von unmittelbaren stofflichen Beziehungen zwischen Malerei und Mystik. St. Hildegards Liber Scivias stellt in einigen illustrierten Handschriften die Visionen der Verfasserin bildlich dar; ebenso kennen wir eine Bilderhandschrift der hl. Elisabeth von Schönau. Wie auch die italienische Kunst der Mystik nicht geringen Dank schuldet, sehen wir an Fra Angelico, von dem Meschler sagt, „seine Werke seien die höchste mystische Poesie der Farbe, so wie die Schriften Seuses und anderer die Mystik des Gemütes sind". Daß die Malerei aus den farbenprangenden Visionen der mystischen Literatur unendlich viel Anregung schöpfen konnte, liegt ja auf der Hand. Die Phantasie der mystischen Visionäre beschämt selbst die glänzendsten Meister der Farbe. Die innere Verwandtschaft der altdeutschen und altitalienischen Malerei mit der Mystik ist übrigens gar nicht zu verkennen, wenn man den Gesamtcharakter jener Kunst mit der neueren Kunstübung vergleicht.

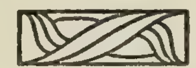
Ein noch dunkleres, aber nicht minder interessantes Gebiet wären die Beziehungen zwischen Mystik und Musik. Die schwelgenden Gesichte der Visionäre sind fast immer begleitet von wunderbaren Himmelsharmonien. Der Mystiker hört immer alle Engel singen. Leider wird es wohl nie zu entscheiden sein, wie weit wir es bloß mit pathologischen Erscheinungen zu

tun haben, wenn wir z. B. vom sel. Hermann Josef hören, er habe den Gesang der Engel in Notenschrift aufgezeichnet und die Engel hätten ihm gewisse Stellen immer wieder vorgesungen, bis er sie niedergeschrieben hatte; oder wenn der Kirchenhistoriker Sozomenus berichtet, der hl. Ignatius von Antiochien habe nach dem Wechselgesange der Engel, den er in der Verzückung vernahm, den Antiphonengesang in seiner Kirche eingeführt. Die hl. Theresa ließ ihre geistlichen Liebeslieder von ihren Nonnen singen und begleitete diesen Gesang mit der Flöte. Auch von St. Hildegard haben wir die Vertonungen von siebzig von ihr verfaßten Liedern, ebenso ein geistliches Singspiel. Hildegards Biograph, der Mönch Theodorich, erzählt, „daß sie einen Gesang von der süßesten Melodie in wunderbarer Musik vortrug"; Ambros Kienle nennt Hildegards Sequenzenmelodien „ein inneres Jubilieren der Seele von unsagbarer Zartheit". Mystiker und zugleich ein Sänger von Gottes Gnaden war auch Notker der Stammler, der Begründer der Sequenzenpoesie. Von jenen kirchlichen Dichtern, die zugleich ihre eigenen Komponisten waren, wird wohl meist das gelten, was Liszt von seiner großen Graner Messe sagte: er habe sie mehr gebetet als komponiert. Genau so sagt ja auch Vasari von Fra Angelico: er habe nie gemalt, ohne vorher zu beten, und habe nie den Gekreuzigten abgebildet, ohne zu weinen. — Daß Palestrina im Jahre 1584 achtundzwanzig Motetten über den Text des Hohenliedes, jenes Hauptlesebuchs aller christlichen Mystik, veröffentlichte und für diese Prachtleistung den Ehrennamen Principe della musica erhielt, soll hier nicht unerwähnt bleiben. In neuerer Zeit ist der hl. Alfons von Liguori ein schönes Beispiel für die Vereinigung von mystischer, poetischer und musikalischer Anlage in einer Person. Wir besitzen von dem großen Moraltheologen nicht nur entzückende mystische Liebeslieder, die P. Pichler übersetzt hat, sondern auch ein Musikstück Duetto tra l'anima e Gesù-Christo, dessen im Britischen Museum aufbewahrtes Originalmanuskript P. Heidenreich veröffentlicht hat. Seine sonstigen Kompositionen scheinen verloren zu sein.

Welch unerschöpfliche Anregungen also Dichtung, Malerei und Musik der Mystik danken, glauben wir wenigstens beiläufig angedeutet zu haben. Daran ist nicht zu zweifeln. Aber, so mag man einwerfen, für das praktische Leben waren diese weltfremden, weltmüden Asketen doch verloren. Weit gefehlt! Ganz merkwürdig ist der große Einfluß, den viele Mystiker auf das praktische Weltleben, ja selbst auf die hohe Politik

der Völker ausübten. Die heilige Äbtissin Hildegard verkehrte, das bezeugt uns noch heute ihr umfangreicher Briefwechsel, mit Kaiser Konrad und Barbarossa, mit den Päpsten Eugen III., Anastasius IV., Hadrian IV. und Alexander III., ferner mit vielen deutschen Reichsfürsten und Adeligen. Auch persönlich hat Hildegard auf ihren Reisen in viele Angelegenheiten mahnend und ordnend eingegriffen. Sie scheute sich nicht, dem gewaltigen Friedrich Rotbart die schwersten Vorwürfe zu machen. — Albert der Große war bekanntlich als Diplomat, als Schiedsrichter, als Bischof von Regensburg ebenso energisch als erfolgreich. — Angelus Silesius hat als praktischer Seelsorger die Rekatholisierung Schlesiens bewirkt. Von nichtdeutschen Mystikern sind besonders St. Bernhard und die heiligen Frauen Katharina von Siena, Brigitta von Schweden und Theresa Beispiele ganz unglaublichen kirchenpolitischen, weltgeschichtlichen Einflusses. Die schmalen, abgezehrten Hände dieser Frommen haben in die Geschicke nicht nur Italiens oder Spaniens oder einzelner Orden, nein, in die Geschichte der ganzen Kirche und ganz Europas entscheidend eingegriffen. Die Mystik fordert eben durchaus nicht Untätigkeit, sondern sie lehrt, recht verstanden: Gott wirkt im Menschen, und der Mensch soll mit Gott und in Gott wirken. — Es ist übrigens bemerkenswert, wie wohl man in den Klöstern des 13. und 14. Jahrhunderts die äußere Politik verfolgte. So betete nach dem Tode Rudolfs von Habsburg nicht nur St. Mechtild, sondern der ganze Konvent zu Helfta für eine glückliche Königswahl. Wie aufopfernd diese Nonnen für das Wohl des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, ja für alle christlichen Völker fühlten, das beweist die sel. Zisterziensierin Adelheid von Scharembeke aus Brabant, gest. 1250. Ein gleichzeitiger Berichterstatter erzählt von ihr, daß sie vom Aussatz befallen wurde und das rechte Auge verlor; sie opferte den Verlust für den kürzlich erwählten deutschen König Wilhelm von Holland auf, damit Gott ihn erleuchte; nicht lange danach erblindete auch ihr linkes Auge, und ergebungsvoll nahm sie diese neue Prüfung hin als Leidensopfer für den Franzosenkönig Ludwig IX., der eben damals seinen Kreuzzug unternommen hatte. — In den großen kirchenpolitischen Wirren des 14. Jahrhunderts standen die damaligen Gottesfreunde zu verschiedenen Parteien. So war Seuse ein schroffer Gegner Kaiser Ludwigs, während z. B. Margarete Ebner in ihrem Gebete mit Vorliebe für Ludwig eintrat, obwohl ihr Seelenführer Heinrich von Nördlingen gegen ihn gestimmt war.

Görres sucht die Mystik zu definieren als „ein Schauen und Erkennen unter Vermittlung eines höheren Lichtes und ein Wirken und Tun unter Vermittelung einer höheren Freiheit". Die Gesamtheit dessen, was wir Mystik nennen, ist ein ungeheurer Komplex. Die spekulative Theologie, die praktische Asketik, die Philosophie, die Psychologie, die Pathologie, die Literatur-, Kunst- und Musikgeschichte, die Weltgeschichte — sie alle haben sich mit diesem Proteus auseinanderzusetzen. Es ist eben merkwürdig, wie viel diese weltflüchtigen, weltverachtenden Gottesfreunde jener Weltkultur schenkten, die sie von sich abstreifen wollten. Der echte, rechte Vollmystiker lebt in weltabgewandter Beschauung, ist ein asketischer Selbstgeißler, ein donnernder, herzenspaltender Volksprediger, ein kluger und sanfter Seelenführer, ein feuriger Dichter und ein schwelgender Visionär. Wenige zwar vereinigten all diese widerstreitenden Eigenschaften in sich; die meisten aber entwickelten einige davon zu ungewöhnlicher Vollendung. (Schluß folgt.)



Karl Domanig.

Studie von E. M. Hamann.

(Schluß.)

Auch als Prosaepiker steht Domanig auf dem — im eigentlichen und gehobenen Sinne genommenen — Heimatboden. In seinem eigenen Lebensgewebe sind die Fäden, die zum „Abt von Fiecht" und den „Kleinen Erzählungen" laufen, eng verknüpft. Zeitlich fällt jener zwischen die vierte und fünfte der Erzählungen, die wie Stationen den Entwicklungsweg des Dichters begleiten. Veröffentlicht wurden sie zuerst verstreut, dann im halben Dutzend gesammelt bei Wagner-Innsbruck (1893). 1905 erschien die zweite Auflage, um vier Nummern vermehrt, bei Kösel-Kempten.

Über Inhalt, Zweck, Eigenart und Wert der Serie unterrichtet den genauer Zuschauenden bereits das Vorwort zur ersten und zur zweiten Auflage: Nicht packender, sondern einfacher Art sind die dargestellten äußeren Begebenheiten, auf deren Untergrund und in deren Rahmen sich Gemüt und Anschauung des echten tyrolischen Volkes dartun. Domanig hat diese „altmodischen", aber ihrem Wesensgehalt und ihrer symbolischen Be-

deutung nach ewig jungen Geschichten zum großen Teil in mündlicher Erzählung übermittelt bekommen: von schlichten, „trefflichen“ Menschen, die in „vertrautem Kreise“ die eigenen oder an anderen miterlebten Ereignisse „zum besten gaben“ und dabei „alsbald ihr Inneres, oft die letzten Heimlichkeiten des Herzens enthüllten“. Der Dichter aber, dem das so Mitgeteilte auf das vergleichende Erinnern von seelischem Selbsterfahrenen stieß, hob das Bedeutsame und Unvergängliche des gegebenen Stoffes heraus und brachte es „zu eigener“, im letzten Grunde auch zu anderer, zumal seines Volkes „Läuterung und Erbauung in die vorliegende Form“. Indem er aber dieser „ungewollt seine persönliche Art und mehr oder minder die Stimmung seines Zeitalters auf- und einprägte“, vergaß er nie der „auch in der Fremde nicht verlernten Sprache der Heimat: jener Sprache des Herzens, die unserm Volke vor allem eignet, die es deutlicher als jedes Idiom vor anderen kennzeichnet“.

Die neu angefügten Stücke des Bandes spiegeln „deutlicher noch als die ersten“ des Autors „persönliche innere Erlebnisse“ und damit ein „Stück Menschenleben“ wider, das an Interesse und überzeugender Größe gewinnt, je näher und je öfter man zu ihm herantritt. Dem mitten aus dem Tagesgetriebe und ohne eigentliche Stimmung Herzukommenden freilich mag es geschehen, daß er über der volkstümlichen Einfachheit der Darstellung, die jedes Raffinement der modernen psychologischen Schilderung verschmäht, deren hohe künstlerische Schönheit sowie überraschende Fülle und Einheitlichkeit geistiger Vertiefung quasi übersieht. Ich will es gestehen: mir selbst ist es das erstemal diesem Buche gegenüber nicht viel besser ergangen. Nachher freilich, bei wiederholter Prüfung und rückhaltlosem Genusse erkannte ich, daß nur ein allseitig ausgereifter Dichter sich eine derartige Schlichtheit erlauben darf und — last not least — zu erringen vermag; daß gerade sie, gleich der Klarheit des Meereswassers, auf eine Tiefe der Unermeßlichkeit hinweist; daß sie, in ihrer Art, Vollkommenheit an sich bedeutet.

Und hier sei es gesagt: ein Domanig will und soll so ernst, so voll genommen werden, daß man ihn absolut nicht mit einmaliger Lesung abzuspeisen hat, erst recht nicht mit einer solchen, wie wir sie der bloßen Unterhaltungslektüre herzuleihen pflegen. Denn hinter all der scheinbaren Selbstverständlichkeit liegt bei ihm ein ethisch-ästhetisches Verheißungs- und Erfüllungsland verborgen, das den meisten seiner Heimat- und deutschen Zeitgenossen leider

Gottes noch eine terra incognita ist. Er gehört zu jenen Tiefgründigen von keuscher und zugleich leise humorvoller Zurückhaltung, die sich uns erst ganz auftun, wenn wir selber uns ihnen aufgetan haben. Aber dann die herrliche Wiedervergeltung! Welten werden erschlossen, wo wir früher nur den Boden der Dürre vermuteten; aus der gewöhnlichen Alltäglichkeit ersteht der Rätsel- und Lösungsreichtum naiv-problematischen, aber gesunden, heimat- und gottverwobenen Lebens in Kerngestalten voll tüchtiger Kraft und mit kindlich weichen Herzen.

„In den Hütten der kleinen Leute, in Feld und Wald und den Freuden und Leiden, die sich den Augen der ‚Herrschaften' entziehen," schrieb Fr. W. Weber an Domanig über die „Kleinen Erzählungen", „steckt viel mehr Poesie als in den Gassen der großen Stadt und den Schlössern der Mächtigen dieser Welt. Sie sind einer von denen, die berufen sind, diesen Schatz zu heben." Und Dr. Ambros Mayr: „Ich finde Dich in diesen fein gearbeiteten Bildern so ganz wieder, so rein und fest geprägt, wie ich mir Dein menschliches und schriftstellerisches Wesen am liebsten denke."

Das ist die schönste schöpferische Verschmelzung: Natur, Kunst und das Beste, das Ureigene im schaffenden Menschen. Wir finden sie in diesem Buche, das die Blüte seiner Kunst als vollendete Natürlichkeit auf dem Ewigkeitsgrunde gottdurchdrungener Lebensweisheit darbietet.

„Der Roman und die ‚Kleinen Erzählungen' haben aufmerksame Leser gefunden; jener unter den Protestanten w i e aufmerksame!" notiere ich soeben aus einem Briefe Domanigs. Das ruft die „Fremden"-Affäre wieder ins Gedächtnis zurück. Denn um den Roman, vielmehr um das Kulturbild „D i e F r e m d e n" handelt es sich. Es war 1898 bei Jos. Roth-Stuttgart erschienen und hatte Aufsehen gemacht. Das katholische Publikum zeigte sich lebhaft angeregt, auch das nichtkatholische nahm außergewöhnlichen Anteil. Die von dem Autor eigenartig angeschnittene „Fremdenfrage" für Tyrol interessierte hüben und drüben, und wenn gerade hier das in die Darstellung verflochtene katholische Moment ethisch nicht behagen wollte, so gestand man doch, mit wenigen allerdings „schreienden" Ausnahmen, willig genug dessen maßvolle Behandlung zu. Aber das Buch geriet in die Arena der „künstlerischen" Tendenzbekämpfung — und da wurde ihm schlimm mitgespielt. Man ist seitdem entschieden von der damaligen Härte des Urteils zurückgekommen, da man wohl vielfach

erkannte, daß ein Werk noch lange nicht aus der Reihe der Kunstleistungen auszuscheiden braucht, wenn es sich gegen einzelne Kunstregeln, ja sogar gegen das eine oder andere der ästhetischen Kardinalgesetze verfehlt. Domanig selbst hat uns in diesen Blättern gesagt, daß seine Absicht weniger auf eine literarische als auf eine patriotische Leistung gerichtet gewesen sei. Diese hat er zweifelsohne erreicht, ohne jene zu verfehlen, wenngleich die Hochachtung erzwingende Tendenz auch nach meiner Ansicht von einem Domanig noch künstlerischer hätte ausgelöst werden können.

Ich brauche hier mit Absicht ein Bild: Die „Kleinen Erzählungen“ sind mir wie eine Schnur köstlicher Perlen; „Die Fremden“ halte ich für einen Edelstein (mit Verlaub: für einen wirklichen Edelstein), an dem der Kunstschliff noch nicht zur Vollendung durchgeführt wurde. Ich betone: „noch nicht“ und „durchgeführt“. Denn einerseits dürfte just ein Domanig es leicht finden, für die nächste Auflage allen berechtigten Wünschen betreffs kompositioneller und harmonisierender Überarbeitung zu begegnen; anderseits ist festzustellen, daß die Lektüre schon in jetziger Form einen solchen Schatz nicht nur ethischen, sondern auch ästhetischen Materials umschließt, daß man, wo es noch nicht geschah, ihr schleunigst jede häusliche und öffentliche Bibliothek, in erster Linie die fürs Volk bestimmten, öffnen sollte. Freilich — um mich abermals eines Bildes zu bedienen — eines wird man auch hier nicht erwarten dürfen: Kaviar fürs Volk. Dieses Shakespearewort ist fast fanatisch ausgeschlachtet worden. Das Volk braucht und will keinen Kaviar, noch gar mit allen erdenklichen Zutaten heutigen Raffinements! Was es vor allem braucht und „wollen“ sollte, ist gutes, duftiges Hausbrot und würzige, unverfälschte Milch: beides mit liebevoller Sorgfalt bereitet, gewonnen und dargereicht. Just das aber bietet Domanig in den „Fremden“ seinem eigenen und — mittelbar — dem deutschen Gesamtvolke, alle diejenigen inbegriffen, die Volk und Volkstümlichkeit zu schätzen vermögen. Tiefe und Kraft, willensstarker Mannesernst und goldener Humor, gemütsvoll patriarchalische Darstellungsart, eine Sprache, die in ihrer bergfrischen Eigenart geradewegs zu Herzen geht, eine Lokal- und Naturschilderung, die Poesie an sich ist, eine Charakteristik, die Menschen von echtem Schrot und Korn schafft, wie auch deren Gegensätze, weil die Lebenswahrheit es so fordert: Geschöpfe einer falschen Kultur, — das alles findet sich in diesem Buche, dessen schlichte und in der Technik nicht ganz einwandfreie äußere Handlung merklich vor dem inneren, dem geistigen Gehalt zurücktritt.

Daß der Dichter die oben angedeutete Gegensätzlichkeit so kräftig unterstreicht, ist sein gutes Recht. Wenn er bei der Vergleichsziehung zwischen Großstadt und Land, zwischen Heimat und Fremde, zwischen Glaube und Unglaube und — nun ja, zwischen Katholizismus und Protestantismus das helle Licht durchaus auf eine Seite fallen läßt: er hat es halt so erfahren und — gestehen es wir nur zu: die Wirklichkeit gibt ihm ja auch der Hauptsache nach recht, gibt ihm das Recht obendrein, die Resultate der bereits betätigten und noch zu erstrebenden Vorbildlichkeit in den Brennpunkt seiner Beleuchtung zu stellen. „Sperenzen" macht er gar nicht dabei. Sehr klare, sehr zielbewußte Züge, und die Sache ist getan, wie er denn überhaupt das von ihm verkörperte Menschentum ganz aus dessen Natürlichkeit heraus, ohne jedwelches „Apparat"-Geklapper, darstellt. Er ist auch gar nicht voreingenommen, gar nicht ungerecht; er weiß ganz genau und deutet es mehr als einmal an, daß auch sein Volk wie „das" Volk überhaupt in seinen Typen und Lebensäußerungen Mängel und Fehler aufweist. Aber er hatte diese eben nicht zu seinem Hauptthema erwählt. Das lautete: Heimatliebe und pietätvolle, zugleich weit ausschauende Selbstbehauptung innerhalb der Heimat- und Weltkultur. Und dazu mußte die für Tyrol geradezu brennend gewordene Fremdenfrage heran und sogar in den Mittelpunkt gezogen werden. Indem Domanig das tat, bekundete er wiederum seinen rechtlichen Sinn im Erwägen und Abwägen. Er zeigte die drohende dreifache Gefahr: die materielle, die moralische, die politische. Aber er zeigte auch den möglichen dreifachen Segen: äußere Wohlfahrt durch Verdienst, innere Bereicherung durch Bildungserweiterung und Beispielgebung, kosmopolitische Bedeutung durch entsprechende Stellungnahme und -sicherung. Und eine strenge Gewissenserforschung übte er alldieweil. Nicht umsonst läßt er seinen Helden Glauben und tyrolisches Heimgefühl fast verlieren: in erster Linie durch eigene Schuld der Lässigkeit und der Neigung zum Sich-selbst-Preisgeben. Nicht umsonst zieht er so scharfe Grenzen zwischen Gläubig und Ungläubig, viel schärfer (was sich bei ihm übrigens von selbst versteht) als zwischen Katholisch und Nicht-katholisch. Prachtvoll allerdings hebt er die Mission des katholischen Kulturvolkes, wie es das tyrolische vorstellt, ins Licht. Er tut es direkt — und das ist wieder bezeichnend für Domanigs Lebensauffassung und -erfahrung — durch eine Frau, durch die Heldin selbst, die in gegliedertem Dialog die betr. Anschauung entwickelt.

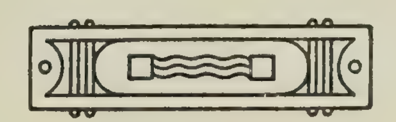
Sein eigenes Wort hatte Domanig durch „Die Fremden“ von neuem wahr gemacht: „Wie herrlich es dem Manne steht, sich anzunehmen um sein Volk, in deutscher Treue einzustehen für dessen historische Eigenart.“

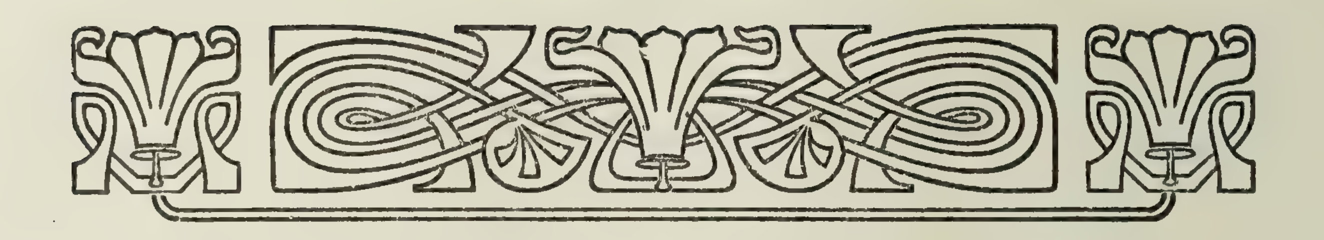
Unter dem seit mehr als zwanzig Jahren in seiner Heimat herrschenden Bruderzwist hat unser Dichter innerlich viel gelitten. Aber nicht in Untätigkeit. 1901 schrieb er zu dem traurigen Thema und dessen möglicher Hinwegschaffung das als Manuskript gedruckte szenische „Grobianus Nostramus Tyrolensis“. Im Dialekt des unteren Eisacktales gehalten, beleuchtet dieses kleine Opus mit dem tränendurchblitzten Lächeln des Humors eine gewisse, dem tyrolischen Charakter bei aller Herzensweichheit eingemischte Widerhaarigkeit und Vorstigkeit, die eine endgültige Aussöhnung immer wieder und, wie es scheint, immer mehr hinausschiebt. Die Botschaft von der letzteren zwingender Notwendigkeit künden auch die beiden später entstandenen Gedichte: „Wie Niklas von der Flüe A. D. 1481 den Frieden gestiftet hat“ und „Der Zweikampf“. Zu meinem Bedauern ist nur dieses in das 1908 bei der St. Josef-Brüderschaft-Klagenfurt herausgekommene „Hausgärtlein“ aufgenommen worden: ein textlich und auch betreffs Auswahl der Illustrationsgegenstände von Domanig komponiertes Volksbuch, das in stofflich wechselvollem, der Idee nach aber prachtvoll einheitlichem Aufbau ein Meisterstück seiner Art darstellt. Die Kunst der intuitiven und zugleich bis ins genaueste ausgeglichenen Volkstümlichkeit tritt glänzend zutage. Auch das Anekdotenhafte spielt, wohl erwogen, leise herein. Zu seinem vollen Rechte kommt der Poet im eigentlichen Sinne in: „Tyroler Fahneneid“, „Dir schwören wir aufs neue“, „Der Zweikampf“ (s. o.), „Der Richter von Toblach“, „In der Christnacht“ (dialektisch), „Das Wunder von St. Georgenberg“. — Gott und die Heimat, Liebe und Pflicht, Leben und Geschichte, Freiheit und Kirche sind die Leitmotive der auf tiefgründiger, Himmel und Erde verbindender Weltanschauung ruhenden Gesamtschöpfung, deren Hauptzweck die Stärkung der tyrolischen Selbstbehauptung im Kampfe gegen die Fremdengefahr bildet. Ich müßte mich sehr irren, wenn Domanig nicht eine ganz besondere Freude an diesem in Hunderttausenden von Exemplaren verbreiteten Werk hätte, von dem er mir schrieb: „Es zeigt mich ganz und vielleicht von der besten Seite: als Volksschriftsteller.“

Ein intim-subjektives Lebensbekenntnis ist das 1907 bei Kösel-Kempten veröffentlichte „Wanderbüchlein“. Wie poetisch-

empfängliche Naturen an dieser ergreifend-gehaltenen Ausströmung eines echten Dichters vorbeigehen können, verstehe ich nicht. Und doch geschieht's. Das moderne „Lesepublikum" will halt „Kaviar". Und den gibt Domanig nicht. Er gibt hier, wie sonst, ganz etwas anderes: sein Herzblut, wenn man wirklich, mit dem eigensten Ich, herzugekommen und in sich einfach geworden ist; wenn man alles Triviale und Anempfundene, alles Wesensfremde von sich abgetan hat. Man denke: neunundddreißig Gedichte auf fünfundfünfzig Seiten, und in ihnen nicht mehr und nicht weniger als der Niederschlag eines ganzen Lebens, das ein Vollmensch und Vollkünstler gelebt, ausgewertet hat! Vor solcher Konzentration lerne man sich beugen; vor solcher keuschen Wiedergabe des Bestempfundenen, Besterstrebten, Besterfahrenen; vor solcher Demut und Mannhaftigkeit; vor solcher Güte, die tief und weich und klar eindringt wie Gottes weckendes Licht in keimfrohen Boden. Wie sagt Isabelle Kaiser? „Güte ist die Erlöserin der Welt." Aus dem „Wanderbüchlein" schaut mich dieses Lebensresultat mit sonnenwarmen, unergründlichen Augen an. Und deutet zurück auf alles, was Domanig sonst noch schuf. Und spricht: „Es gehört alles zu mir — mein Leben ist in diesem allen."

So habe ich, ohne Nörgelei, — die überlasse ich den „vielen" anderen — versucht, „Tyrols Klassiker", einen deutschen Lebensdichter zugleich, Deutschland und Österreich zu zeigen in seiner ganzen real-kernigen, vergeistigten Persönlichkeit. Gewiß, einige werden sagen: „Du fandest zu viel. In diesem und jenem, vielleicht in der Gesamtresultatziehung täuschtest du dich." Hier meine Antwort: „Ihr irrt. Was so zutiefst als lebendige Wahrheit erkannt und in sich aufgenommen werden kann, das muß in Wirklichkeit bestehen, muß unzweifelhaft echt sein. Darum: nicht ich: Ihr verkanntet ihn. Sehet zu, daß nicht einst Verantwortung von euch gefordert werde. Denn was er will und was ihr vielleicht hemmt, gilt dem Befreiungswerk seines, unseres Volkes — gilt auch der Förderung des Ureigenen in jedem einzelnen von uns. So habet guten Willen, wie er, und stehet zu ihm.





Dante, „Das Glaubensbekenntnis“ und „Das Vaterunser“.

Verdeutscht von Richard Zoozmann*).

Das Glaubensbekenntnis.

Ich schrieb dereinst von Liebe manche Zeile,
Soviel ich wußte süße, schöne, holde,
Und sie zu glätten braucht ich jede Feile.

Doch jetzt ist mir die Lust daran genommen,
Weil ich erkannt, daß all mein Streben eitel,
Und ich verloren hab, anstatt gewonnen.

Ich will darum, nicht ferner zu erheben
Die falsche Liebe, meine Hand zurückziehn
Und Gott allein als Christ die Ehre geben! —

Symbolum von Nicäa.

Ich glaub an Gott, den Vater, dem Vollbringen
Und Wollen eins ist, und dem alle Güter
Des Wohlgedeihens ewiglich entspringen.

Von seiner Huld sind Himmel voll und Erde,
Und aus dem Nichts hat er das All geschaffen,
Daß es vollkommen gut und prächtig werde.

Und was man hören, fühlen kann und sehen,
Schuf seine ewige grenzenlose Güte,
Und was der Geist im Innern mag verstehen.

---

*) Richard Zoozmann, dessen neue Dante-Übersetzungen von der zuständigen Kritik nahezu einstimmig als hervorragende, dem Urtexte kongeniale Leistungen beurteilt werden, hat soeben die Verdeutschung der von Dante in die Volkspoesie übertragenen „sieben Bußpsalmen“ sowie des „Glaubensbekenntnisses“ und des „Vaterunsers“ vollendet. Kenner werden diese Übersetzung nicht nur technisch (es sind durchweg dieselben weiblichen Reime wie im Original angewendet), sondern auch inhaltlich als sehr gelungen bezeichnen müssen, namentlich scheint der kirchliche, fromme Ton ebenso schlicht und rein wie im Urtext wiedergegeben. Der Übersetzer bietet hier den Lesern des „Gral“ zwei Proben dieser Verdeutschung, weitere werden folgen.

Ich glaub, daß menschlich Fleisch und sterblich Leben
Der Sohn einst annahm in der heiligen Jungfrau
Maria, die im Beten Trost kann geben,

Und daß göttliche Wesenheit, die hehre,
In Christo fromm und heilig uns zuteil ward,
Wie es auch sagt der heiligen Kirche Lehre.

In ihm ist wahrhaft Gott und Mensch umfangen,
Ist Gottes einziger Sohn, erzeugt seit ewig,
Und ist als Gott aus Gott hervorgegangen.

Er ist nicht Händewerk, vom Vater stammen
Muß er und gleichen ihm; und ist als Vater
Und Heiliger Geist eins mit dem Fleisch zusammen.

Er wollte jeglichen zum Heil befreien
Und litt am heiligen Kreuz den Tod des Kreuzes,
Voll Güte sich der Menschenschuld zu weihen.

Dann stieg er niederwärts zum Höllenschlunde,
Daß er dem ewigen Nachtverlies entführe
Die alten Väter, die im Herzensgrunde

Gehofft auf Gott, er werde sich bekleiden
Mit Fleisch, sie zu befrein aus dem Gefängnis
Und alle zu erlösen durch sein Leiden.

Und sicher ist's, wer da mit gutem Meinen
Vollständig dem vertraut und treuen Glaubens,
Sieht auch sein Heil durch Christi Leid erscheinen.

Doch wer da wankelmütig ist im Glauben
(Ketzer heißt der und Feind ist er sich selber),
Der läßt sich unbewußt die Seele rauben. —

Vom Kreuz genommen und zur Gruft getragen,
Erstand sein Geist und Leib am dritten Tage
Vom Tod, wie ich es glauben will und sagen.

Und dann, mit allem Fleisch, das er empfangen
Von seiner benedeiten Jungfrau-Mutter,
Ist er lebendig himmelan gegangen,

Um mit Gottvater dort im Glanz zu thronen,
Bereit zur Heimkunft ins Gericht, die Toten
Und Lebenden zu strafen und zu lohnen.

Drum jeder gute Handlungen erstrebe,
Das Paradies als Tugendlohn erwartend:
Daß er nach Gottes Gnade darin lebe.

Doch die in Lastern und in Sünden schreiten,
Stieß er hinab zu Höllenpein und Jammer
Zusamt den Teufeln, den vermaledeiten.

Dort sind die Qualen ewig-unabwendlich,
Nicht Rückkehr gibt's, und keine Zeit kann zählen
Die Weh- und Klagerufe, die unendlich.

Es mögen davor unsre armen Seelen
Sich sorgsam hüten durch den Geist, den heiligen,
Der in der Gottes-Dreiheit nicht will fehlen.

Denn wie der Vater bei dem Geist, dem heiligen,
Ist er beim Sohne: eins ist gleich dem andern,
Nur ein Gott und ein Heiliger mit den Heiligen.

Und also ist der Dreiheit wahres Wesen,
Daß wir in Vater, Sohn und Heiligem Geiste
Nur eine einzige Allgottheit lesen.

Aus dieser Liebe, diesem Wunsch alleine
Ging Er hervor, der nicht von Sohn noch Vater
Erzeugt ward und geschaffen, wie ich meine.

Nein, nur aus diesem ewigen guten Triebe
Vaters und Sohns ging er hervor zur Herrschaft,
Nicht daß dies oder jenes übrigbliebe.

Doch wer da einzudringen strebt genauer
In Gottes Wesenheit, dem wird die Flugkraft
Bald fehlen, und sein Herz erfaßt die Trauer.

So mag der feste Glaube uns genügen
An alles, was da lehrt die heilige Kirche,
Weil ihre Sprüche wahr sind und nicht trügen! —

Das Vaterunser.

O Vater unser, der im Himmel weilet,
Geheiligt sei für immerdar deine Name,
Und Lob und Dank für das, was du erteilet.

Laß deines Reiches uns teilhaftig werden
In unserm Beten; es gescheh dein Wille
Im Himmel gleicherweise wie auf Erden.

Gib, Vater, unser täglich Brot uns heute
Und wolle unsre Schuld uns gern verzeihen,
Die strafenswürdig ist und tief uns reute.

Und daß auch wir verzeihn, sei uns verliehen
Vergebung erst durch deine große Güte,
Damit wir unserm Feinde uns entziehen.

Du, Gott und Vater, Quell von allem Glücke,
Errette uns noch von den Anfechtungen
Des Höllenfeindes und vor seiner Tücke,

Die wir zu dir erheben unsere Bitte,
Daß, würdig deiner Huld, zu deinem Reiche
Mit Andacht wir einst lenken unsre Schritte.

König und Herr der Ehren, laß uns flehen,
Daß du vor Schmerz uns wahrst: und hocherhoben
Das Herz laß unsern Blick zu Boden sehen.

Auch die gebenedeite Jungfrau loben
Und preisen wir mit Recht; sie möge bilden
Den Schluß zu dem, was wir geschrieben oben.

Und bitten sie, daß sie uns Gottes Gnaden
Erfleh mit ihren heiligen Gebeten
Und uns befrei von ewiglichem Schaden.

Und alle, die gesündiget als Blinde,
Erleuchte und erlöse ihre Güte,
Daß jeder Rettung vor der Hölle finde! —

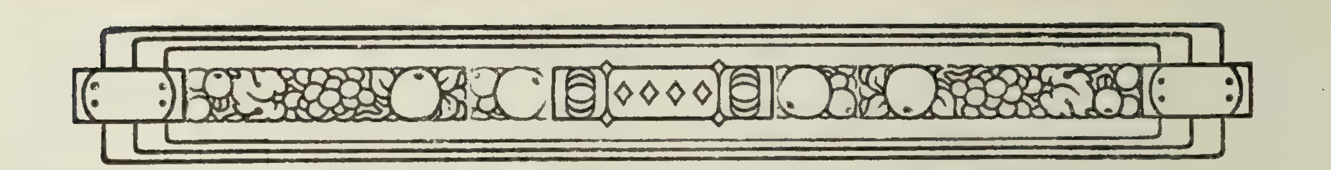
Das Ave Maria.

Ave Maria, Jungfrau, Königinne,
An Gnaden voll: weil Gott dir ewig nahe;
Vor allen Fraun sei höchsten Segens inne.

Und deines Schoßes Frucht — die uns zum Frommen
Die Schuld abwend, dies bitt' ich — Jesus Christus
Sei benedeit, und laß uns zu sich kommen.

Jungfrau gesegnet sei, in Ewigkeiten
Bitte für uns bei Gott, uns zu verzeihen
Und unserm Leben Gnade zu bereiten,

Und einst das Paradies uns zu verleihen!



Prinz Emil von Schönaich-Carolath.

Literarischer Essay von Dr. A. Lohr.

Nach Persönlichkeiten hungert unsere Zeit. Kein Wunder, denn noch nie gab es deren so wenige wie heute. Wie ein Kieselstein vom rinnenden Wasser gedreht und geschliffen, wird der Gegen wartsmensch vom mächtig flutenden Leben rastlos umwirbelt und geformt und findet nur selten festen Grund in heimlicher Tiefe. Polypenarmig umschlingt ihn das moderne Leben mit seinen tausend Interessen und Ablenkungen, saugt ihm die noch ungeborenen Eigengedanken aus dem Hirne und führt ihm unablässig aus den unzähligen Kanälen der Presse und Literatur fremde Mast zu. Und so wird mancher Herdenmensch und Nachbeter, ohne daß er's merkt; und ohne daß er's fühlt, wird er von der großen Walze, moderne Kultur genannt, in den unterschiedslosen Brei der Dutzend-Bildung gedrückt. Auch der Dichter horcht nicht mehr wie früher anf den klarsprudelnden Born, der ihm zu guter Stunde aus unbekannten Seelentiefen zugerauscht kam; das Klappern seiner Schreibmaschine übertönt die Stimme seines Innern und der Lärm des lauten Lebens ringsum zieht ihn ab. So gibt er denn die Oberflächegedanken und Auchgefühle, die das tägliche Treiben in ihm weckt, wieder und hüllt sie in sein schillerndes Modekleid, so daß die abgestumpften Nerven der Literaturgenießer zwar angeregt, aber nicht ins Vibrieren gebracht werden. Und wenn er etwas Talent hat, kann er reichen Mammonssegen einheimsen; er mag auch ruhig seines gesunden Schlafes sich erfreuen, denn von seinem Lebensmarke gibt er seinem Werke nichts; er braucht auch nicht zu besorgen, daß ein seinem tiefsten Herzen abgerungenes Buch auf dem Felde der Kritik von Nilpferden zertreten werde.

Aber wenn wir, müde von diesen Oberflächedichtern und innerer Erhebung bedürftig, uns nach Dichtern umsehen, die aus der Fülle ihres Herzens heraus schaffen und wahre Schätze ragender Gedanken und edelechter Gefühle an uns verschwenden — so sind wir auch daran nicht so arm, wie es scheint. Reklame und Tagesmode versperren uns freilich nur allzusehr den Weg zu den heiligen Mysterien dieser Persönlichkeiten; aber Gefühl und Urteil ziehen uns doch immer wieder zu ihnen hin, die mit ihrem vom eignen Mark genährten Lied die Lebensschuld der ganzen Zeit sühnen.

In der ersten Reihe jener wahren Dichter, die ihr eigenes Herz als Opfer für ihre Dichtung darbringen und niemals in der Tretmühle des modernen Alltagslebens ihre Seele untergehen ließen,

steht der kürzlich verstorbene Prinz Emil von Schönaich-Carolath. Keine Clique und keine Schule hat ihn je in ihren Bannkreis ziehen können; abseits vom verflachenden Alltag ging er seine Bahn, die Blicke abgewandt von den Modegötzen und auf ein großes Ziel geheftet. Der Königsweg des Leides hatte ihn frühzeitig in eine harte Schule genommen, ihn aber auch schließlich über pessimistische Abgründe weg auf eine schöne und freie Lebenshöhe geführt, von der herab er uns als Sinn des Daseins verkündet:

Menschlein plagen sich viel
Mit nichtigem Streben;
Ruhm, Ehren, Fürstengunst
Sind fliegender Dunst,
Lichtlein, irrend vom Ziel.
Ewig sind Glaube, Hoffnung, Vergeben,
Arbeit und Wohltun. Der Rest vom Leben
Ist Puppenspiel.

Zwanzig bis dreißig Jahre hat die unter heißen und trotzigen Kämpfen vor sich gehende Entwicklung des Dichters etwa gedauert.

Sie begann im Jahre 1878 mit den „Liedern an eine Verlorene". Der Verlust der Jugendgeliebten hat den damaligen jungen Dragoneroffizier (geb. am 8. April 1852 zu Breslau; in den 70er Jahren Leutnant in einem elsässischen Kavallerieregiment) augenscheinlich ganz aus dem seelischen Gleichgewichte geschleudert und ihm eine tötliche Wunde geschlagen. Er quittierte den Dienst, ging auf weite Reisen und sang sich in erschütternden Lauten sein Weh vom Herzen. Formell ist in den „Liedern an eine Verlorene" freilich noch vieles anfängerhaft, anderes gemahnt wieder an Vorbilder wie Heine, der dem Dichter in seiner damaligen Gemütslage begreiflicherweise in manchem entsprechen mochte — aber die übermächtige Empfindung des Dichters, die sich bald in wilden Klagen, bald in müder Resignation Luft macht, ergibt doch einen starken Eindruck.

Aus derselben nur etwas mehr in Wehmut aufgelösten Empfindung ist die 1881 erschienene Novelle „Tauwasser" herausgeboren. Unter recht romantischen Umständen verlieben sich ein unbeholfener Student und Pastorssohn und eine junge Italienerin ineinander und besiegeln damit ihr Unglück. Nach Anlage der Geschichte könnten sie ja wohl zusammenkommen, aber für den Dichter, der die Novelle fühlbar mit der größten Ergriffenheit schrieb, ist es ein „Naturgesetz, daß wir am Ungewöhnlichen, an unseren heftigsten, heißesten Herzensregungen zugrunde gehen müssen". Und so gehen denn die beiden unter in den Tauwassern. Ihr weiteres Leben ist ein bloßes Dulden und Vegetieren. Bent, der Held der Geschichte, der unserm Dichter seelisch vollkommen gleicht, „ist seltsamerweise Dichter

geworden. Eine Handvoll Lieder, die er an Giacinta gerichtet, erregte Staunen und brachte ihm fast den Ruhm; es war sein erstes und bestes Werk. Was er später geschrieben, ist schroff oder unklar; man ahnt wohl das Vorhandensein einer Kraft, fühlt aber sofort, daß diese Kraft früh und im Kerne gebrochen ward".

Für „Tauwasser" ist diese Selbstkritik insofern richtig, als Kraft, schöne Ansätze, überquellende Empfindung reichlich vorhanden sind, aber der Dichter ließ sich zu sehr vom Gefühl mitreißen; die sentimentale Geschichte ist künstlerisch zu wenig gebändigt.

Dagegen zeigt sich in den zwei Jahre später, 1883, erstmals erschienenen „Dichtungen" nicht nur nichts von gebrochener Kraft, sondern im Gegenteile eine dichterische Kraftentfaltung, Gedankentiefe, Empfindungsglut und Energie des Ausdrucks, wie sie nur großen Dichtern in glücklichen Augenblicken zu Gebote stehen. Die Wertherstimmung, das verzweifelnde Klagen um die Verlorene, treten zurück und die Frage seines persönlichen Liebesleides erweitert sich bei dem Dichter zum Problem des Weibes überhaupt. Tieferes und Glutvolleres als die epischen Gedichte, in denen sich Schönaich mit den verschiedenen Seiten des den Grund seines Wesens aufrüttelnden Problems auseinandersetzte, wird es in der ganzen modernen Dichtung kaum geben.

Das erste Stück ist „Angelina". Sie ist schön und gut und rein, die junge Italienerin. Aber trotzdem muß sie schließlich in der Gosse sterben, weil die schreckliche Wirklichkeit das Schöne mordet und das Vollkommene zerstört. Nur in der Ewigkeit leuchtet diesen armen Menschenblumen, die im Scharlachschmuck der Schönheit am Straßenrande aufgeflammt sind, durch Christi Erlösungstat ein Hoffnungsstrahl.

Die „Sphinx", das zweite epische Gedicht, wächst sich zum Drama der Sinnenliebe aus. Die nach Lust und Sinnenreiz girrende Masse sucht und findet Alltagsglück im sinnlichen Genuß; aber der Edelmensch, der wie Guy seinen heiligen Schmerz um die verlorene Jugendliebe im Sinnentaumel entweiht, verliert sein Bestes um den bitteren Aschenrest der Lust und geht an der Sphinx zugrunde. Wer aber seine großen Schmerzen rein von Befleckung hält, den adeln und erhöhen sie:

> Heil dem, der Glück beim Weibe nie gefunden
> Und aus der Tiefe dafür segnen mag.
> Das ewig Weibliche ist Schmerz ohn' Ende:
> Wer allsogroß, daß ohne Groll und Spott
> Er schweigend sich von Erdensonnen wende,
> Steht freilich einsam da — doch eins mit Gott.

An dieses tiefe, hochragende Gedicht schließt sich der Zyklus „Fatthûme" an. Wie Goethe die Herbstsonne seiner Leidenschaft in

den „Westöstlichen Divan“ ausstrahlte, so hüllt hier der Dichter die Geschichte seiner Liebe in orientalisch-pittoreskes Gewand, in dem die Einheit von Natur, Stimmung und dichterischem Ausdruck bewunderungswürdig festgehalten ist. Jedes einzelne Gedicht dieses Zyklus, der von zarten, schwellenden Liebesliedern zu heißer Wüstenglut und brennendem Liebesweh ansteigt, um dann zu schmerzvoller Entsagung, zum schwülen Traum einer Fata Morgana sich zu dämpfen, — ist von reifer, satter, glutvoller Schönheit.

Ein geniales Seitenstück zur „Sphinx“ ist „Don Juans Tod“. Während Sinnenlust in den Abgrund zieht, erlöst wahre, seelische Liebe selbst den größten der Sünder — Don Juan, den ein genialer Einfall des Dichters zum Zwillingsbruder von Faust und zum Sohn Ahasvers und der nach dem Sturze des Heidentums heimatlos herumirrenden Venus gemacht hat. Von seiner Begierde ruhelos umhergepeitscht, kommt Don Juan auch zur Grusenfürstin Diava, die ein geheimnisvoller Erlösungstrieb zu ihm hinzieht. Zum erstenmale schweigt der reinen königlichen Jungfrau gegenüber, die sich für den zum Tode Verurteilten aufopfert, das sinnliche Verlangen und aus feuriger Todeslohe steigt das in Seelenliebe gereinigte bessere Teil Don Juans himmelwärts, denn

> Wen Liebesmacht in feurigem Gefährt
> Auf Flammenspeichen rettet vom Gemeinen,
> Dem werden Sonnen der Vergebung scheinen
> Im Heimatland, des Frühling ewig währt.

Mit „Judas in Gethsemane“ endet diese glorreiche epische Reihe. Auch hier heißt das Thema: Liebe erlöst. Der Inhalt ist die Anklagerede des Judas, mit der dieser seine Tat zu rechtfertigen sucht. Die Auffassung des Dichters ist dabei eine höchst eigenartige. Judas ist beim Dichter eine Phantasiegestalt, kein armseliger Verräter, der aus kleinlichen, abscheulichen Beweggründen seinen Herrn und Meister seinen Feinden überliefert; er ist ein hassensgewaltiger Dämon, der als Rächer der gesamten Menschheit auftritt und es den Sohn Gottes entgelten lassen will, daß Gott die Menschheit nur für einen Ozean von Qual, für ein Leben ärgster Pein von der Wiege bis zum Grabe geschaffen habe. Aber als der die wildesten Anklagen gegen Jesus schleudernde Verräter endet und die Soldaten auffordert, den Erlöser zu ergreifen, da sendet Jesus dem Verruchten dennoch seinen stillen, dunklen Heilandsblick nach, zum Troste für uns, daß, wenn groß auch unsere Schuld und groß das uns erwartende Gericht, die Liebe doch am allergrößten bleibe.

Und so sehen wir den Dichter nach stahlhartem, heißem Ringen die Mächte der Verneinung überwinden und zur Überzeugung sich durchkämpfen, daß die Welt zwar ein Jammertal, die Schönheit dem

Verderben geweiht und der Genuß erniedrigend sei, daß aber Entsagung und reine Liebe von der Erde loskauften und zu höherem Sein emporführten. Jede Zeile ist dabei tief innerlich erlebt und jedes Gefühl so recht aus vollem Drang herausgeboren. Und gerade die oft märchenfremde Handlung, die aller Äußerlichkeiten, die sie dem realen Leben näher bringen könnten, bar ist, erhöht noch die innere Wahrheit der Gefühle. Ebenso unmittelbar empfindet man auch die eigenartig glutvolle, prunkende, oft kühne Sprache.

Weicher, schmelzender sind die Gedichte, die sich an die epischen Stücke der „Dichtungen" anschließen und von denen manche aus den „Liedern an eine Verlorene" herübergenommen sind. Aber mit welcher Ausdrucksfähigkeit und lebendiger Anschauung sind viele Seelenlandschaften, Stimmungsbilder und innere wie äußere Erlebnisse dichterisch wiedergegeben! Der Grundakkord ist noch ein recht pessimistischer, aber das poetische Erleben bewegt sich doch auf einer breiteren Basis. Innerlich ist bei diesen lyrischen Stücken die Entwicklung die gleiche wie bei den epischen; sie gipfelt in den drei letzten Worten des Bandes: „Zu Gott empor". Auch die Liebe zur deutschen Heimat macht sich hier schon stark geltend.

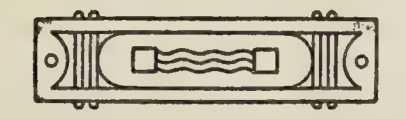
Ein Jahr nach den „Dichtungen", 1884, erschien bereits wieder ein Prosawerk. Es waren die „Geschichten aus Moll". Die zehn Stücke des Buches lassen sich in zwei ziemlich scharf sich voneinander abhebende Hälften teilen. Die ersten vier Geschichten, oder vielmehr Skizzen, erinnern unwillkürlich an Böcklinsche Gemälde. Leuchtend, in kräftiger, süß-schmerzlicher Schönheit heben sich die historisch-romantisch-allegorischen Stoffe auf einem stimmungsvollen, weltschmerzlichen Märchenhintergrund ab. Anders die sechs letzten Stücke. Sie behandeln in scharf beleuchtender, knapper Art allerlei Probleme des modernen gesellschaftlichen und sozialen Lebens und erweisen zum Teil auch des Dichters Fähigkeit, recht realistisch zu schildern. Augenscheinlich hat der Dichter jetzt mit sich ausgerungen und wendet sein Interesse mehr der Außenwelt zu. „Am Strome" ist seine erste Skizze, die in ergreifender Weise von seinem neuerwachten Mitleid mit den Enterbten des Lebens kündet.

Nach dieser Veröffentlichung folgte eine zehnjährige Pause im Schaffen Schönaich-Carolaths. Nach heißem Ringen waren sie nun ausgefochten, die trotzigen Kämpfe seines Herzens, die alte tiefe Wunde war verharscht und zu Gott und der Welt war ein Verhältnis gewonnen, das nach hohen Zielen ein eifriges Streben und rege Mitarbeit am Wohle der Menschheit zu gewährleisten schien. Nach den Jahren des Zweifels und der bittern Selbstentzweiung hatte der Dichter wohl das Bedürfnis, wieder mehr ein Mensch unter Menschen zu sein, in kleinem Kreise das Glück zu suchen und Stand und Lebensverhältnissen entsprechend sein Menschenlos in treuer Pflichterfüllung zu vollenden. Er gab sein Reiseleben, das er seit seinem

Abschied vom Heere geführt, auf und schuf sich im Jahre 1887 einen häuslichen Herd. Nur wenig sagt Schönaich-Carolath in seinen Werken von seiner Frau, einer geborenen von Knorring aus einem alten Adelsgeschlecht der deutschen Ostseeprovinzen Rußlands, aber das wenige kündet mehr als genug. So heißt es in einer Zueignung:

Ich hab' dich geliebt, ich hab' dich errungen
Und habe dich dennoch nie besungen,
Weil nicht in Worten noch in Bildern
Dein Herzensreichtum wär' zu schildern.

Das Glück ist eben stumm. (Schluß folgt.)



Sudermanns „Hohes Lied“.

Von M. Herbert.

Selten war der Titel eines Buches schlechter mit dem Inhalt zusammengestimmt, als in diesem neuen Roman von Hermann Sudermann, denn der Inhalt des Romans ist das genaue Gegenteil eines hohen Liedes.

Zola und Daudet haben ihren Tagen grausam genug den Spiegel vorgehalten, aber niemals haben sie eingestanden, daß ihre ganze Nation in allen Ständen so gründlich verseucht sei, wie es Sudermann in diesem Werke tut.

Der Roman „Frau Sorge“, Sudermanns Erstlingsarbeit, ist wohl den meisten Lesern dieses Blattes bekannt. Der Triumph ehrlicher, harter Arbeit ist darin gefeiert, ein tief sittliches Problem, auf dessen Schultern die Wohlfahrt und die Gesundung eines Volkes zu ruhen vermag.

„Frau Sorge“ ist das wertvollste Buch, das Sudermann seinen Mitbürgern jemals geboten hat.

„Vor dem Erfolge“ könnte man als Motto über das Werk schreiben, denn es entstammt der Zeit, da Sudermann noch zu den Ringenden und Arbeitenden gehörte, und nicht zu den Genießenden und Raffinierten, deren sich brüstender Stolz eine intime Kenntnis der Verdorbenheiten der sogenannten Lebewelt ist. Damals hatte der Dichter seiner Nation wirklich etwas Erhebendes und Kräftigendes zu sagen.

Er hat sich **nicht** in aufsteigender Linie entwickelt.

Je weiter ich in die Lektüre des Buches eindrang, um so mehr wurde mir bewußt, daß hier ein großer, aber entnervter Künstler einer herabgekommenen und entarteten Zeit mit brutaler Deutlichkeit ihr Bild zeigt. Hoffentlich ist es verzerrt, oder sollte Sudermann das alles wirklich dem Leben abgeschrieben haben?

Entnervt ist alles in dem Buche. Entnervt ist der Kapellmeister Czepanek, — der „wie ein trunkener Liebesgott" vor dem Spiegel steht, ehe er davonläuft, um Weib und Kind dem Elend preiszugeben.

Entnervt ist die Frau Czepanek, die sich schminkt und Locken brennt in der Hoffnung auf die Wiederkehr des Mannes, und schließlich im Wahnsinn versucht Lily Czepanek, die arme Heldin des Romans, zu ermorden.

Furchtbar entnervt ist aber diese schöne, junge Lily selbst — ein Spielball eines jeden Mannes, der sie in seine Gewalt bekommt.

Entnervt sind auch alle Männer, die ihr begegnen. Vom verdienten, seinen Gelüsten frönenden Oberst bis zum entgleisten, nichtsnutzigen Leutnant — die Beamten, die Kaufleute, die Maler, die Diener, alle tragen denselben Stempel sittlicher Herabgekommenheit. Am scheußlichsten mutet der perfide Rechtsanwalt mit seinen teuflischen Ratschlägen an. Sudermann zeichnet in dem Roman die Schicksalsentwicklung eines hilf- und haltlos auf den Lebensmarkt geworfenen jungen Weibes, das durch Schönheit wie Charakterlosigkeit gleich ausgezeichnet, aber durchaus nicht verworfen angelegt ist, im Gegenteil, diese Lily Czepanek ist mit einer gewissen liebenswürdigen Naivität gezeichnet, ja Sudermann versucht sogar, ihr einen Schimmer von romantischem Idealismus zu geben.

Durch ihre Sinnlichkeit — und auch ihre Armut — gedrängt, ohne irgend eine religiöse oder moralische Idee im Hirn, wandert Lily Czepanek nun aus einer Hand in die andere. Von einer Verführung und Schändung, von einer Erniedrigung und Schmähung in die andere — bis der graue Alltag sie gnädig verschlingt.

Die Entwicklung ist folgerichtig gezeichnet, die einzelnen Bilder erstehen mit verblüffender Realistik; der erste Teil des Romans hat sogar frische und schöne Stellen und treffende Beobachtung. Aber was nachher kommt, ist von einer furchtbaren, platten Gemeinheit, der Gemeinheit der Lebewelt Berlins.

Wenn dieser Roman, in dem nicht **eine** errettende und erlösende Idee, nicht **eine** starke und tüchtige Persönlichkeit zur Sprache kommt, **wirklich** auf Studien nach dem Leben fußt, dann sind wir so weit gekommen, daß wir Sudermanns „Hohes Lied" als Mene Tekel an den Wänden unserer modernen Gesellschaft betrachten müssen, denn die Quintessenz des Werkes ist doch nur diese:

„Das moderne Weib, der Religion und der Sittlichkeit entkleidet, mit der eingeborenen Sehnsucht nach einer wahren und

echten Liebe begabt, muß die Beute der sie ausnützender Männerwelt werden.

So schleppt es sich durch tausend Pfützen, bis es, gehetzt wie ein Tier, unter der Last seiner schmachvollen Erinnerungen zusammenbricht und, wie bei Sudermann, nicht einmal mehr die Kraft zum Selbstmord hat, sondern sich in gemeinem Wohlleben mit seiner Vergangenheit abfindet."

Nachdem ich das furchtbare und grausame Buch beendet hatte, warf ich es in das Feuer meines Ofens, damit keines meiner erwachsenen Kinder unter seinem Eindruck leiden sollte.

Übrigens wird dieser Roman vermutlich ein Kassenstück des Cottaschen Verlags werden, denn er ist an Pikanterie weit reicher als an Kunstwert und an plumper Geschmacklosigkeit ergiebiger als an Feinheit der Seelenkunde.

Eine historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke Eichendorffs*).

Von Franz Ranegger.

Die literar-historische Forschung steht seit etlichen Jahren im Zeichen der Romantik. Seit die neuromantische Literaturströmung, die fast gleichzeitig mit dem Naturalismus, aber in bewußtem Gegensatze zu ihm entstand, an jene gewaltige Geistesbewegung zu Beginn des 19. Jahrhunderts anknüpfte, wandte auch die Wissenschaft ihr Augenmerk dem Reich der blauen Blume zu. Eine Reihe von Gesamtdarstellungen und Einzeluntersuchungen suchte Licht in jene interessante Literaturperiode zu bringen, betriebsame Verleger kamen dem neuerwachten Interesse an romantischem Geiste durch Ausgaben entgegen. Einige ihrer dichterischen Hauptgrößen erhielten historisch-kritische Gesamtausgaben, so Novalis durch Jakob Minor, Brentano durch Karl Schüddekopf, E. Th. A. Hoffmann durch Karl Georg v. Maaßen. Nun soll auch das literarische Vermächtnis des liebenswürdigsten Romantikers in einer historisch-kritischen Ausgabe dargeboten werden. Die Herausgabe besorgen unter Mitwirkung des Wiener Romanisten Philipp August Becker die beiden Germanisten Wilhelm Kosch und August Sauer von den Universitäten Freiburg i. Schw. und Prag. Sie soll in zwölf Bänden die Biographie, die Dichtungen,

* Tagebücher des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Mit Vorwort und Anmerkungen von Wilhelm Kosch, Regensburg, Verlag von J. Habbel. (XI. Band der Sämtlichen Werke, historisch-kritische Ausgabe. In Verbindung mit Philipp August Becker, herausgegeben von Wilhelm Kosch und August Sauer.) 8⁰ (XIV, 1—312 Text, 313—390 Anmerkungen, 391—426 Register). In Leinen geb. bei Subskription Mk. 3.—, einzeln Mk. 4.—.

Übersetzungen, literar-historischen und sonstigen Schriften, endlich die Briefe, Tagebücher, Lesarten und ein Gesamtregister enthalten und im Jahre 1911 vollständig vorliegen.

Eine solche Ausgabe kann nicht den Zweck haben, den Dichter erst für sein Volk zu „retten". Denn Eichendorff hat sich von allen Romantikern am innigsten in das Herz des deutschen Volkes gesungen und es hat nie begeisterter aufgehorcht als beim bestrickenden Waldhornklang seiner Lieder. „Überall, wo Wälder rauschen, Mühlen gehen und singende Jugend durchs Land zieht, ist Eichendorffs Muse nicht fremd." Ist er ja nach Falkes Wort „ein Stück deutscher Volksseele. In Nord und Süd, in Ost und West, in Wald und Feld, am Meere und auf den Bergen, zwischen den Häusern und vor den Toren singt und klingt sein Lied, und weiß mancher nicht, wer es zuerst gesungen. Es kennen und singen es alle, so singt er es eben auch. Es ist ein Volkslied!" Aber außer seinen köstlichsten dichterischen Gaben, den Liedern und dem unverwüstlichen „Taugenichts", hat Eichendorff noch eine Fülle poetischer Schönheit in erzählenden und dramatischen Schöpfungen niedergelegt, eine Reihe von geistvollen literatur- und zeitgeschichtlichen Werken geschaffen, die wegen ihres Ideenreichtums und ihrer blendend schönen Darstellung jeder Gebildete kennen sollte. Außerdem hat er als Übersetzer so Vorzügliches geleistet, daß jedem Literaturfreund der Besitz dieser unveralteten Schätze erwünscht sein muß. Kosch und Sauer kommen mit ihrem durchaus wissenschaftlich fundierten Unternehmen, das dem kritischen Benutzer wie dem ästhetischen Genießer das Seinige gibt, nur einem allgemeinen Wunsche entgegen und verdienen für ihre warmherzige und aufopferungsvolle Arbeit den tiefsten Dank des deutschen Volkes, für dessen weitere Kreise vornehmlich die ersten fünf Bände dieser Ausgabe in Betracht kommen.

Nach einem wohlerwogenen Plane erscheinen zunächst die biographischen Schriften und hier wiederum an erster Stelle die Tagebücher, welche die Hauptquelle für die Kenntnis des Menschen und Dichters bilden; diese finden ihre naturgemäße Fortsetzung und Ergänzung in den Briefen (X. Band): auf dieser sicheren Grundlage erst kann sich ein erschöpfendes Lebensbild erheben (I. Band). In Krügers „Der junge Eichendorff" und Reinhards „Eichendorffstudien" sind die Tagebuchaufzeichnungen zum erstenmal benützt und von Nowack in den Jubiläumsveröffentlichungen „Lubowitzer Tagebuchblätter" und „Fahrten und Wanderungen" erstmals auszugsweise abgedruckt worden. Was Kosch auf 312 Seiten bietet, stellt das ganze uns erhaltene Material dar, das nach der Ansicht des Herausgebers schwerlich mehr bereichert werden wird. Die Aufzeichnungen, die getreulich nach der Eichendorffschen Schreibweise mitgeteilt werden, umfassen in unregelmäßiger Führung und mit zahlreichen Lücken die Jahre 1798—1812 und endigen mit einigen abschriftlich erhaltenen

Notizen aus dem Jahre 1815. Die reichstbedachten Jahre sind 1800—1808.

Eichendorffs aufs Einfache, Gerade und Wesentliche gerichteter Sinn ergeht sich nicht in weitschweifigen Beschreibungen und langatmigen Ergüssen, sondern erfaßt das Wesentliche mit schlichtem, knappem Wort; seitenlang bestehen die Aufzeichnungen nur aus Schlagworten und Namen. Sie umspannen wie ein goldener Rahmen seine Jugendjahre, die er wie wenige Dichter in Glück und Sonnenschein verleben durfte. Ein Stück feingeistigen und gesellig-heiteren Adelslebens erschließen uns die Lubowitzer Tagebuchblätter. Im Breslauer Gymnasialkonvikt führt er ein frisch-fröhliches Schülerleben mit öfteren theatralischen und musikalischen Aufführungen. Wir ziehen mit ihm auf die Universität Halle, wo er zuerst einen Hauch des romantischen Geistes verspürt; stärker entzündet sein dichterisches Ingenium die erste größere Reise mit seinem Bruder von Halle durch den Harz nach Hamburg und Lübeck und an die Ostsee. In diesen Reiseschilderungen verrät sich schon der innige Naturfreund. Von Halle zieht er ins Hauptquartier der Jungromantiker, nach Heidelberg, wo er bald im Banne des großen Görres steht. Hat ihm der weite Wald um Lubowitz sein ewiges Lied ins Herz gerauscht, so wurde die schöne Heidelberger Landschaft bestimmend für die Feinheit und Zartheit seiner Naturschilderung. Berlin, wo er Brentano kennen lernt, und Wien, wo er im schöngeistigen Salon Friedrich Schlegels mit einem Kreis geistvoller Männer verkehrt, sind die nächsten Stationen. Dazwischen fallen die idyllisch-friedlichen Ferienaufenthalte auf dem väterlichen Schloß in Schlesien. Über allem liegt der Hauch frisch ins Leben stürmender Jugend und unbekümmerten Frohsinns; Humor und Tollheit lugen aus den Zeilen, die sich oft zu hohem Schwung erheben und uns die Entwicklung seines Prosastiles von trockener Unbeholfenheit zu glänzender Fülle vor Augen führen.

Den Aufzeichnungen geben Bildnisse, Faksimilia und Karikaturen eine lebendige Folie. Die nicht weniger als 78 Seiten füllenden Anmerkungen, bei denen Nowack nur zum geringsten Teile Führer sein konnte, bergen eine gewichtige Summe forschender Arbeit. Die Akribie des Textes läßt uns erhoffen, daß wir den ganzen Eichendorff in mustergültiger Gestalt erhalten. Der wagemutige Verlag Habbel in Regensburg hat dem Werke ein prächtiges Gewand gegeben, in dem es wohl sicher sein darf, allgemein freudiger Aufnahme zu begegnen.





Aus Zeitschriften und Büchern.

Das Geheimnis der Monumentalität der Kunst. Im Dezemberheft des „Türmer“ (S. 430 ff.) finden wir einen sehr anerkennenden Bericht über die Tätigkeit der deutschen Gesellschaft für christliche Kunst. Der Türmer ist bekanntlich ein literarischer Vorkämpfer modern-protestantischer Weltanschauung. Aber manche katholische Feder würde sich in der Zeit des Tendenz- und Inferioritätsgejammers sträuben, die folgenden Sätze niederzuschreiben, die im Grunde eine herrliche Apologie der Grundsätze und Bestrebungen des „Gralbundes“ bedeuten:

„Es gab eine Zeit, und sie war die glänzendste der Malerei, in der neun Zehntel aller Bildwerke diesem (kirchlichen) Gebiete galten, und wo es dennoch verkehrt wäre, in gleicher Weise von christlicher oder kirchlicher Kunst zu sprechen, wie wir es heute ganz instinktiv solchen Gemälden gegenüber tun. Das liegt nicht, wie viele behaupten, an der Schwächung des kirchlichen Lebens, noch weniger an einer Herabminderung des religiösen Empfindens. Eher trifft das Gegenteil zu. Wir vertragen es heute nicht mehr, daß diese Stoffe als Mittel benutzt werden, um in ihnen einfach Schönheitsbedürfen und -gefühl auszuleben. In dieser Hinsicht treffen Kirchenfreunde und -gegner zusammen. Die letzteren stört der Stoff in einem solchen Maße, daß wir heute in weiten kunstfreundlichen Kreisen einer blinden Voreingenommenheit für alle Kunst begegnen, die hierher gehört. Die Anhänger des Kirchentums aber verlangen vom Künstler als Wesentlichstes die Erschöpfung des Kirchlichen, des Religiösen in seinen Bildern.

Den Schaden dieser Zustände hat die Kunst gehabt. Wenn wir die Möglichkeit zugeben — und angesichts der vorhandenen Tatsache kann nur blinde Hartköpfigkeit sie leugnen —, daß auch der Mensch von heute mit voller dogmatischer Überzeugung und ganzer seelischer Hingabe einer Kirche angehören kann, so muß es auch heute echte Kirchenkunst geben können, sobald dieser Fall bei einem Künstler eintritt. Die ungeheure Bedeutung und Befruchtung durch religiöses Empfinden leugnet kein Mensch. Wenn dieses religiöse Empfinden in einem kirchlichen aufgeht, so braucht das noch lange keine Schwächung zu bedeuten, sondern kann ebensogut durch die Größe des Zusammengehörigkeitsgefühls, des Welterlebens, das in der Kirche zum Ausdruck kommt, zu einer gewaltigen Monumentalität gesteigert werden,

die dem Subjektivismus fast notwendigerweise versagt bleibt. In diesem Gemeinempfinden liegt das Geheimnis der Monumentalität aller Kunst, liegt die Ursache dafür, daß die Kunst unserer neuen individualistischen Zeit fast niemals zur Monumentalität gelangt."

Was hier speziell von der bildenden Kunst gesagt wird, gilt natürlich ganz ebenso von der Literatur, und das auf diesen Grundsätzen aufgebaute Literaturprogramm ist eben das „Gralprogramm". Es ruht auf der Überzeugung, daß erstens ein geborener Dichter, der sein religiöses Empfinden in seiner Dichtkunst „auslebt", als Künstler den gefeierten Dichtern des modernen antichristlichen Individualismus nicht nur ebenbürtig, sondern bei gleicher Begabung entschieden überlegen ist, und zwar hauptsächlich — wie sich der Türmer sehr richtig ausdrückt — durch die Monumentalität seiner Werke. Und weil jede große, in die Ferne und durch alle Zeiten wirkende National- und Volkskunst „monumental" sein muß, so behaupten wir folgerichtig, daß die im weitesten Sinne kirchliche (und das ist heute nur die katholische) Kunst in erster Linie, ja so weit wir sehen können fast ausschließlich heute noch befähigt ist, eine große nationale Kunst hervorzubringen. Zu etwas „befähigt" sein, zu etwas die Vorbedingungen in sich tragen, heißt aber noch nicht, es schon hervorgebracht haben, weshalb auch die bekannte spöttische Frage: Wo ist denn eure große Kunst? eigentlich nur eine Selbstverspottung derer bedeutet, die sie uns gegenüber aufwerfen. Gerade diese Frager werden einst vor dem Forum des Weltgerichts die Verantwortung dafür tragen, wenn wir diese große Kunst gar nicht mehr oder erst nach langen Irrwegen erreichen. Denn soviel an ihnen liegt, haben sie ganz gewiß die Entwicklung mancher vorhandenen Keime und Ansätze dieser Kunst durch ihre Inferioritätsfurcht und ihre geringschätzende Behandlung jener katholischen Dichter, die nach einer solchen Kunst streben, wirksam gehindert.

Sind wir Katholiken rückständig? — Auf diese in der „Bücherwelt" jüngst wieder aufgeworfene Frage (siehe Gral Nr. 3, S. 141) gibt Richard von Kralik in seiner hochaktuellen und lesenswerten Schrift „Das katholische Kulturprogramm" (Frankfurter zeitgemäße Broschüren, B. 28, Heft 2) folgende Antwort: „... es handelt sich bei der Kulturarbeit nicht nur um Spezialforschung (in der uns die Gegner vielfach überlegen sind, wie unmittelbar vorher zugestanden wird), es handelt sich vor allem um die Grundsätze. Die machen eine Kultur aus. Und wir können uns rühmen, im Besitz der richtigen Grundsätze zu sein, die wir auch, wie der Bericht vom Büchermarkt bezeugt, unermüdet darlegen. Das ist unsere Stärke. Wir haben, gegenüber den sophistischen Grundlagen des Relativismus, die ständige Philosophie als Vorbedingung jeder wahren Wissenschaft, jeder wahren Ethik und Sozialistik, jeder wahren Kunst. Das sind die

Talente, mit denen wir wuchern sollen und wuchern. Das ist unsere Superiorität, die wir stolz und bewußt, tapfer und eifervoll auszunützen haben. Schmach jenen unnützen Knechten, die diese anvertrauten Schätze zurücklegen und vergraben, weil sich mit den Rechenpfennigen des Marktes leichter und gefahrloser rechnen läßt! Ach, in dieser Feigheit, in dieser Unkenntnis der wahren Werte, in dieser Trägheit, die eigenen Geschäfte zu betreiben, um sich bequem an fremden zu beteiligen, darin liegt der Hauptgrund unserer weniger günstigen Lage. Man schaffe hier gründlichen Wandel, indem man nur einfach das tut, was man tun soll, das sieht, was man sehen sollte, und das ganze Angesicht der Erdenverhältnisse hat sich umgewandelt zu unserm Vorteil, zum Vorteil der Wahrheit. Dieser Gesichtspunkt ist in dem peinlichen Inferioritätsstreit der letzten Jahre nicht genügend berücksichtigt worden. Auch muß ich den gewiß sehr gutmeinenden und scharfsinnigen Kritikern unserer angeblichen Inferiorität vorwerfen, daß sie doch von den positiven Früchten unserer Prinzipien zu wenig Kenntnis genommen haben. Wir Katholiken alle sind da ganz natürlich stark beeinflußt von der öffentlichen Meinung, die uns umgibt, die das ausposaunt und herausstreicht, was ihrer Tendenz entspricht, die aber wieder all das zurückdrängt und methodisch totschweigt oder verhöhnt, was nicht mit ihrer Tendenz übereinstimmt. Es gehört eine ungewöhnliche Selbständigkeit der Gesinnung dazu, sich von dieser öffentlichen Meinung zu emanzipieren. Diese öffentliche Meinung wird von den Gegnern gemacht, vor allem von den mit raffinierter Planmäßigkeit oder mit unfehlbarem Instinkt arbeitenden Zeitungen, die außer ihrer Gesinnung auch ihr Geschäft und ihr Publikum erhalten wollen. Es ist das dringendste Gebot für unsere Kultur, uns von dieser öffentlichen Meinung freizumachen und ebenso zielbewußt, mit ebenso regem Solidaritätsgefühl die wahre öffentliche Meinung des katholischen Volks zu entbinden, zu regeln, zu befestigen. Aber hierin ist noch wenig geschehen. Leider arbeitet gerade ein Teil unserer katholischen Kritik ganz im Dienst dieser gegnerischen öffentlichen Meinung, er läßt sich von ihr berauschen und verleiten, das Kulturschädlichste zu loben, das Kulturförderlichste zu tadeln, nur um bei dieser „öffentlichen Meinung" der Gegner nicht in den Verdacht und den Vorwurf der Rückständigkeit zu geraten, oder aus Furcht, sich im Turm katholischer Absonderung zu verschließen, dort zu versitzen und vom allgemeinen Kulturleben auszuschalten."

Tendenz im Roman. In Enrica von Handel-Mazzetti sieht der Literaturhistoriker Engel „die stärkste Kraft und bewußteste Künstlerin unter den jüngeren lebenden Erzählungsdichterinnen". Trotzdem sucht er bei ihr nach einer konfessionellen Tendenz. Die Autorin ist katholisch, ihr Werk muß also Tendenz haben, gerade wie

Janssen Tendenz haben muß, und zwar die unleidlichste und verwerflichste, die allein verwerfliche Tendenz, — eben die katholische! Wo käme aber der Literaturhistoriker hin, wollte er über alle Romanwerke ein Tendenzgericht abhalten, streng und ehrlich? Alle haben sie ja ihre Tendenz, die modernen Romane, von seichten Unterhaltungsschriften abgesehen. Heute, wo jeder seine Weltanschauung selber macht, bringt eben jeder seine Weltanschauung mit zu seinem Werke und macht für sie Propaganda, und für gewöhnlich sind sie nicht blöde nnd wagen ihre Meinung zu sagen, die Romandichter von heute.

Aber es ist, als ob die Katholiken auch auf dem Parnaß unter Ausnahmegesetzen ständen: zum vornherein sind sie tendenzverdächtig, und die wenigen katholischen Dichter, die man gelten läßt, müssen alle wenigstens Quarantäne durchmachen, bevor man sie freigibt — meistens immer noch mit dem Vermerk: Vorsicht! katholisch!

Das Rätsel löst ein Ausspruch unserer trefflichen Erzählerin Ferdinande von Brackel, die sich einmal in einem Briefe an eine Freundin also äußerte: „Folgerichtig wird immer der Roman, der unserer menschlichen Schwäche am meisten entgegenkommt, am leichtesten den allgemeinen Beifall finden, und der Roman, der von entgegengesetzten Anschauungen ausgeht, wird leicht den Ruf der Lehrhaftigkeit erhalten — und das wird sich niemals ändern lassen."

Menschliche Schwäche, die in allen sich regt, ja des Menschen Hauptschwäche und die große Schwäche unserer Zeit ist die Abneigung gegen jede absolute Autorität in Sachen der Religion und der Sitte. Ungebundenheit im Denken und Glauben, die Autonomie des Subjekts, die Selbstherrlichkeit der Person — wie schmeichelt das allen Adamskindern! Es ist aber in der Tat eine Schwäche, ein Sündenfall, mag man auch tausendmal das Gegenteil versichern. Und Schwäche ist es auch, nicht nur ungerechte Ausschließlichkeit, wenn man katholische Tendenz unleidlich, unerlaubt findet. Ist es also wirklich angebracht, daß auch wir über katholische Autoren immer gleich das hochnotpeinliche Tendenzgericht verhängen und sie mit dem Gespenst konfessioneller Tendenz in das graue Milieu der Indifferenz und der als alleinseligmachendes Ideal gepriesenen Interkonfessionalität hineinscheuchen?

Ferdinande von Brackel ist sicher nicht die einzige katholische Dichterin, die in der Abwehr der Tendenzanklage von sich versichern kann: „Mein Ehrgeiz ging dahin, ähnlich wie Lady Fullerton im Englischen, Novellen und Romane zu schaffen, die, ohne in irgend einer Weise lehrhaft zu sein, doch dem katholischen Boden, dem sie entsprungen, gerecht würden. Kein Buch ist gänzlich tendenzlos. Aber die Tendenz soll jeder poetischen Schöpfung entsteigen wie der Duft der Blume."

Überhaupt — warum so ängstlich? Man kann mit Wahrheit sagen: der Roman verträgt seiner Natur nach eine gute Dosis Tendenz,

viel mehr als Drama und Epos, die ihrem Wesen entsprechend ungleich höher in die Sphäre reiner Poesie hineinragen sollen als der Roman, dies Mittelding zwischen Poesie und Prosa. Man nehme doch den Roman als das, was er ist!

Die eben angeführte westfälische Dichterin, die in unserer Frage sicherlich kompetent ist, schreibt des weiteren: „Der Roman ist eine Art Spiegelbild unserer Zeit und unseres Lebens, und je mehr man sich und seine Zeit darin erkennt, um so lieber ist er uns.“ Vergebliches Bemühen also, den Roman in höhere Regionen zu entrücken, wo die Leidenschaften des Tages nicht mehr toben! „Die Fragen, die die eben obwaltenden sind, zwingen auch die Phantasie des Dichters . . . (Der Roman) ist eben vielgestaltig; er schließt sich dem menschlichen Geschmacke an; er schmiegt sich in die gerade herrschenden Interessen. Er war blutig und schauerlich wie die Menschen, denen ihre Zeit die Phantasie vornehmlich mit entsetzlichen Bildern füllte; er war weich und zärtlich, als die Menschen in süßen Empfindungen schwelgten; er folgt uns heute wie damals auf alle Gebiete des Fühlens, Denkens, Strebens und Handelns. Er ist die Lektüre, die den Pulsschlag des Lebens wiedergibt . . .“*) Unsere Zeit und das moderne Leben sind in ihren Tiefen aufgewühlt von Fragen der Religion und Weltanschauung — naturnotwendig wird die schöne Prosaliteratur zum Fechtboden für diese Geisteskämpfe. Und da will man den katholischen Dichter und ausschließlich ihn dazu nötigen, seine blanke Waffe in der Scheide zu lassen! Das Wettern und Zetern gegen Roman-Tendenz ist zu allermeist entweder Heuchelei oder ein Kampf gegen Windmühlen.

Mg.



Kritische Gänge.

Von Albert Christiani.

Heute zu katholischer erzählender Volksliteratur! Otto von Schaching (d. i. aus Schaching), mit bürgerlichem Namen Kgl. Wirkl. Rat Dr. V. M. Otto Denk-Regensburg, Chefredakteur des „Deutschen Hausschatzes“, hat seinen vielen Verehrern und Freunden ein Prachtbuch geschenkt in der verbesserten Auflage der Bayerntreue. (Historische Volkserzählung aus dem 18. Jahrhundert. Mit drei Kunstbeilagen und vielen Textbildern. Regensburg 1909. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 8⁰. 462 S. Brosch. Mk. 3.60, geb. Mk. 4.—.) Der Verfasser selbst bezeichnet diese zweite

*) Die Brackel-Zitate aus: Ferdinande Freiin von Brackel. Ein Gedenkblatt von E. M. Hamann. S. 13 und 67.

Auflage bescheiden als „umgearbeitet"; in Wirklichkeit ist sie ein neues Werk, in das aus dem alten nur „geringe Bruchteile" herübergenommen wurden.

Ich sagte: Ein Prachtbuch. Zunächst äußerlich, in Druck und Bildschmuck. Auf diesen zumal kann der Verlag stolz sein, denn wo sonst finden wir bei derartiger Preisniedrigkeit eine solche Fülle authentischer und künstlerischer Illustrationen? Dann textlich. Ich habe das Ganze Wort für Wort mit lebhafter Spannung gelesen, obwohl ich kein Bayer bin. Mag sein, daß dem einen oder anderen Kritiker allzuviel vaterländische Geschichte in der Erzählung steckt: schwerlich aber jenen Lesern, wie sie sich ein Autor, nicht zuletzt ein hochstehender, in erster Linie wünscht und wünschen muß. Denn ihnen ist diese Geschichte mitreißend flüssig gemacht, von der ersten Seite bis zur letzten.

Alles steht zum Greifen deutlich da. Die Zeit- und jeweilige Lokalbühne ist von denkbarst kundiger Hand aufgerichtet. Und keiner der zahlreichen Charaktere „agiert" bloß; jeder lebt, die meisten von ihnen sprühen sogar Leben. Da ist es denn eine Lust, den vorgeführten historischen Ereignissen in ihren Zusammenhängen und Episoden, ihren Widerspiegelungen innerhalb des Trägerkreises der Handlung zu folgen. Was fragt der letzterer rückhaltlos Hingegebene, ob sie hie und da noch straffer zusammengefaßt, noch vollendeter abgerundet und ausgeglichen sein könnte? So wie sie vor ihm sich vollzieht, beeindruckt sie ihn als unmittelbar Geschehenes, nicht selten als unmittelbar Geschehendes, läßt ihn nicht los, bis er den Band geschlossen hat, und bis lange darüber hinaus. Ja, alles mutet ihn an als goldechte Wirklichkeit: Schauplatz und Menschen, die in ihrer Knappheit unaufdringlich kräftigen, dann wieder zart lieblichen Naturbilder, nicht zuletzt die Sprache. Letztere ist das Resultat gewissenhafter Forschung, und man fühlt's förmlich, wie sie dem Autor in Fleisch und Blut übergegangen ist. Gewissenhafte Forschung liegt überhaupt dem Werke zugrunde; nicht ein einziges Mal kommt einem die Frage, ob das alles, oder ob dies und jenes sich wohl tatsächlich so verhalten habe. Und das, meine ich, ist eigentlich das höchste Lob, das man solchem Buche spenden kann. Wir spüren's freilich, daß letzteres wie aus einem Gusse entstanden ist, und gar nicht wundern würde ich mich, wollte der Dichter uns sagen: „Ich hab's innerhalb weniger Wochen unter dem Zwange des Impulses, wie in einem Zuge, hingeschrieben." Aber der Grundriß ist lange vorher aufs sorgfältigste gemacht, die Grundlage ebenso ausgebaut, das Material auf seinen Voll- und Einzelwert durchaus geprüft und zielsicher verwendet worden. Auf Unfehlbarkeit erhebt auch Otto v. Schaching keinen Anspruch. Aber Künstler bleibt ein Meister wie er selbst im Fehl.

Das Thema der Darstellung ist die bayerische Erhebung gegen die kaiserliche Administration im spanischen Erbfolgekrieg, der Gipfel

die Sendlinger „blutrote“ Weihnacht 1705. Der Held ist das Volk. Und wie kennt Otto v. Schaching dieses Volk! In allen Schichten und Typen, in all seinem Fühlen, Denken und Tun, in all seinen Verhältnissen, nicht zuletzt in dem zu seinem Herrgott, seiner Heimat und seinem angestammten Herrscherhause. Dieser Kenntnisgrad der Feinheit, Tiefe und Kraft deutet an sich schon aufs Geniale.

Wenn ein glühender, so ist Schaching doch kein blinder Patriot. Er zieht keinen Schleier über Ungenügen, Schwäche, Irrung, Verrat im eigenen Lager. Allen gegenüber gibt er der Gerechtigkeit, was der Gerechtigkeit gebührt, aber auch der Liebe, die Gott selbst uns ins Herz senkte, „daß wir sie wie etwas Heiliges ehren und pflegen“ — der Liebe zum Vaterlande. Niemand weniger antiösterreichisch, aber auch niemand mehr der historischen Treue ergeben als er. Er selber spricht im Vorwort von „den unseligen Wirkungen einer Politik, durch die einst zwei nach Abstammung, Sprache, Sitten und Gebräuche aufs innigste verbundene Völker vorübergehend leider einander entfremdet wurden. Das jedoch“, fügt er hinzu, „kann uns nicht abhalten, selbst die durch eine irrende Staatskunst heraufbeschworenen Ereignisse zu rühmen, sofern sie einem Volke Gelegenheit schufen, seine Seelengröße zu bekunden. Oder wer von uns möchte dem Heldentum eines Andreas Hofer und der übrigen tirolischen Freiheitskämpfer die höchste Bewunderung versagen, obschon die Geschichte uns die mit Bayernblut bezahlte Rechnung vor die Augen hält?“ Otto v. Schaching war es ja auch, der seine vollendetste weibliche Gestalt in einer der Kleinodien seiner besten Kunst: im „Mädchen von Spinges“ („Geschichten aus dem Volke“), schuf. Wie sagt er doch gegen Schluß des Vorwortes? „Und das bildet den Kernpunkt der Sache: nicht mit Politik haben wir es hier zu tun, sondern mit den Werken erhabenster Vaterlandsliebe. Schwerer Versündigung aber würde ein Volk schuldig, das nicht im Hinblick auf eine ruhmvolle Vergangenheit sein nationales Bewußtsein kräftigen wollte.“

In diesem Sinne muß das „aus den politischen Verhältnissen des 18. Jahrhunderts heraus“ zu beurteilende Buch gelesen werden. Und wer es so liest, wird dauernden Gewinn daraus ziehen, wie wir es immer tun, wenn wir den Geist echter, und zwar echt christlicher Männlichkeit zu uns sprechen lassen. Um so mehr, wenn dies, wie hier, in Form eines Kunstwerkes geschieht, das in erster Reihe von ernsten Menschen jedweden Standes in sich aufgenommen sein will, in zweiter erst von der vorgeschritteneren, nicht völlig unreifen Jugend.

Ebenfalls zurück in das 18. Jahrhundert, aber in dessen letzte Hälfte und in den Anfang des folgenden, greift M. Buols Erzählung Die Gamswirtin. Graz 1909. Verlag von C. J. Oehninger. 8°. 308 S. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—. Hier steht im

Mittelpunkte eine einzelne Gestalt, um die alle anderen sich näher oder ferner gruppieren, und erst im letzten, kleineren Drittel des Buches tauchen die Geschehnisse einer sturmbewegten Zeit auf, die auch das Geschick der Heldin unmittelbar beeinflussen. Der Schauplatz ist Tiroler Land: das Schmirner- und Silltal des Brennerreviers mit Bauernhöfen und Weilerschmiede, zumal mit Matrei, dem alten Markte, und seinem vornehmsten Gasthof, dem Wirtshaus zur „Gams". Ein armes braves Kind aus dem Volke, Tochter eines Webers und Schulmeisters, hat sich von früh auf im Dienste bei Fremden in frommer Pflichttreue bewährt und findet ihr Glück, ihre schönste Heimat in der Ehe mit einem edlen Manne, dem Matreier Gamswirt. Sie hat gleich ein schweres Kreuz auf sich zu nehmen mit der brutalen Abneigung des Schwiegervaters. Aber ihre rührende, ringende Geduld gewinnt diesem doch, kurz vor seinem Tode, den Frieden und väterlichen Segen ab. Nun mehrt sich ihr Heimglück in der Liebe zu Mann und Kindern, in schaffender und bewahrender Arbeit. Schier seinen Höhepunkt erreicht es durch das kurze Verweilen Pius VI. in Matrei auf seiner Rückkehr von Wien durch den Segen des hl. Vaters, der sie und ihre Kinder auf besondere Weise trifft. — Die Freisinnsära unter Joseph II. wirft ihre Schatten auch über Tirol. Kirchen werden ihres Schmuckes beraubt, uralte Wallfahrtsheiligtümer geschlossen. Desto treuer hält sich das Volk zu seiner Religion.

Die Kreuze mehren sich. Ins Nachbarland bricht die Kriegsfurie. Bonaparte siegt und will auf Eroberungswegen nach Deutschland über Mantua und Tirol. Österreich blutet unter seiner Geißel. Verwundete und Sterbende werden in Scharen aus Südtirol aufwärts geflüchtet, auch nach Matrei. Josepf Knoflach, der Gamswirt, opfert sich in ihrer Pflege; das Lazarettfieber rafft ihn hinweg. Unmittelbar nach dem furchtbaren Verluste richtet sich seine Witwe auf zu edler Entschlossenheit: trotz der schweren Zeiten will sie den Ihren das Vaterhaus erhalten. Ihre Kräfte reichen weit, aber nicht an das Unmögliche. Der Tag kommt, da sie erkennt: Nun heißt es sich von der Heimstätte lösen. In der höchsten Not wird ihr Rettung durch ihr liebstes Kind und durch einen Pflegling ihrer Betreuung seit früher Jugend. Das angestammte Heim für ihre Kinder, die alle unter ihrer Zucht zu guten Menschen sich entwickelten, ist gesichert. Ihr eigen Tagwerk aber ist getan. Rasch naht der Tod. Wie vor sieben Jahren in Wirklichkeit, hört sie jetzt, im prophetischen Geiste, Sturmläuten. Da ruft sie den Ihren zu: „Haltet zum Herrgott und zum Vaterland!" Und stirbt im flüsternden Gebet — beim Dämmern jener Sturmzeit, die Tirols Geschichte für immer in die Annalen des Ruhmes zeichnete.

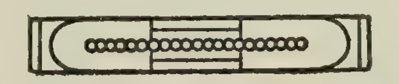
Der ganze Zauber M. Buolscher Erzählweise kommt in dem Buche, das für hoch und nieder, alt und jung paßt, zur Geltung.

Diese Weise ist Kunst, wenn auch stiller, zurückhaltender Art. Das Werk hinterläßt den Eindruck eines Idylls, in das freilich gegen Ende die Kriegsfackel blutrote Lichter schleudert. Die Schilderung, im ganzen zart, wenn auch durchaus naturwahr, hebt sich verschiedentlich zu bedeutender Kraft. Die Charakteristik, so reich wie überzeugend, deutet auf liebevoll scharfe Beobachtung. Einige Figuren prägen sich für immer ein: außer der Heldin und ihres Gatten die ihrer Kinder, ihres Vaters, der „dichterisch" veranlagten Urbanskathl, des Schmiede-Martl, des Bliemen-Ander und des Knoflach-Andrä, ferner des genial veranlagten Pater Bonuventura, des eigenartigen „Frühmessers" usw. Land und Leute, Natur und Schicksal sprechen unverfälscht zu uns. Goldener Humor lacht uns mit Schalkaugen an, und Beweis reiht sich an Beweis für das tiefe Eindringen der Verfasserin in geschichtliche und ethnographische Realität, vor allem in die Kenntnis der Menschen-, Volks- und Menschheitsseele. Ein warmer, kraftvoller Herzschlag pocht aus dieser künstlerisch schönen Dichtung, deren formale Mängel — der epische Faden dürfte bisweilen fester angezogen, das Episodenhafte mehr zurückgedrängt sein — weit überwogen werden von seinen inneren Vorzügen, unter denen der Zauber echter Weiblichkeit mit an erster Stelle steht.

Dieser durchstrahlt auch M. Herberts neueste Schöpfung: Volksgeschichten. Regensburg. J. Habbel. 8⁰. 317 S. Geb. Mk. 3.—. Meines Erachtens gehört der Band zu dem Besten, das uns die Muse dieser hochbedeutenden Frau beschert hat. Gedichte in Prosa sind diese 20 Geschichten mit ihren bezeichnenden Titeln: Die Lektion der Schwester Franz von Assisi, Protzenliesl, Legende, Bruder Hilarius, In der Seitenkapelle, Das Katherl, Das Volksfest, Hennenliesel, Das jüngste Gericht, Das Schwalbennest, Die Frauenrechtlerin, Die Fahne des Rechts, Der alte König, Aus dem Zirkus, Die Bachmühle, Der G'schaftelhubertoni, Die Wallfahrt, Frau Mutter, Am roten Herzfleck, Allerseelenmärchen. Und alle sind sie herausgehoben wie blühendes Leben aus blühendem Leben: dem des Volkes in und um Regensburg mit seinen vielen speziellen Zügen und seinem einen großen Gemeinsamkeitszuge des Ewig-Menschlichen. Vollkommen künstlerische Gleichwertigkeit läßt sich begreiflicherweise auch dieser Sammlung, die viel mehr noch für die Volksliebhaber als das „Volk" bestimmt sind, nicht nachsagen. Es sind sogar Stücke darin, die ich missen möchte, da sie für meinen Geschmack über das Ziel schießen: Das Volksfest, Das Schwalbennest, Die Bachmühle. Aber die anderen! Da fügt sich Juwel an Juwel. Mit einer Selbstverständlichkeit, die einen beim Nachsinnen erschauern macht, wird uns das Innere all dieser Gütigen und Unguten, dieser Schwergeprüften und Irrenden, dieser Glücklichen und Unglücklichen, dieser Gottinnigen und Leichtfertigen enthüllt. Und das

Drum und Dran, der Schauplatz und das Milieu stehen nicht minder wahrheitsgetreu vor uns. Auch die Sprache, der Dialekt wirkt echt, jedenfalls auf den Laien. Ein grandioser Humor nach der tiefernsten, ein heller, sonniger nach der schelmischen Seite durchpulst das Ganze — eine Lebensanschauung, die auf Gott gestellt ist in heißer, fast leidenschaftlicher Liebe zu den Armen, Gedrückten, Verfolgten, in hinreißendem Verstehen für Einheitliches und Einzelnes, Verstreutes in Mensch und Menschentum. Das alles aber — mit Abrechnung der paar Ausnahmen — künstlerisch abgetönt, nun mit einer Feinheit der Ausführung, dann wieder mit einer Großzügigkeit der Konturierung, die beide Meisterschaft an sich sind. — Auch Symbolisches findet sich in dem Buche, und zwischen den Zeilen liest, wer's versteht, die Symbolik der Welt.

Schließlich möchte ich auf eine Sammlung hinweisen, die freilich dichterisch den drei oben besprochenen Werken weit nachsteht (der Autor ist, nebenbei bemerkt, noch jung und auf Weiterentwicklung zugeschnitten), die aber stofflich wie auch der Richtung nach unsere Aufmerksamkeit verdient: Schwarzes Gold. Oberschlesische Geschichten von Paul Nieborinski. Trier 1908. Verlag der Paulinusdruckerei. 8⁰. 280 S. Geb. Mk. 1.50. Die Hakatisten würden ja Feuer sprühen über Autor und Opus, würden jenen, den Freund des Volkes, und erst recht seines Volkes, als Fanatiker verdammen. Der Objektive, der jedoch nur aus der Ferne zu urteilen vermag, muß sich sagen: Wir können dieses Buch nicht auf die Tatsächlichkeit hin prüfen. Aber jedenfalls hat der Mann, der es schrieb, nicht bloß ein gutes, aufnehmendes Gemüt, sondern auch ein gutes, aufnehmendes Auge. Niemand wird ihm abstreiten können, daß er sah, was er festhielt, daß er erkannte und empfand, was er übermittelt — ganz abgesehen von seiner Versicherung, daß letzteres der Hauptsache und jedenfalls den handelnden Personen nach auf Wahrheit beruhe. „Schwarzes Gold", sagt er in seiner Vorrede, „ruht in Oberschlesien in der Erde. Schwarzes, überstaubtes Gold sind aber auch die Herzen jenes viel verkannten und von vielen Seiten bedrängten Volkes, des einzigen slavischen Stammes, welcher, wenigstens bis jetzt, alles in erster Linie nach dem religiösen Gesichtspunkt beurteilt." Jedenfalls hat er an und mit ihnen erlebt, was wir nur ahnen. Und ich meine, er, der jugendliche, aber bereits bewährte Priester, gibt sich als einer, dem man vertrauen kann. So lese man denn sein Buch mit Unterscheidung soviel man will, sowohl im ethischen wie im künstlerischen Sinne. Aber man lese es als „Zeugnis" — und lasse es andere lesen.



Bücher-Anzeigen.

Feodor v. Zobeltitz, Tröst-Einsamkeit. Der Roman eines Jahres. Berlin 1908. Egon Fleischel & Ko. 8°. 456 S. Mk. 6.—.

Dies vielbesprochene Buch ist einerseits künstlerisch und aktuell sehr hochgestellt, anderseits wegen seiner „Unwahrscheinlichkeiten“ getadelt worden. Meiner Ansicht nach hat den Verfasser vorwiegend nicht die Kunst im Stich gelassen, das Unwahrscheinliche dem Leser für den Augenblick glaubhaft zu machen, und damit war seine rein dichterische Pflicht erfüllt. Sie wurde ihm dem stimmungsempfänglichen Leser gegenüber um so leichter, als er in der Handlung wie im Helden Romantik und Moderne geschickt verschmolz.

Der Held zählt vermöge seines ererbten Geldes zu den ersten Reihen der oberen Zehntausend. Er ist ein edler Phantast, dessen großzügiger Natur es jedoch nicht an positiven Grundlagen mangelt, so daß auch in ihm „männliche Tatkraft“ sich in „ausdrucksvolles Leben“ umsetzt. Dies geschieht besonders nach einem Jahre freiwilliger Zurückgezogenheit in Eichendorffs berühmter „Tröst-Einsamkeit“, wo ihm eine bittere Herzensenttäuschung durch eine neue, erwiderte Neigung harmonisch ausgelöst wird. Der tragische Ausgang des realen Glückes läßt ihm eine Lebenspflicht, die er freiwillig übernimmt und dadurch einen Anker und Kompaß für sein ferneres Schicksal gewinnt. — Seine erste Liebe, ein lichter, reicher Charakter, ist die Heldin. Sie liebt einen armen, hochbegabten Edelmann, läßt sich aber durch dessen Zurückhaltung sowie durch die finanziell-prekäre Lage ihres Vaters und die schwere Verunglückung eines „künftigen“ Millionenvetters verwirren, verlobt und vermählt sich dem scheinbar Sterbenden, der mit ihr die holländische Gewissensehe schließt und dadurch, ohne ihr Wissen und ohne jegliche Berechtigung, ein falsches Licht auf sie wirft. Als sie nach einem Jahre die ihr zugefügte Schmach erfährt, erbittet sie von dem fast Genesenen, dessen wirkliche Gattin sie nie gewesen ist, die ihr von Anfang an in Aussicht gestellte Freiheit. Da bringt er, verzweifelnd, sie und sich in unmittelbare Todesgefahr, aus der nur sie gerettet wird, um dann, nach schwerer Prüfung, zum Recht des Herzens zu gelangen.

In diese dem Kern nach einfach komponierte Geschichte spielen allerlei interessante Situationen und Persönlichkeiten aus der adels- und geldaristokratischen Gesellschaft herein, sowie der Zauber idyllischer Abgeschiedenheit, weltfernen Waldwebens. Der scharf beobachtende, ganz aufs Aktuelle zugeschnittene Psychologe und der lyrisch gestimmte, in die Träumerei der Romantik eingesponnene „Poete“ kommen beide zu Wort. Kunst, Sport, Industrie, Volksbeglückung, Erziehung und Hygiene: alle diese Themen werden aufgeworfen und mehr oder weniger, obwohl nie besonders eingehend, verfolgt. Im Grunde hält auch der Dichter, wie der Held, „das pessimistische Winkelchen seiner Seele fest zugerammt“, wenigstens in dieser Erzählung, deren Hauptcharaktere sämtlich in frische Lebensströmung geraten — bis auf den ethischen Bankerotteur, der an seiner Schuld durch Mangel an Selbstüberwindung zugrunde geht.

Alles in allem: ein liebenswürdiges, anregendes, gemütvolles, wenngleich reichlich verquicktes Buch, dessen Philosophie sich zu sehr auf der Oberfläche bewegt. Aber es ist schmutzfrei. Nur die eine zotenartige Bemerkung über einen „jungen Jesuiten“ fällt heraus, und zwar nicht nur als arg geschmacklos, sondern auch als an sich arg unwahrscheinlich. Auch aus anderem ersieht man Zobeltitz' ungründliche „Bekanntschaft“ mit dem Katholizismus. Aber dieser glänzend begabte Erzähler ist kein Hetzer — das allein berührt schon angenehm in unserer hetzenden und verhetzten Zeit.

Hermann Hesse, Nachbarn. Erzählungen. S. Fischer, Berlin 1909. 8°. 317 S. Geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

Hesse gehört zu den Autoren, bei denen man die letzte Auflage nicht mehr angibt, weil man nicht weiß, ob sie nicht schon die vorletzte oder gar die vor-vor-

letzte ist. Er verdient diese Beliebtheit, denn er zählt zu den Feinen, Reinen, Stillen, Vornehmen, die in ihrer Vortragsart noch ein wenig auf Großmutters Zeiten, ja auf Urgroßmutters Märchenwinkel hinweisen. Dabei schaut er fest und klar ins Leben, greift auch mit sicherer, wenngleich nie robuster Hand zu. Den Leser aber hält er am Knopfloch, bis er ihm gesagt hat, was er ihm zu sagen wünscht. — Ich liebe ihn sehr. Er hat so kluge, tiefe Augen und so ein warmes, weises Herz. Man kann nicht nur von ihm lernen, man kann auch durch ihn genießen. Denn er ist ein guter Künstler und ein besserer Mensch. — Der vorliegende Band mit seinen vier Erzählungen steht auf der Höhe. „Die Verlobung" ist köstlich, „Karl Eugen Eiselein" brillant, „Garibaldi" prachtvoll-gruselig, „Walter Kömpf" ergreifend, „In der alten Sonne" wenn auch reichlich breit, so doch vielleicht am besten, alles miteinander echt dichterisch erzählt. Der Schauplatz ist ein schwäbisches Städtchen; wenn man das Buch zumacht, ist man in jenem Ortsbürger geworden.

Martha Renate Fischer, Das Patenkind. Stuttgart, Adolf Bonz & Komp. 8⁰. 475 S. Mk. 5.—.

Ein tüchtiges, der Wirklichkeit abgelauschtes, aber künstlerisch gefaßtes Buch. Ein wenig gar zu behaglich ausgesponnen, doch nicht auseinanderfahrend, sondern von gutem Aufbau, klarer Motivierung wie Personenzeichnung und eindringlicher Schilderung. Frei, mitunter reichlich grobkörnig in der Äußerung, aber moralisch in der Auffassung. Wer thüringisches Volk und Volksleben kennen lernen will, sollte es lesen. Für Unmündige paßt es nicht.

Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen. Herausgegeben von Dr. Otto Hellinghaus. Herder, Freiburg i. Br. I. und II. Band à Mk. 2.50 (geb. in Leinwand). 8⁰. VI und 332 S., 324 S.

Prof. Hellinghaus setzt sein verdienstvolles Werk fort, indem er Herders Bibliothek deutscher Klassiker die oben angezeigte als Ergänzung anreiht. Diese soll nur Erzählliteratur — besonders des 19. Jahrhunderts — von anerkanntem und bleibendem Werte, von vollkommener Sittenreinheit, bringen. Als Hauptleserkreis wird die reifere männliche und weibliche Jugend ins Auge gefaßt. Die Sammlung betont theoretisch und praktisch den großen Einfluß der Prosaepik, mit dem wir eben zu rechnen haben, heute mehr denn je. — Der erste Band enthält: Kleists Verlobung in St. Domingo, Brentanos Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl, Stifters Hagestolz, Grillparzers armen Spielmann, Hebbels Nacht im Jägerhause, Kurz', „Den Galgen!" sagt der Eichele; der zweite: Fouqués Undine, Kleists Bettelweib von Locarno, Mörikes Lucie Gelmeroth, Tiecks des Lebens Überfluß, Stifters Bergkristall, Halms Marzipanliese. Am Schlusse jedes Bandes sind wertvolle Anmerkungen gegeben. Das Unternehmen verdient unsere rege Förderung.

Otto von Schachings Volkserzählungen. 1.—5. Bändchen à Mk. 1.50 (geb.). Zweite Auflage. Mit Bildern.

Mit großer Freude begrüße ich die Ausbreitung dieser Sammlung. Otto von Schaching gilt mit Recht als Volkserzähler par excellence, im ethischen wie im dichterischen Sinne. Der „Gral" wird in nicht allzu ferner Zeit eine Würdigung dieses markigen Künstlers bringen, in der auch auf die „Volkserzählungen" Bezug genommen werden soll. Hier mag daher ein nachdrücklicher Hinweis und eine registrierende Angabe genügen: 1. Der Bauernkönig. Der Judas von Oberammergau. Zweierlei Leute; 2. Der Klammgeist. D'Marei vom Brandstätterhof; 3. Die letzte Kugel. Afra. Der heilige Judas; 4. Der Hirmonhopfer von Bischofsmais; 5. Stasi. Ich betone, daß der Inhalt fürs Volk, nicht etwa für die unreife Jugend, gedacht ist. Die Ausstattung dient, zumal angesichts des niedrigen Preises, dem rührigen Verlage zur hohen Ehre. —r—.

Paul Frieben, In des Jahrhunderts Kreise. Ein Unterhaltungsbuch für die Jugend, bestehend aus Gedichten und Geschichten, Märchen und Sagen, Schilderungen, Festspielen und Rätseln. Mit einem Titelbilde und zahlreichen Textillustrationen. Breslau, Franz Goerlich. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.—.

Ein Familienbuch ist dies reich und vorzüglich ausgestattete Werk, aus dem jedes der Kinder, von den kleinen bis zu den vorgeschritteneren, unter leitender Anteilnahme der Eltern und Erzieher schöpfen kann. Die Grundidee ist das verstehende Vertrautwerden mit den Offenbarungen der Natur. Friebens Art ist, in ihrer Kernigkeit, eine wahrhaft zu Herzen gehende. Um seine religiöse Wärme und kraftvolle Sprache zu erkennen, lese man z. B. die Dichtung: „Was Sonne und Mond sich in der Karwoche erzählen."

Wildrosenzeit. Bücherei für erwachsene Töchter. Mit Einschaltbildern von M. Annen und Buchschmuck von Fr. Mock. à Band geb. Mk. 3.—.

Die drei bis jetzt erschienenen Bände: Lotty Freiberg, Nur ein Jahr!, Auf der Sonnenseite des Lebens, sind sämtlich von Marianne Maidorf, einem Liebling der heranwachsenden und — sagen wir: dreiviertels „erwachsenen" weiblichen Jugend, die sich durch der Autorin gemütsinnige und zugleich frische von falscher Sentimentalität weit entfernte Darstellung lebhaft gefesselt fühlt.

ms.

Martha Grosse, Wir Mädchen … Gedichte in Prosa und Versgedichte. Mit einem Vorwort von Paul Keller. Paderborn 1909. Ferdinand Schöningh. 8°. 103 S. Geb. Mk. 2.80.

Paul Kellers Geleitswort klingt mit voller Berechtigung sehr hell und warm. Er spricht von der „Kerngesundheit" des Inhaltes. „Gesund diese unaufdringliche, herztiefe Frömmigkeit; gesund, weil gänzlich selbstverständlich, die keusche, schneeweiße Mädchenhaftigkeit; gesund die ganze Jugendpracht, die das Buch schön und kraftvoll Seite um Seite offenbart … Nirgends ein Verirren in neblige Lande, immer eine Ausschau aus klaren und trotzdem tiefblickenden Augen. Die Form beherrscht Martha Grosse mit der Leichtigkeit und Sicherheit eines Künstlertums, das jahrelang in ernstem Studium und unter strenger Kritik abgewartet hat, ehe es das erste Werk der Öffentlichkeit übergab."

Daraus sehen wir, daß die Autorin kein junges Mädchen — das Adjektiv unterstrichen — ist. Der neueste katholische Literaturkalender*) bezeichnet sie als Einunddreißigjährige. Auch ihr Buch, dem ein erstes gleichen Charakters voranging, ist nicht für ganz junge Mädchen — das Adverb unterstrichen — bestimmt. Es darf von ihnen gelesen werden, es sollte von ihnen nach einigen Jahren gelesen werden — und auch von Gattinnen und Müttern, erst recht von Männern, welche die edle Psyche des Weibes, einerlei ob Mädchen oder Frau, kennen lernen möchten. — Auch hinsichtlich der Künstlerschaft sagt P. Keller kein Wort zuviel, zumal nicht betreffs der Gedichte. Man ist in diesen Tagen der drängenden Weihnachtssaison doch wahrhaftig nachgerade literatur- und besonders lyriksatt geworden. Aber diesen Band habe ich in einem Zuge von Anfang bis Ende gelesen. Und habe dann der Autorin über Zeit und Raum beide Hände hingestreckt. Hier leuchtet uns mal wieder ein Talent-Versprechen auf, das schon weit mehr ist als solches. Möge es sich völlig auslösen.

---

*) Keiters Katholischer Literaturkalender 1909. Herausgegeben von Dr. Karl Menne. Neunter Jahrgang. Mit sechs Porträts. Essen-Ruhr 1908. Fredebeul & Koenen. 8°. 480 S. Mk. 4.—. Das soeben herausgekommene Werk weist dankenswerte Überarbeitung auf.

Grüße aus der Kemenate. Mutterlieder von Anna de Crignis. Herausgegeben vom Katholischen Lehrerinnenverein in Bayern. München, Lämmerstraße 1/0. Val. Höfling. 12⁰. Brosch. Mk. 1.20, geb. Mk. 1.50.

Das ist eine entzückende Gabe, der die Schlußverse eines der Gedichte als Motto vorgestellt werden könnten: „Stets sind die Frauen die Seele der Welt, Wenn sie fein mütterlich bleiben!" Aber nach dieser Probe denke man nicht, daß die Reflexion in der Sammlung vorherrsche. Wir finden darin geradezu herzerquickende Unmittelbarkeit. Und echte, köstliche Lieder. Und Milde, Kraft, Frömmigieit, einen überquellenden Born reinster Liebe. Ausgeschieden sehen möchte ich diesmal nichts, außer vielleicht dem einen: Mater dolorosa, das wenigstens überarbeitet werden sollte. — In dieser Schöpfung hat Anna de Crignis bereits den Schritt vorwärts getan, den ich ihr neulich wünschte. E. M. Hamann.

Josef Jud, Das neue Seelengärtlein. Religiöse und ethische Gedichte, gesammelt für Schule und Haus. Kempten und München, Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung. 8⁰. 595 S. Geb. Mk. 5.—.

Man braucht diese Sammlung nur prüfend zu durchblättern, um ihren großen Wert festzustellen. Bienenfleiß und feiner künstlerischer Takt haben hier zusammengetragen und in vortrefflicher Gliederung eingeordnet, was Vergangenheit und Gegenwart für den hohen, heiligen Zweck bot. Daß die katholischen Autoren besonders berücksichtigt werden mußten, begreift sich leicht; doch auch nichtkatholische fanden liebevolle Beachtung. An Ausländern notierte ich: W. C. Bryant, Thomas von Celano, Felizia Hemans, Thomas Moore, Anne Procter, Lopez de Ubedo, Jacopone da Todi. Hier besonders hätte die Ausbeute vielleicht noch reicher sein dürfen — dies nur ein Wink für die hoffentlich recht bald erfolgende Neuauflage. —s.

Aus Vergangenheit und Gegenwart. Erzählungen, Novellen, Romane. 92 eleg. broschierte Bändchen à 30 Pfg. Bisheriger Absatz über eine Million Bändchen. Kevelaer, Butzon und Bercker.

Diese stetig fortgesetzte treffliche Sammlung auf katholischem Boden verdient zu Weihnacht ins Gedächtnis gerufen zu werden, um so mehr, als je drei der einzeln gut gehefteten Bändchen auch zu Bibliothek- und Salonbänden à Mk. 1.50 und à Mk. 2.— zusammengestellt werden. Was sie geben, ist im ganzen gehobene immer sittlich einwandfreie Unterhaltungslektüre mit nicht wenigen, wirklich künstlerischen und manchen fast künstlerischen Darbietungen — Edelsteine und Halbedelsteine von reinem Feuer. Das schöne Unternehmen verdient nachdrückliche Förderung, zumal durch reichliche Einstellung in öffentliche Bibliotheken. Auch an Bahnhöfen sollten Katholiken besonders diese Reiseliteratur fordern.

Münchener Volksschriften. 52 Bändchen à 20 Pfg. Bisheriger Absatz 600 000 Bändchen. Je 5 Bändchen in einem Salonband Mk. 17.50. Ebenda.

Auch diese Sammlung ist wie die obige und in gewisser Beziehung noch erhöhtermaßen auf eine Massenverbreitung angelegt. Wir können den Ankauf gar nicht warm genug empfehlen. Staunen muß man nur, wie man bei solcher Billigkeit nicht nur inhaltlich sondern auch äußerlich: in Druck und sonstiger Ausstattung, so Vortreffliches liefern kann. Schon der Hinweis, daß die Hälfte der Bändchen berühmte Autoren wie Buol, Cardauns, Dickens, Diel, Eyth, Gerstäcker, Gotthelf

(Jer.), Handel-Mazzetti, Kolping, Oertel, Reuter (Fr.), Schott, Stifter aufweist, gibt einen Begriff von der auch künstlerischen Gediegenheit des Unternehmens, durch dessen lebhafte Unterstützung wir einem hervorragenden Apostolat dienen. —a.

Romane von Dr. Franz Isidor Proschko. Brosch. à Kr. 1.— und Kr. 1.50. Linz a. D., Kathol. Preßverein.

Von dieser Sammlung liegen bis jetzt 3 Bände vor: „Der Totenbruder von St. Augustin oder Die drei Verfemten", „Die Nadel" und „Der Murat von Mexiko". Alle drei sind historische Romane. Der erste spielt auf österreichischem und französischem Boden zur Zeit der „großen" Revolution. Der zweite nimmt die Schlacht von Trafalgar als Gipfel seiner Handlung. Der dritte führt nach Mexiko zur Zeit des unglücklichen Vorgängers Maximilians: des Kaisers Augustino Yturbides, dessen Schicksal den Kern der Erzählung bildet. — F. J. Proschko war ein so begabter katholischer Volks- und Jugendschriftsteller — künstlerische Mängel sind bei ihm die Fehler der betreffenden Tugenden —, daß wir die Neuerweckung seiner Werke nur lebhaft begrüßen können. Eine straffere Zügelführung betreffs der stilistischen Redigierung wäre jedoch den heutigen Forderungen der Sprachtechnik gegenüber am Platze. — Von der beliebten Jugend- und Volksschriftstellerin Hermine Proschko, der Herausgeberin dieser Schriften ihres Vaters, erscheinen ebenfalls gesammelte Erzählungen und Gedichte, auf die wir hiemit aufmerksam machen. ms.

Joseph Spillmann S. J., Gesammelte Romane und Erzählungen. Volksausgabe. 14 Bände (in Leinwand) à Mk. 2.—. Bd. XIII und XIV: Ein Opfer des Beichtgeheimnisses. 13. Auflage. Der schwarze Schumacher. 3. Auflage. Freiburg i. Br., Herder.

Spillmann hat einmal geäußert, er wisse sehr genau, daß er nicht in die „erste Linie" gehöre; er wäre mit der zweiten und dritten völlig zufrieden, solange er dem Volke lieb und segenbringend sei. Just damit ist seine Stellung in der Literatur bezeichnet: kein erstklassiger Künstler, aber ein populärer Apostolat-Erfüller, nota bene auch mit ausgesprochen dichterischer Begabung. Er weiß zu spannen durch Stoffauswahl, Erfindung, Vortrag und Charakteristik; er hilft zur seelischen Vertiefung in Lebenswahrheit und Gottinnigkeit; er spornt an zur Nachahmung des von ihm hellbeleuchteten Vorbildlichen. Selbstverständlich konnte er nicht immer Gleichwertiges schaffen. Aber gern, zum großen Teil mit Begeisterung wird er stets innerhalb breiter, wachsender Schichten gelesen. Die beiden oben angezeigten Bücher reihen sich nicht unter seine künstlerisch besten, doch zählt Band XIII berechtigterweise zu den verbreitetsten wegen der psychologisch eigenartigen, ergreifenden Darstellung; auch Band XIV mit dem interessanten Thema des schweizerischen Parteikampfes in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zieht erfreulicherweise immer weitere Kreise.

Ansgar Albing, Der Pessimist. Erzählung. Zweite, verbesserte Auflage. 2 Bände. 8⁰. VII und 181 S., 183 S. Preis geheftet Mk. 5.—, geb. Mk. 7.—.

Mit Recht ist von Moribus Paternis und dem inhaltlich, aber nicht organisch mit diesem zusammenhängenden „Pessimist" gesagt worden, sie seien christologische Romane mit dem Augustinischen Gedanken als Grundton: „Unruhig ist unser Herz, o Gott, bis es ruhet in dir." Der Verfasser hat für die 2. Aufl. des letztgenannten Werkes die Bezeichnung „Erzählung" gewählt, weil es dann „die ganz gestrengen Kunstrichter vielleicht gnädiger aufnehmen", wie es im Vorwort heißt. Letzteres deutet auf das Thema: die Schilderung der „religiösen Umwelt des modernen Kulturmenschen", und auf das Material, mit dem der Dichter für jenes gearbeitet hat: das Leben selber ist in mehr als einem Sinne Wahrheit und Dichtung. Der

„Pessimist“ will im Grunde nichts anderes als das Leben nach seinem Doppelcharakter vorführen. Und zwar „drastisch und plastisch“, just so, „wie es ist“, d. h. wie er selber es schaut: „mit seinen Augen, auf seine Art“. Damit sind schon Grundzüge eines echten Kunstwerkes gegeben, wenn auch beileibe nicht alle. „Der Pessimist“ offenbart deren noch mehr, nicht nur auf die Lebensfrische, sondern auch auf die Vergeistigung der Stoffbehandlung hin. — In seiner literarischen Berufserfassung stellt Albing sich ganz zu Spillmann: „Ob meine Dichtung mehr oder weniger künstlerisch ausfällt, ist mir zunächst gleichgültig. Es genügt mir, wenn ich als Apologet begriffen werde.“ Daß er als solcher im Erzählgewande auftritt, begründet er mit dem praktischen Zweck, „dadurch vielen vieles mundgerecht zu machen“. Gerade das gelingt ihm auffallend, wenn nicht immer im rein künstlerischen, so doch im hervorragend ethischen Sinne, ohne Übermüdung des Lesers. Von letzterem Gesichtspunkte aus verdient auch die in der 2. Aufl. vorgenommene Umwandlung des Dr. v. Sechow in einen „kondensierten“ Lebensphilosophen Dank.

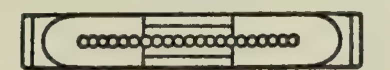
Selma Lagerlöf, Wunder des Antichrist. Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Ernst Brausewetter. Zweite verbesserte Auflage. 1908. Mainz, Kirchheim & Ko. 8⁰. IV und 424 S. Geh. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Diese Schwedin ist eine geniale Dichterin. Sie zeigt es nicht zuletzt in dem obigen Werke, von dem jetzt eine neue sprachlich durchgesehene (deshalb „verbesserte“) Auflage erschienen ist. Die erste hat derzeit Staub aufgewirbelt, besonders auf katholischer Seite. Alle wohl waren einig über das hier bekundete starke Talent, aber auseinander gingen die Meinungen über Bedeutung und Wert, Tragweite und Stichhaltigkeit des in die Darstellung eingewobenen Symbolismus. Tatsächlich liegen Dunkelheiten vor, die, wenn einseitig oder gar falsch verstanden, verwirren, daher verletzen, schaden können. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß Selma Lagerlöf keine Katholikin ist, so tief, ja unmittelbar sie sich zum Teil in das Glaubensleben des italienischen Volkes eingefühlt hat. Die Absicht der Autorin ist zweifellos lauter, aber trotz der letzteren erstaunlicher Divination ist es doch unmöglich, daß diese Absicht sich immer mit der Wesenheit der katholischen Lehre decke. Der in seiner Handlung überaus fesselnde, in seiner Auffassung mystisch-romantische, in seiner Schilderung farbenreiche und -glühende, in seiner Personenzeichnung intuitive Roman mit der grandiosen symbolischen Gegenüberstellung von Christentum und Antichristentum (in Form des Sozialismus) dürfte darum von der auch vorgeschritteneren Jugend und sonstigen unausgeglichenen Charakteren nur unter Führung gelesen werden. Die anderen aber: die in sich Klaren und Gefesteten, die zugleich für ästhetischen Genuß Veranlagten werden große stille Stunden über dieser Dichtung erleben.

Dr. Hermann Cardauns (früheres Ps. H. Kerner), Der Stadtschreiber von Köln. Geschichtliche Erzählung. Dritte Auflage. Herder, Freiburg i. Br. 8⁰. 271 S. Geb. Mk. 3.60.

In der Sprache neuzeitlich, im Stil von so feinsinniger wie wirkungsvoller chronistischer Schlichtheit, stellt sich diese Erzählung aus dem 14. Jahrhundert unter die besten ihrer Art: durch ihre ethische Reinheit und Tiefe, durch ihre poetische Klarheit und Wucht. Die nächsten Auflagen erfolgen hoffentlich in kürzeren Zwischenräumen. Das Buch ist eine Zierde für jede häusliche und öffentliche Bibliothek.

E. M. Hamann.



Neu erschienene oder zur Besprechung eingesendete Bücher

aus dem Gebiet der schönen Literatur und Literaturgeschichte.

(Die von katholischen Autoren oder Verlegern stammenden Bücher sind in der ersten Abteilung (I) zusammengestellt. — Wenn nicht anders bemerkt, sind die Preise in Mark angegeben. — Die Aufnahme eines Buches in dieses Verzeichnis bedeutet noch keine Empfehlung.)

I.

Brentanos, Clem., sämtl. Werke. Unter Mitwirkung von Heinz Amelung, Vikt. Michels, Jul. Petersen u. a. Hrsg. von Karl Schüddekopf. (In 18 Bänden.) München, G. Müller. Jeder Bd. Mk. 6.—, geb. Mk. 8.50. Luxusausgabe Mk. 16.—.

Bücherei, allgemeine: (Mergentheim, C. Ohlinger. Jede Nummer Mk. —.20.) Dimmler, Emil, Das Hohelied. Nach d. Hebr. Übersetzt und erklärt. (IV, 35 S.) Geb. Mk. —.60.

Dante, Alighieri, Das neue Leben. Übertr. von Otto Hauser. Mit Titelzeichnung und 4 Vollbildern nach Dante Gabr. Rossetti. (Neudr. 122 S.) Berlin, J. Bard. 1908. In Pappband Mk. 2.—, geb. Mk. 3.50.

Droste-Hülshoff, Annette v., Gedichte. Textrevision von Alex. v. Bernus. Einleitg. u. Erläuterungen von Adelh. v. Sybel-Bernus. Pantheon-Ausg. (XVI, 380 S. m. Bildnis.) Berlin, S. Fischer Verl. 1908. Geb. in Leder in Goldschnitt Mk. 3.—, in Pergament Mk. 4.—.

Eschelbach, Hans, Sommersänge. Gedichte. 3. Aufl. (VII, 168 S.) Paderborn, F. Schöningh. 1908. Geb. Mk. 4.—.

Fogazzaro, Antonio, Gedichte. Übers. von Otto Haendler. (VIII, X, 136 S. m. Bildnis.) München, G. Müller. 1909. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Führer, praktischer, durch die Geschenk-Literatur od. Verzeichnis besonders empfehlenswerter Werke aus allen Gebieten, hrsg. unter Mitwirkung von Domvikar Cramer, Repet. A. Fuchs, Präf. Gastreich u. a. 16. Jahrgang 1908. XXXII, 84 S. m. Abbildungen.) Paderborn, J. Esser. Mk. —.20.

Greiffenstein, M. v., Bunte Astern. Skizzen und Erzählungen für die Jugend und das Volk. (VII, 278 S.) Münster, Alphonsus-Buchh. 1909. Geb. Mk. 3.60.

— — Die Reiterin auf der Römerstraße und andere Erzählungen. 2. Aufl. (372 S.) Münster, Alphonsus-Buchhandlung. 1908. Geb. Mk. 3.30.

Grosse, Martha, Wir Mädchen . . . Gedichte in Prosa und Versgedichte. Mit einem Vorwort von Paul Keller. (VI, 103 S.) Paderborn, F. Schöningh. 1809. Geb. Mk. 2.80.

Herbert, M., Lebens-Ausschnitte. Novellen und Skizzen. (V, 178 S.) Graz, Styria. 1909. Mk. 1.80, geb. Mk. 2.50.

Herbert, M., Volksgeschichten. (319 S.) Regensburg, F. Habbel. 1908. Geb. in Leinwand Mk. 3.—.

Herfurth, Bruno, „Aufwärts." Geistliche und ernste Gedichte aus meinem Leben. (136 S.) Breslau, A. Fuhrich. 1908. Nur direkt. M. 2.50, geb. Mk. 3.25.

Jörgensen, Johs., U. L. Frau von Dänemark. Übers. von Johs. Mayrhofer. (351 S.) Kempten, J. Kösel. 1908. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

Jüngst, A., Reginald von Reinhardsbrunn. Eine Thüringer Waldgeschichte. 2. Aufl. (III, 226 S.) Paderborn, F. Schöningh. 1908. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Korrodi, Ed., Enrica von Handel-Mazzetti. Die Persönlichkeit und ihr Dichterwerk. (192 S.) Münster i. W. Alphonsus-Buchh. Geb. Mk. 2.50.

Kümmel, Konr., Sonntagsstille. Neue Erzählg. fürs Volk und Jugend: 5. Aus Geschichte und Leben I, 1. und 2. Aufl. (V, 312 S.) 1908. Freiburg i. Br., Herder. Jedes Bändchen Mk. 1.80, geb. in Leinwand Mk. 2.30.

Lagerlöf, Selma, Wunder des Antichrist. Roman aus dem Schwed. Übers. von Ernst Brausewetter. Zweite verbesserte Auflage. (425 S.) Mainz 1908. Kirchheim & Ko. Mk. 3.—, Salonband Mk. 4.—.

Mack, Eug., Wartburg-Weihnacht. Ein dramatisches Wartburg-Bild. (82 S.) Ravensburg, Fr. Alber. 1908. In Leinwand kart. Mk. 2.—.

Melati v. Java, Ausgewählte Romane und Novellen. Aus dem Holl. von Leo Tepe van Heemstede. 15. Das Düberly-Geheimnis. Roman. (262 S.) 1908. 16. Alda Renzoni. Roman. (451 S.) 1908. 17. 18. Vom Sklaven zum Fürsten. Historisch-romant. Erzählg. aus der Geschichte Javas. 2. Bde. (286 und 378 S.) 1908. 19. Prada. Roman. (347 S.) 1908. Regensburg, J. Habbel. Jeder Bd. Mk. 1.60, geb. in Leinwand Mk. 2.—.

Neunert, Karl, Nur treu! Eine Erzählung für die Jugend. Mit 16 Bildern von O. Lorenz. (IV, 70 S.) Freiburg, Herder. Kart. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.80.

Oertzen, Margar. v., Stern des Niedergangs. Roman in 2 Büchern. (545 S.) Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Ko. 1909. Mk. 5.—, geb. in Leinwand Mk. 6.—.

Ratgeber, literarischer, für die Katholiken Deutschlands. 7. Jahrg.: 1908. Hrsg.: Dr. Max Ettlinger. (IV, 203 S. mit 10 [7 farb.] Tafeln.) Kempten, J. Kösel. Bar Mk. —.70.

Sacré, P. J. H.: Verzeichnis e. Auswahl d. besten, einwandfreien Jugend- und Volksschriften für kath. Haus-, Schul- und Vereins-Büchereien. 2. Jahrg. (45 und Verlegerschlüssel 2 S.) Aachen, J. Schweitzer. 1908. Mk. —.30.

Schaching, Otto v., Bayerntreue. Historische Volkserzählung aus dem 18. Jahrhundert. 2. umgearb. Aufl. (XI, 462 S. mit Abbildungen und 3 Tafeln.) Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 1909. Mk. 3.60, geb. Mk. 4.60.

Schupp, P., Ambros, S. J., Zwei Erzählungen für Volk und Jugend. (304 S. mit Abbildungen.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 1909. Mk. 3.—.

— — Hereingefallen. Lustspiel. (40 S.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 1909. Mk. —.40.

Sienkiewicz, Heinr., Gesammelte Werke. Graz, Styria. 7. Bd. Der kleine Ritter. Historischer Roman. Mit 8 Vollbildern von B. Konrad. (VI, 852 S.) 1908. Geb. in Leinwand Mk. 5.—; Sonderausgabe Mk. 5.50.

Verdaguer, Jacinto, Der Traum des hl. Johannes. Aut. Übertr. von Klara Commer. (76 S.) Münster i. W. Alphonsus-Buchh. Geb. Mk. 2.—.

Wittmann, Henry, Mariano Torrent. Roman. (378 S.) Paderborn, F. Schöningh. 1908. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

Zlatnik, F. J., Sonnenhöhen und Dämmertiefen. Gedichte. (79 S.) Baden-Baden, Pet. Weber. Mk. 1.50.

Jugendschriften.

Finn, Frz., S. J., Paul Springer, ein kleiner amerikanischer Gymnasiast. Für die deutsche Jugend bearbeitet von Frz. Betten, S. J. 3. Aufl. (VIII, 246 S. mit 1 Farbdruck.) Mainz, Kirchheim & Ko. 1908. Geb. in Leinwand Mk. 3.—.

Gerlachs Jugendbücherei. Wien, Gerlach & Wiedling. 20. Bändchen. Brenato, Klem., Gockel, Hinkel & Gackeleia. Bilder und Buchschmuck von Frz. Wacick. Text gesichtet von Hans Fraungruber. (120 S.) 1908. Geb. Mk. 2.50.

— — 21. Bdchn. Gedichte, deutsche, mit Schattenbildern. Bilder und Buchschmuck von Ferd. Staeger. Text gesichtet von Hans Fraungruber. (102 S.) 1908. Geb. Mk. 2.50.

Liensberger, Jos., Relig.-Lehrer, Im Hl. Land. Pilgerbriefe, der Jugend gewidmet. 2. verm. Aufl. (VIII, 123 S. mit 33 Abbildungen und Titelbild.) Freiburg i. Br., Herder. 1908. Mk. —.80, geb. in Leinwand Mk. 1.20.

Mayrhofer, Johs., Gebrüder Plaswich. Erzählung für die Jugend. (VIII, 187 S.) Münster, Alphonsus-Buchh. 1908. Geb. Mk. 1.20.

Pocci, Frz.: Heitere Lieder, Kasperliaden und Schattenspiele. 2. Sammlung. (VI, 145 S. mit Abbildungen und 2 Farbdrucken.) 20×17 cm. München, Etzold & Ko. 1908. Die 1. Sammlung erschien und die 7.: Märchen, Lieder. Kart. Mk. 2.

Schupp, P. Ambros, S. J., Die Kaiserblume und die Königstochter. Zwei Märchen mit Bildern. (102 S.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 1908. Geb. in Leinwand Mk. 1.60.

Trauner, Emilie, Märchenspiele und kleine Theaterstücke für junge Mädchen. (V, 284 S.) Wien, H. Kirsch. 1908. Mk. 2.40.

Reuter, Fritz Ut mine Festungstid. Für die deutsche Jugend hrsg. von Oberlehrer Dr. C. A. Hinstorff. (V, 186 S.) Frankfurt a. M., M. Diesterweg. 1908. Mk. 1.60, geb. Mk. 2.40.

Wildrosenzeit, Bücherei für erwachsene Töchter. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benzinger & Ko. 3. Bd. Maidorf, Marianne: Auf der Sonnenseite des Lebens. Erzählung. Mit Einschaltbildern von M. Annen und Buchschmuck von F. Mock. (250 S.) 1909. Geb. in Leinwand Mk. 3.—.

Bethge, Ernst Heinrich, Das Glück im Sack. Ein Märlein für den heil'gen Christ. Musik von Albert Mattausch. (47 S.) Magdeburg 1908, C. E. Klotz. Mk. 1.25.

Bettelheim, Anton, Ferdinand v. Saars Leben und Schaffen. Mit 5 Bildnissen, eine Wiedergabe des Grabdenkmals des Dichters und eines Briefes als Handschriftprobe. (Aus „Saar's sämtliche Werke, herausgegeben von Jakob Minor".) (215 S.) Leipzig 1908, M. Hesse. Mk. 1.50.

Bruns, Max, Gedichte (374 S.) 1893—1908. Minden, J. C. C. Bruns. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50.

Bücher, Neue, über schöne Literatur und Kunst. Mitgeteilt Herbst 1908. Aus „Vierteljahrskatal. d. Neuigk. d. deutsch. Buchh.". (S. 77—105.) Leipzig, J. C. Hinrichs Verlag. Mk. —.50.

Bülow, Frieda, Freiin v., Wenn Männer schwach sind. Roman. (319 S.) Berlin, A. Schall. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Dauthendey, Max, Insichversunkene Lieder im Laub. (130 S.) Stuttgart 1908, A. Junker. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

— — Der weiße Schlaf. Lieder der langen Nächte. (Umschlagzeichnung von E. R. Weiß.) (96 S.) Stuttgart 1908, A. Junker. Mk. 2.—.

Flaischlen, Cäsar, Zwischenklänge. Altes und Neues. Stimmungen. Briefblätter. Von Festtagen und Werktagen. Dies und das. Singlieder. 1.—3. Aufl. (IX, 179 S.) Berlin 1909. E. Fleischel & Ko. Mk. 3.—.

George, Stef., Der siebente Ring. 2. Ausg. (214 S.) Berlin 1909, G. Bondi. Mk. 4.50, geb. in Leinwand bar Mk. 6.—.

Goethes Gespräche mit J. P. Eckermann. Neu herausgegeben und eingeleitet von Franz Deibel. (XIX, 475 u. 495 S. m. 2 Bildnissen.) Leipzig 1908. Insel-Verlag. Geb. in Pappbd. Mk. 5.—, in Leder Mk. 9.—.

Gottschall, R., Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts bis zur modernen Ära. (In „Univers.-Bibliothek".) (672 S.) Leipzig, Ph. Reclam jr. Geb. Mk. 1.50.

Grillparzers, Franz, Selbstbiographie. Mit Anmerkungen. Herausgegeben von Albr. Keller. (IX, 228 S.) Frankfurt a. M. 1908. Diesterweg. Mk. 1.60, geb. Mk. 2.40.

Halbe, Max, Blaue Berge. Komödie. 1. u. 2. Tausend. (181 S.) München 1909, A. Langen. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Hardt, Ernst, Tantris der Narr. Drama. (Buchschmuck von Mark. Behmer.) 2. Auflage. 2.—5. Tausend. (160 S.) Leipzig 1909. Insel-Verlag. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Hebbel, Friedr., Gedichte. (Auswahl, Textrevision und Einleitung von Julius Bab. Pantheon-Ausgabe.) (XLIV, 227 S.) Mit Bildnis. Berlin 1908, S. Fischers Verlag. Geb. in Leder mit Goldschn. Mk. 3.—, in Pergament Mk. 4.—.

Heyse, Paul, Der Salamander. Ein Tagebuch in Terzinen. 4. Aufl. (91 S.) Stuttgart 1908, J. G. Cotta Nachf. Mk. 1.60, geb. in Leinw. Mk. 2.40.

Hildebrand, Gust., Herr, mach uns frei! Roman. (416 S.) Leipzig, Bruno Volgers Verlag. Mk. 3.50.

Hoffmanns, E. T. A., ausgewählte Werke in 8 Bänden. Mit einem Bildnis des Dichters und einer Einleitung von Rich. Schaukal. (XXXII, 323, 98, 372, 135, 251, 253, 244 n. 240 S. mit zwei Abbildungen.) Leipzig 1908, M. Hesse. Mk. 3, in 2 Bde. geb., Leinw. Mk. 4.— ; feine Ausgabe, Halbfrz. Mk. 6; Luxusausgabe, Liebh.-Halbfrz. 8.—.

Kurz, Isolde, Die Kinder der Lilith. Ein Gedicht. (80 S.) Stuttgart 1908, J. G. Cotta Nachf. Kart. Mk. 3.—.

Literatur, Die. Sammlung illustr. Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Geo. Brandes. Berlin, Marquardt & Ko. 34. Bändchen. — Hauser, Otto, Die chinesische Dichtung. Mit 9 Vorbildern in Tonätzung. (67 S.) 1908. Kart. Mk. 1.50.

Literaturdenkmale, Deutsche, des 18. u. 19. Jahrhunderts. Berlin, B. Behrs Verlag, Nr. 41. 3. Folge. Nr. 21. Lichtenbergs, Geo. Christoph, Aphorismen. Nach den Handschriften herausgegeben von Alb. Leitzmann. 5. Heft. 1793—1799. (VI, 240 S.) Subskriptionspreis bar Mk. 4.50; Einzelpreis Mk. 5.—, geb. Mk. 5.80.

Ludwig, Albert, Schiller und die deutsche Nachwelt. Von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien gekrönte Preisschrift. (XII, 679 S.) Berlin, Weidmann. Mk. 12.—, geb. in Halbleder Mk. 14.—.

Lyriker, Neue deutsche. Herausgegeben und eingeleitet von Karl Busse. II. Weise, Katharina: Aussaat. Gedichte. (VII, 140 S.) Berlin 1908. G. Grote. Mk. 2.—, geb. Mk. 2.50.

Presber, Rud., Aus Traum und Tanz. (Buchschmuck von Lucian Bernhard. VIII, 274 S.) Stuttgart, 1908. J. G. Cotta Nachf. Kart. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Ratgeber, Literarischer, 1909. Herausgegeben durch Ferd. Avenarius vom Kunstwart und Dürerbund. Vollständige Ausgabe. (144 S. mit zum Teil farbigen Tafeln.) München, G. D. W. Callwey. Mk. 1.—.

— Dasselbe. Kleine Ausgabe. (96 S. mit zum Teil farb. Tafeln.) Mk. —.50. Partiepreise.

Rückerts, Frdr., Liebesfrühling. Mit einer Einleitung. Herausgegeben von Jul. Berstl. (292 S.) Leipzig 1908, M. Hesse. Geb. in Leinw. M. 1.20, in Geschenkband Mk. 1.80.

Rudelli, W., Frühlingswehen. Roman. (510 S.) Leipzig-Gohlis, Bruno Volgers Verlag. Mk. 4.—.

Sachs, Hans, Ausgewählte Werke. Eingeleitet und in unserer Schreibg. hrsg. von Dr. Albrecht Keller. (218 S.) Frankfurt a. M. 1908. M. Diesterweg. Mk. 1.60, geb. Mk. 2.40.

Schanz, Frida. Huberta Sollacher. Eine Weltgeschichte für jung und alt. Mit einem Titelbild u. 41 Illustrationen von W. Gause. 7. Tausend. (358 S.) Berlin 1908. Trowitzsch & Sohn. Geb. in Leinw. Mk. 5.50.

— — Wintersaaten. Ein Buch Verse. (VI, 100 S.) Bielefeld 1908, Velhagen & Klasing. Mk. 1. 20.

Scheffel, Jos. Vikt. v.: Der Trompeter von Säckingen. Ein Sang vom Oberrhein. Mit Illustrationen v. Ant. v. Werner. 284. Aufl. (310 S.) Stuttgart 1908. A. Bonz & Ko. Geb. in Leinw. Mk. 4.80, in Perg. bar Mk. 8.—. Mk. 1.60

Schönbach, Ant. E., Mitteilungen aus altdeutschen Handschriften. 10. Stück.

Die Regensburger Klarissenregel. (Aus „Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wiss.) (68 S.) A. Hölder.

Schönherr, Karl, Erde. Eine Komödie des Lebens in 3 Akten. 2. Auflage. (126 S.) Berlin, S. Fischers Verlag. Mk. 2.

Shaw, Bernard, Der Arzt am Scheideweg. Komödie. Deutsch von Siegfried Trebitsch. (177 S.) Berlin 1909, S. Fischer, Verlag. Mk. 2.50, geb. n. Mk. 3.50.

Sternberg, Leo, Neue Gedichte. (VIII, 113 S.) Stuttgart 1908, J. G. Cotta Nachf. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.

Sudermann, Herm., Das hohe Lied. Roman. 1., 2.—5., 6.—10., 11.—15., 16.—20., 21.—25., 26.—30. Aufl. (Je 635 S.) Stuttgart 1908, J. G. Cotta Nachf. Mk. 5.—, geb. in Leinw. Mk. 6.—, in Halbfrz. Mk. 7.—.

Thode, Henry, Der Ring des Frangichani. Ein Erlebnis. Mit Zierleisten und Schlußvignetten von Hans Thoma und 4 Tafeln. 4. Aufl. (V, 183 S.) Frankfurt a. M. 1909, H. Keller. Mk. 5.40, geb. in Leinw. Mk. 7.—.

Thoma, Ludwig, Moral. Komödie. (176 S.) München, A. Langen, Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Viebig, C., Das tägliche Brot. Roman. 12.—15. Tausend. (Volksausgabe.) (400 S.) Berlin 1909, E. Fleischel & Ko. Mk. 3.—, geb. bar Mk. 4.—.

Wohlbrück, Olga. Du sollst ein Mann sein. Roman. (593 S.) Leipzig, Grethlein & Ko. Mk. 4.—.

Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

Unser Mitarbeiter Herr B. Stein ersucht uns um Veröffentlichung folgender Erklärung: Ich bedaure sehr, daß sich in meinem Aufsatz über „Richard Dehmel" aus meinem Notizmaterial mehrere Stellen ohne Quellenangaben eingeschlichen haben, insbesondere zwei, die aus anonymen Aufsätzen von Herrn Hr. Flaskamp, veröffentlicht im „XX. Jahrhundert" und im „Hochland", herrühren. Ich brauche wohl kaum zu versichern, daß mir jeder Gedanke an literarischen Diebstahl ferne lag.

Die Redaktion bemerkt hiezu: Es handelt sich um die Stellen im „Gral", II. J., 12. Heft, S. 540: „Dehmel ist durchaus exzentrisch" . . . bis „überkünstelt" und S. 544 „des wahren Künstlers Pflicht" . . . bis „sondern aufzugehen." Zur Sache selbst bemerken wir, daß aus der Technik kritischer Aufsätze sich die Möglichkeit solcher unbewußten „Plagiate" von selbst ergibt, man sammelt eben vorher schon eigene und fremde Notizen, die bei der schließlichen Ausarbeitung dann nur zu leicht ineinanderfließen, wenn nicht peinlichste Genauigkeit dies verhütet. Man erinnert sich vielleicht, daß vor einigen Jahren dem berühmten Kunsthistoriker Muther der Vorwurf solcher mangelhafter Zitationen von mehr als einer Seite gemacht wurde: das hat aber im ganzen ebensowenig die Verdienstlichkeit seiner Arbeiten beeinträchtigt, wie in unserem Falle durch die unterbliebene Quellenangabe dem kritischen Wert des Aufsatzes Abbruch geschieht. Die zum Teil rein äußerlichen Formen des geistigen Eigentumsrechtes unserer Tage sind für den heutigen Literaturbetrieb unumgänglich nötig, aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß ihre rein mechanische Anwendung fast alle alten Schriftsteller bis auf Shakespeare zu „Plagiatoren" stempelt.



Herausgeber: Der Gralbund. — Verantwortlicher Chefredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. Mitredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Bamberg. — Dr. Wilhelm Oehl, Wien 19/2, Nußdorf. — Verlag: Friedrich Alber, Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

3. Jahrg. | 15. Februar 1909. | 5. Heft.

Die deutsche Mystik.

Von Wilhelm Oehl.

(Schluß.)

Es ist fast eine Ironie des Weltlaufs: der Mystiker will die bildlose Gottheit schauen; will, aller Sinne ledig, über die Gottpersonen hinausschreiten und im bestimmungslosen göttlichen Sein, im Abgrund des göttlichen Nichts untergehn — und dabei fluten vor seinem geistigen wie körperlichen Auge überwältigende Gesichte, werden all seine Sinne von übermenschlichen und wahrhaft übernatürlichen Eindrücken so überfüllt, daß auch die kühnste Phantasie ihren Erlebnissen nicht folgen kann. Die gigantische Gestaltungskraft Phidias' oder Michelangelos, die Weltmusik in den Gehirnen Beethovens oder Wagners; die Sinnendifferenziertheit eines Mallarmé oder Huysmans — alles ist matt und schwach gegen das, was der Mystiker in seinem Gottesrausche sieht, hört fühlt.

Der Reflex dieser unsagbaren inneren Erlebnisse ist die mystische Literatur. Die Fülle ihrer Gesichte stammeln sich die Mystiker in Bildern, Gleichnissen, Symbolen von der verzückten Seele. Ohne Symbolik gibt es keine Mystik. Dem Mystiker sind alle Dinge Symbole von etwas Geistigem, Göttlichem, und umgekehrt kleidet er seine Gedanken am liebsten in Symbole. Die uralten Sinnbilder aller Mystik fast in der ganzen Welt sind vornehmlich: die Liebe und der Wein. — Wir können hier keine Geschichte der Liebesmystik und der Weinmystik schreiben: das Alter dieser Bilder reicht zu weit in vorchristliche Zeiten zurück, ihre Verwendung ist zu weit verbreitet. Das Abendland entnahm diese Symbole dem „Textbuche der christlichen Mystik", wie Michael das Hohelied treffend nennt. Die allegorische Deutung der Liebe Sa-

lomos und Sulamiths ist für unsere abendländische Mystik ebenso bedeutend geworden wie für die spätere indische Mystik die Liebe Krischnas zur schönen Hirtin Râdhâ, oder wie für die Perser das unzählige Male wiederkehrende Motiv von der Liebe der Rose zur Nachtigall. Übrigens vergleicht auch schon die alte Vedânta-Mystik die Wonnen der Gottvereinigung mit der Seligkeit des Liebesgenusses. Die christliche, besonders auch die deutsche Mystik haben das Motiv der Liebesmystik in zahllosen Wendungen immer wieder verwendet und dabei oft die zarteste Anmut, die wunderbarste Schönheit, nicht selten geradezu erstaunliche Kühnheit gezeigt. Ja, Männer wie Gerson und Geiler hegten in übergroßer Vorsicht sogar Mißtrauen gegen die deutsche Mystik, weil ihre Bilder über die bräutliche Vereinigung der Seele mit Christus der Phantasie gefährlich werden könnten. Übrigens hat bereits im 4. Jahrhundert Makarius der Ägypter diesbezüglich seine Hörer warnen zu müssen geglaubt, und im 18. Jahrhundert hat Zinzendorf in manchen geistlichen Liebesgedichten die Grenzen des Erlaubten, ja des Anständigen entschieden überschritten. Auch die kühnen sinnlichen Bilder bei Mechtild von Magdeburg hat man getadelt, ohne aber zu bedenken, daß sie und viele andere Mystiker hierin nur dem Hohenliede folgten. — Ebenso kühn und poesievoll wie die Liebesmystik wird bei unseren Mystikern die Symbolik der Trunkenheit, die ebenfalls schon im Hohenliede und sonst in den Büchern des Alten und Neuen Bundes ihre Wurzeln hat. Wie Mechtild von Magdeburg und Angelus Silesius in Bildern von Wein und Rausch schwelgen, ist für den Anfang fast befremdlich. Dieser sagt:

O süße Gasterei! Gott selber wird der Wein,
Die Speise, Tisch, Musik und der Bediener sein!

Eine andere Strophe des „Cherubinischen Wandersmanns“ ist:

Aus dem Hohenlied.

Der König führt die Braut in 'n Keller selbst hinein,
Daß sie sich mag erwähl'n den allerbesten Wein.

Der Überfluß der Seligen.

Gott schenkt den Seligen so überflüssig ein,
Daß sie mehr in dem Trank, als der in ihnen, sein.

Dergleichen kommt den phantasiereichen Mystikern Persiens oder der großen Taijet des Arabers Ibn ul Farid fast gleich.

Und im „Fließenden Lichte" Schwester Mechtilds lesen wir Stellen wie: „Ich weiß, daß der himmlische Vater der selige Schenke ist und Jesus der Becher, der Heilige Geist der reine Wein, und wie die heilige Dreifaltigkeit der strömende Kelch und Liebe der tiefe Keller ist", oder eine andere Stelle: „Es wird dich teuer stehn, willst du in die Weinzelle gehn. Tausend Mark Wert hast du in einer Stunde verzehrt. Willst du den Wein ungemischt trinken, so verzehrst du immer mehr, als du hast, und der Wirt kann dir nicht voll schänken. So wirst du arm und nackend und verschmäht von allen, die lieber im tiefen Niedrigen ihre Freude suchen, denn daß sie ihren Schatz in der wunderbaren Weinzelle vertun. Und mußt auch leiden, daß dich etliche neiden, die mit dir in die Weinzelle gehn. Sie wollen Wasser dem Weine zugemischt haben. Liebe Frau Braut, in der Taverne will ich gerne verzehren alles, was ich habe. Und lasse mich durch glühende Kohlen der Liebe ziehen. Und will mich mit Bränden der Verschmähung schlagen. Und oft will ich, oft, in die selige Weinzelle gehn." — Das klingt doch, als wäre es aus Hafisens ewig trunkenem Gemüte erblüht, und ist nicht weniger originell als die Weinsymbolik, wie sie z. B. Mahmud Schebisteri in seiner mystischen Summa Gulschen-i-râz, „Rosenbeet des Geheimnisses", darlegt. — Noch viele andere Bilder der deutschen Mystik verdienten das lebendigste Interesse. Ein überaus häufiges Bild ist auch: Gott als unendliches, strömendes Meer. Seuse ist es oft, als ob er „zwischen Zeit und Ewigkeit in dem tiefen Gewoge von Gottes grundlosen Wundern schwämme". Angelus Silesius ruft:

> Weg, weg, ihr Engel all! Ich stürze mich allein
> Ins ungeschaffne Meer der bloßen Gottheit ein.

Mechtild spricht von der „spielenden Flut der lebendigen Gottheit", und ihr Buch heißt „Das ausfließende Licht der Gottheit". Sie redet auch vom „wahren Gottesgruß, der da himmlischen Flusses aus dem fließenden Bronn der heiligen Dreifaltigkeit strömt", „Du gießender Gott in deiner Gnade, o du fließender Gott in deiner Liebe! Du Bach meinem Brande!" — Bei Seuse „hat der Abgrund Gottes alle verflossenen Wesen wieder in den Ursprung geleitet"; die heiligen Seelen werden „befreit und geflößt in das Gut, dannen sie geflossen sind." — Andere mystische Bilder für die bestimmungslose Gottheit, deren reines, regungslos ruhendes Sein uns die sogenannte „negative Theologie" kennen lehrt, sind: „still schwebende Finsternis", „über-

lichtes Dunkel", „wilde Wüste", „Widerglast göttlicher Finsternis" usw. Diesen negativen Bildern aber stehn wieder ganz andere, konkrete, malerische Bilder aus dem feudal-ritterlichen Leben gegenüber. Gott ist der starke Himmelskaiser, der glänzende Fürst der Engelheere; Maria ist die Kaiserin der Engel; die Engel gleichen mächtigen Herzogen und Königsvasallen, die vor der Pfalz des Himmelsherrn Wache halten; die Menschen dienen als Lehensleute unter dem Banner Christi und fechten als tapfere Gottesritter gegen den Fürsten der Finsternis. St. Mechtild von Hackeborn betet ritterlich: „Stähle meine Hand zu Heldentaten, damit ich in dir und durch dich die Waffentaten edelster Liebestreue unternehme. Umgürte du, o Gewaltiger, meine Lenden mit dem Schwerte deines Geistes und rüste mich mit männlichem Mute, um im Tugendstreit tapfer zu stehn." Noch häufiger und prägnanter sind diese feudal-ritterlichen Bilder bei Mechtild von Magdeburg, und vollends Seuse ist überhaupt ein geistlicher Ritter, voll romantisch-ritterlichen Minnegeistes. Er liebt es, den Gottesfreund mit einem turnierenden, tjostierenden Ritter zu vergleichen, der wegen feindlicher Hiebe und schmerzlicher Wunden doch nicht weichen darf, damit ihn nicht die Engel verlachen, die dem Turniere zusehen. Gott tut an der Seele wie ein edler Kaiser, der eine schmutzige Küchendirne zu seiner Gemahlin erhebt.

Doch, wir müssen uns halt gebieten. Der Bilderreichtum dieser mystischen Erbauungsbücher, Predigten, Visionen usw. ist unbeschreiblich, ist unerschöpflich. Wollten wir gar erst von der mystischen Pflanzen-, Tier- und Steinsymbolik und der theologischen Botanik, Zoologie und Mineralogie des Mittelalters reden, wir fänden kein Ende. Die Poesie, Phantasie, Bildkraft, Plastik und Farbenglut der Mystik ist zu reich, als daß diese Zeilen mehr als kaum eine blasse Vorstellung davon zu geben vermöchten. Wie wunderbar weiß Seuse die seligen Himmelsauen zu beschreiben! Wie unaussprechlich süß ertönt hier Engelsang und Musik von Harfen, Schalmeien, Rotten, Geigen, Zithern und Posaunen — ganz so, wie wir auf Gemälden des 14. und 15. Jahrhunderts die jubilierenden Himmelsbürger gemalt sehen. Wie überreich schwelgt die deutsche Mystik in Blumen und berauschenden Düften, in farbenprangenden Edelsteinen und wunderlichen, bedeutungsvollen Tiergestalten! Samsons Stärke, Salomons Weisheit und Absalons Schönheit verblassen neben der Gewalt, dem Tiefsinn, der Anmut unserer Mystiker.

Jetzt trunken vom Weine göttlichen Überflusses, jetzt darbend und dorrend in sterbender Not, jetzt in still-seliger Gelassenheit versunken, jetzt von brennendem Seeleneifer durchglüht — so schreiten diese Übermenschen durch ein Leben, das Jubelton und Jammersang zu göttlicher Harmonie zusammenströmen läßt. Fürwahr, jene christförmigen Gottesfreunde waren eine Blüte der Menschheit.

Wir schließen diesen allgemeinen Überblick über die Kulturbedeutung der deutschen Mystik. Fassen wir das Gesagte nochmals ganz kurz zusammen, so steht als Ergebnis vor uns: Die altdeutsche mystische Literatur ist ein neuer Beweis, wie aus dem Quellgrunde des religiösen Lebens zugleich auch aller edlen irdischen Kultur die reichsten Segnungen erquellen. Sprache, Dichtung, Malerei, Musik, Weltleben — sie alle zogen und ziehen auch heute noch unberechenbaren Vorteil aus der frommen Entsagung des Mystikers. Wir Katholiken aber sehen in der Mystik nicht allein den unschätzbaren Kulturfaktor, wir erhoffen von ihr auch eine Erneuerung des ganzen Lebens. Der Stil unseres Lebens bedarf neuer Antriebe. Was Linsenmann in einer Besprechung von Denifles Seuse-Ausgabe vor dreißig Jahren sagte, gilt heute noch dringender: „Was die mittelalterliche Mystik für ihre Zeit war, das könnte und sollte sie auch für unsere Zeit sein, eine Ergänzung der vorherrschend nominalistischen Scholastik, eine Lichtseite im religiösen Volksleben, ein Sauerteig, welcher Gärung und Bewegung in die erstarrten Massen des kirchlichen Lebens bringen könnte. Uns ist die Mystik eines Ekkehard, Tauler und Seuse nicht bloß romantische Poesie, noch bloße Philosophie; sie ist dazu bestimmt, Leben zu werden und Gestalt anzunehmen." — Wenn diese Ausführungen auch nur einige wenige zur Beschäftigung mit unserer herrlichen deutschen Mystik anregen, so sind sie reich belohnt. Ein Urteil über die neueste Mystikerliteratur und verschiedene neue Mystikerausgaben wollen wir ein andermal bringen. Doch seien bereits heute einige besonders empfehlenswerte einschlägige Werke genannt: vor allem Bihlmeyers ausgezeichnete Seuse-Ausgabe, eine abschließende, wissenschaftlich-kritische Gesamtausgabe aller deutschen Schriften Seuses; ferner Schmelzeis' „Leben und Wirken der hl. Hildegard"; E. Michaels „Geschichte des deutschen Volkes", III. Band, wo eine sehr ausführliche, wertvolle Einführung in die Mystik des 13. Jahrhunderts zu finden ist; Denifles schon sechsmal aufgelegtes „Geistliches Leben", eine Auswahl aus deutschen

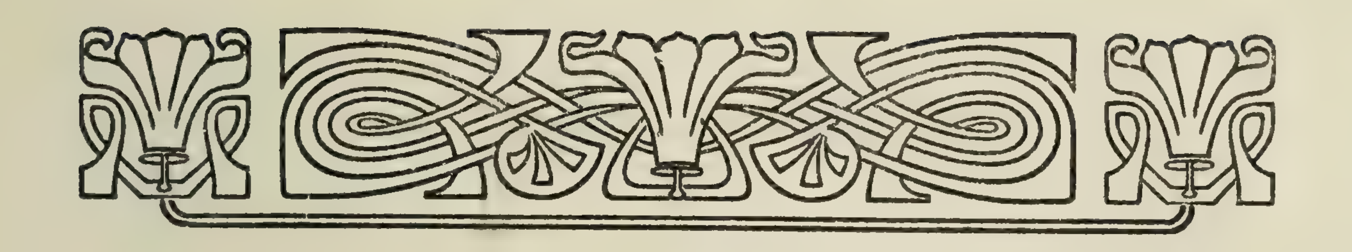
Mystikern, für erbauliche Zwecke bestimmt, aber auch als bequem zugängliche Textsammlung sehr empfehlenswert; und endlich ein erst vor kurzem erschienenes, mit gründlicher theologischer Gelehrsamkeit geschriebenes Buch von Zahn, „Einführung in die christliche Mystik“. Über andere Bücher ein andermal. Für heute schließen wir mit einer beherzigenswerten Mahnung Kraliks. Nicht von der Mystik des Orientes dürfen wir das Heil erwarten. In unserer eigenen stolzen Vergangenheit können wir einen Königshort von Kraft, Schönheit und Wahrheit heben. Mit gutem Fug sagt daher Kralik in seinem Aufsatze über „Angelus Silesius und die christliche Mystik“ (jetzt in den „Kulturfragen“): „Auch mir gefällt der Tiefsinn jener orientalischen Philosophien. Auch mich berauscht die Lyrik des Hafis, des Dschelaleddin Rumi, die Weisheit der Reden Buddhas, die brahmanische Mystik der Bhagavadgita. Aber in einem sollen wir uns von den Anbetern des Fremden unterscheiden: wir sollen schon als Gebildete außer der orientalischen auch unsere abendländische Mystik kennen lernen und bezeugen, daß die unsere nicht nur uns gemäßer und natürlicher, nicht nur unendlich wahrer und klarer, nicht nur schöner und geschmackvoller, sondern auch tiefer und philosophischer ist. Mit der gerechten Würdigung unserer christlichen Mystik soll die intimste Seite der Philosophie dem Verständnis nähergebracht werden, soll gezeigt werden, wie unsere Religion zugleich der tiefsinnigsten Philosophie zum Ausdruck verhilft.“

Drei barmherzigen Schwestern in „Fioretti“.

Das Gärtlein der Seele
Hegt und haltet in guter Hut
Vor dem böseften Feind,
Daß er keine Blüte stehle
Oder argen Schaden tut,
Wie er's euch vermeint.

Zieht in einfachen Beeten
Lilien auf und Rosen weiß
Für den heiligen Christ;
Dann werdet ihr in den späten
Nahen Tagen auf sein Geheiß
Wandeln und sein, wo er ist.

Alois Neuther.



Sophie Barats Werk.

Von E. v. Handel-Mazzetti.

Ich schreibe dies nicht pro domo; ich bin kein Sacré-Cœur-Kind. Mein liebes St. Pöltner Englisches Institut! Die süßlächelnde Himmelskönigin breitete im Pfortenbild ihren blauen Courmantel über das grellrote Dach eines Hauses im Meriangeschmack. Engel mit römischen Stiefeln, Heilige mit flatternden Locken, runde Kindlein, die auf ebenso runden Schnörkeln ritten, lachten fröhlich von der Front aus dem 17. in das 19. Jahrhundert hinein. Und auch innen war alles vieux genre. Die Kirche war frohes, leuchtendes Barock. Von der liliengekrönten Jungfrau und den graziös sich wiegenden Cherubim Reselfelds auf dem Hochaltar bis zum rotmarmornen Denkstein, von vergoldeter Tiara gekrönt, der in blassen Lettern verkündete, daß in diesem Kirchlein Pius VI. auf seiner Reise zum Imperator Rast gehalten: „Hic genua flexit, ovicula benedixit.“ Wir Kinder standen auf dem antiken Chörchen und sangen aus vergilbten Notenheften frohbewegte Litaneien, melodiöse Messen von den alten, den italienischen Meistern, und an den aloysianischen Sonntagen sangen wir das Lied, das die Jesuitenschüler in den Konvikten Anno dazumal gesungen haben:

O Aloysi,
O Aloysi,
Tende clientibus
Te invocantibus
Dextram in singulis
Periculis. —

Wir trugen weißblaue Prinzeßkleider und dreieckige, mausgraue Umschlagtücher, fast wie die Demoisellles von St. Cyr, und die Klosterfrauen kleidete malerisch das Kostüm der englischen Witwen aus Mary Wards Zeit, der wallende schwarze Habit, der blendend weiße Kragen mit kleiner Falbel, der schwarzseidene Faltenschleier.

Wir saßen im hochgewölbten Refektorium auf Bänken ohne Lehne. Wir beteten ein französisches Tischgebet: „O Dieu, qui nous présentez les biens nécessaires à la nourriture de notre corps . . .“ Wir aßen von Blechtellern; ein gruseliges altes Gemälde hing an der Wand; der Kopf des hl. Johannes des Täufers auf ähnlichem Blechteller, wie wir sie zum Essen hatten. Herodias hielt den Teller und lächelte wie eine bösartige Rokokofürstin.

Unsere kleinen Klavierzimmer lagen auf den mächtigen Klosterhof hinaus; es waren zwei bis drei neue Bösendorfer da, aber auch mehrere ehrwürdige Spinette, deren Tasten wie Glas schebberten. Ich liebte diese Klimperkästen zärtlich. — Festsaal und Schlafsäle waren neu, auch einige Klassenzimmer, doch die „uhruhralte Zeitt“ schaute auch dort überall zum Fenster hinein — die riesige Gartenlinde, die schon zu Gräfin Kiesels Zeit gerauscht, die überlebensgroßen Barockstatuen, St. Joseph mit der Lilie, St. Theresia mit dem Kreuz, die der Klostersturm 1783 von den Karmelitinnen zu den Englischen verschlagen hatte . . .

Jenseits des Institutgartens lag die „böse“ Welt in Gestalt kümmerlicher Grasgärtchen, wo untertags arme Mütter Wäsche aufhingen und kleine, wilde Krausköpfe sich tummelten, während abends, wenn die Sirene der fernen Fabrik gepfiffen hatte, die jungen abgearbeiteten Väter sich auf die Gartenbänke setzten, rauchten und plauderten; man hörte ihre schwermüden Stimmen so gut herüber, und dazwischen Ziehharmonikaklänge, Wiener Tanzmelodien . . . Ein bescheidenes Krähwinkel, die letzten Reste der alten „Viertelsstadt“ St. Pölten, aus der sich bereits die neue Industriestadt erhob, das war die böse Welt vor unserm Kloster.

Wenn wir Kinder krank waren, öffnete sich die Infirmerie, auch wieder von einem reizenden, lächelnden Rokokoschutzengel in römischen Stiefeln bewacht. Die kleinen Bettchen standen an der Wand, als letztes hinter weißem Vorhang das der Krankenschwester. Hier war es gut, gut wie im Siebenzwergenreich, wenn auch die moderne Hygiene noch nicht hereingedrungen war und es nach Reissuppe und süßen Maschanzgern roch, statt nach Desinfektion. Wie viele schöne Märlein wußte die Krankenschwester, ein Dorfkind aus Niederbayern! Und die Klosterseniorin, Fräulein Kofler, die manchmal am Arm der Krankenpräfektin hereingehumpelt kam, die wußte noch schönere Geschichten; vom Jahre Neun, wo die große Teurung in Tirol war — ein Apfel acht Kreuzer; — vom Helden Hofer und vom Vizekönig Eugen in der goldenen Uniform. —

Schöne alte gemütliche Zeit! — Das war 1886. Schon zwei Jahre später kommt der Umschwung. Die Neuzeit zieht ein in das traute altfränkische Nest.

Um 1888 beginnen die Reformen, die die Obervorsteherin, Gräfin Castiglione, mit großer Energie in kurzer Zeit durchführt. Alles wird von Grund auf verändert, verbessert, reorganisiert. — Heute deckt die Rokokofront in der Linzerstraße eine moderne Erziehungsanstalt feinster Type. Die Vestibüle sind vergrößert, die Plafonds gehoben, lichte, luftige Neubauten sind in den Garten hineingewachsen. Der Garten selbst ist ein englischer Park geworden; wo wir so biedermeierisch „Schneider, leih mir die Scher'" spielten, fliegen jetzt die Tennisrakets. — Play! Verschwunden sind die alten Klaviere mit den gelben Tasten, verschwunden das primitive Service und das Haupt des hl. Johannes im Refektorium, alles ist feine, englische Kindermode, geschmackvoll, hygienisch, praktisch. Wie niedlich ist das Badezimmer! Wie hübsch die neue Heizanlage! Wie prächtig sind die Schulräume ausgestattet — und gelehrt wird wie in Wiener Bürgerschulen und Lyzeen von staatlich geprüften Kräften. Verklungen ist die lustige italienische Chormusik, die Kinder singen cäcilianische und gregorianische Messen. Verschwunden sind die St. Cyr-Fähnchen — kleidsame, moderne Tracht paßt sich gefällig den jugendlichen Gestalten an. Abends übergießt elektrisches Licht alle Räume, dringt in alle Lausch- und Betwinkelchen, bei kirchlichen Feiern umstrahlt es die Reselfeld-Madonna und die Kranach-Engel im Presbyterium ...

Und wie meinem lieben St. Pöltner-Kloster gings damals einer ganzen Anzahl alter Stifte. — Es kam ein mächtiger Hauch, Ende der achziger Jahre war es, der den Altersstaub, freilich auch den künstlerischen Reiz holder Altertümlichkeit aus den Erziehungsklöstern wegfegte und frisches, junges Leben aus den überkommenen Formen sich erheben ließ; von Frankreich kam dieser Hauch, von einigen jungen Institutionen und in erster Linie vom Sacré Cœur, dieser eigenartigen religiösen Gesellschaft, die an geistiger Disziplin mit den strengen Orden des Mittelalters wetteifert und dabei doch ein vollendetes Anpassungsvermögen an die Kultur der Neuzeit besitzt; deren Urheberin eine mystische Jesusbraut von der Innigkeit einer Katharina von Siena und nebenbei eine geistsprühende Pädagogin war; eine Doctrix Ecclesiae und dabei ein Weib von lieblichster Herzensanmut ... Diese Frau, Madeleine Sophie Barat, ist es, deren Werk richtunggebend für die Umformung der alten und für die Gründung der neuen Erziehungsklöster wurde.

Sophie Barat ist heuer hoch gefeiert worden. Am 24. Mai 1908 hat Pius X. sie seliggesprochen. Am 27. März hat man ihre Gruft in Jette-St. Pierre bei Brüssel geöffnet, um dem Sarge die vorgeschriebene Reliquie für Rom zu entnehmen. Als der Deckel des Sarges gehoben ward, lag eine unversehrte Schläferin mit freundlichen, nur etwas gebräunten Zügen auf den Polstern. Man berührte sie, die Kleider zerfielen, aber an dem Schleier, dem Symbol der Brautschaft mit Jesus, brach kein Faden. Das Kreuz in ihren Händen war grün angelaufen; wo ihr Daumen es berührt hatte, glänzte es wie Gold. — Die Seligsprechung zu Rom gab Gelegenheit, die ungeheure Ausbreitung der verhältnismäßig so jungen Ordensgenossenschaft zu beobachten. Aus allen Erdteilen waren Ordensfrauen zugereist; neben den ernstfrommen Zügen der Mutter in der weißen Rüschenhaube und dem schwarzen Schleier sah man die heiteren, blühenden, blond und schwarz umlockten Gesichtlein junger Mädchen aus holländischen, englischen, spanischen und österreichischen Pensionaten der Gesellschaft.

Sophie Barat ist 1865 gestorben. Damals zählte die neue Kongregation 89 Häuser. Heute sind es 136. Die französischen Trennungsgesetze haben dem Mutterhaus in Paris und den meisten französischen Tochterklöstern das Leben gekostet. Nur die Häuser Conflans, Nantes und Rennes bestehen noch. Dafür sind Neugründungen in Österreich, Spanien, in den Vereinigten Staaten, in Nordafrika (Kairo und Alexandrien), in jüngster Zeit in dem kulturell mächtig fortschreitenden Japan (Tokio) entstanden, die den Verlust mehr als wett machen und neben der Lebens- und Werbekraft des Ordens auch dessen wunderbares Anpassungsvermögen an alle Kulturformen der neuen Zeit dartun. Ich habe im Grazer Sacré Coeur photographische Aufnahmen der verschiedenen Klöster gesehen, großzügige Bauten in malerischen Gegenden, Interieurs, die bis ins Kleinste feines Verständnis für die Bedürfnisse der Jugend atmen. Da war das rosenumblühte Preßbaum neben der Perle des Bodensees, dem malerischen Riedenburg mit seinem entzückenden, neugotischen Kirchlein, da war das von südlichem Stimmungszauber umsponnene Trinità dei Monti, dem die geistreiche Jüdin Fanny Lewald so enthusiastische Worte gewidmet hat; da war in tropische Pracht eingebettet Las Palmas, da waren Neapel, Palermo, Chamartin de la Rosa, das Coloma in seinem berühmtesten Buche verewigte; Guadalajara, — das Refektorium der Kinder tragen wuchtige Pylonen, die an die Inkapaläste denken lassen . . . Jedes Sacré Coeur-Kloster paßt sich

dem Lande, dessen Kinder es beherbergt, mit gewissen charakteristischen Zügen an; es ist kein vaterlandsloser Geist, dem diese Eigentümlichkeit entspringt, es ist der katholische Geist, der die ganze Menschheit und alle Nationen liebend umfaßt. Neben der Bildergalerie sah ich das Leben. Das Grazer Kloster ist 1846 gegründet, aber Schule und Pensionat sind in neuzeitlichstem Sinne ausgestaltet: orthopädisches Turnen, Kochkurse! Doch nichts Konventionelles oder Nüchternes in den Schul- und Empfangssälen. Ein wohliger wohnlicher Hauch weht überall und der Hauch feiner Kunstliebe. Schon der kleine Couloir vor den Sprechzimmern — ein Motiv für Vautier! Blattpflanzen ranken sich um reizende religiöse Bilder, Hoffmanns zwölfjähriger Jesus, Plockhorsts verlorener Sohn in vorzüglicher Polychromie, Madonna di Foligno, niederländische Radierungen; im Hintergrunde eine offene Glastüre, durch die der Garten hereinleuchtet; eine Jesusstatue in Lebensgröße steht segnend im Grünen, und vom Spielplatz lachen glockenhelle Kinderstimmen herüber. Es gibt zarte Poesie in diesem Hause neben strenger Heiligkeit und ernster, schwerer Arbeit.

Da ist die Kirche, das Schmuckkästchen. Kein Stil; aber die süßen Details! Die Lilien und Blutrosen in zierlichem Körbchen zu Füßen des thronenden Heilands auf dem Hochaltar! Die holdselige Immalulata links, die fromm lächelnd die Hände faltet, ein weißer Schleier hüllt sie anmutig ein, weiße Blumen umblühen sie, weiße Blumen umblühen den hl. Joseph, auf dem Hochaltar brennen die Kerzen, in den Chorstühlen knien die dunkelgeschleierten Mütter; arbeitsfrohe Jugend und durch die Last der Arbeitsjahre gebeugtes Alter, und beten mit ihren sanften. guten Stimmen; in den Bänken im Schiff knien und sitzen die Kinder, die ganz kleinen vorn, die großen, zum Teil schon jungfräuliche Gestalten, rückwärts. Sie tragen eine schlichte, aber reizvolle Tracht, weiße Schleier überwallen die goldenen und dunklen Köpfe, sie singen Choral mit lieblichen frohen Stimmen.

Wie sie dann die Kirche graziös schreitend verlassen, strahlende Unschuld auf den Wangen, Unschuld im Blick, da kommen sie mir vor wie ein lebendiges Hohes Lied auf die Nonnen, die „Mütter", die irdischer Mutterfreude entsagt haben, um den hundert fremden Kindern liebevolle, oft sorgenvolle, schmerzensvolle Mutterliebe zu weihen . . . Wer gibt die Kraft zu diesem Opfer, zu dieser Liebe? Eine Laienschwester huscht in der leeren Kirche herum, sie öffnet die Klappen der Fenster, wischt den

Staub vom Parkettboden, ordnet an Teppichen und Altardraperien, dann kniet sie einen Augenblick vor dem Tabernakel, die Arbeitshände gefaltet, die Augen mit dem großen Kinderblick zur Heilandsstatue erhoben; ihre Lippen regen sich sacht: „Pour l'amour de Jésus-Christ . . .“ Es ist eine kleine vertriebene Schwester aus der Bourgogne.

*

Ich bin durch das Haus gewandert, habe die blitzblanken Schulsäle gesehen, und immer wieder fiel mir der geschmackvolle Bilderschmuck in die Augen. Die in Sonnenlicht gebadeten Schlafzimmer, in die von allen Seiten prachtvolles steyrisches Grün hereinlacht, das Lehrmittelkabinett mit seinen Schätzen, die Bibliothek habe ich gesehen, das Zimmer, wo Paramenten verwahrt und neue mit großem Kunstgeschmacke gearbeitet werden.

Und zuletzt saß ich mit der Oberin Mère Hélène de Savigny im Garten. Blühende Büsche und Schattenbäume umgeben uns; sie werden nicht zu dicht wachsen gelassen, damit die Kinder frische, reine Luft haben; Heiligtümer winken aus dem Grün — ich dachte an mein altes St. Pölten. Aber es sind keine Engel mit römischen Stiefeln hier, und keine Apostel mit wildflatternden Gewändern — sondern lauter neue Münchner Gotik: Mater dolorosa, Maria Lourdes, St. Filomena, und kein barocker Domturm schaut über die Gartenmauer, sondern ein funkelneuer Backsteinbau, die Herz-Jesu-Basilika.

Ich saß mit Mère de Savigny im Garten, fern verklang der Lärm der Vorstadt, da und dort ging betend eine der Mütter zwischen den Lilien auf und ab, auch meine kleine geistliche Schwester ging im Garten, Kinderlachen hob sich und zarte Harmoniumtöne schwebten aus dem Musikzimmer. Mère de Savigny hatte von einem ihrer Herzens- und Sorgenkinder gesprochen, einem armen ohne Mutter. Die Mutter! — Wer kann sie ersetzen? Sie ist die erste Erzieherin — die natürliche — von Gott eingesetzt und berufen.

„Jede sollte es bedenken, bevor sie ihr Kind in fremde Hände gibt . . . Was wir tun können um Kindern, die keine Mutter haben, Mutter zu sein . . . wir tun es . . . und wir bitten den Heiland, daß er uns die rechte Liebe zum Kind lehre . . . Nicht Formalismus, nicht Paragraph, Liebe zum Kind ist unser erstes und — Mütterlichkeit! Ist doch Mütterlichkeit die Krone allen Frauentums. Wie eine Mutter will ich dich lieben, sagt Gott in der Schrift. — Die Individualität des Kindes halten wir heilig, sie darf nicht getreten, sie muß veredelt werden.

„Wir müssen die Kinder nicht bloß gut, sondern auch glücklich machen. Eine glückliche Kindheit wirft ihren Glanz über das ganze Leben, eine triste, unterdrückte trägt der Mensch als Wunde bis an sein Grab.“ Diese Worte und der Ausdruck, mit dem sie sie sprach, ist mir unvergeßlich. Sie hatte mit wenigen zarten Linien das Ideal aller Kindererziehung gezeichnet, Liebe für das Kind, Schonung, Veredelung der Individualität, ein stetes frommes Studium, die Kinder glücklich zu machen und über allem als heiliger Geist der Erziehung duldende, verstehende, edle Mütterlichkeit. Dieser heilige Geist trägt seine Früchte. Die schöne Mütterlichkeit der Herz-Jesu-Nonnen leuchtet aus dem Wesen und Wirken ihrer Schülerinnen oft ganz entzückend hervor. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Frau in tiefer Trauer sitzt am Schreibtisch, das bleiche verweinte Gesicht über einen Konzeptbogen geneigt; in ihrer schmalen weißen Hand, an der eine einzige Perle wie eine versteinerte Träne funkelt, zittert die Feder.

Vor zwei Monaten stützte sie mit dieser Hand ein durchschossenes Haupt, das Haupt ihres Gatten, des Grafen Potocki; aus drei Wunden rieselte sein Blut und färbte ihre Kleider. Entsetzte Diener, ratlose Ärzte, betende Mönche füllen den Staatssaal, aus dem Nebenzimmer hört man das freche Knabenlachen des Mörders. Sie hört es noch jetzt, dieses infernalische Lachen ... und hört den letzten Seufzer des Todeswunden in ihren Armen — einen Seufzer heißer Liebe. „Du warst die Sonne meines Lebens“ ... Da legt sie die Feder hin, vergräbt das Gesicht in die Hände und weint, weint wie Rachel, die sich nicht trösten lassen will, um ihr zertretenes Glück.

Der es zertreten hat, soll jetzt büßen. Er ist verurteilt und wartet in Lemberg auf den Tod. Und die Frau, die Witwe Andreas Potockis, trocknet die Tränen von ihren Wangen und bekreuzigt sich mit schneebleicher Hand und beginnt zu schreiben. Ihre Hand will versagen, ihre Lippen pressen sich krampfhaft aufeinander — ermordet hat er meine Liebe, zur Witwe mich gemacht, meine Kinder zu Waisen! Aber sie bekreuzigt sich mit feierlicher Andächtigkeit aufs neue und schreibt weiter.

Was sie schreibt, weiß nur die blutweinende Madonna, die aus dem Kreuzigungsbilde auf sie niederschaut. — Für den Mann, der sie zur Witwe, ihre Kinder zu Waisen gemacht hat, für den Verurteilten in Lemberg schreibt sie ein Gnadengesuch.

Der Mann hat eine Mutter, die Tag und Nacht weinen

wird, wenn er stirbt ... Die arme Mutter soll nicht weinen ... Und der Mann ist noch jung, nicht viel älter als ihr größter Sohn ... wilde Hetzer haben ihn verführt — o nein, man soll einen verführten Knaben nicht töten. — Leise vor sich hinbetend setzt sie ihren Namen auf die Schrift. — Ihr kleinster Sohn kommt zu ihr gelaufen, schaut sie an mit seinen großen Augen, es sind die Augen ihrer toten Liebe. „Mama, was schreibst du?" „Einen Brief an den Kaiser, Serduszko, für einen armen, einen sehr armen Mann."

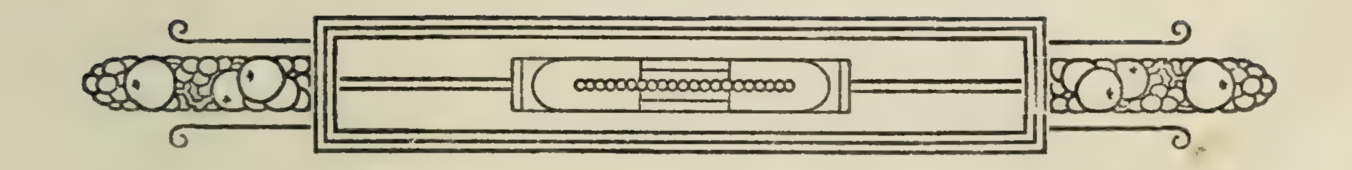
Und sie hebt das Kind, das arme, vaterlose zu sich empor und drückt es an ihr wehevolles Herz und benetzt seinen Scheitel mit ihren Tränen. Die andere Mutter wird nicht weinen, man wird ihr ihr Kind nicht nehmen; nicht der Töter mit Schwert und Strang, Gnade für deinen Sohn kommt morgen von Wien; freu dich, arme ruthenische Mutter! —

Über dem trüben Meer des Nationenhasses, das nach dem Mord von Lemberg himmelhohe Wogen warf, ist diese Liebestat einer zarten Dulderin wie eine schneeweiße Taube aufgeschwebt. Da war für eine Stunde der Haß vergessen, da schwieg die Leidenschaft der Parteien ...

Der trotzige Demokrat Daczynski, der Bannerträger des Neuliberalismus, Masaryk; Polen und Ruthenen, Klerikale und Umstürzler, wilde Draufgänger, die sich auf sozialem, religiösem, nationalem Gebiet sonst bis aufs Messer befehdeten, sie alle beugten ihre Häupter vor der trauervollen Huldgestalt der Witwe Potockis.

Und diese Edelblüte der Menschheit — sie ist im Garten S o p h i e B a r a t s ersprossen. Die stillen Herz-Jesu-Frauen haben sie gehegt und gepflegt. In der Kapelle der Enfants de Marie im Herz-Jesu-Kloster zu Lemberg lag Potockis Weib vor der Schmerzensmutter auf den Knien, dann ging sie hin und bat um Gnade für den Zerstörer ihres Glückes.

Mutter Barat, deine Töchter haben dir zum Jubiläum Blumen aus allen Zonen zum Angebinde gebracht; große Tugenden und kleine Herzenslieblichkeiten ihrer Zöglinge: Riedenburger Veilchen, italienische Blutrosen, afrikanische Palmen, Chrysanthemen aus dem Reich des Mikado. Wir von Österreich-Ungarn legen auf deine Gruft eine schneeweiße Lilie mit Bluttränen besprengt, die Gnadenbitte der Gräfin Potocka für den Mörder Myroslaw Siczynski.



Pflicht.

Eine Geschichte vom Tode. Dem Leben nacherzählt von
R. Fabri de Fabris.

Ein tief eingeschnittenes Flußtal in der kalifornischen Sierra. In schmalen Stufen fallen die Wände zu beiden Seiten auf die Flußsohle. Auf dem fruchtbaren Lehmboden dieser Terrassen haben englische Siedler den „Ranch" angelegt, weit ausgedehnte Äpfel- und Aprikosenpflanzungen. Bis hoch hinauf zu den Pinienwäldern auf dem Bergscheitel ziehen sich die grünen Wogen der Obsthaine. Und mitten darin liegen die einfachen Blockhäuser der Anfänger und die stattlichen Gehöfte der Begüterten.

Da, wo der Fluß eine Krümmung macht, springt das Ufer linksseitig vor und hängt über dem Wasserspiegel wie eine Naturkanzel. Oder wie eine hohe, luftige Warte. Dort steht das kleine Haus mit der Telephonstation.

Es ist an einem Samstagnachmittag.

Dora Bruce, die Telephonistin, ist soeben angerufen worden. Aus Yuba-City, drunten im Flachland, kam der Ruf. Das Gespräch hatte ein ganz und gar eigenes Gepräge. Doras Bräutigam war der Sprecher. Aber die Braut konnte seine Stimme kaum erkennen, so heiser und fremd vor Aufregung klang sie. Es war die Erregung des Glücks. Übersprudelnd kam es: „Ich habe die Subdirektorstelle bei der Staatsbank, Liebste. Vom Ersten des künftigen Monats ... In vierzehn Tagen machen wir Hochzeit, gelt Schätzchen? ... Morgen reise ich zu euch, um alles zu besprechen."

Die Braut konnte nur stammeln: „O George! ... Gott sei Dank! Gott sei Dank!" ... Ihr Herz war zu voll des Glücks.

Aber da ging die Klingel von neuem. Nelly White, die Kollegin von Melton, dem Städtchen am Melton-See, ein paar Meilen flußaufwärts, wollte mit ihr sprechen. Auch diesmal war es kein amtliches Gespräch.

„Wir werden morgen das Picknick nicht halten können, Dora. Hier haben wir seit gestern nach wochenlangem trüben Wetter einen Sintflutregen. Und dazu einen Sturm! ... Der See steht

schon in den Straßen der Unterstadt. Das ganze Waldland ist überschwemmt“ ...

„Ich hätte auch nicht teilnehmen können, liebe Nelly. Morgen kommt mein Bräutigam. Denke dir das Glück! ... Man hat ihm die Direktorstelle gegeben, auf die wir so lange gewartet haben! In vierzehn Tagen heiraten wir. Mach' dich nur recht hübsch zur Hochzeit, liebe Nelly!“ ...

In seligen Träumen saß die Braut da. Draußen peitschte der Sturm dichte graue Regenschwaden vorbei wie unholde Geisterscharen. Sie sah es nicht einmal. Sie wußte ja nicht, daß es die Grenadiere des Todes waren, die in unaufhörlichen Reihen da heranzogen, und sie hörte im Tosen und Brausen des Flusses nicht das wilde Drohen einer schrecklichen Todesweise. Sie war ja im Sonnenland der Liebe, unter dem blauen Himmel des Glücks ... So bald schon wird sie mit dem Geliebten vereint sein! Nie, niemals mehr brauchen sie voneinander zu gehen! Sorgen und Angst sollen ein Ende haben für immer. Und die alte Mutter, die so geduldig des Lebens harte Last getragen, wird ein glückliches Alter haben, umhegt von der Liebe ihrer Kinder. Ein heiteres Abendrot nach einem langen trüben Regentage!

Wieder geht die elektrische Klingel.

Aber jetzt so scharf und schrill und anhaltend, daß Dora erschreckt aufspringt. Es ist wie der wilde Notschrei eines Geschöpfes in Todesangst.

Jetzt erst bemerkt das junge Mädchen, wie dunkel es draußen ist. Man mußte Licht anzünden. Und ist doch noch lange nicht Abend. Jetzt hört sie auch das bange Klagen der Windsbraut und das dumpfe Drohen des rollenden Wassers. Ein unheimliches Angstgefühl kriecht an ihr herauf; zitternd legt sie den Apparat ans Ohr.

Es ist wieder die Kollegin aus Melton, die spricht. Aber diesmal ist das Gespräch ein rein amtliches.

„Dammbruch unten am See. Die Flut rückt zu Euch. Schleunigst Abonnenten benachrichtigen.“

Wie drohendes Donnerwort eines zornigen Riesen dröhnt es in Doras Herzen wieder. Oder ist es das lauter und lauter werdende Tosen da draußen? ... Flüchtig blickt sie hinaus. Du lieber Himmel, das fahle Leuchten und Glitzern da, keine paar Armlängen unter den Fenstern, das war ja der Fluß! Nein, nicht der Fluß. Der See oben aus den Bergen, der hinabgestiegen war, sie alle zu verderben.

Voll Entsetzen springt das Mädchen zur Türe. Nur fort von hier, aus dem Tale des Todes, fort zur Mutter oben im Ranch. Dorthin wird die Flut so bald nicht kommen. Gott Dank, daß die Mutter nicht mehr auf der Farm unten im Tal wohnt, die in besseren Tagen ihr Eigentum gewesen! ... Ach, die Gehöfte im Tal! ... Was war doch damit? ... Sie erwachte plötzlich wie aus schwerem Traum. Es war ihr schrecklich klar. Sie durfte ja nicht fliehen. Sie mußte zuerst für all die Menschen sorgen, deren Leben in ihre Hand gegeben war. An sich selbst durfte sie nicht denken, wenn sie auch eine junge, glückliche Braut war, die ihr Leben einem andern geschenkt hatte. Da war ja die Pflicht! ... Die war strenger und stärker als das starke Leben und so unerbittlich wie der bittere Tod. Und keiner war da, diese Pflicht von ihr zu nehmen ... Mein Gott, wie hatte sie das auch nur einen Augenblick vergessen können! ...

Schon stand sie vor dem Apparat. In stürmischer Eile ließ sie die Klingel spielen. Wie banges Kinderflehen stürmten die Töne gegen die dumpfen Todeswirbel der rollenden Wasser, gegen die sinnverwirrende Totenklage des Sturmes.

Da war zuerst Cedar-Creek, die am meisten gefährdete Farm. Cedar-Creek, die alte Heimat! ... Cedar-Creek! Cedar-Creek! ... Es war eigentümlich, wie sich die Gedanken im Hirn des Mädchens jagten. Es war, als fühle sie jedes Wort wie ein Stampfen von Rosseshufen gegen ihre Schläfen. Und immer im Takt wie nach einer bestimmten Melodie kamen die Worte. Genau nach dem Takt, in dem das wilde Wasser seinen Todeshymnus draußen sang. Warum zuerst Cedar-Creek? Da wohnte doch die Familie des harten Mannes, der die Freundschaft verraten und ihren guten leichtgläubigen Vater um Haus und Hof gebracht hatte vor langen Jahren.

Einerlei, darüber hat sie nicht zu richten. Das tut Gott! Das tut Gott! Ihr bleibt die Pflicht! ...

Jetzt nur die Meldung. Gott Dank! Es ist nicht zu spät. Die Leute haben verstanden. Sie flüchten. Sie sind gerettet. Und nun die Mühle, die Abendschule, das Pfarrhaus. Ein paar Gehöfte noch ... Sie alle werden sich retten. Nur Ruhe. Nur keine Angst. Gleich wird sie frei sein. Und morgen kommt George! Erschöpft hält sie einen Augenblick ein.

Hat da nicht jemand an die Türe gepocht? Sie zittert heftig. Nein nicht sie. Das ganze Haus zittert. Ach, sie ist so bange, so todbange. Wäre doch ihr George hier! ... Er ist so stark

und mutig. So treu und gut. Er würde sie schützen gegen die ganze Welt — gegen den bittern Tod. —

Da kommt etwas im Dunkeln heran. Weich schmiegt es sich gegen ihre Füße. Sie kann das seltsame Wesen nicht erkennen, das zu ihr eindrang bei geschlossenen Türen.

Aber nun fühlt sie es feucht und kalt an sich heraufkriechen. Höher und höher kommt es wie eisige Totenhände, die aus nassem Grabe heraustasten.

In wirrer Angst läuft sie zur Türe. Die öffnet sich doch sonst nach außen. Aber jetzt gelingt es ihr nicht, sie aufzusperren. Es ist eine geheimnisvolle Macht draußen, die sie geschlossen hält. Und diese Macht ist groß und stark wie der Tod. Wieder geht ein Zittern durch das Haus. Es kracht in allen Fugen. Die Türe springt plötzlich auf; die Fenster splittern ins Zimmer. Die wilden grauen Wogen stürmen herein und tragen das junge Mädchen auf weichen Armen ins Land hinaus, weit ins Unterland, wo der Geliebte in Sehnsucht und Liebe an sie denkt.

Nach ein paar Tagen, als die Elemente sich beruhigt hatten, fand man den toten Körper der jungen Telephonistin.

Die Gesichtszüge waren zerstört; aber man erkannte die Tote an dem Hörapparat, den sie an ledernem Gurt um den Kopf befestigt trug.



Prinz Emil von Schönaich-Carolath.

Literarischer Essay von Dr. A. Lohr.

So mögen gerade diese poetisch unfruchtbaren Jahre die menschlich glücklichsten für den Dichter gewesen sein. Aber ihm scheint der eigenen Glückes nicht wert zu sein, der nicht auch das Glück anderer will. Der stark altruistische Zug, der sich in seiner Dichtung stets bemerkbar gemacht hat, prägt sich jetzt immer mehr bei ihm aus. Mit steigender Erregung sieht er, wie mit dem Wachsen der Industrie und der Städte auch die Not der untersten Schichten immer mehr anschwillt; Tausende und Abertausende sieht er leiblich und geistig verkommen. Er sieht, wie Materialismus, Unglauben, Kastengeist, Vaterlandslosigkeit und ähnliche Dämonen am Werke sind, die Wurzeln des deutschen Volkes zu untergraben. Er beobachtet, wie Klassenhaß und Umsturz der empörenden Gleichgültigkeit der „satten" Kreise gegenüber, die selbst dringenden sozialen Reformen widerstreben, ins Riesenhafte emporwachsen. Da wallt es in seinem Herzen vor Mit-

leid mit den Armen, vor Schrecken über die immer mehr um sich greifende Gottlosigkeit und vor heiligem Zorn über alles Faule und Schlechte an unserem Volkskörper.

Und so schreibt er 1894 die Novelle „Bürgerlicher Tod". Der Inhalt ist einfach. Trotz aller Anstrengungen gelingt es einem armen Mann mit zahlreicher Familie nicht, sich und die Seinen redlich durchs Leben zu schlagen. Nirgends findet der Bedauernswerte Rettung, nirgends Hilfe. Schließlich treibt ihn das Elend ins Wasser und selbst seine letzte Hoffnung, durch seinen Tod die Öffentlichkeit auf die Not der Seinen aufmerksam zu machen, wird dadurch zunichte, daß die Polizei den Zettel, auf dem der Verzweifelte seine Familie der öffentlichen Hilfe empfiehlt, sorgfältig beiseite schafft. Die Folge ist, daß die Kinder des Toten sich zu entschiedenen Feinden der bestehenden Ordnung auswachsen. In der realistischen Ausmalung der Handlung wäre allerdings manches zu beanstanden, aber die tiefe Ergriffenheit des Dichters reißt uns über alle Äußerlichkeiten zur Teilnahme mit, rührt und erschüttert uns. Und wir fühlen dabei: Der Dichter will nicht nörgeln und kritisieren, nur bessern, warnen, mahnen.

Und noch im gleichen Jahre gibt er ein Seitenstück zu dieser sozialen Predigt: die Novelle „Adeliger Tod". Der Dichter hat diese lose komponierte, aber äußerst eindrucksvolle Schöpfung nicht in seine gesammelten Werke aufgenommen, obwohl sie recht charakteristisch für ihn ist. Er kämpft hier gegen die Entartung im Heere, gegen all die Schäden, welche die Tüchtigkeit unseres Offizierkorps zu zermürben drohen und läßt in einem packenden Schlußbilde einen alten General die Geschwader der Entarteten in einen sühnenden Schlachtentod hineinführen.

Nachdem sich der Dichter in diesen zwei Novellen vom Herzen geredet hatte, was ihm die Betrachtung unserer sozialen Zustände abpreßte, vertiefte sich seine Anschauung von der Besserung öffentlicher Gebresten immer mehr. Er fand in einem 1896, dem Jahre seiner Seßhaftmachung als Fideikommißherr in Haseldorf in Holstein, erschienenen Novellenbande, daß jeder am besten mit der Selbstzucht anfange, um dadurch auch die anderen zu bessern. „Der Freiherr" der ersten Novelle des Buches sucht sich sein Glück dadurch zu erzwingen, daß er die Eltern der von ihm zur Gemahlin Ersehenen aus drückender Verschuldung befreit und so an ihre kindliche Dankbarkeit appelliert. Aber die einem andern gehörende Liebe kann er trotz aller Bemühungen nicht erzwingen. Schließlich will er seine Frau freigeben, um in der Ferne ein neues Leben zu beginnen. Aber nachdem er im Innern entsagt hat, trifft ihn die Kugel eines Wilderers, dessen Glück er zerstört hatte, als er es durch einen Gewaltakt sichern wollte. Daß der Egoismus weder das eigene noch fremdes Glück aufbauen könne, ist in reifer künstlerischer Ausführung der

Inhalt der Erzählung. Die zweite Novelle „Regulus“ ist ein charakteristischer Ausschnitt aus der Zeit des badischen Aufstandes 1848, in der schwäbisches Gemüt und preußische Schneid miteinander kontrastieren. Das versöhnende Moment in der tieftragischen Geschichte bildet der sich im Helden verkörpernde, alles überwindende deutsche Idealismus. Eine der tiefsten und merkwürdigsten Novellen der neueren deutschen Literatur überhaupt ist aber das Schlußstück des Bandes: „Der Heiland der Tiere“. Die Verbindung humanitärer Bestrebungen zur Herbeiführung größerer Milde und Menschlichkeit im Verkehre mit den Tieren mit einer tiefschürfenden pathologischen Charakterstudie macht die in einer romantischen Gegend Tirols spielende, mit einer Katastrophe von erschütternder, grandioser Tragik abschließende Novelle zu einem inhaltlich wie formell gleich eigenartigen Meisterwerk, dessen düsterem und doch zugleich erlösendem Bann man sich nur langsam entziehen kann.

Nach diesem künstlerisch hochragenden Bande wird die Grundstimmung des Dichters immer milder, freier, alles Irdische mit tiefreligiöser Weihe verklärend. Jeder muß zwar das Seine tun, um dem Guten zum Siege zu verhelfen; aber die alte Kampfesstimmung ist der Überzeugung gewichen, daß trotz allen Mühens das Unvollkommene seinen Platz stets auf Erden behaupten werde. Und das ist wohl gut so, denn im Überwinden des Bösen strahlt erst das Gute in seinem wahren Glanze und im Feuerofen der Prüfung muß das echte Gold geläutert werden. Und so kommt denn eine große Ruhe über den Dichter, ein tiefgläubiges Vertrauen auf den endlichen Sieg alles Guten, den großen Ausgleich im Jenseits. Heil dem, der in Elend und Qual seinen Weg ging, denn drüben wird er in um so größerer Herrlichkeit auferstehen!

„Lichtlein sind wir“ heißt die erste und größte Erzählung des 1902 erschienenen letzten Bandes. Der Inhalt ist eine einfache unglückliche Liebesgeschichte, die stark an die in „Tauwasser“ erinnert. Und doch — welcher Unterschied in Ton und Ausführung! Ein junger Idealist und Sternkundiger verliebt sich in einer Provinzstadt in die Pflegetochter Jutta des Stadtverordneten Brentabor, bei dem er ein Dachstübchen bewohnt. Jutta muß jedoch einen Polizeileutnant heiraten und geht am Hochzeitstage ins Wasser. Der junge Astronom aber entdeckt den lange gesuchten Stern und heißt ihn Jutta. Die Stimmung ist noch romantischer als in „Tauwasser“, aber die Tragik ist ganz von Poesie und überirdischer Weihe umhüllt. Wenn auch die rauhe Wirklichkeit der Liebe ihre irdische Erfüllung raubte, drüben wird sie um so herrlicher wieder aufflammen. „Nicht fürchten, nur glauben! . . . Glaube ist Trost; Glaube spricht: Es gibt keine verlorene Liebe. Glaube jubelt, daß weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges uns scheiden mag von der Liebe Gottes . . . Glaube spricht, daß Herzen, die einander geliebt, sich

wiederfinden müssen, kraft ihrer Liebe, in Gottes Nähe ... Lichtlein sind wir, von Gott kommend, zu Gott gehend und Ruhe findend in ihm allein!"

Künstlerisch höher steht ohne Zweifel „Die Kiesgrube", die in kräftiger Plastik und in einem lebendigen, realistischen Stile eine Episode aus dem Kriege 1870/71 zur Darstellung bringt. Ein französisches Bataillon hat durch eine rohe, viehische Handlung gezeigt, daß es von schlechtem, ehrlosem Geiste beseelt ist. Sein General, ein edler Haudegen, hält es daher für eine nützliche Tat, diese Beule auszudrücken und die Menschheit vor der Fortzeugungskraft dieses Abschaums zu bewahren. Und das Zündnadelfeuer der Preußen mäht den zuchtlosen Haufen nieder. Der Dichter aber sieht hinaus über die Gegenwart in jene bessere, geahnte Zukunft, in der des Kreuzes Siegeszug kommen und die Menschheit einsehen wird, daß es nur einen berechtigten, gottgewollten Krieg gibt, den Krieg gegen Selbstsucht und Sünde.

Eine symbolisch-allegorische Skizze „Die Wildgänse" beschloß anfangs die Sammlung. Nachher aber hat der Dichter den genannten Stücken noch ein neues, „Des Bettlers Weihnachtsgabe", in seinen gesammelten Werken angefügt. Es ist eine soziale Novelle, die sich stofflich mit „Am Strome" und „Bürgerlicher Tod" berührt. Aber hier sehen wir nicht mehr bloß das graue Elend auf der einen, und hartherzige, satte Gefühllosigkeit auf der andern Seite; wir sehen auch die Blumen edler Gefühlsregungen, wie sie oft mitten unter innerem und äußerem Schmutz in Schönheit emporblühen. Ein entlassener Sträfling und Vagabund irrt heimat- und obdachlos am Christabend in den Straßen der Großstadt herum; sein Elend frißt ihm am Herzen, noch mehr aber, daß er so arm und verlassen ist, daß er nicht einmal jemand hat, dem er ein Gutes tun könnte. Aber eine hellseherische Kraft sagt ihm, daß Schenken ein Opfer bedeute, daß es Liebe vereinen müsse mit Entsagung. Und mit einem Male weiß er auch, wer nicht zu stolz sein wird, seine Gabe anzunehmen. Während in der Großstadt die Weihnachtslichter aufflammen, schüttet er mit scheuem, demütigem Blicke den Branntwein, sein letztes Labsal, vor dem Bilde des Christkindes in einer verwitterten Gartenmauer in den Schnee.

Schönaichs letzte Dichtergabe waren die 1903, gerade 20 Jahre nach den „Dichtungen", erschienenen „Gedichte". Sie sind wie eine große, ergreifende, aus innerstem Drange herausgeborene Lebensbeichte, die Bekenntnisse und Stimmungen aus fast dem ganzen zurückgelegten Lebenswege enthält. In den gesammelten Werken hat der Dichter auch noch die poetische Ernte der allerletzten Zeit, 19 neue Gedichte, angefügt. Zuerst kommen in der Sammlung die 20 Gedichte „Aus der Jugendzeit", der pessimistische Niederschlag des großen Liebesleides aus den „Liedern um eine Verlorene". Es folgt der Zyklus „Westwärts" mit seinen grandiosen Bildern aus dem ameri-

kanischen Felsengebirge, in das der Dichter seinen Schmerz getragen. Er tönt bereits in Entsagung aus:

> Die Liebe doch, die du mir früh zerschlagen,
> Weil ihre Bahn auf Eigenglück gerichtet,
> Zur Menschheit, Herr, laß sie mich heimwärts tragen,
> Dann hab' auch ich dereinst gelebt, gedichtet.

Daran schließt sich das epische Gedicht „Sulamith", ein hohes Lied der Nächstenliebe, so voller Kraft, Glut und leuchtender Schönheit, daß mich jedesmal beim Lesen ein Schauer übermächtiger Empfindung packt. Über das schöne philosophische „Fontana Trevi" gelangen wir hierauf zum Balladenzyklus „Hans Habenichts", der in der Gestalt eines mittelalterlichen schwäbischen Ritters die Tragödie des vom städtischen Geldsack um sein Lebensglück beraubten armen Edelmanns verkörpert. Edle Ritterlichkeit, feuriger Sinn und zartes, tiefes Empfinden kommen in dem glänzenden Zyklus zu ergreifendem Ausdruck. Und die zwei letzten Gefühle, die des Dichters Helden ganz in Bann halten, sind Gott und Vaterland.

Die reiche Liederfülle, die den Rest des Bandes ausmacht, kündet vom weiten Blick und der vielseitigen Anteilnahme des Dichters. Aber ob er uns wuchtige Balladen, tiefe philosophische Gedichte oder reine Gefühlslyrik bietet, immer schlägt uns die warme, echte Empfindung, das innere Erlebnis entgegen. Und das Erhebendste dabei ist: Dieser Dichter, der die poetische Form meistert wie ein zweischneidiges Schwert und für seine starke Empfindung auch einen blitzenden Ausdruck findet, ist der aufbauendste, tröstendste, gläubigste. Gottesliebe, Vaterlandsliebe, Nächstenliebe, Schönheit und Adel in Handeln und Denken — das sind seine Ideale, die Pfeiler seiner Dichtung. Ein Antrieb geht von ihm aus, geistig vornehmer, gottesfürchtiger, tugendhafter zu werden.

Man hat versucht, ihn auch für die Jugend auszumünzen und hat die schöne Sammlung „Fern ragt ein Land" zusammengestellt. Mir scheint das nicht unbedenklich. Es ist zwar in dem Buche alles für Unreife Unpassende, wie es besonders die „Dichtungen" vielfach bergen, ausgemerzt, aber ich halte die dargebotene Kost doch noch vielfach zu schwerverdaulich. Schönaich-Carolath ist ein ausgesprochen männlicher Dichter mit Vollgefühlen und Vollgedanken. Der Reife wird ihn deshalb um so tiefer genießen, und wer einmal in seinen Bann gefallen ist, wird nicht so leicht wieder von ihm loskommen.

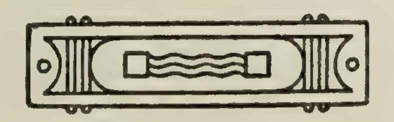
Denn Schönaich ist einer, der Macht hat. Um große Flammen geht ein Zug mitzuverlodern, sagt er einmal. Er ist so eine Flamme. Wohl hat auch er den griechischen Schönheitstraum geträumt und trägt ein ewiges Sehnen nach dem Schönen und Vollkommenen in seinem Herzen, aber sein Mitleid mit aller leidenden Menschheit, dem

Vagabunden auf der Straße und dem armen, tugendbedrohten Fabrikmädchen, ist doch viel größer. Denn durch Leiden kommt man Gott am nächsten, und uns ihm als unserem einzigen Ziele über des Lebens Not und Wirrsal hinweg näherzubringen, ist eine der höchsten Aufgaben unsers Dichters. In der Tiefe, Reinheit und Kraft des Empfindens erinnert er oft ans Volkslied, mit dem er auch formell vieles gemein hat. Der Grund seines Wesens ist eben echt deutsch und wahr, und die Liebe zum Deutschen Reich ist eines seiner stärksten Gefühle.

So steht der in edler Reife und Vollendung Heimgegangene nun vor uns da, ein Vorbild als Mensch, Christ und Patriot, einer, der uns zu allem Guten tüchtiger und zu jedem edlen Beginnen fähiger machen will. Aber auch er hat sich aus titanenhaften Kämpfen und Leiden zu seiner freien, verklärten Höhe emporringen müssen. Die sieben Bände[1]) seines gesammelten Lebens geben uns erschütternde, aber auch begeisternde Kunde davon. Wie selten einer hat er den wahren heiligen Gral unserer höchsten Volksgüter mit dem blitzenden Schwerte seiner Dichtung gehütet. Ob er dabei seiner Art nach mehr Romantiker als Realist war? Gelegentlich ist er wohl beides; aber eine Beantwortung dieser Frage wäre pedantisch bei einem Dichter, der sich nicht wie ein Schablonenmensch mit einer Etikette versehen läßt, weil er eben etwas ist, was einem nicht an jeder Straßenecke entgegentritt, eine durchaus eigene, kraftvolle Persönlichkeit. Und wenn auch jetzt das Schaumgold der Tagesliteraten im Strom des zeitgenössischen Lebens obenan schwimmt, Schönaich-Carolath wird sich erst recht zum Herzen seines Volkes Bahn brechen, wenn der anderen billige Lorbeeren verwelkt sind. Und was er von Lortzing sagte, wird noch mehr von ihm selbst gelten können:

Nun rinnt dein Lied, verklärt und unvergessen,
Nimm unsres Dankes schlichten, vollen Kranz.
Wir werden ewig deinen Namen schreiben
Zu guten Sternen, die da sind und bleiben.

[1]) Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Gesammelte Werke. 7 Bde. Brosch. Mk. 10.—, geb. Mk. 15.—. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.





Aus Zeitschriften und Büchern.

Das „Eine Notwendige“. Der verweltlichte, um Modegunst buhlende, hauptsächlich nur auf das „Diesseits“ gerichtete, interkonfessionelle Geist, der sich innerhalb der katholischen Literatur jetzt breit macht, ist entschieden nur die Teil- und Begleiterscheinung einer allgemeinen religiösen und kulturellen Krankheitserscheinung am Leibe der katholischen Kirche. Die „Historisch politischen Blätter“, seit jeher durch weiten Blick und edlen Freimut ausgezeichnet, haben in letzter Zeit wiederholt auf die drohende Gefahr hingewiesen, so z. B. in dem Aufsatze „Ideale und Wirklichkeit“ (9, 142). Hier wird die höchst zeitgemäße Frage aufgeworfen: „Sollen wir, zwar ruhig und langsam, aber doch mit Energie und Zähigkeit die katholischen Grundsätze zur Anerkennung und Durchführung bringen, oder sollen wir uns einfach mit den gegebenen Verhältnissen zufrieden geben in dem Gedanken: Es geht doch nicht anders? Letzteres gilt heute vielfach als Klugheit, das erstere als Schwärmerei. Und doch haben die katholischen Ideale einst die Welt erobert — soll heute ihre Kraft geringer sein? Versuchen wir nur, zur Erreichung derselben alle Kräfte anzuspannen, wenn wir auch den Erfolg nicht erleben.“

„Es ist deshalb unverständlich, daß gerade diejenigen, die sich ein so erhabenes Ziel vorgesteckt haben, am meisten befehdet werden, und zwar gerade von denjenigen, die doch dieselben Ideale haben und hochhalten. Man könnte die Achsel über ihr fruchtloses Bestreben zucken, aber zur Verspottung und Bekämpfung dürfen doch Katholiken nicht ihre Hand bieten. Was hat uns denn das Paktieren mit den Gegnern und die stete Nachgiebigkeit bisher eingebracht? Ich will nicht sagen, daß „Prinzipien“ preisgegeben worden wären, obgleich man sich öfters hart an der Grenze bewegt hat, aber von den Idealen sind wir doch oft stark abgewichen. Und was haben wir dafür eingetauscht? Man mag ja über den Erfolg verschiedener Ansicht sein, aber jedenfalls sind wir Katholiken so oft übers Ohr gehauen worden, daß die Erfolge nicht im Verhältnis stehen mit den Opfern. Wir waren immer der leidende Teil; in politischen wie religiösen, und besonders in literarischen Angelegenheiten haben wir stets den kürzeren gezogen. Dabei sind die augenblicklichen Verluste noch gering im Verhältnis zu der Größe der Gefahr, der wir uns und unsere Religion aussetzen durch äußeres Aufgeben des großen Gegensatzes zwischen den einzelnen Konfessionen. Man verstehe uns nicht falsch. Wir

wollen damit nicht den Kampf zwischen den Konfessionen oder die Verschärfung der Gegensätze, sondern nur das „schiedlich — friedlich". Die Interkonfessionalität, welche heute auch katholischerseits immer mehr empfohlen und gefördert wird, nagt am Mark der katholischen Kirche und schafft einen Geist, der dem katholischen Glauben sehr gefährlich wird."

Der Aufsatz schließt mit folgenden Betrachtungen: „Jede Partei und Konfession arbeitet mit Hochdruck daran, ihre Ideale, und seien sie selbst dem krassesten Atheismus entnommen, zur Geltung zu bringen, und zwar auf allen Gebieten. Sehen wir nur die Sozialdemokraten, Freimaurer, Freidenker, Monisten, Nationalliberalen „Evangelischen Bund" und dgl. an der Arbeit! Kein Gebiet, kein Fach, keinen Verein, der in ihren Fäden ist, schließen sie von ihrer propagandistischen Tätigkeit aus. Nur wir Katholiken sind so gutmütig, den anderen zuliebe auf die Werbekraft unserer Ideale zu verzichten, und geraten dabei immer in das Hintertreffen. Das wissen auch unsere Gegner, darum ihr Wutgeschrei über „konfessionelle Absonderung", wenn die Katholiken sich zu einem Verein zusammenschließen, um dort auch die katholischen Ideale zur Entfaltung zu bringen. Aber diese Gegnerschaft darf uns nicht schrecken. Im Gegenteil, sie muß uns zeigen, daß wir auf dem richtigen Wege sind. Wir wollen mit den Andersgläubigen in Frieden leben, sie nicht stören. Begeifern uns aber andere, wenn wir uns zu konfessionellen Verbänden zusammenschließen, wenn wir unsere Ideale nicht angetastet wissen, sondern sie unter unseren Glaubensgenossen zur Anerkennung und Blüte bringen wollen, gut, dann müssen wir es ertragen wie so manches andere und dieses Los mit unsern großen Glaubensvorfahren teilen. Aber vor den momentanen Schwierigkeiten die Fahnen zu senken und mit oft nur scheinbaren Augenblickserfolgen sich zufrieden zu geben, entspricht nicht der Würde katholischer Ideale."

Noch schärfer wird der eigentliche Kern der Frage gefaßt in dem Aufsatze: „Vom Einen Notwendigen" (10, 142). Es wird dort von Anzeichen einer tieferen Bewegung im Innersten des Katholizismus gesprochen, die nahe daran ist, unsere Stellung zur Welt und zu den Dingen dieser Welt in merkwürdiger Weise zu verschieben Damit beginne in der katholischen Kirche derselbe Prozeß, der sich in Protestantismus bereits vollzogen hat. Der Protestantismus habe so lange mit der modernen Kultur gebuhlt, bis er ihr von seinem Besten, von seiner überweltlichen religiösen Kraft das meiste geopfert habe. Die Gefahr einer allzu großen Hingabe an die „Welt" und ihre Interessen drohe nun auch dem Katholizismus. Die Haupt- und Grundlehre des Christentums: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit" wird immer mehr vergessen. (Besonders in der Literatur!) Das Bewußtsein der christlichen Zeiten, daß nur das Übernatürliche, Jenseitige und alles, was dazu führt, eine absolute

Wertschätzung beanspruchen kann, schwindet immer mehr. Die Gründe dieser Erscheinung liegen teils äußerlich auf sozialem Gebiet — das moderne Leben nimmt den Menschen in einer früher ungekannten Weise mit Anspannung aller Kräfte in Anspruch — teils aber in der innerlichen Hingabe an die Güter und Freuden dieser Welt, die den Sinn des Menschen ganz gefangen nehmen und der Arbeit für das Ewige den innerlichen Antrieb rauben. So kommt es, daß die Heilsfurcht, hervorgerufen durch die Lehre von den letzten Dingen, auch in katholischen Kreisen immer mehr verblaßt und schwindet. So wird auch die Welt der Gnade aus dem Vordergrund des unmittelbaren Interesses, des erlebten Bedürfnisses in eine Statistenrolle zurückgedrängt. Diese Entchristlichung des Lebens kann eine Zeitlang mit einem intellektuellen Festhalten am Glauben fortbestehen, bis endlich der Kern ganz zernagt und die Schale als gegenstandslos weggeworfen wird. Zwar hat die Kirche immer gegen Abfälle vom religiös sittlichen Ideal kämpfen müssen, doch wurde dieses Ideal als innerlich geltend und verpflichtend anerkannt. Die Gefahr der heutigen Entwicklung besteht darin, daß durch einen langen fast unmerklichen Prozeß das religiöse Ideal seiner praktischen Bedeutung immer mehr und endlich ganz beraubt wird und daß der Boden, in den es gesenkt war, für andere Kulturen ausgenützt wird, so daß es verdorren muß; dann ist aber eine christliche Neubelebung unendlich schwierig.

Man muß diese Lage voll und ganz erfassen, um unseren Kampf gegen die Ausschaltung des Übernatürlichen, des „Konfessionellen" (darunter versteht man immer nur das Katholische), des Historischen aus der Gegenwartsliteratur in seiner ganzen Tragweite zu verstehen und zu erfassen. F. E.

Von einem modernen Gralsucher. „Man hat Huysmans einen Mann aus dem Mittelalter genannt, der sich in unsere Zeit verirrt habe und sich nie in ihr heimisch fühlte. Nichts trifft weniger zu. Der neuropathische, dekadente Typ Des Esseintes (so nennt sich J. K. Huysmans in seinem Buch „A rebours") war gewiß durch und durch ein Kind der Moderne, und jenes Sehnen, das er mit Verlaine und mit so vielen teilte, nach dem moyen âge énorme et délicat, dem gewaltigen und doch so zarten Mittelalter, war nur ein Symptom jener großen Sehnsucht nach Einheit und Einheitlichkeit der Lebensanschauung, die eben dem 19. Jahrhundert eigen ist."

. . . „Modern bis ins Mark hinein war hinwiederum der tiefste Drang der Künstlerseele Huysmans' — jener Drang nach Schönheit, von dem sein ganzes Leben getragen und bestimmt wurde . . . Nur als Schönheit konnte ihm die Wahrheit offenbar werden, und so ward er denn auch diesen Weg geführt. Man sagt von ihm, er sei durch die gemalten Fenster in die Kirche gekommen, nicht durch die Pforte.

Und so viel ist richtig, als Quelle der Schönheit betete er die Wahrheit an, die Wahrheit ward ihm kund durch den Glanz ihrer Schönheit. Was ihn hinanzog, war, nach dem Wort des alten Kirchenvaters, der Splendor veritatis, die Lichtfülle der Wahrheit."

Diese tiefsinnigen Worte finden wir in dem neuesten Buche von Johannes Jörgensen: „J. K. Huysmans."*) Dieses Buch ist mehr als ein Stück Zeit- und Seelenkunde, es ist ein mit der untrüglichen Klarheit des geistigen Dichterblicks geschautes Menschenschicksal, ergreifend und erschütternd in seiner Wahrheit, hinreißend in seiner Darstellung, nicht mehr bloß Schauen, sondern eigenes Erleben eines anderen Lebens.

Und nun hören wir, wie Huysmans, der moderne Gralsucher, über die katholische Kunst dachte und schrieb: „Es sieht darnach aus, als ob die Literatur mystisch werden will. So geht das Gerücht, und verschiedene Reporter haben sich beeilt, uns die fröhliche Botschaft zu überbringen ... Auch haben mehrere freidenkerische Blätter schon in gereiztem Ton gefragt, ob die Kunst jetzt theologisch werden und die Literatur zur Finsternis des Mittelalters zurückkehren soll. Sie können ruhig sein, das haben wir nicht zu befürchten. Man dichtet nämlich nicht Mystik, wie man einen naturalistischen, idealistischen oder psychologischen Roman schreibt. Hier reicht es nicht aus, erfinderisch und belesen zu sein; es genügt nicht einmal, ein großer, bahnbrechender Künstler zu sein. Man muß gläubig sein und den Glauben in einem reinen Leben pflegen.

Die Mystik ist nämlich die Kunst der Kirche. Sie gehört dem Katholizismus, und zwar ihm allein. Man darf die Mystik, welche darüber im reinen ist, was sie will und wohin sie geht, nicht mit den vagen Dingen verwechseln, die Idealismus, Spiritualismus, Deismus genannt werden — die alle zusammen ein mehr oder weniger unbestimmtes Sehnen nach einem mehr oder weniger unbekannten und unklaren Jenseits sind ... Die Mystik hat hingegen eine scharf begrenzte Bedeutung ... Sie ist es, welche die größten Werke, die jemals existiert haben, geschaffen hat — die Gemälde der Präraffaeliten, die romanische und gotische Architektur, des heiligen Bernard Werk in Prosa und Poesie, die Werke des heiligen Thomas von Aquin und so vieler anderer Großen."

Die Schönheit der katholischen Liturgie überwältigte Huysmans dermaßen, daß er als Durtal in „En route" ausruft: „Es ist unmöglich, daß jener Glaube ein Irrtum sei, welcher eine solche musikalische Sicherheit geschaffen hat."

Und was denken wir, die rechtmäßigen Erben jener tausendjährigen Schönheit, die einen Huysmans aus dem Schmutz der Pariser Gosse in die reinen Hallen der Kirche zog, was denken wir von un-

*) In der Sammlung „Kultur und Katholizismus", Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung, München.

serem Erbe? Wir kennen es nicht, wir sind blind für unseren Reichtum, darum klagen wir: Wie sind wir doch inferior! — Und gehen zu den Bettlern, die wir um ihre Lumpen beneiden, betteln! F. E.

Die Verwilderung unserer Literatur. Die Akten über das mit dem Doppel-Schillerpreis gekrönte Drama „Tantris der Narr“ sind wohl noch nicht geschlossen, aber in großen Zügen ist die Stellung der Kritik zu dem „Doppelpreisstück“ schon zu übersehen. Jedenfalls steht die Tatsache fest, daß das Urteil der Preisrichter nur von einem ganz kleinen Ring bestätigt, von der eigentlichen Großmacht der Kritik und von dem gesunden Rest des deutschen Volksbewußtseins hart angefochten wird. Und mit vollem Recht. Wir hätten gewiß Ursache, uns darüber zu freuen, wenn die Kunst wieder auf die alten Wurzeln ihrer Kraft in Mythos und Sage zurückgreift. Und wenn sie es versteht, die alten Stoffe mit neuem Geist, mit modernem Ideengehalt zu erfüllen, hier neuschöpferisch zu gestalten, so ist das ihr gutes Recht, in gewissem Sinn ihre Pflicht. Aber es ist geradezu ein Verbrechen am Geiste der wahren Kunst, die alten Stoffe gewissermaßen als Mistbeet zur Züchtung modern-perverser Sensationseffekte zu gebrauchen, wie es Ernst Hardt in seinem Drama „Tantris der Narr“ getan hat. Wir müssen den Inhalt des Stückes, der ja schon so viel Federn in Bewegung gesetzt hat, als bekannt voraussetzen. Hören wir nur eine Stimme der ernsten, pflichtbewußten Kritik.

Im „Türmer“ (XI, 4) schreibt Max Koch ganz in unserem Sinne: „Hardt hat das Beste und Tiefste der alten Sage verletzt, ihr geradezu das Herz ausgebrochen und dafür den übelsten Strömungen der Tagesliteratur die Herrschaft eingeräumt, so daß seinem Drama gegenüber Fausts Verdammungswort „schlecht und modern“ uneingeschränkt nach Inhalt wie Form zutrifft.“

Über den eigentlichen „Clou“ des Stückes, der offenbar die Zugkraft bedingen soll und tatsächlich bedingt — Isolde Weißhand wird von ihrem Gemahl König Marke unbekleidet den Siechen und Aussätzigen preisgegeben — urteilt der „Türmer“: „Ein Dramatiker, der diese ekelerregende Scheußlichkeit zum Hauptinhalt seines Stückes macht, sollte im Volke Schillers und Wagners unmöglich sein.“ Die durch Tantris (Tristan) gerettete Isolde erscheint dann abends, als wäre nichts geschehen, bei Marke und seinen Rittern, wobei das Geschehene, wie überhaupt fast in jeder weiteren Szene, immer wieder in Erinnerung gebracht wird. Dazu bemerkt der „Türmer“: „Ob es jemals eine so barbarische Zeit und einen so tierisch rohen Fürstenhof in Europa gegeben hat, wo dieses Verhalten Isoldens und ihrer Umgebung wahrscheinlich sein könnte? . . . Hardt hat aber diese sadistischen Vorstellungen zum größten Teil frei erfunden, zum kleineren Teil absichtlich verstärkt und in den Vordergrund gestellt.“ Weiter wird an einen Ausspruch Volkelts erinnert, der die moderne Dich-

tung beschuldigt, daß selbst bei ihren talentvollsten und besten Vertretern die Verherrlichung des Geschlechtlichen als solchen, . . . die Freude an erotischer Zerfressenheit vorherrsche. „Wie weit das Übel bereits gediehen ist und das Unterscheidungsvermögen zwischen freier Schönheit und Gemeinem verloren zu gehen droht, das zeigt der Erfolg eines pornographischen Romans wie Bierbaums „Prinz Kuckuck", die Tatsache, daß Schalom Aschs' „Gott der Rache" auf deutschen Bühnen gespielt und ein Frank Wedekind in Hinsicht auf pädagogische Probleme als Aufklärer angesehen werden kann."

Und zwei Seiten weiter schreibt Rudolf Krauß über Sudermanns neuen Roman: „Sein ‚Hohes Lied' ist trotz aller glänzenden Virtuosität der Mache ein unerquickliches, seelisch rohes Buch, das niederdrückt, statt zu erheben, das unfroh stimmt, ohne zu ergreifen und zu erschüttern, ein Buch, das zwar Tausende mit glühenden Wangen und wohl auch mit aufgestachelter Sinnengier verschlingen werden, das aber kaum einem ein lieber Freund werden wird, bei dem er sich in Stunden geistiger Leere oder innerer Anfechtung Rat und Trost holen kann." Ein Urteil, das sich im Kerne ganz mit der Herbertschen Kritik (Gral No. 4, S. 175) deckt.

Wir können bei dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, daß besonders die katholische Kritik bei Besprechung solcher Schändlichkeiten eine deutlichere Sprache führen möge. Es ist ein Armutszeugnis für unsere Kritik, daß sie vielfach aus lauter Inferioritätsfurcht und aus Angst, „unmodern" gescholten zu werden, mit Schlangenklugheit sich um eine offene Aussprache herumdrückt und sich kein Wort männlicher Entrüstung zu sagen getraut. Um solche Worte zu hören, muß man dann zum „Türmer", zum „Kunstwart" oder zu einem andern ehrlichen nichtkatholischen Blatte gehen. Das ist ein Stück tatsächlicher Inferiorität — schämen wir uns dieser Feigheit! Hg.

In der Sackgasse. In der „Bücherwelt" leitet P. Ansgar Pöllmann hochinteressante „Randglossen zu deutschen Witzblättern" (Nr. 3 „Vom Guckkasten") mit folgenden Betrachtungen ein: „Wenn der Witz der materialistisch-naturalistischen Kreise ausgeartet ist und bereits anfängt, unter seiner inneren Zwiespältigkeit die Kraft zu verlieren, was folgt daraus? Nichts anderes als die Notwendigkeit, am Ende der Sackgasse umzukehren und uns noch einmal vor den Anfang der modernen Entwicklung just dahin zu stellen, wo wir vom Witz der guten alten Zeit hinweg einen neuen Gang zu tun vermeinten." Wenn wir in diesen Sätzen an die Stelle des Besonderen das Allgemeine, nämlich an die Stelle des Begriffs „Witz" den Begriff „Literatur" setzen, so haben wir eine kurze, aber erschöpfende Bilanz der modernen Literaturbewegung vor uns. Daß diese Bilanz

richtig ist, wird freilich auch von katholischer Seite, von den Vertretern der sogenannten katholischen Moderne, entschieden bestritten. Von dieser Seite wird ja der Gral hauptsächlich deshalb so entschieden bekämpft, weil er die Holz- und Irrwege der modernen Kunstentwicklung nicht mitmachen will. Dessen weigert sich der „Gral" aber nicht aus kleinlicher Furcht vor dem Neuen, sondern in der festen Überzeugung, daß diese Entwicklung in eine Sackgasse führt, und daß die Kunst der Zukunft wieder eine rückläufige Bewegung wird einschlagen müssen, um dort wieder anzuknüpfen, wo die moderne Literaturrevolution die lebendige Fortentwicklung abgeschnitten und den Bruch mit der Kunst und Kultur der Vorzeit vollzogen hat.

Kralik hat in diesen Blättern schon öfter das scheinbare Paradoxon ausgesprochen, daß wir, die „Gralritter", im gegenwärtigen Entwicklungsstadium eigentlich die echten „Modernen" sind und daß unsere katholischen Gegenfüßler, die sich „modern" nennen, eigentlich schon seit geraumer Zeit „rückständig" sind. Das mag wohl daher kommen, weil wir die dauernden, ewigen Grundlagen der wahren Kunst aller Zeiten und Völker uns anzueignen versucht haben, „die nur zeitweilig von den Wolken einer vorübergehenden „Mode" verdunkelt werden, im Grund aber ewig jung und neu, für alle Zeiten und Völker stets „modern" bleiben. Unsere heutige oder richtiger gesagt gewesene „Moderne" ist von diesen Grundsätzen abgewichen, darum veraltet sie wie ein abgetragenes Kleid, allerdings nicht ohne unsere Erfahrungen, unsere künstlerischen Formen und Ausdrucksmöglichkeiten außerordentlich bereichert zu haben. Aber dem Wesen nach läßt sich die Bankerotterklärung der Moderne nicht mehr aufhalten — sie ertönt bereits so laut, daß niemand sie überhören kann, aus den Kreisen der „Moderne" selbst. Wir wollen hier nur zwei dieser Selbstzeugnisse streifen — vielleicht kommen wir später noch ausführlicher darauf zurück. Es sind zwei Bücher: „Der Ausgang der Moderne" von Samuel Lublinski und „Zur Kritik der Moderne" von K. W. Goldschmidt. Über das erstere Buch urteilt Karl Hoffmann in der „Schönen Literatur" (10. J. Nr. 2): „Schon in dem Ausdruck ‚Neuromantik' ist es enthalten, daß für die moderne Literaturbewegung wieder typische Gefühls- und Ideenkomplexe wirksam geworden sind, die einem bereits einmal gewesenen Stadium der literarischen Entwicklung entstammen. Damit hat sich die innere Selbständigkeit der Moderne, ihre anfängliche Tendenz, revolutionierend oder wenigstens reformatorisch ein ganz neues dichterisches Leben zu schaffen, selbst aufgegeben. Es ist ein Aufhören und eine Art Abschluß, und es liegt nur in der Natur der Sache, wenn sich das Bewußtsein dieses Endes und das Verlangen nach neuen Anfängen und selbständigen Zielen schließlich in Büchern von Autoren aussprechen, die selber aus der modernen Literaturbewegung hervorgegangen sind." Lublinski versucht

festzustellen, daß die Moderne ihr Problem, die technischen und sozialen Faktoren der heutigen Kultur durch widerspiegelnde Vergeistigung zu gestalten, stets umgangen und niemals gelöst habe. Naturalismus, Milieuschilderung, Impressionismus werden geradeso verdammt wie die Neuromantik. Schließlich sei die Literatur, wie bei Shaw und Wedekind, in Karikatur und Parodie übergegangen. Die Moderne ende damit, daß sie uns den Glauben an die menschliche Größe genommen habe. Ähnlich wendet sich Goldschmidt gegen die literarischen Schulen der Moderne, nur in den positiven Vorschlägen widersprechen sich beide. R. Hoffmann resümiert schließlich: „Beide Bücher stellen fest, daß die Entwicklung der Moderne in eine Sackgasse geraten ist und nicht mehr weiter kann, und daß die Neuromantik (worunter besonders die Richtung Hoffmannsthals verstanden wird) die gegenseitige Entfremdung zwischen dem Innerlichen und der sinnfälligen Form von Kunst und Leben bis zur Unerträglichkeit gesteigert hat."

Man mag den beiden Konduktansagern der „Moderne" glauben oder nicht, eines ist sicher: die Kunst sucht neue Wege, neue Anknüpfungspunkte. Wenn wir Katholiken jetzt in dem festen Willen, der neuen werdenden Kunst, soviel an uns liegt, den Stempel unserer Weltanschauung aufzudrücken, einig wären — bisher ungeahnte Möglichkeiten und Hoffnungen könnten sich an diese Zeitwende knüpfen! Aber unsere kleinliche Abhängigkeit vom Urteil unserer Gegner, unser Werben um die Gunst jener, die uns Jünger Christi nach dem unfehlbaren Ausspruche der Wahrheit hassen und verfolgen müssen, unsere gegenseitige Befehdung, Verkleinerung und Benörgelung — all das wird uns den weltgeschichtlichen Augenblick glücklich verpassen lassen. Und dann werden wir wieder jammern: „Wir haben keine katholische Kunst!" Hg.



Kritische Gänge.

Von Albert Christiani.

Aus dem Stapel der eingelaufenen Rezensionsexemplare hebe ich heute verschiedenes Monographisches heraus.

Zunächst das von Dr. Georg Mücke gestellte XXXIV. Heft der von U.-Prof. Dr. Franz Muncker herausgegebenen Sammlung „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte": Heinrich Heines Beziehungen zum deutschen Mittelalter. Berlin 1908, Alexander Duncker. Gr. 8⁰. 167 S. Einzelpreis Mk. 4.50, Subskriptionspreis Mk. 3.80. — Das ist eine gründliche, objektive, anregende, verdienstvolle Arbeit. Einige vorgeschobene Hypothesen mag

man ablehnen; im ganzen wird man dem Autor seine Zustimmung nicht versagen können. — Heine steht noch immer zu fest und breitspurig in unserer Literatur, als daß wir um ihn herum könnten. Wir haben sogar sehr mit ihm zu rechnen. Eben darum soll man ihn fassen, wie er ist, so oft man kann. Just dazu reicht uns Mücke eine gediegene Handhabe. Während wir uns, durch die Darlegungen der zehn Kapitel, des Dichters künstlerischen Gesamtlebensgang entlang führen lassen, kommt uns immer wieder zum Bewußtsein, was aus diesem Manne mit dem fast beispiellos zuverlässigen Talent und dem äußerst unzuverlässig sich ausgestaltenden Charakter hätte werden können, wenn er der Initiative seines besseren Menschen gefolgt wäre.

Es hat tatsächlich eine Zeit gegeben, da Heine das Mittelalter liebte. Zunächst mittelbar, unter dem Einflusse der auch von ihm anfangs bewunderten romantischen Bewegung, da er noch, als „echter Minnesänger“, die „hochgebenedeite Königin des Himmels selber im Herzen trug“, da er „für sie schwärmte und die Legenden ihrer Huld und Güte in zierliche Reime brachte“, unter denen „Die Wallfahrt nach Kevelaer“ der Entstehung nach an letzter, dem Werte nach an erster Stelle stand. Uhland, Fouqué, Arnim, nicht zuletzt Scott halfen ihm sein Rittertum „rekonstruieren“. Aber nur den Geist der alten Zeit wollte er neugeboren wissen — und konnte doch des altertümelnden Gewandes, das er an so manchen zeitgenössischen Dichtungen verspottete, selber nicht ganz entbehren, wie sich denn auch ein direkter Einfluß mittelalterlicher Lyriker bei ihm nachweisen läßt.

Bis Herbst 1819, d. h. bis zum Beginn seiner Universitätszeit, hatte er das Mittelalter nur aus den Werken der Romantiker und den entsprechenden Zeitschriften, also aus zweiter und dritter Hand, kennen gelernt. Jetzt bot sich ihm Gelegenheit, die dilettantische Schwärmerei gegen gründliches Studium zu vertauschen. Er machte in der Tat einen Anlauf dazu. Die unreife Begeisterung wich einem ruhigeren, sachlichen Interesse, besonders seitdem er auf eine — nie erreichte — Professur, womöglich in München, hinarbeitete. Aber auch dann blieb er schließlich an der Oberfläche hängen. Am lebendigsten war ihm vielleicht die deutsche Frühzeit geworden, besonders aus dem Geiste des Nibelungenliedes heraus. Letzteres hat es ihm überhaupt am meisten angetan, und zwar für immer. Von seiner in der „Romantischen Schule“ der 30er Jahre gegebenen, als Ganzes kläglichen Übersicht über die gesamte mittelalterliche Literatur liest sich denn auch die Abhandlung über unser gewaltiges Volksepos weitaus am besten. — Von der Gesamtliteratur der sogenannten Althochdeutschen Zeit hat er dagegen *nichts* gelesen. Von der ganzen höfischen Literatur kannte er im Originale nur einige Minnesänger, alles andere, und das an sich wenig genug, nur in Bruchstücken oder neuhochdeutscher Bearbeitung. — In die Zeit des ausgehenden Mittel-

alters wurde er schon frühe eingeführt durch die Lieder des „Wunderhorns“, auf die sich sein von ihm selbst gerühmtes diesbezügliches Chronikenstudium der Hauptsache nach beschränkt hat.

Während seiner Dozententräume hatte er die „Geschichte des Mittelalters“ zu seinem Arbeitsfelde erwählt — eine Tollkühnheit gegenüber seinem unzulänglichen Wissen. Immerhin läßt sich ihm nicht alle Gründlichkeit absprechen. Die allerälteste Zeit hatten ihm Tacitus, Paulus Diaconus und Procop näher gebracht. Über die Verfassung der alten Germanen, über das Wesen der Gefolgschaft war er unterrichtet. Die Geschichte der Kreuzzüge hatte er in Friedr. Wilkens vielbändigem Werke studiert, die Geschichte der Sachsenkaiser in der „Sächsischen Welt-Chronik“ (Lüneburger Chronik), die der Hohenstaufen in Raumer und in den dichterisch verklärenden Darstellungen Grabbes und Immermanns. Über die Judenverfolgungen und das deutsche Städteleben des ausgehenden Mittelalters orientierte er sich in der Limburger Chronik, Schudts Jüdischen Merkwürdigkeiten und Anton Kirchners Geschichte der Stadt Frankfurt. Er tat es mit einem gewissen historischen Verständnisse, wie das sein Roman Der Rabbi von Bacharach beweist. Aber in der Verwendung erprobt er sich als unzuverlässig und willkürlich, um so mehr, als sein fanatischer Haß gegen das einst so geliebte Mittelalter wächst. In Wirklichkeit ist ihm dessen Blütezeit immer eine Terra incognita geblieben. Ihren Geist hat er nie erfaßt, konnte es nicht, da er nicht ihre positiven, sondern negativen Bestrebungen, nicht ihren Glauben, sondern ihren Aberglauben zu erforschen suchte.

Heines Abkehr vom Mittelalter und das Nachlassen seiner Beschäftigung mit diesem setzte schon Mitte der zwanziger Jahre ein; doch war sein Interesse 1831 noch groß genug, daß er sich in Paris die Liederhandschrift C vorlegen ließ. Von da an ging es rapid abwärts, zumal als der Dichter sich dem Saint-Simonismus ergab. Die ehemals von ihm mystisch umschwärmte Madonna wird ihm zur Femme du bureau, zur Dame du comptoir des „großen Handlungshauses“, der katholischen Kirche. Die altdeutschen Künstler malen ihm bald nur „wie für Scharfrichter“; die gotische Kunst, die er einst so hochstellte, verwandelt sich ihm in eine „kranke Kunst“. Sein durch die Gegenwartsbestrebungen diktierter Haß kennt schließlich keine Grenzen mehr; ohnmächtig wütend stammelt er ein Schimpfwort über das andere.

So also gestaltet sich die Kurve in Heines Verhältnis zum Mittelalter: überschwengliche Begeisterung; relativ abgeklärtes Studium; Gleichgültigkeit; dilettantisch-fanatischer Haß. Mit diesem bekämpfte er das reale Mittelalter — aber in die romantische Traum- und Sagenwelt versenkte er sich liebevoll-sehnsüchtig nach wie vor, bis in die letzten Tage der „Matratzengruft“. — So ergibt sich trotz allem ein versöhnendes Moment, aber es reicht wiederum nicht aus zur

Aussöhnung mit diesem sich selbst verneinenden Apostel der Verneinung.

Ein lebhafteres Interesse darf auch Jakob Baechtolds Buch beanspruchen: Gottfried Kellers Leben. Kleine Ausgabe ohne die Briefe und Tagebücher des Dichters. Aus dem Nachlaß des Verfassers. Zweite Auflage. Stuttgart 1908. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 8°. 287 S. Geh. Mk. 3.—. Auch hier haben wir es nicht mit panegyrischer Absichtlichkeit zu tun. Streben nach Objektivität, nach verständnisinniger Gerechtigkeit blickt uns überall entgegen. Dabei gibt sich der Vortrag sehr anziehend, fließend und spannend, fast wie eine künstlerische Novelle, mit einer an Keller selbst erinnernden plastischen Diktion. Baechtold spiegelt das Bild seines Helden in Einzelzügen, vor allem als Ganzes aus dessen Umgebung, Erfahrung und Schaffen, auch — trotz der Titelbemerkung — aus allerlei eingewobenen Briefen wider, ohne übermäßig haarspaltende literarische Untersuchung und Kritik. Wir lernen diesen seltsamen Brumm- und Querkopf mit dem überempfindlichen Gemüt wirklich kennen; wir lernen wohl auch, und zwar gar nicht so selten, über ihn lächeln, nun in Heiterkeit, nun in Nachsicht, nun in Trauer. Aber mit Respekt. Wohl nicht unbedingt, doch im allgemeinen, im ganzen. Dennoch: wie gestaltet sich der Gesamteindruck des eminent künstlerisch begabten, echt originellen Menschen? Daß das von dem Betroffenen selbst als hart, aber wahr und gerecht empfundene Urteil des österreichischen Literaturhistorikers zu Recht besteht: Keller habe das tiefe Wohlwollen für seinen Nebenmenschen wie für sich selbst gefehlt. „Nirgends in seinem Leben eine dauernde Neigung, nirgends eine ganz innige Freundschaft. Dem Menschen" (soll heißen: dem Menschen Keller) „fehlte die Milde und Gütigkeit der Seele, die auch etwa das Geringere, das in der Welt vorhanden ist, neben sich duldet", fügt der Biograph hinzu. Und dann: „Ich kann dieses scheinbar harte Wort ruhig vertreten. Es braucht sich niemand zu entrüsten, noch sich in die Brust zu werfen. Ich stelle gelassen auf Kellers eigene Briefe ab." Und doch spürt Baechtold dem Eigenwesen Kellers liebevoll nach, auch wohl mit einer gewissen Kongenialität, zumal der fester umrissenen Weltanschauung, die sich beim Dichter bekanntlich aus ursprünglicher Christgläubigkeit über den Durchgangspunkt des Unglaubens zur Goetheschen „Religion abgeklärt" hatte: „Das Unerforschliche ruhig verehren." Jedenfalls läßt Baechtold uns die außergewöhnliche Natur Kellers bis in ihre Grundtiefen und Seitenverzweigungen erkennen und demgemäß die logische Schlußfolgerung ziehen, daß auch an Kellers „Lebensführung andere Maßstäbe als an Durchschnittsmenschen gelegt werden" können. — Das höchste Lob für diese Biographie dürfte dies sein: daß sie durchweg Wesentliches bringt. Sogar wo sie Anekdotenhaftes einwebt. Als Beispiel möge die Zitierung von Kellers lapidarer

Rede zur Jubiläumsfeier des (protest.) Theologen Alex. Schweizer dienen: „Meine Herren! Es gibt, wenn ich recht sehe, zwei Sorten von Theologen: solche, die über dem lieben Gott, und solche, die unter ihm stehen. Alexander Schweizer hat immer zu der letzteren Art gehört. Er lebe hoch!"

Ein sehr kluges und beachtenswertes Büchelchen, wenn auch reichlich gehoben in Auffassung und sprachlichem Ausdruck, ist Heinrich von Kleist. Das Problem seines Lebens und seiner Dichtung. Ein Versuch von Hanna Hellmann. Heidelberg 1908. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 8⁰. 40 S. 80 Pfg. — Das „wagt" und „vielleicht" und „scheint" spielt hier eine etwas starke Rolle, aber bei dem sonstigen vielfachen Absolutismus unserer Jüngeren und Jüngsten berührt diese Ausnahme uns just nicht unangenehm. Um so mehr, als die Verfasserin ihr Thema gründlich und auch selbständig erfaßt hat. Ob so absolut selbständig, wie sie anzunehmen scheint, bleibe dahingestellt. — Sie setzt für jedes echte Dichterwirken und -leben das Symbol voraus. Bei Kleist findet sie es in dessen bisher wenig beachtetem „Marionettentheater" mit seinen drei romantischen „Stufen": Marionette; Mensch; Gott, die den drei Fr. Schlegelschen Erscheinungsformen des Göttlichen parallel laufen. Von da aus beleuchtet sie einheitlich des genialen, unglücklichen Dichters Sein und Werk. Sie tut es mit Geist und Ruhe, das muß man ihr lassen. Und wenn man das Büchlein weglegt, begreift man die Zielrichtung des Schlußsatzes, in dem es heißt, daß die Monotonie des Symbols, des Schemas nichts hinwegnehmen oder gar töten könne vom lebendigen Reichtum der Kunst, dem Zauber der Dichtung. An sich farblos und arm, fange es vielmehr netzartig alle Farbenherrlichkeit der Welt auf, löse als „Formel", „Figur", „Schlüssel" die heiligen Chiffren, die Wunderschrift.

Äußerlich viel anspruchsvoller, inhaltlich bedeutend ärmer gibt sich Hebbel als Dichter der Frau von Frau Hilde Engel-Mitscherlich. Dresden 1909. Wilhelm Baensch. 8⁰. 129 S. Brosch. Mk. 2.—. Mit der vorgenannten hat diese Frauenschrift einen Zug gemeinsam: den des Pathetischen, des Hochpathetischen sogar. Aber die erste hält sich innerhalb der Grenze; die zweite, weit mehr eine psychologische als eine literarische Studie, überschreitet jene wiederholt. Vom Erhabenen zum Lächerlichen aber ist bekanntlich nur ein Schritt. Der Titel hätte übrigens spezifiziert werden sollen, um sich mit der Absicht der Verfasserin zu decken. Nicht um die Frau im allgemeinen, sondern um die „moderne" Frau handelt es sich. Allerlei Wahrheiten umschließt das Buch, aber auch viele Verstiegenheiten, nicht zuletzt im Stil, der oft rasselnd auf dem Kothurn daherstelzt. Alles in allem: sehr viel weniger, auch im Wortreichtum, wäre sehr viel mehr gewesen. Amüsant liest sich die Schlußbemerkung, die dem etwaigen Einwurfe: aus Hebbels Tagebüchern ließe sich ein

anderes Maß an Welt und Weib seitens des Dichters nachweisen als das von der Autorin ausgelöste, gescheit begegnet.

Von den durch Hermann Graef im Leipziger Verlage für Literatur, Kunst und Musik herausgegebenen „Beiträgen zur Literaturgeschichte" liegen drei als Studien bezeichnete Hefte (54—56) vor: 1. Maurice Maeterlinck von Johannes Buschmann. 8°. 49 S. 60 Pfg. Ein kleiner, aber feinsinniger, kraft- und geistvoller philosophischer Exkurs, klar, präzis, objektiv. Gerechterweise unterscheidet er scharf zwischen dem einstigen und dem jetzigen Maeterlinck, dessen Entwicklungsgang aufgedeckt wird. „Das Ethos Maeterlincks war ein Ethos der Willensschwäche. Und nicht nur das Ethos: auf dieser Willensschwäche basierte seine ganze Lebensweisheit und Lebenskraft", heißt es S. 14. Dann S. 39: „Immerhin ist das ethische Ideal Maeterlincks nicht mehr jenes haltverlassene der Tatenlosigkeit von einst. Wir müssen eine Energie, die sich wieder besinnt und aufrichtet, konstatieren." Das Schlußfazit kann dennoch nur lauten: „Maeterlincks (spätere) Kunst ist gewiß hold und fein, aber sie hat keine rechte Größe, keine Kraft zur Höhe." 2. Gustav Falke von Ernst Ludwig Schellenberg: schlicht, warm und verständnisinnig geschrieben, zart und gemütvoll in das zarte, gemütvolle Talent Falkes eindringend, um dessen Bedeutsamkeit ohne Übertreibung festzustellen. Das „sanfte, schöne Leuchten", das Schellenberg über dem Werke seines Dichters sieht, liegt auch auf dieser seiner eigenen Skizze. 3. Frank Wedekind von Hanns Kerr. 8°. 48 S. Mk. 1.—. Für Reife lohnt es sich, den Unsinn zu lesen, um zu sehen, wie „herrlich weit" es unsere radikalsten Jüngsten gebracht haben, wie wahnsinnig weit. Notabene: dieser Hanns will blutig ernst genommen sein. Seine Absicht ist's wirklich nicht, den Leser zu nasführen, wie oft auch diesem solcher Gedanke kommen möge. Nein, diesem Hanns gilt „Frank Wedekind, der Gewaltige", der „über allem Sein jenseits der Welt über den irdischen Marionetten steht", dessen „Universalität sich bald in lauterer (!) Heiligkeit (!), bald in niedbriger Tierheit (stimmt!) kundgibt", in dem sich „das Leben in seiner wahrsten Gestalt offenbart", der selbst, gleich seiner Kunst, „den Stempel der Ewigkeit an sich trägt", dessen „Reich die Ewigkeit, das All ist". Das nennt sich wohl jugendlich-männliche Begeisterung? Grasgrüne Idolatrie der Pornographie nenne ich's, um unser geliebtes Deutsch nicht zu besudeln.

Echte jugendlich-männliche Begeisterung finden wir in des Schweizers Eduard Korrodis Schrift Enrica v. Handel-Mazzetti. Die Persönlichkeit und ihr Dichterwerk. Münster i. W. 1909. Verlag der Alphonsus-Buchhandlung. 12°. 177 S. Geb. Mk. 2.50. — Ein bißchen „jung" und übersprudelnd temperamentvoll, ein bißchen rhetorisch und auch autokrativ gibt sich ja das Buch noch. Aber es packt einen doch. Man gewinnt nicht nur es selbst und vor allem

seinen Gegenstand lieb, sondern auch diesen prächtigen Autor, der mit so warmherziger, rückhaltloser Hingabe seiner Heldin nachgeht und nachempfindet. Man kann letztere außerordentlich hochstellen und doch nicht allen Punkten seiner Auffassung recht geben. Aber man kann sich nicht der Vollwirkung seiner vielverheißenden Eigenart verschließen, die nicht selten intuitiv und stets unverkennbar aufs Ideale gerichtet ist. Enrica v. Handel-Mazzetti verdient diesen Biographen. Er aber wird sich in der zweiten Auflage seines Buches ihrer voraussichtlich noch würdiger zeigen als in der ersten.



Nanny Lambrecht: Die Statuendame.

Ein starkes Verantwortlichkeitsgefühl kann dem Kritiker mitunter geradezu die Pflicht auferlegen, ein neues Buch nicht nach dem ersten Eindrucke, den es hinterläßt, zu beurteilen, sondern diesen Eindruck durch wiederholte Lektüre, vielleicht sogar durch mühevolles Eindringen in den komplizierten inneren Aufbau und geistigen Mechanismus des Werkes zu vertiefen und so das erste Aufbrausen persönlicher Zu- oder Abneigung von unedlen Schlacken zu reinigen.

Nanny Lambrechts „Statuendame" ist ein solcher Roman, der wie eine Sphinx, wie ein schwer und mit Mühe zu ersteigender Gipfel herausragt aus der glatten, gewichsten Weitschweifigkeit des öden Flachlands unserer Unterhaltungslektüre. Hier ist ein Buch, dem nicht leicht beizukommen ist, das man — Vergebung für den trivialen Ausdruck — im Schweiße seines Angesichtes lesen muß, ein hartes Schollenfeld, das nur der tiefackernden Pflugschar sein inneres Leben enthüllt. Man merkt sofort, daß es der Dichterin bitterer Ernst ist mit ihren unausgesprochenen, daher um so empfindlicheren Anklagen, mit ihrer Anteilnahme an diesen Personen und an diesem Volke. Man hat das Gefühl, daß sie sich unter dem Machtgebot einer inneren Notwendigkeit Befreiung schaffen will, indem sie sich nach Dichterart eine drückende Last von der Seele schreibt. Nicht zur Unterhaltung, nicht zu müßiger Tändelei ist dieses Buch geschrieben, und darum ragt es hoch empor aus der Dutzendliteratur, die nur der Bespiegelung persönlicher Autoreneitelkeit und schalem Zeitvertreib der Leser dient. Aber für uns Katholiken ist dieses Buch einer katholischen Schriftstellerin noch interessanter und beachtenswerter darum, weil es gewissermaßen eine Frucht, eine Erfüllung jener durch Karl Muths Broschüren eingeleiteten Literaturbewegung bedeutet, die man, weil man keinen besseren Namen hat, gewöhnlich als „katholische Moderne" bezeichnet. Nanny Lambrechts Roman ist ganz „modern" im Sinne der Forderungen, die Karl

Muth und seine Schüler aufgestellt haben: Modern ist der Stil, modern der Inhalt, modern sind die aufgerollten Probleme, modern — oder vielleicht schon nicht mehr ganz modern? — die ungeschminkte, oft rücksichtslos derbe, das Häßliche und Abnorme mit Vorliebe behandelnde realistische Darstellung, modern im Sinne einer gewissen Richtung innerhalb der obgenannten Schule endlich die kühle Art und Weise, wie hier katholisches Leben von einer katholischen Autorin scheinbar ganz objektiv, ohne innere seelische Anteilnahme dargestellt wird.

Damit ist schon gesagt, daß N. Lambrecht einem Kunstideal zustrebt, das nicht das unsere ist, dem nachzustreben uns vielmehr als ein Sichverlieren, als ein Abirren vom Wege zur wahren, höchsten Kunst erscheint. Wenn wir aber „Die Statuendame" nicht als eine Erfüllung unserer Hoffnungen betrachten können, so folgt daraus nicht, daß wir der Autorin, ihrem Schaffen, ihrem Können die gebührende Anerkennung verweigern. Wir wollen lediglich feststellen, daß die Dichterin nach unserer festen Überzeugung ihre reiche Begabung teilweise auf Irrwegen sich entfalten läßt; daß sie aber auf ihrem Wege und im Streben nach ihren Zielen ein außergewöhnliches Können offenbart, das wollen wir mit aufrichtiger Freude und Genugtuung feststellen. Freilich drängt sich der Gedanke auf: Was könnte diese Frau für die katholische Kunst erst leisten, wenn sie ihre Begabung nicht in der immerwährenden, sogar den Leser aufregenden Jagd nach Originalität und Modernität um jeden Preis zersplitterte!

Um unseren Lesern die Anteilnahme an der kritischen Arbeit zu erleichtern, müssen wir vor allem den wesentlichen Inhalt des Romans herauszuschälen suchen. Germaine, die „Statuendame" — so genannt, weil sie mit Vorliebe armen Kirchen Heiligenstatuen spendet —, lebt mit dem reichen Gerber Julien Pavonnet in kinderloser Ehe. Sie ist eine fromme katholische Frau, wird sogar wegen ihrer Wohltätigkeit und Frömmigkeit vom Volke eine „Heilige" genannt, doch fehlen nicht seltsame Widersprüche in ihrem schwachen, unklaren Wesen. Da ihrer Ehe der Kindersegen versagt blieb, so lebt sie mit ihrem Manne, den sie trotz seiner roh-sinnlichen, egoistischen, nur durch den Ehrgeiz besseren Regungen zugänglichen Herrennatur innig liebt, in einer sog. Gesetzesehe. Selbstverständlich nicht, weil etwa die Kirche es ihr gebietet, sondern aus einer selbstsüchtigen Reinheitssehnsucht, man könnte sagen — aus „Prüderie". Das Wort dürfte hier zutreffen. Da tritt die lebensprühende, aber herzlose Kokette Mimi d'Ysard zwischen die beiden Gatten. Da Pavonnet und Mimi, diese zwei sinnlichen Naturen, sich stets mehr aneinander entzünden, sucht die in ihrer unnahbaren „Reinheit" gegen die graziöse Nebenbuhlerin ganz wehrlose „Statuendame" — der Doppelsinn dieses Namens wird jetzt offenbar — ihren Gatten in den Kampf des wallonischen

Volkes um seine von der preußischen Regierung bedrohte nationale Selbständigkeit hineinzudrängen, um so dieser sinnlichen Natur ein höheres Ziel zu stecken und seine überschäumende Kraft im Kampfe aufzureiben. Juliens leidenschaftliche Natur verbeißt sich auch rasch in dem hingeworfenen Köder, in dem Ehrgeize, im nationalen Kampfe der Führer seines Volkes, der „wallonische Napoleon" zu sein. Aber die gewalttätige Art, wie er in den Kampf eingreift — er schießt einmal im Zorn einem seiner Gegner eine Schrotladung ins Bein — führt nur zu Mißerfolgen und spielt die Führerschaft gerade jenen in die Hände, die Julien wegen ihrer ruhigen und klugen Art, die wallonische Bewegung zu leiten, stets nur verachtet hat. Rasch wirft er nun die Flinte ins Korn und sinkt in die Netze der koketten Mimi zurück. Noch einmal weiß die „Statuendame" ihn für einen kühnen, aber phantastischen Plan zu begeistern, aber seine Stärke ist nur die Gewalttat, und damit ist hier nichts zu machen. Gerade jetzt wird Mimi mit gebrochenem Fuß ins Haus gebracht, und da Germaine jetzt kein anderes Mittel mehr weiß, zerschlägt sie „das gläserne Piedestal ihrer Reinheit" und naht sich als Weib ihrem Manne, der in ihr stets nur das Weib gesucht. Aber es ist zu spät — die ehrbare Frau muß vor der Kokotte die Waffen strecken, in sündiger Liebe reißt Julien Pavonnet Mimi d'Ysard an sich und flieht vor der allgemeinen Verachtung mit ihr aus dem Hause. Die „Statuendame" sinkt ohne jeden Halt, ganz gebrochen in sich zusammen, zieht sich menschenscheu in die Einsamkeit zurück und verzichtet sogar auf die Werke der Wohltätigkeit. Sie ist nun keine „Heilige" mehr. Mit einem Ausblick auf das Ende der Wallonenbewegung schließt das umfangreiche Buch. Um diese Handlung und diese Hauptpersonen rankt sich eine bunte, oft verwirrende Fülle von Nebenpersonen und Nebenhandlungen, die der Autorin Gelegenheit geben, ihre außerordentliche Schilderungs-, Porträtierungs- und Charakterisierungskunst in originellster, oft verblüffender Weise zu entfalten. Und nun entsteht die Frage: Was will Nanny Lambrecht mit ihrem Buche beweisen? Wen will sie anklagen? Was für ein Problem will sie lösen?

Das ganze Buch scheint auf einen Einzelfall gestellt, auf die Furcht der Heldin vor der „gesunden Sinnlichkeit", auf die fast krankhafte Scheu dieser Frau vor der sinnlichen Natur. Germaine, die sich zur Reinheit verpflichtet glaubt, weil ihrer Ehe der gottgewollte Zweck fehlt, hat dadurch ihren Mann zum Todsünder gemacht! (S. 196.) Auf diese Anklage gegen den Götzendienst, den die Frau mit ihrer selbstsüchtigen Reinheit treibt, ist der ganze Konflikt des Romans aufgebaut. Vielleicht hatte die Dichterin das richtige Gefühl, daß diese Anklage nicht laut genug aus der Handlung herausschreit, und sie hat deshalb hie und da durch Reflexionen nachgeholfen, so z. B. S. 152: „... Und so kann die Frau ... im Erschrecken (vor

der sinnlichen Natur) alle Genüsse töten. Und im Erschrecken die Sünde züchten! ... Die Frau sündigt, weil sie fürchtet. Was stark im Menschen ist, kennt keine Sinnenfurcht. ... Die Sinnenfurcht und die aufgeblähte Sünde rütteln den moralischen Halt zusammen. Und darum ist ihre Furcht gegen Gottes Willen; denn Gott schuf die nackte Reinheit." (S. 171 ist von „stolzer Nacktheit" die Rede.) Nach dieser seltsamen Moralphilosophie müssen also wohl die am wenigsten sündigen, die keine Sünde fürchten. Da hätte am Ende die moderne Ethik, die ohne jede „Sündenfurcht" der Natur alles erlaubt, nicht so unrecht. Doch das nur nebenbei. Im Grunde genommen ist diese Germaine doch nur ein „Einzelfall", allerdings ein sehr verwickelter, interessant für Psychologen und Neurologen, für die Allgemeinheit aber ganz belanglos. Denn die „typischen Fälle" liegen heute auf der entgegengesetzten Seite. Anders wäre es, wenn man vielleicht die Spitze der Anklage gegen die katholische Kirche richten könnte, was gewiß vielen Lesern sehr naheliegt. Aber wir finden nicht die geringste Andeutung, daß bei Germaine etwa einer jener höchst seltenen Ausnahmefälle vorliegt, wo die Kirche als Hüterin der Menschenwürde Enthaltsamkeit gebieten muß. Im Gegenteil — ein vernünftiger Beichtvater würde dieser Germaine den Kopf schon zurechtgesetzt haben. Aber wo wäre dann das zu lösende „Problem" geblieben? Nein, das Einfache, das Natürliche, das Gesunde ist der Dichterin nicht gegeben. In der realistischen Schilderungskraft, in der packenden Kunst, Natur und Menschen ganz lebend und körperlich vor uns hinzustellen, in der Kleinmalerei hat Nanny Lambrecht unter allen lebenden Dichtern nur ganz wenige über sich: aber das G r o ß e, das E r h e b e n d e, das B e f r e i e n d e, das L ä u t e r n d e der Kunst ist ihr bisher versagt geblieben. Keine einzige Gestalt ist in diesem Roman, an die wir unser Herz hängen könnten. Lauter armselige, elende Erdenwürmer mit kleinen Zwecken und niedrigen Leidenschaften. Diese Statuendame mit ihrer Frömmigkeit, die so viel Betschwesterliches hat, mit ihrer unnatürlichen, krankhaften, gequälten gläsernen Reinheit, aus der das große Leid am Schlusse nichts als egoistische Apathie herausquält, erweckt im besten Fall unser Mitleid. Und doch erscheint sie uns sympathisch im Vergleich mit anderen Romanfiguren, die allzu reichlich mit allen Schattierungen menschlicher Niedrigkeit und Armseligkeit, dagegen allzu karg mit versöhnenden und erhebenden Zügen ausgestattet sind. Man kann sich am Schlusse kaum des Eindrucks erwehren, daß das menschliche Leben hier bis zur Unwahrheit einseitig nur von seiner dunklen, häßlichen, niederdrückenden Seite abgespiegelt sei. Einige wenige lichte sympathische Züge trägt der nationale Kampf des Wallenvolkes in das dunkle Bild ein, aber zum Schluß erscheint auch dieser Kampf zum guten Teil als theatralische Mache.

Wir kommen nun zu einer Frage, die keine der uns vorliegenden

Rezensionen bisher gestreift hat. Welche Stellung müssen wir diesem Buche einer katholischen Schriftstellerin innerhalb der katholischen Literatur zuweisen? Die Handlung spielt ganz in einer katholischen Umwelt, innerhalb eines gläubigen katholischen Volkes. Aber wir sehen von diesem Katholizismus fast nur die unschöne, von allerlei Erd- und Sumpfgewächs überwucherte Außenseite. Nirgends ein innerliches Erleben, ein Fruchtbarwerden dieser scheinbar ganz kraftlosen Religion. Im Leben dieser Menschen scheint sie nur als eine Art von lustigem äußerlichen Götzendienst eine Rolle zu spielen. Da ist kein einziger Mensch in diesem Roman, etwa von der Statuendame abgesehen, dessen Leidenschaften sie bändigt, den sie im Leid tröstet oder über die Niedrigkeit dieses Daseins hinaushebt. Und das müßte doch der Fall sein, wenn dieses katholische Volk nicht ganz verheidet und verwahrlost ist. Wir sehen wohl, daß dieses Volk in die Kirche geht, daß es betet, aber das alles wird nur von der rein äußerlichen Seite vorgeführt, wie bei der Cicile Poupoudje, die nach einem festgesetzten Tarif für die reichen Leute Rosenkränze abbetet. Nicht genug an dem, wir stoßen in den Schilderungen und dort, wo die Verfasserin sich selbst redend einführt, hie und da auf Bemerkungen, die im Munde einer katholischen Schriftstellerin fast Ärgernis erregen könnten. So z. B. Seite 102 die Bemerkungen über den seligen Nikolaus von der Flüe und den Ordensmann, der (wörtlich!) „zwei prächtige Jungen zur Welt gebracht hatte“, dann die Gelübde ablegte, aber als „weinlieber Gesell“ immer den Eindruck machte, daß er wie ein Frosch, der eiskalt in warmen Händen liegt, oder wie ein Bär, den man auf glühender Eisenplatte tanzen läßt, das Ordenskleid wieder abstreifen würde! Oder S. 198 die Schilderung der Kirche: „Stumm und traurig wie ein Grabgewölbe. ... Und unter grauen, fahlen Wölbungen gespenstig der kirchliche Sonntagsschmuck ...“ Wie anders schildert der Protestant Fontane die katholischen Kirchen! (Siehe Gral I, 276). Die Erklärung der Worte der lauretanischen Litanei „du allerreinste Mutter“ bewegt sich wohl hart an der Grenze einer Herabwürdigung des Heiligen. Ähnliche Stellen könnten wir noch viele anführen, aber noch mehr solche, die mit gewissen Schlagworten der „modernen“ antichristlichen Ethik kokettieren. Von der „stolzen“ und „keuschen“ Nacktheit war schon die Rede. Das ist ja an sich unverfänglich, muß aber durch den Sinn, den man gewöhnlich mit diesen Schlagworten verbindet, viele verwirren. Das Zwiegespräch zwischen Germaine und Berthe Fossard (S. 453 ff.) über die Stellung und Bestimmung der Frau wirkt geradezu abstoßend dadurch, daß Germaine, als Vertreterin der christlichen Auffassung, den widerwärtigen, im modernen Stil gehaltenen Tiraden der Fossard nichts entgegenzusetzen weiß, ja sich geradezu als besiegt erklärt; das wirkt direkt aufreizend! Nicht minder anstößig ist das Zwiegespräch, das Gott (S. 485 ff.) mit der Seele der vor dem Hochaltar knienden

Germaine hält. Was für ein seltsamer Gallimathias wird da dem lieben Gott in den Mund gelegt! Vielleicht ist es gut, daß der liebe Gott in einer so dunklen, unverständlichen Sprache redet, die kein Mensch versteht. Mancher würde sonst an diesem „Wort Gottes“ Ärgernis nehmen.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die mitunter bedenklich ans Spöttische und Skeptische streifende Schilderung katholischen Lebens und katholischer Art, die eine katholische Schriftstellerin hier entwirft, in gewissen Kreisen die Vorurteile gegen die katholische Kirche noch viel nachdrücklicher befestigen muß, als die mit Händen zu greifenden Tendenzlügen antikatholischer Autoren. Man hat Nanny Lambrecht aus sehr äußerlichen Gründen mit Klara Viebig verglichen und sie die „katholische Viebig“ genannt. Wenn die Entwicklung der beiden Schriftstellerinnen auf den Wegen fortschreitet, die einerseits durch die „Statuendame“, andererseits durch „Das Kreuz im Venn“ bezeichnet werden, so könnte es geschehen, daß die nichtkatholische Viebig dem Katholizismus wenigstens ästhetisch vollkommener gerecht wird als die katholische. Es ist übrigens keine vereinzelte Erscheinung und eine natürliche Folge unserer sklavischen Furcht vor der Unmodernität, daß wir uns von Nichtkatholiken öfters darüber belehren lassen müssen, was wir an unserer Kirche eigentlich haben!

Doch nun genug der Einwendungen! Sie nicht zu umgehen oder zu unterdrücken, war Pflicht einer Kritik, die der Kunst den Weg zum heiligen Gral bereiten und ebnen will. Wir glauben damit nicht zuletzt im Interesse der Dichterin gehandelt zu haben. Was könnte sie mit ihrer außerordentlichen Begabung leisten, wenn sie nicht ihre beste Kraft verschwendete, um den schon halb abgestorbenen, von den besten Geistern verlassenen Naturalismus aufs neue zu galvanisieren!

Und nun noch ein Wort über Nanny Lambrechts Stil. Sie hat wirklich einen, einen ihr ganz eigenen, den niemand sonst schreiben kann. Er knistert und funkelt wie ein Brillantfeuerwerk. Ein Treibhausstil, blühend mit seltsam bunten Blumen. Ein Telegrammstil mit viel hingeworfenen abgehackten Satzfragmenten und originellen, aber nicht immer glücklichen Wortbildungen, die, soweit ich's übersehen konnte, von der gesamten Kritik nahezu einstimmig abgelehnt werden. Die Exzentrizität, die Sucht nach Originalität wird hier auf die Spitze getrieben. Da „klunkst die Wonne“, da kommt „aus wappelndem Bauch ein geschwollenes Lachen“, da hören wir eine „borstige Weibsstimme“, da „schlumpft“ es, „plimpert“, „schrammt“, „quallt“ es, sie „kurbelt auf den Wackelbeinen herum“, ein „Bierschwengel schluckt die große Stille ein“ und so fort Seite für Seite. Das wirkt oft wie unfreiwillige Komik und jagt die Stimmung und Illusion zum Kuckuck.

Nun zum Schlußwort: Wer dem Buche ganz gerecht werden, wer es nehmen will, wie es die Verfasserin geben wollte, muß es vom Standpunkte des modernen Kunstideals, dem es unbestreitbar dient und zustrebt, betrachten. Von diesem Standpunkt aus werden viele Fehler, die wir gesehen haben, zu ebensovielen Vorzügen. Aber auch wir können uns mit den Verehrern jenes Kunstideals einigen in der bewundernden Anerkennung dieser „fast visionären Kunst dichterischen Schauens", dieser ganz einzigen Kunst Nanny Lambrechts, ihre Menschengestalten wie die Natur, darin sie leben, mit ein paar Strichen so anschaulich vor uns hinzustellen, daß sie vor uns leben, als sähen wir sie mit leiblichen Augen. Auch das mag man mit Karl Muth getrost zugeben, daß Nanny Lambrecht nicht am äußerlichen Realismus haften bleibt, sondern daß bei ihr das Äußerliche (ausgenommen das Religiöse, dem sie niemals auf den Grund geht) zum Spiegel der Seele wird. Und das ist etwas Großes und wird der Dichterin unzweifelhaft das Anrecht geben, von jenen Kritikern, die nichts Höheres als die moderne Kunstform kennen, unter den ersten Namen unserer Gegenwartsliteratur genannt zu werden.

F. Eichert.

Bücher-Anzeigen.

Gustav Adolf Müller, Ecce homo! Eine Erzählung aus Jesu Christi Tagen. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig 1908. 8°. 429 S. Brosch. Mk. 4.50.

Aus diesem Buche wird protestantischerseits viel gemacht. Ich habe mich mit gutem Willen zur Objektivität an die Lesung begeben, aber das Resultat war Enttäuschung. Das Beste an dem Ganzen ist — das Nachwort. Es hätte als Vorwort vorteilhafter gedient: auch der geschulte Leser wäre dann vielleicht eher geneigt gewesen, aus Rücksicht auf die dort klargelegten An- und Absichten dem Autor das verfehlte Künstlerische etwas weniger streng anzurechnen. Daß G. A. Müller für dieses Werk viel geforscht, daß er während dessen Herstellung tief gefühlt hat, glauben wir ihm aufs Wort. Daß er das Ganze jedoch, bis in die Einzelheiten hinein, dichterisch empfunden hat, mag und wird er selber glauben, aber tatsächlich vollzogen hat sich dieser Prozeß nicht. Zum echt Dichterischen langt es in vielem nicht annähernd. Vor allem ist die künstlerische Loslösung der Heilandsgestalt so gut wie mißlungen. Es stört uns, wenn Christus nicht mit den Worten der Bibel spricht, und tut er es, so klingt es abgeschwächt infolge der vom Autor verliehenen Fassung, Umrahmung.

G. A. Müller sagt, daß Buch sei „mit der inneren Erkenntnis seines Verfassers gewachsen". Das merkt man, aber nicht in durchaus angenehmer Weise. Zuerst gibt sich die Zeichnung des Heilandes so, daß man fast auf eine Richtung wie die in „Hilligenlei" schließen könnte. Nach und nach erfährt das Göttliche an Christus hellere Beleuchtung; auch Maria wird hochgestellt. Überhaupt tritt der reine, edle Wille, der dies Werk schuf, immer klarer zutage. Aber die künstlerische Gestaltungskraft des Autors reicht diesem grandiosesten aller Stoffe gegenüber nicht im entferntesten aus. — Für Volks- und Jugendbibliotheken paßt der Roman nicht, hauptsächlich wegen der anfänglichen Verschwommenheit des Christusbildes. Ge-

bildete werden ihn immerhin mit Interesse, auch teilweise mit wärmerer ethischer Anteilnahme lesen können, — aber das Neue Testament bietet ihnen unendlich viel mehr über den gleichen Gegenstand. Das in Müllers Erzählung gegebene Beiwerk ist, obgleich sorgfältig, so doch zu wenig plastisch herausgearbeitet, um auf die Dauer zu fesseln. — Trotz allem verdient das Buch, inmitten eines Wustes nichtsnutziger Belletristik, für ernste Leser hervorgehoben zu werden.

Adolf Bartels, Die Dithmarscher. Historischer Roman in vier Büchern. 2. Auflage. Kiel, Lipsius & Fischer, 1908. 649 S. Brosch. Mk. 6.—; geb. Mk. 7.—.

Dieser Roman ist 1898 zum erstenmal erschienen. Daß vaterländische Begeisterung nicht so weit reichte, um eine Neuauflage des gut, ja im ganzen vortrefflich erzählten Werkes früher zu ermöglichen, darf wohl wundernehmen. Was uns Katholiken mißfallen muß: die ganz auf Grund protestantischer Historienmache geformte Darstellung der Einführung der „Reformation" in Dithmarschen, konnte den Dithmarschern selbst unmöglich zum Stein des Anstoßes werden, noch die Breite dokumentärer Einwebung ins epische Gefüge. Denn wann wäre einem Schleswig-Holsteiner die Wiedergabe der Landesdokumente je zuviel geworden? — Ich bin sonst kein Freund von Adolf Bartels; seine manierierte Einseitigkeit als Literarhistoriker geht mir einfach über die Hutschnur. Aber hier hat er auch mich gewonnen, der aufdringlichen Handhabung einseitiger protestantischer Geschichtsklitterung zum Trotz. — Der Roman teilt sich in vier Bücher: Die Schlacht bei Hemmingstedt, Herr Heinrich (von Zütphen, der bekannte „Reformator"), Die Geschlechter, Die letzte Fehde. Er umfaßt die Zeit vom Ende des fünfzehnten bis über die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hinaus: mit dem Siege der kühnen Meermänner bei der Dusenddüwelwarf am 17. Februar 1500 zu Anfang, und der furchtbaren, die unabhängige Freiheit für immer begrabenden Niederlage bei Meldorf, Heide und Wöhrden, Juni 1559, am Ende. Des Volkes Charakteristik und die seiner Typen ist überzeugend aus dem lebhaften Gewoge der Geschehnisse herausgearbeitet. Aus dem Ganzen aber wird der Urteilsfähige wenn nicht durchgängige, so doch viele anregende Befriedigung schöpfen.

Wilhelm Holzamer, Vor Jahr und Tag. Roman. 2. Aufl. Berlin 1908. Egon Fleischel. 8°. 274 S. Geh. Mk. 3.—.

Das schöne, fleißig ausgebaute Talent des so früh Dahingeschiedenen offenbart sich auch in dieser Erzählung aus Rheinhessen zur Zeit des 66er und des 70er Krieges in ansprechender, künstlerischer Weise. Freilich fährt die Faust des Volksepikers bisweilen reichlich derb zu — ein Buch für Jugendliche ist das vorliegende absolut nicht. Aber im Grunde pocht ein weiches, zartes Dichterherz; ein Menschenfreund deckt mit kundiger, liebevoller Hand die Tiefen und Untiefen in der Menschenbrust auf. Holzamers Liberalismus tritt hier, recht erfreulich, fast ganz zurück. — Die Bemerkung über Bischof Ketteler zu Beginn des Werkes gibt sich als äußerst unnötig und, tausend gegen eins, als im Kerne unzutreffend.

Peter Rosegger, Alpensommer. L. Staackmann, Leipzig. 415 S. Brosch. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Das ist mal wieder, im guten Sinne, ein echter Rosegger: mit seiner traulichen Gemütsinnigkeit, seiner natürlichen dichterischen Kraft und seiner ein wenig — mitunter sogar ein wenig sehr — dilettantischen Philosophiererei. Zum Glück kramen die zahlreichen Skizzen des Buches von letzterer nicht gerade Aufdringliches aus, so daß man dem krausen alten Kopf die paar Mucken nicht allzuhoch anzukreiden braucht. Wenn er z. B. sich und seinen Roseggianern mit Beifallswärme das Stückl von dem Menschenfreunde serviert, der ein Christuskapellchen nicht einweihen läßt, damit Katholiken und Protestanten gleicherweise an der Segenswirkung

des Baues partizipieren: nun ja, ohne so ein logisch billiges Vergnügen kommt der Steirerpeter halt nicht aus. — Sonst aber gibt's mancherlei zu loben am „Alpensommer". Die Schilderungen der Hochlandstouren, die Widerspiegelungen des bäuerlichen Hochlandslebens und seiner Typen sind famos; hie und da wohl reichlich breit, sogar zum Geschwätzigen neigend, aber dann wieder durchsättigt von poetischer Urwüchsigkeit. Den Alpensommer seiner eigenen Jugend, dann den seiner Kinder und endlich seiner Enkel zeichnet der Autor uns auch; der erstere und der letztere, zumal dieser mit seinen prächtigen Skizzen aus dem Kindesleben, tun es uns besonders an. Gewiß, Rosegger ist kein gewiegter Pädagoge, alles andere als das. Aber er ist ein herzgewinnender Beobachter der Kindesseele, und die Poesie in der Wiedergabe dieser Beobachtung, dieses quasi Miterlebens wiegt in manchen Punkten auch die regelrechteste Pädagogik auf. — Kurzum: ein im ganzen liebenswürdiger Bursch, dieser letzte „Rosegger".

Gabriele Reuter, Das Tränenhaus. Roman. S. Fischer, Verlag. Berlin 1909. 8°. 254 S. Geh. Mk. 3.50; geb. Mk. 4.50.

Weil man anderswo so viel von diesem „Tränenhaus" redet und schreibt, mögen ein paar Worte darüber an dieser Stelle angezeigt sein. Das behandelte Thema ist eines der heikelsten der Welt: das der Mütter ohne Ring, deren eine ganze Reihe vorgeführt wird. Die Typen sind klar gezeichnet, und in der Charakteristik der Heldin spüren wir jene persönliche Note, die ihre Wirkung nie völlig verfehlt. Aber der Roman gehört zu jener doppelt traurigen Sorte, die zwischen den Kategorien Kunst- und Machwerk hin und her pendeln, um schließlich bei letzterem rasten zu bleiben. Gewiß, es steckt zwingender Ernst in dem Buche, aber auch fraglose, ja brutale Oberflächlichkeit und widerwärtige Possenreißerei. Just diese verdirbt das Ganze, drückt es zum Niveau der Gosse herab. H.

Th. Korte, Trude Friedwald. Erzählung für Kinder. Münster (Westf.). Verlag der Alphonsus-Buchhandlung (A. Ostendorff). 12°. 160 S. Geb. 80 Pfg.

Dieses Bändchen der Jugendbücherei des Vereins kathol. deutscher Lehrerinnen, der wir schon manchen verdienstlichen Beitrag zur Jugendliteratur danken, zeichnet sich durch schöne Frische und Unmittelbarkeit aus. Trude Friedwald ist das einzige Töchterchen eines verwitweten Landarztes, dem sie schon, bei aller betätigten Neigung zum kindlichen Frohsinn, als kleine Assistentin mit angeborenem Geschick an die Hand geht. Sie verliert den Vater durch den Tod und findet ein zweites Heim bei ihrem an der See lebenden unverheirateten Onkel, dessen väterliche Zuneigung sie mehr und mehr gewinnt. Die so bald an ihr zutage getretene Liebe zu den Armen, Bedrückten, Kranken setzt sich später in das willenskräftige Verlangen und Streben nach ärztlicher Berufsbildung, schließlich in segensreiches Wirken als Kinderärztin um. — Ich habe selten ein liebenswürdigeres Buch der Art gelesen. Und dem näher Zuschauenden öffnet es den Blick auf ein psychologisches Verheißungsland, in dem noch köstliche Quellen der Erschließung harren. —n.

Heinr. Schwarzmann, Bereitet den Weg dem Herrn! Erzählungen für Erstkommunikanten. Kevelaer, Butzon & Bercker. 8°. 381 S. Geb. Mk. 2.— und Mk. 3.50.

Der Inhalt ist planmäßig, entsprechend dem Fortschritt des Kommunikantenunterrichtes, aus gesammelten Originalarbeiten der Wochenschrift für Kommunionkinder: „Mein schönster Tag", in 10 (von sinnigen Gedichten eingeleiteten) Hauptkapiteln aufgebaut. Der durchaus reale Stoff paßt sich dem Gesichtskreise der verschiedenen Stände, aus denen die Kommunionkinder hervorgehen, in überbrückender Weise an. Die Themen der Selbstüberwindung und der Beharrlichkeit sowie der

hohen Bedeutung der Generalbeichte und des Weißen Sonntags erfahren besondere Betonung. Die Verfasser haben sich sämtlich in der Lehrtätigkeit bewährt; was sie hier bieten, wurzelt deshalb in vorsorglich bebautem pädagogischen Boden.

Augustin Wibbelt, Nazareth. Eine Festgabe für die erste heilige Kommunion und ein Pilgerbuch fürs Leben. Essen-Ruhr 1909, Fredebeul & Koenen. Kl. 8⁰. 187 S. Geb. Mk. 3.—.

Das Buch ist ein Kleinod; es ist auch, in seiner Art, eine literarische Tat. Anderes ließ sich von diesem erfahrenen und gemütvollen Dichter auch kaum erwarten. Was er bietet, ist nicht alles sein eigenes geistiges Eigentum. In drei Haupt- und sechs Unterkapiteln, unter mehr als 80 Gedichten und Prosaabschnitten hat er Gutes und Bestes von hervorragenden Autoren zusammengestellt. Wir lesen Namen wie Angelus Silesius, St. Augustinus, St. Franciscus, Luise Hensel, Hettinger, St. Ignatius, Jakopone, St. Johannes vom Kreuz, Rosa von Lima, Eduard Mörike, Johannes Ruysbrock, Sailer, Spee, Alban Stolz, Heinrich Suso, St. Theresia. Aber vieles stammt von Wibbelt selbst, und es hat wahrlich nicht das Auge des Kritikers zu scheuen, noch das Urteil des naiven und herzenswarmen Lesers. Die Sprache ist so schlicht wie edel, so gewinnend wie eindringlich, so klar wie tief. Einzelnes mag als reichlich tief erscheinen für „Kommunionkinder"; den zureichenden Sinn werden sie aber immer verstehen, wenn auch den eigentlichen, den ergründendsten, oft erst später. Das aber schadet nicht. Wie sagt der Verfasser? Kommunionkinder sind und bleiben wir, solange wir leben. Und wir dürfen nicht vergessen, daß er ein Pilgerbuch fürs Leben mitgeben wollte und es tatsächlich gab. E. M. Hamann.

Prinz Emil v. Schönaich-Carolath. Von Lorenz Krapp. Mit des Dichters Bildnis. Leipzig, Max Hesses Verlag. Kl. 8⁰. (112 S.) 40 Pfg., geb. 80 Pfg.

Diese Monographie bildet das 4. Bändchen der in „Hesses Volksbücherei" erscheinenden Sammlung „Moderne Lyriker", welche berufen erscheint, bedeutenden lyrischen Dichtern der Gegenwart und unmittelbaren Vergangenheit den Weg zu den Herzen des Volkes zu bahnen. Nach Detlev v. Liliencron, Martin Greif und Richard Dehmel erhält nun ein Vollblutlyriker die gebührende Beachtung und Einschätzung. Lange genug ging auch das feinere Genüsse heischende Publikum an dieser einsamen, adeligen Natur vorüber, ohne die in seiner Dichtung beschlossenen Schätze an Schönheit und Freude zu heben. Erst der Tod, der den fürstlichen Dichter am 1. Mai 1908 zum Schaden für die deutsche Kunst allzufrüh hinweggerafft, lenkte die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn, und nach Dr. Anton Lohr ist nun der Bamberger Dichter und Essayist Dr. Lorenz Krapp der eifrigste Herold seiner Kunst. Dieses Büchlein erfüllt seine Aufgabe, eine erste Einführung in Schönaich-Carolaths Kunst zu sein, in geradezu vorbildlicher Weise. Krapp faßt den heimgegangenen Dichter als den letzten Romantiker. „Das Abendrot der Romantik scheint über seiner Dichtung zu liegen und sie mit wundersamem Farbenspiel zu vergolden; nichts ist blaß, dämmerhaft, farblos, alles leuchtet auf in einem träumerischen Glanze." „Seine Kunst rührt an die höchsten Probleme: Zeit und Ewigkeit, Wesen des Weibes, Größe und Not des Vaterlandes." Diesen Dreiklang des Schönaichschen Schaffens erweist Krapp in der feinsinnigen, von sprachlich wundersam gefaßten Aperçus blitzenden Analyse der Lyrik und der epischen Werke. Doch auch die novellistischen Arbeiten werden in den Kreis der Betrachtung gezogen, so daß man ein abgerundetes Bild vom ganzen Dichter erhält. Die Monographie zeigt so staunenswerte Einfühlungsgabe, ein so kongeniales Verständnis der keineswegs einfach gearteten Persönlichkeit des großen Dichters und Idealisten, einen so vornehmen Geschmack in der Auswahl der überaus zahlreichen Proben, daß man den lebhaften Wunsch hegt, Krapp möge Zeit finden, das große Werk über Schönaich-

Carolath in Angriff zu nehmen, das er in der Einleitung in Aussicht stellt und das dem Dichter, der länger als billig unter der Ungunst der Zeiten gelitten, den gebührenden Platz unter den Großen der Dichtung und im Herzen seines Volkes anweisen soll. Franz Ranegger.

Heinrich Laubes gesammelte Werke in fünfzig Bänden. Unter Mitwirkung von Albert Hänel herausgegeben von Heinrich Hubert Houben. 1.—3. Band (in einem Bande): Vorbericht und Inhaltsverzeichnis. Das junge Europa. Leipzig 1908. Max Hesses Verlag. 8⁰. (X, VI, 184, 296, 152 S.) Brosch. Mk. 2.50.

Da außer den Originalausgaben auch die von Laube selbst veranstalteten Sammlungen vergriffen sind, unternimmt der durch seine textlich verläßlichen wie billigen Klassikerausgaben bekannte Hesseverlag auf Veranlassung von Laubes Stiefsohn, Geh. Justizrat Prof. Dr. Hänel in Kiel, eine so gut wie vollständige Ausgabe der sämtlichen bedeutsamen Arbeiten des berühmten Schlesiers, der in der sogenannten jungdeutschen Literaturbewegung eine hervorragende Rolle gespielt hat. Der bekannte Laubebiograph Houben, heute wohl der beste Kenner des jungen Deutschlands, hat die Textrevision übernommen und die erläuternden Vorbemerkungen beigesteuert, so daß man des kundigsten Führers in Laubes Lebenswerk sicher ist. Neu erscheinen in dieser Ausgabe, die in 20 Bänden bis Herbst 1909 vollständig sein soll, die historisch-politischen Schriften Laubes mit dem lebensvollen Hauptwerk „Das erste deutsche Parlament", ferner eine Reihe von Novellen, die das Bild des kernigen Erzählers willkommen ergänzen, und das waldfrohe „Jagdbrevier", während alles, was Laube selbst als nicht „aktuell" von seinen beiden Sammlungen ausschloß, auch hier unberücksichtigt bleiben wird, so daß man eine im Geiste Laubes zusammengestellte Ausgabe des Wesentlichen und Bezeichnenden in seiner Hand haben wird. Wir hoffen, daß das deutsche Publikum diese mit großen Opfern verbundene Ausgabe freudig aufnehmen wird, und sehen den weiteren Bänden mit Spannung entgegen. Franz Ranegger.



Neu erschienene oder zur Besprechung eingesendete Bücher

aus dem Gebiet der schönen Literatur und Literaturgeschichte.

(Die von katholischen Autoren oder Verlegern stammenden Bücher sind in der ersten Abteilung (I) zusammengestellt. — Wenn nicht anders bemerkt, sind die Preise in Mark angegeben. — Die Aufnahme eines Buches in dieses Verzeichnis bedeutet noch keine Empfehlung.)

I.

Beiträge, Münstersche, zur neueren Literaturgeschichte. Hrsg. von Dr. Schwering. Münster, H. Schöningh. 8. Heft. Rauffe, Dr. Hub., Zur Geschichte des spanischen Schelmenromans in Deutschland. (XI, 118 S.) Mk. 2.40. 9. Heft. Lips, Dr. Bernh., Oskar v. Redwitz als Dichter der „Amaranth". (XVI, 137 S.) Mk. 2.40.

Brentano, Clem., u. Sophie Mereau, Briefwechsel. (Nach den in der Königl. Bibliothek zu Berlin befindlichen Handschriften zum erstenmal hrsg. von Heinz Amelung.) 2 Bde. (XXXIV, 231 und 243 S. mit 2 Taf.) Leipzig, Insel-Verlag 1908. Mk. 7.—; geb. in Leinw. Mk. 9.—; auf Bütten, geb. in Leder bar Mk. 18.—.

Eckard, Johann, Paul Keller. (40 S.) Ravensburg, F. Alber, 1908. Kart. Mk. 1.—.

Jüngst, A., Maria von Magdala. Dichtung in Bildern. (VI, 179 S.) Münster, H. Schöningh, 1909. Mk. 2.—; geb. Mk 3.—.

Kümmel, Konr., Sonntagsstille. Neue Erzählungen f. Volk u. Jugend. Freiburg i. B., Herder, 1908. 6. Aus Geschichte und Leben. II. 1. u. 2. Aufl. (V, 333 S.) Mk. 1.80; geb. in Leinw. Mk. 2.30.

Meyenberg, A, Wartburgfahrten. Wanderbücher aus der Innen- und Außenwelt. (454 S. m. Abbildungen u. 1 Farbdr.) Luzern, Räber & Ko. 1908. Mk. 7.50; geb. in Leinw. Mk. 6.50.

Melati v. Java, Ausgewählte Romane und Novellen. Aus dem Holl. von Leo Tepe van Heemstede. 20. (Schluß-)Bd.: Michael der Sänger. Weit vom Stamm. Erzählungen. (262 S.) Regensburg, F. Habel, 1908. Jeder Band Mk. 1.60; geb. in Leinw. Mk. 2.—.

Mertens, Hans Willy, Goldene Kindheit. (77 S.) Köln, Hoursch & Bechstedt, 1908. Kart. Mk. 2.—.

II.

Bartels, Adolf, Geschichte der deutschen Literatur. 2 Bde. 11.—15. Tausend. 5. u. 6. Aufl. (XVI, 732 u. VI, 829 S.) Leipzig, E. Avenarius, 1909. Mk. 10.—; geb. in Leinw. Mk. 12.—; in Liebh.-Bd. bar Mk. 14.—.

Goedeke, Karl, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. 2., ganz neu bearbeitete Aufl. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von Edm. Goetze. 25. Heft. Bearbeitet von Alfr. Rosenbaum. (9. Bd. S. 1—160.) Dresden, L. Ehlermann, 1908. Mk. 4.20.

Liliencron, Detlev v., Sämtliche Werke. Berlin, Schuster & Loeffler. Jeder Bd. Mk. 2.—; geb. in Leinw. bar Mk. 3.—; in Halbfrz. Mk. 4.—.

Saars, Ferd. v., Sämtliche Werke in 12 Bänden. Im Auftrage des Wiener Zweigvereines der deutschen Schillerstiftung mit einer Biographie des Dichters von Anton Bettelheim hrsg. von Jak. Minor. Mit 5 Bildnissen, einer Wiedergabe des Grabdenkmales des Dichters und einem Briefe als Handschriftenprobe. (215, 227, 192; 136, 294, 308; 225, 115, 345; 273, 186 u. 189 S.) Leipzig, M. Hesse, 1909. Bar Mk. 8.—; in 4 Bde. geb., Leinw. Mk 10.—; feine Ausg., Halbfrz. Mk. 14.—; Luxusausg., Liebh.-Halbfrz. Mk. 18.—; auf starkem Papier Mk. 11.—; in 8 Bde. geb., Leinwand Mk. 15.—; Halbfrz. Mk. 20.—. Jede Nr. bar Mk. —.20.

Volkelt, Prof. Jos., Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen. 2., unveränderter Abdr. (IX, 216 S.) München, C. H. Beck, 1909. Mk. 3.—; geb. in Leinw. Mk. 4.—.

Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

Unter dem Zwange der Verhältnisse ist die Redaktion genötigt, ausdrücklich zu erklären, daß von nun an für unverlangt eingesendete Manuskripte keinerlei Verantwortung übernommen wird. Die Redaktion betrachtet die Rücksendung solcher Manuskripte lediglich als Gefälligkeitssache, eine Verpflichtung zur Rücksendung wird ganz entschieden und ausdrücklich abgelehnt.

Diese Erklärung hat vorläufig nur den Zweck, die Redaktion vor den Zudringlichkeiten gewisser Einsender zu schützen. Nach wie vor werden wir auch unverlangt eingesendete Manuskripte, wenn Rückporto beiliegt, zurücksenden, kleinere Notizen und einzelne Gedichte ausgenommen. Diese letzteren werden grundsätzlich, auch wenn Porto beiliegt, nicht mehr zurückgesendet, und die Einsender werden daher gebeten, Abschriften zurückzubehalten. Die Redaktion.

Herausgeber: Der Gralbund. — Verantwortlicher Chefredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. Mitredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Bamberg. — Dr. Wilhelm Oehl, Wien 19/2, Nußdorf. — Verlag: Friedrich Alber, Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

3. Jahrg. | 15. März 1909. | 6. Heft.

Geschichte und Theorie der literarischen Polemik.

Von Richard v. Kralik.

Die Polemik ist eine literarische Kunstgattung, ebenso, oder vielmehr noch weit umfassender als die Lyrik oder als das Märchen, die Fabel oder Parabel, und sie kann entweder kunstgerecht oder dilettantisch und pfuscherisch gehandhabt werden. Die ganze Literaturgeschichte zeigt, wie aller Fortschritt, alle Größe, aller Aufstieg auf der literarischen Polemik beruhte; die ganze Kulturgeschichte zeigt das gleiche im umfassendsten Rahmen.

„Der Streit ist der Vater aller Dinge", sagt der Philosoph Herakleitos, viel tiefsinniger als Darwin mit seinem blinden „Kampf ums Dasein". Aber noch früher als Herakleitos hat der Dichter Hesiod verkündet, daß es zwei Arten der Eris gebe, eine böse, blinde, zerstörende, und eine gute, kulturbegründende: nämlich den Wettstreit der Fähigkeiten, der alle Persönlichkeit zur höchsten Entfaltung ihrer Energie reizt und so überhaupt den Übergang von natürlicher Wildheit zur humanen Zivilisation angeregt hat. Es ist der tiefsinnigste Grundsatz der Kulturphilosophie, ein Grundsatz, der, nebenbei erwähnt, die Prinzipien der Sozialdemokratie völlig umwirft. Denn eine Gesellschaft, in der der Wettstreit aller Kräfte durch eine fabrikmäßige Gesamtwirtschaft ersetzt würde, verlöre den Antrieb zur Tätigkeit, zum Fortschritt, ja auch nur zur Erhaltung der Kultur.

Aber wir wollen hier nur den günstigen Einfluß jener heilsamen Polemik auf die Entwicklung der Literatur betrachten.

Gleich am Beginn der griechischen Literatur steht die fruchtbare Polemik zwischen der homerischen und der hesiodischen Schule, zwischen dem ritterlichen weltlicheren Heldengesang und dem bäuerlichen religiöseren Göttergesang. Bekanntlich sind beide Schulen

jahrhundertelang nebeneinander hergegangen, und der Gegensatz hat sich in manchen Anspielungen, die mit der Zeit in die großen Hauptgedichte hineinkamen, zum Teil verschärft, zum Teil ausgeglichen. Hesiod läßt im Anfang seiner Theogonie die Musen mit einem Hieb auf die homerischen Fabeleien sagen: „Wir verstehen viel Falsches zu sagen, das Wirklichem gleichet, wir verstehen jedoch, so wir wollen, zu künden auch Wahrheit.“ Und in den „Werken und Tagen“ sagt er treffend: „Grollend schaut auf den Töpfer der Töpfer, der Schmied auf den Schmied hin; Neid trennt Bettler von Bettler sofort, trennt Sänger von Sänger.“ Von seiner Theorie der „Eris“ hab ich schon gesprochen. Anderseits finden sich bei Homer später eingestreute polemische Ausfälle auf die hesiodische Richtung. So sagt Penelope gleich im Anfang der Odyssee (1,338), die Heldengedichte des Phemios seien zu traurig, zu tragisch; andere Sänger verstünden sich auf bessere Erfreuungen der Hörer, auf „Werke der Menschen und Götter“. Offenbar wird hier auf die beiden Hauptwerke der hesiodischen Schule angespielt. Aber ziemlich grob weist der ritterliche Telemachos diese nach seinem Geschmack weibische Poesie ab und schickt die Mutter aus dem Männersaal in die Spinnstube zu den Weibern. Ich sehe auch in dem später eingeschobenen Kampf des Bettlers Arnaios oder Iros mit dem als Bettler kommenden Odysseus im 18. Gesang der Odyssee eine Parodie des Kampfs der beiden Schulen, wie ich an anderem Ort ausführen werde. Die hesiodische Schule hat die Sage von einem ernsthaften Wettkampf des Hesiod mit Homer ausgebildet, wobei Hesiod als der heilige Friedenssänger, als der Vertreter des bürgerlichen und bäuerlichen Gesanges gegenüber Homer als dem Vertreter des junkerlichen Kulturideals siegt, die religiöse Poesie über die weltliche. Das lange Streitgedicht darüber ist erhalten; ich habe davon bereits an anderer Stelle berichtet.

Die Polemiken der griechischen Lyriker übergehe ich, da der Stoff leider nicht so allgemein bekannt ist, daß er in Kürze erledigt werden könnte. Aber offen zutage liegt der polemische Gegensatz zwischen zwei Richtungen im klassischen Drama Athens. Auf der einen Seite die stilistische, hieratische, romantische Richtung des Äschylos und Sophokles, auf der andern Seite die naturalistische skeptische, rationalistische Richtung des Euripides mit seinen Vorläufern und Nachfolgern. Auf der einen Seite die romantische, märchenhafte Komödie des Aristophanes mit seiner starken konservativen Tendenz, auf der andern die realistische Gesellschafskomödie der neueren Komiker, die wir aus den römischen Nachahmungen

des Plautus und Terenz kennen. Wie hart aneinander die beiden Richtungen stießen, und wie die Gesellschaft jener Zeit, wie alle Künstler davon ergriffen waren, das lehren uns die Komödien des Aristophanes. Er nimmt entschieden für die alte, heilige, ernste Kunst des Äschylos und Sophokles Partei, er polemisiert in der rücksichtslosesten Weise gegen die modernistische, auflösende, niederziehende Kunst des Euripides. Er sieht darin nicht nur den Verfall der Poesie, sondern die größte Gefahr für Staat, Religion, Sitte und Zucht. Bekanntlich hat sich die große erhabene Dramatik doch nicht halten können, sie wurde von der leichteren Sittenkomödie abgelöst. Die degenerierte Zeit verlangte es so. Die Ästhetik aber und die Kulturgeschichte hat dem Votum des Aristophanes beigestimmt. Freilich nicht unwidersprochen. Auch heute sind es gerade wieder die Vertreter eines gewissen Modernismus in der Kultur, die folgerichtig der Entwicklung des Euripides den Preis geben und alles vor und nach ihm danach beurteilen. So Wilamowitz der Philologe. Und der moderne Dichter Hofmannsthal dichtet den Sophokles in diesem euripideischen Sinne noch nachträglich um.

Auch in der Blütezeit der römischen Literatur ist die treibende Kraft aller Einzelerscheinungen ein großer polemischer Gegensatz zweier ästhetischer, philosophischer, sozialer, politischer Anschauungen. Auf der einen Seite die revolutionäre, modernistische Tendenz, für die das materialistische Lehrgedicht des Lucretius Carus typisch ist. Es ist ganz vom Pathos der Polemik gegen Religion und hergebrachte Moral getragen. Im selben Fahrwasser bewegen sich die Tändeleien des Catull und die bewußt polemisch gehaltenen Zeitgedichte, wie die Pharsalia des Lucanus. Daneben geht die andere konservative, regenerative Strömung. Sie wird mit bewußter Tendenz von Augustus und Mäcenas in gedeihliche Bahnen geleitet. Nach wohlvorbereiteten Plänen einer Restauration der Religion, der nationalen und ethischen Ideale führen Vergil, Ovid, Horaz dieses Gebäude auf, geben der Zeit eine romantische Heldensage, die Aeneis, eine romantische Göttersage, die Metamorphosen, und eine konservative Lyrik, daneben die heiligen „Fasten"; ja sogar eine konservative Satire. All das sind Tendenzwerke, die etwas Bestimmtes bezwecken wollen, die für und wider kämpfen, die ohne diese Tendenz gar nicht entstanden wären. Ohne diese hohen Tendenzen würden wir von jenen drei Dichtern gerade ihre berühmtesten, größten Werke nicht besitzen, nur etwa einige kleine Spielereien.

Indem wir auf die deutsche Literatur übergehen, wie sie sich

im Heldenzeitalter der Völkerwanderung ausgebildet hat, sehen wir mit Erstaunen, daß gerade die Heldensage und das Heldenepos von einem polemischen Gegensatz zwischen der ostgotisch-bayrischen und der fränkisch-rheinischen Gruppe getragen ist. Fast überall finden wir Dietrich von Bern, den Ostgoten, im entscheidenden Kampf mit Siegfried und mit den Nibelungen. Es ist offenbar der Niederschlag zweier Sängerschulen, einer österreichischen und einer rheinischen. Daneben geht die polemische Auseinandersetzung mit dem Heidentum. Sie mußte gleich von Anfang an in christlichem Sinn gehalten sein. Denn das ostgotische Volk des großen Theoderich war längst christlich, die Einzelnen waren um so christlicher, je gebildeter sie waren. Die Sänger dürften von Anfang an dem Klerus nahe gestanden sein. Daher der Mönch Ilsan, daher der Kaplan im Nibelungenlied, das durch ihn ganz „klerikal" beleuchtet wird. Daher das fortdauernde Interesse des Klerus an der Heldensage, das besonders in der Stellung des Bischofs Pilgerin von Passau gipfelt. (Darüber mein „Deutsches Götter- und Heldenbuch.)

Aber anderseits entwickelt sich doch auch wieder eine spezifisch christliche Dichtung; ihre Entstehung verdankt sie der Polemik gegen die allzu weltliche Art der Heldendichtung. So entsteht Otfrids Krist, der Heliand. So entstehen auch die Legendendramen der Hrotswita.

Und merkwürdig! Im 13. Jahrhundert bildet sich eine polemische Sage aus, die ganz und gar der altgriechischen Sage vom Sängerkrieg auf Chalkis, jener Sage vom Wettstreit zwischen Homer und Hesiod, entspricht. Es ist die Sage vom Krieg auf Wartburg. Auch hier steht die Polemik zwischen der Heldendichtung und der religiösen Dichtung im Vordergrund. Heinrich von Ofterdingen entspricht dem Homer, Wolfram von Eschenbach entspricht dem Hesiod. Jenem hilft der dämonische Klingsor, diesen bekriegt der Teufel selber. Aber ebenso wie die Griechen zu ihrer Zeit den Streit endlich doch friedlich schlichteten und die Palme beiden zuerkannten, dem Sieger und dem Besiegten, so können auch wir uns des Wettstreits zwischen Heldendichtung und religiöser Dichtung freuen, der beiden Richtungen zugute gekommen ist.

In der mittelhochdeutschen Lyrik kommt es noch offener zum Kampf zwischen volkstümlicher, dörperlicher Lyrik und hohem, höfischem Minnesang. Man weiß, wie Walther von der Vogelweide sich bitter über die Leute von der Art eines Neidhart von Reuental ausgesprochen hat, wie Neidhart und seine Nachtreter

einerseits sich gegen den höfischen Minnedienst, anderseits aber auch gegen das echte Bauerntum stellen mußten. Aber wichtiger ist die polemische Tendenz, aus welcher heraus Walther seine politischen, sozialen, ethischen und religiösen Lieder dichtete und sang. Wohin man nur blickt, Streitgesänge! Die Deutschen gehen wohl nicht so weit wie Bertran de Born, der aus der literarischen Polemik in die Verhetzung zu Fehde, Kampf und Schlacht überspringt; aber sie streiten singend über Kaiser und Papst, über Jugend und Alter, über Sitte und Unsitte, über Liebe und Treue, über die Begriffe von Weib und Frau usw.

Werfen wir einen Seitenblick ins Ausland. Das Wirken und Schaffen Dantes ist ganz polemisch. Polemisch ist seine prosaische Hauptschrift über die Monarchie im Sinne der Ghibelinen. Der Gipfel aller polemischen Literatur ist aber die göttliche Komödie; niemals wurde die Polemik so rücksichtslos, so grausam gehandhabt; und doch ist es hauptsächlich dies polemische Pathos, das jenes Riesenwerk emporhebt, das sein Gerüst, sein Schema mit Leben und Blut, mit Interesse und unsterblicher Wirkung füllt.

Polemisch sind auch die protestantischen Anfänge des englischen Dramas. Shakespeares Auftreten bedeutet einen entschiedenen Widerstand gegen diese protestantische Polemik. In diesem Sinn hat er aus einem vorprotestantischen Märtyrer seinen Falstaff gemacht, was ihm allerdings sehr verübelt wurde, so daß er den ursprünglichen Namen Oldcastle in den nun gebräuchlichen ändern und sich entschuldigen mußte. Aber mit Vorsicht und Klugheit hat er diese antiprotestantische Tendenz doch in Heinrich VIII., in König Johann und sonst nach Möglichkeit walten lassen, wie ich ein andermal ausführlicher zeigen werde. Daneben geht die literarische Polemik des großen Romantikers gegen die damals sehr mächtige und am Hofe beliebtere modische Strömung, die wieder von Ben Jonson und andern Anhängern des Naturalismus, des Allegorismus, des Euphuismus, des historischen Pedantismus ausgeht und von ihnen mit aller polemischen Schärfe vertreten wird. Damit hängt die Polemik gegen die Kindertheater, die Kinderoper zusammen, die in den Hamlet eingeschoben ist und die doch auch vor allem gegen jenes der romantischen Kunst Shakespeares feindselige literarische Modeprinzip polemisieren soll. Wir wissen, daß die Polemik Shakespeares erst spät gesiegt hat, daß nach scheinbarer Blüte und Überherrschaft die Antiromantiker mit all ihrer Polemik gänzlich unterlagen.

Die Polemik schleicht sich aber auch schon ins alte deutsche

Schauspiel ein, in die Mysterien und Moralitäten, und gipfelt im Volksschauspiel und Volksbuch vom Doktor Faust, der großartigsten Polemik der Reformationszeit. In dieser Zeit geht ja alles in Polemik auf, die Prosa und die Poesie, die Wissenschaft und Religion, das Recht und die Kunst. Es ist freilich eine Polemik, die nur wenig positive Werke schafft, die sich vielmehr in der Polemik selber aufreibt, erschöpft. Das 16. Jahrhundert ist ja die Blütezeit der Polemik oder vielmehr ihre Wucherzeit, denn die Polemik überwuchert damals alle Kultur. Die Polemik tobt sich im Dreißigjährigen Krieg aus. Neue Blüten erstehen aus ihr, das Kirchenlied, die Mystik des Angelus Silesius, der Sittenroman des Grimmelshausen, aber auch all dies nur im Zusammenhang mit der religiösen Polemik. Grimmelshausen sucht sich aus dem Chaos des Kampfes zur Klarheit zu retten und stirbt als Katholik, nachdem er sein Bekenntnis auch polemisch vertreten hat. Angelus Silesius hat seine mystische und lyrische Poesie mit einer Fülle von polemischen, apologetischen, theologischen Schriften umgeben, in denen er beweist, warum er, der die tiefsten Abgründe des Denkens ausgeschöpft hat, nicht im Protestantismus, nicht im Pantheismus, nicht im Indifferentismus, sondern im positivsten katholischen Bekenntnis die Erfüllung all seines Denkens und Schaffens finden mußte.

So nähern wir uns den helleren neuern Zeiten unserer klassischen Literatur. Sie entzündet ihr Feuer an der Polemik zwischen Gottsched und den Schweizern Bodmer und Breitinger. Die Richtung der Pedanten und Rationalisten wird bekämpft und besiegt von der Richtung der Vertreter einer nationalen und phantasievollen Poesie. Jene Richtung der Philister erweist sich zudem als unfruchtbar. Die Vorstreiter der Phantasie und der Begeisterung finden allein den Weg von der Theorie zur Praxis. Klopstock und Wieland schlagen sich zu ihrer Partei und entscheiden den Sieg, sowohl durch ihre Werke wie durch ihre polemischen Schriften. Aus der Polemik mit den Franzosenfreunden, mit den Rationalisten, mit den starren Lutheranern geht dann die reiche und glänzende Produktion Lessings hervor. Herders Tätigkeit ist die Ausbreitung dieser Polemik über alle Seiten der Kultur und Humanität. Die Gegenpartei ist aber noch lange nicht überwunden. Goethe und Schiller müssen erst noch eine Entscheidungsschlacht schlagen und im rücksichtslosen Xenienkampf des Jahres 1797 ihren Standpunkt, ihre Wirkung streitbar rechtfertigen gegenüber Nikolai und dessen Geistesverwandten. Aber bekanntlich sind nicht nur diese Distichen,

sondern alle ihre Werke Auswirkungen der gleichen Tendenz, vom Götz und den Räubern an bis zum Faust und der heiligen Jungfrau von Orleans.

Unmittelbar daran schließt sich noch die größere polemische Aktion der Romantiker gegen die Philister. „Krieg den Philistern!" In diesem Schlagwort faßt Eichendorff treffend seine, seiner Freunde und Lehrer Tätigkeit zusammen. Alles, was die Romantiker schufen, die Theorien Friedrich Schlegels, die Phantasien Hardenbergs, das Wunderhorn, Tiecks reiche Tätigkeit, alles ist im Grunde nur ein großer Krieg gegen die Philister mit unzähligen Schlachten und Scharmützeln.

Dieser Krieg ist nicht entscheidend beendigt worden; er endigte mit Kompromissen, mit Mißverständnissen, mit Umkehrungen und Veränderungen der Schlachtordnungen. So konnte sogar der Irrtum auftauchen, als ob die Romantik die Schlacht verloren habe und vernichtet sei, als ob nur einzelne „Nachzügler" oder „letzte Ritter der Romantik" das zerfetzte Banner in sinnloser Weise später wieder erhoben hätten. Aber in Wirklichkeit geht der Kampf immer noch weiter. Kotzebues Ermordung ist eine Ausartung desselben. Das „junge Deutschland" nimmt ihn wieder mit aller polemischen Schärfe auf. Seine Romane und Schriften sind ganz von Polemik gedränkt. Aber die Unklarheit des Standpunkts geht schon daraus hervor, daß Heine, der produktivste Anhänger des „jungen Deutschland", doch nur aus der Romantik heraus zu erklären ist. Das junge Deutschland hat eben nur einzelne einseitige Tendenzen der Romantik polemisch und produktiv ausgenutzt. Anderseits hat Platen, der polemische Gegner Heines, ebenfalls eine zweiseitige Doppelnatur an sich. Er kämpft gegen die Romantik, gegen eine unvollkommene Romantik Immermanns und Raupachs, und ist doch selber Romantiker, selbst in seinen klassizistischen Neigungen, die ja auch aus der Romantik stammen.

In der folgenden Generation stehen sich neue Vertreter der Gegensätze gegenüber. Hebbel, Otto Ludwig, Richard Wagner setzen ihre Programme polemisch durch.

Da tritt die große Polemik der achtziger Jahre ein: der Naturalismus, die freie Bühne, die „Moderne". In jedem Satz des neuen Stils, in jedem neugeprägten Wort, in der neuen Stoffwahl, im Kleinsten und Größten zittert und bebt da der Fanatismus polemischer Tendenz durch. Als Gegner gilt nicht mehr der „Philister", denn die Moderne ist ja gewissermaßen selber der polemisch gewordene Philister, sondern der „Bourgeois", der Konservative, der Stilist.

Aber dieser Gegensatz gilt nur sehr vorübergehend. Bereits in den neunziger Jahren ist der Kampf des Naturalismus auf allen Gebieten aller Künste abgelöst von einem noch fanatischeren Kampf für den Stil, für das Primitive, für Symbolismus und Mystik, für Biedermeiertum und Biedermeierzeit, für Snobismus, Gigerltum. Der „Dandy" polemisiert nun gegen den Bourgeois, aber noch mehr gegen den Anarchisten naturalistischer Mode.

Nun setzte die katholische Bewegung, die freilich immerfort bestand, deutlicher als solche ein. Man darf vielleicht das Erscheinen des katholischen Literaturkalenders von Keiter seit 1891 als ein wichtiges Datum der Bewegung bezeichnen und als ein noch wichtigeres den Umstand, daß Kürschners Literaturkalender seit 1892 es für wichtig und wesentlich gehalten hat, zuerst durch ein Kreuz, dann durch ein „k" den Namen des Autors zu bezeichnen, der „katholischer Schriftsteller ist, und zwar in Hinsicht auf seine literarische Richtung". Über diese etwas rätselhafte Bestimmung kann man verschiedener Meinung sein. Jedenfalls ist das der Anlaß gewesen, daß man die beiden Lager kritischer als bisher gemustert hat und daß man in beiden Lagern zur Anschauung gezwungen wurde, es gebe in der Tat zwei über alle anderen Richtungen weit hinausragende Gruppierungen. Es wurde damit vielleicht zum erstenmal seit der konfessionellen Spaltung konstatiert, daß hier ein *literarisches* Problem vorliegt, das ausgetragen werden muß *innerhalb der Literatur*, ein Problem, das nicht einfach ignoriert werden darf.

In der Tat, sehr bald darauf hat man angefangen von einer katholischen Literatur und einer nichtkatholischen zu sprechen, ein Gegenstand, der meines Wissens überhaupt noch niemals zuvor in der Literaturgeschichte so unbedingt klar aufgetreten ist. Je mehr ich darüber nachdenke, um so außerordentlicher, um so bedeutsamer finde ich diese Erscheinung. Man wird ihr nicht gerecht, wenn man etwa politische oder gar geschäftliche Interessen dabei zur Erklärung heranzieht. Gewiß, die sind vorhanden und einleuchtend; aber man kann nicht Geschäfte machen mit Dingen, die nicht vorhanden sind. Diese Dinge sind nicht erschwindelt, die Bewegung ist nicht gemacht, sie ist da, sie ist größer als wir. Darum verstehen wir sie auch noch nicht ganz. Aber wir müssen sie zu verstehen suchen. Sie hat ihre Wurzeln in der ganzen Vorgeschichte unserer Literatur und Kultur.

Diese katholische Bewegung ist aber nicht nur eine literarische Bewegung. Sie ist allgemein, sie besteht in allen Ländern. Wir

sind nur von ihr miterfaßt. Wir können ihr nicht ausweichen. Wir können sie nur mehr oder weniger zu verstehen suchen, uns ihr anschließen oder, die Augen verschließend, uns vor ihr verstecken. Wir können uns ihr gegenüber in verschiedener Weise verhalten: feindselig, absprechend, ignorierend, verächtlich, eindämmend, verschweigend, ausweichend, ablenkend, umbildend, formierend, reformierend, kritisch, ausgleichend, umdeutend usw. Oder wir können uns in den vollen Strom der Bewegung werfen, um von ihm aus den stagnierenden Sümpfen ins große Leben getragen zu werden. Dies ist ungefähr die Methode der sogenannten Gralbewegung.

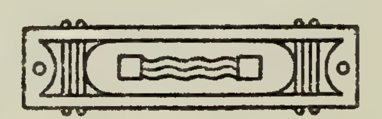
Aber wie man nun auch immer sich zu diesem wichtigsten aller gegenwärtigen Literaturprobleme stellen mag, man darf sich nicht wundern, wenn es dabei nicht ohne Polemik abgeht. Die Notwendigkeit und die Fruchtbarkeit der Polemik zu beweisen, war der Zweck dieser Umschau. Wenn die verschiedenen Parteien in ihrer verschiedenen Auffassung der katholischen Literaturbewegung polemisch werden mußten, so haben sie nicht etwa einen Prügel aus Streitlust vom Zaune gebrochen, sondern sie haben ganz einfach den Streit fortsetzen müssen, der der Vater aller Dinge ist, den Streit der Homeriden mit den Hesiodschülern, den Streit der Anhänger des Äschylos mit denen des Euripides, den Streit Vergils gegen Lucretius, den Streit der Wartburgsänger, den Streit der Schweizer mit den Gottschedianern, der Klassiker gegen die Pedanten, der Romantiker gegen die Philister usw.

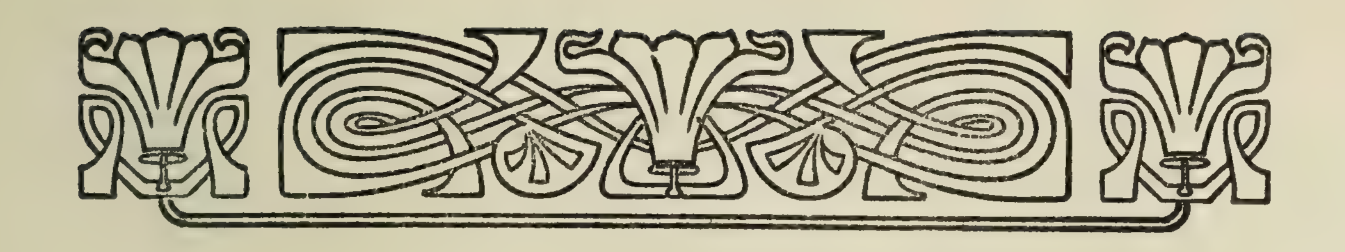
Alle jene Polemiken der Literaturgeschichte entbrannten nicht nur um die Literatur, sondern um alle Kultur, um Weltanschauung, um Leben und Sterben, und doch waren sie literarische Polemiken. Ebenso verhält sichs mit der Gralbewegung, sie ist eine rein literarische Bewegung, obwohl sie das ganze Leben erfaßt. Denn Literatur ist eben nicht nur Metrik und Stillehre, sondern Literatur ist der Ausdruck des ganzen Lebens einer Nation und einer Zeit. Sie ist nicht in Almanachen und Monatschriften abgeschlossen, sie tauscht wie das menschliche Herz den Lebenssaft mit allen Gliedern des Leibes aus.

Wir stehen vielleicht vor großen Entscheidungen. Dabei kommt gewiß der Literatur ein gewichtiges Wort zu. Ohne Kampf keine Entscheidung, ohne Tapferkeit kein Ruhm. Solon hat einst denen die Todesstrafe bestimmt, die sich in einem bürgerlichen Zwist unparteiisch verhalten wollten. Er, der Weise, wußte, daß nur schnelle und entschiedene Parteinahme einen verderblichen Krieg

beenden kann. Wo ein Problem ist, da muß es aber auch entschieden werden, da ist Polemik not. Und wo Klarheit, Offenheit, Entschiedenheit ist, dort ist auch der Sieg.

Gegen die Lehre von der Polemik, gegen die Theorie von dem Kampf als Vater der Dinge, von der Eris als Anregerin aller Kultur könnte als Einwand beigebracht werden, daß diesem feindseligen Welttreiben das Christentum mit der Lehre von der Liebe entgegenstehe. Aber das wäre doch eine sehr oberflächliche Anschauung, ein falscher Einwand. Das Protoevangelium an der Spitze aller Offenbarung verkündet schon aufs schärfste: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir (der Schlange) und dem Weibe“ (Genesis 3, 15). Und der Heiland selber bestätigt, daß er nicht gekommen sei, den Frieden, sondern das Schwert zu bringen (Matth. 10, 34; Luk. 22, 36), womit freilich das Schwert des Geistes (Ephes. 6, 17) gemeint ist, das Schwert der christlichen Polemik. Darauf bezog sich auch einer der größten deutschen Dichter und Polemiker, Angelus Silesius, als er „auch von vielen Catholischen, welche auß Mangel der Liebe die Ketzer lieber wollen sanfft und ruhig in die Hölle fahren lassen, als mit der Wahrheit erzürnen, scheel angesehen worden“ (Vorrede seiner Ecclesiologia, 1676). Weil er mit der „heiligen Seelenlust der in ihren Jesus verliebten Psyche“ Gott und seinen Nächsten liebte, darum polemisierte er auch gegen den Irrtum und für die Wahrheit als echter, demütiger Nachfolger Christi. Denn auch Christus liebte die Hohenpriester, Schriftgelehrten und Pharisäer, als er gegen sie jene mehr als scharfen polemischen Reden richtete. Hätte er sie unterlassen, so würde er wohl, menschlich gesprochen, den Prozeß und die Hinrichtung vermieden haben, aber auch zugleich die Erlösung, die Rettung, die Erhebung der Welt. Darum ist die Theorie der Polemik nichts anderes als eine Konsequenz der christlichen Lehre, der christlichen Liebe. Der Kampf ist uns auferlegt, verordnet (Hebr. 12, 1). Glücklich, der von sich wird sagen können: „Einen guten Kampf hab' ich gekämpft“ (2 Timoth. 4, 7).





Um Pulver und Blei.

Von Karl Domanig.

Der Abend ist so mild und freundlich, bleiben
Wir lieber hier auf der Altane, sieht
Und hört und stört uns niemand — heißt das,
Wenn's unserm kleinen Kobold so gefällig . . .
Und also die Geschichte, die ich euch
Erzählen wollte von den zwei Tyrolern,
Die Anno neun zum Kaiser fuhren um Pulver
Und Blei und dann die schwere Heimfahrt hatten.*)
— Das Spielen, Kinder, laßt! Von Männerarbeit
Erzähl' ich euch. Ihr Buben gar, merkt auf!
Daß, wenn euch einer fragt: Was kostete
Der Ruhm der Väter? daß ihr dann Bescheid wißt!

I.

Von Ischl führt die Straße durch das Trauntal
Nach Laufen und Goisern, ostwärts dann nach Aussee.
Damals, im Jahre neun, war noch ein kleiner
Verkehr, und gar im Lenz, kurz nach Georgi,
Wo auf den Bergen überall noch Schnee liegt,
Fährt wohl auch heute niemand zum Vergnügen.
Lastwagen sah man kommen ihrer drei,
Nicht hoch, doch schwer geladen, daß die Rosse
Selbst auf dem ebnen Weg zu ziehen hatten.
Und sieh, vor Laufen, keine zweihundert Schritte
Vom Wirtshaus mehr entfernt, da halten sie!
Der Fuhrmann hat zurückgesehen und
„Jetzt ist er's", rief er seinen Knechten zu;
„Jetzt, Mander, reden wir!" Da wandten sich
Die Knechte ebenfalls. Was war's? Ein Kütschlein
Kam ihnen nach. Es wird der Herr sein, dem
Die Fracht gehört. Die Kutsche hält und draus
Entsteigt, gekleidet in Tyroler Tracht,

*) Diese im wesentlichen historisch treue Erzählung stützt sich auf die handschriftliche Reiseschilderung des Kronenwirtes J. J. Straub im Museum Ferdinandeum in Innsbruck. Vgl. auch P. Ferdinand von Scala, Jos. Fr. von Sales Huter, Stadtbaumeister in Innsbruck, ein vergessener Patriot (Innsbruck, Wagner, 1903), wo auch das Manuskript Straubs ausgiebig verwertet ist.

Wie sie die bessern Bürger damals trugen,
Ein untersetzter Mann, so Mitte dreißig,
Kraftvolle Züge, rechte Adleraugen —
Wär' ein Tyroler da, der müßt' ihn kennen:
Der Josef Straub, der Kronenwirt von Hall!
„Je nun, was gibt's?" fragt er erstaunt die Fuhrleut'.
Und da sie schweigend sich einander ansehn,
Beginnt nun er: „Ich weiß nicht, was das ist,
Von Huter immer keine Spur noch... Gestern
Am Abend wollt' er uns in Ischl treffen —
Es könnt' ihm doch am Ende was passiert sein"...
Und sorgend sah er drein. Jetzt wagt's der Fuhrmann:
„Ho ja, der wird sich halt was Bessers wissen,
Als so mit Euch zu ziehn die Kreuz und Quer."
Der Sprecher lugt nach seinen Knechten aus,
Die näher treten. „Ist's nit so, hm, Naz?
Wir haben's g'sagt, der Kamerad vom Herrn,
Das ist der G'scheiter', ja, der kommt nit mehr." —
„Ah," sagt der Naz, „der ist ihm g'scheit genug,
Die Tölpel sind grad wir, ha, oder nit?"
Jetzt hat der Fuhrmann Vorspann. „Wahr ist's 's selb!
Ein Narr müßt' einer sein, ein platter Narr!
Bis Goisern fahr' ich noch und weiter nit.
Dort kehr'n wir um, Mander, dort kehr'n wir um!"
Und alle vier, die Knechte und der Fuhrmann,
Bekräftigen's: Kehrt wird gemacht in Goisern!
Sind keine Narren, kehren heim nach Lambach!

Da war, ich meine, dem Tyroler übler
Zumut als man ihm ansah. Schweigend maß er
Den Sprecher erst von Kopf zu Fuß und sagt' dann:
„In Goisern also wird ein andrer Fuhrmann
Zu finden sein, der Wagen mir und Knechte
Und sieben Pferde stellt?" — „Das weiß ich nit." —
„Das weiß dann aber ich", fuhr jener fort;
„In Goisern und in Aussee, weit und breit,
Ist jetzt kein Fuhrwerk, wie ich's brauch' zu haben.
Und ich, ich sitze da, wo ihr mich absetzt —
Ihr Schurken!"
Ho, das saß! „Was, sagt Ihr, sind wir?
Ha, was? Sagt's noch einmal!"... Der Fuhrmann schrie:
„Hab' ich mein Wort nit redlich g'halten? Nach
Tyrol war's ausg'macht, wißt Ihr, über Salzburg!"
Entgegnet' der Tyroler: „Über Salzburg
War nicht gesagt. In unserem Vertrag

Heißt's: nach Tyrol." — „Versteht sich, über Salzburg." —
„Das war nicht möglich, weil uns die Franzosen
Den Weg verlegt. Ihr habt in Vöcklabruck
Doch selber beigestimmt, daß wir nun über
Den Attersee nach Ischl fuhren." *) — „Freilich,
Und nachher übern Mondsee gegen Salzburg!" —
„Wenn Salzburg aber schon vom Feind besetzt ist!
Habt Ihr's in Ischl nicht gehört? Es ist
Kein Weg mehr ins Tyrol als übers Ennstal!" —
„Ja gar noch etwa über die Türkei!
Ich mach' Euch nit den Narren, sucht ein' andern!
Da schaut nur meine Gäul' an! Gestern über
Den Weißenbacher Wald, mein Lebtag hab' ich

*) Zur besseren Veranschaulichung des Folgenden diene die beigefügte Kartenskizze.



Kein solches G'frett nit g'habt! Die Schinderei!
Die Rösser fall'n mir ja vom Fleisch, und wir,
Wir halten's auch nit aus, ich tu's nit mehr!"

Nach kurzer Weile sagte jetzt der Straub:
„Bald an den besten Leuten wird man irre.
Der Postmeister von Lambach auch, der Stöger,
Ich werd's ihm sagen, hat mich auch betrogen". —
„Ho na, das ist ein Ehrenmann, der Stöger." —
„Ich hielt ihn auch dafür. Euch aber kennt er,
Ihr lebt ja sozusagen nur von ihm,
Euch muß er kennen; und er sagt: auf Euch
Wär' ein Verlaß!" — „Jetzt, Herr, das laß' ich mir
Nicht bieten!" stieß der Fuhrmann drohend aus.
Da reckt' sich der Tyroler, schob die Hände
In seinen Gurt. „Ich meinte nur. Man redet
Wie man's versteht, und wie man eins erzogen.
Bei uns im Land Tyrol, wenn wer sein Wort gibt,
Dann hält er's auch." — Darauf der Fuhrmann trotzig:
„Ja, Pfifferling! Z' Grund richten wird sich niemand."

„Zugrunde richten, Freund? Nun laßt mich reden!"
Da war ein Meilenstein, Straub setzte sich.
„Ich wolle Euch zugrunde richten, meint Ihr?
Kann ich das wollen? Just das Gegenteil.
Ich b r a u c h' Euch: geht's Euch übel, fahr' ich selber
Am schlimmsten; Euer V o r t e i l ist der meine."
Jetzt hält er inne. Drüben rauscht die Traun,
Die weiß und grünen Wellen hüpfen plaudernd
Von Stein zu Stein, und Märlein sinnt der Schlaue.
„Wir wollen's friedlich scheiden", sagt er dann.
„Ihr wißt nicht eigentlich, wie's um mich steht" . . .
(In Wahrheit kannten sie kaum seinen Namen;
Sie sprachen kurzweg nur von ihm als Herrn,
Und sein Genosse hieß der andre Herr.)
„Ich bin, damit Ihr's wißt, ein Handelsmann
Und muß den Vorteil nützen, wie sich's gibt.
In Linz und Wels hab' ich die Ware, die Ihr
In Kisten da und Fässern fährt, erstanden.
Ich will's Euch sagen: Kupfer, Glött und Schwefel,
Auch etwas Silber. (Just des Schwefels wegen
Mahnt' ich zur Vorsicht immer mit den Pfeifen.)
Ich konnte billig kaufen, heutzutag
Braucht jeder Geld, und hab' den Handel mit
Dem Glockengießer in Wiltau abgeschlossen,

Noch vierzehn Tage bleibt er mir im Wort.
Den Schwefel brauch' ich für die Pulvermühle
In Fieberbrunn, auch bis dorthin ... Mein halbes
Vermögen legt' ich an. Es wird sich lohnen.
Denn, daß ich's sage, der Profit ist gut.
Und gern vergönn' ich Euch auch einen Anteil;
Ja, stellen will ich Euch, wie nie kein Fuhrmann
Gestellt ward. Hört nur! Bringt mich nach Tyrol,
Sei's nun auf diesem oder jenem Weg,
Und wär's in vierzehn Tagen erst: pro Tag
Bekommt Ihr wie bisher die dreißig Gulden,
Außer der Zehrung, für die Pferde; sollt'
Ein Pferd Euch umstehn, so ersetz' ich's Euch.
Und weiter, jetzt gebt acht! Als Trinkgeld geb' ich
Den Knechten jedem zwanzig Golddukaten,
Euch, Fuhrmann, fünfzig. Kaiserlicher zahlt
Kein Kaiser!"
Machten da die Knechte Augen!
Sie nickten ihrem Herren zu und dieser,
Verdutzt, ungläubig, wiederholte sich
Halblaut das Anbot: jeder von ihnen zwanzig,
Er selber fünfzig Golddukaten Trinkgeld —
„Ja, wenn das so ist, wenn Ihr's schriftlich gebt" — —
Da zog der Straub den Beutel, zahlte gleich
Den Knechten allen blanke zehn Dukaten,
Dem Fuhrmann zwanzig auf die Hand „als Angeld".
„Was ich versprach, könnt ihr zu viert bezeugen.
Nehmt mich beim Wort und meine ganze Ware
Zum Pfand!" Und alle geben sich zufrieden,
Mit Wort und Handschlag ward der Pakt gesichert.
Die Knechte griffen wieder zu den Peitschen
Und Straub befahl: „In Goisern haltet Mittag.
Dort stellen wir beim Bären. Selber komm' ich
Bald nach. Ich wart' nur meinen Kompagnon
Hier ab." — Jetzt blieb der Straub zurück und gab sich
An seinem Roß zu schaffen. Als die Wagen
Ihm aus den Augen waren, macht' er kehrt
Und fuhr zurück gen Ischl. —

Gemächlich trabt' das Rößlein seinen Weg,
Die schwere Last des Kummers trug der Mann.
Ihr wißt nun schon, das war nicht einer, der
So bald den Mut verlor, dem leicht die Dinge
Über den Kopf gewachsen wären; doch
Zu viel lag jetzt auf ihm. Was hatten nur

Die letzten Tage ihm gebracht! Gefahr
Und Angst und Not — ihr werdet's hören.
Zuletzt die Fahrt im Weißenbacher Wald
Und eben erst den Ärger mit dem Fuhrmann.
Nun war er kaum die eine Sorge los,
Drückt' um so schwerer ihn die andre um
Den Freund, den Huter, der sich gestern
In Weißenbach von ihm getrennt. Ob ihm
Ein Unfall zugestoßen? Gott im Himmel,
Wenn das noch! Wenn er ihn entbehren müßte!...
Ob er zu weit sich vorgewagt? Das säh'
Ihm gleich... Und wenn er ja statt gestern abends
Auch heute morgens erst nach Ischl kam,
Erhielt er doch den Brief, der ihm besagt,
Daß Straub vorausgereist: was kommt er nicht?
Er konnt' doch ein Gefährte nehmen!... Oder —
Vielleicht, daß er inzwischen eine Botschaft
Nach Ischl sandte... Wohl, das könnte sein!...
Das Roß bekam die Peitsche, schnellen Laufs
Ging's gegen Wildenstein.
   Da sieh, dort an der Straßenbiegung ein
Gefährte — sein's? Straub, ihn versuchend, jauchzt.
Da horch, ein langgezogner Juchezer
Tönt ihm entgegen — Gott sei Dank, er ist's!
   Rasch aus den Wagen springen beide. Huter,
Ein hochgewachsner Mann und ein Gesicht
Wie Milch und Blut, bezahlte seinen Kutscher,
Dann wenden sie, und vorwärts geht's nach Goisern.
„Ja jetzt Grüß' Gott! Grüß' Gott! Weil du nur da bist!
Was hab' ich Angst gehabt um dich! Erzähle
Jetzt, wie's dir ging! Daß die Franzosen schon
In Salzburg eingerückt sind, wissen wir.
In Ischl hat's der Kommissär erzählt.
Da mußt' ich mich entschließen, über Aussee
Ins Ennstal abzubiegen." — „Ja", sprach Huter,
„Es bleibt uns jetzt nichts übrig als der Umweg.
Ich will dir alles sagen, was ich sah
Und was man mir berichtet; aber, Freund,
Jetzt bin ich müd." — „In Goisern rasten wir",
Vertröstet Straub, „dort warten uns die Fuhrleut'.
Dann hörst du auch, wie's mir ergangen ist
Im Weißenbacher Wald. Wir haben immer
Doch Glück im Unglück — geht's so weiter, Freund,
Wir werden unser Ziel schon noch erreichen,
Mir ist nicht bang! Heut' müssen wir bis Aussee.

Dort rasten wir beim Herren von Lenoble,
Dem Bergdirektor, weißt, der früher einmal
In Hall war und in unserm Hause wohnte.
Ein rechter Ehrenmann, ein Emigrant.
Und seine Frau die Freundin meiner Rosa.
Die wird dir Augen machen, wenn sie mich
Auf einmal sieht! Gib acht, da sind wir herzlich
Willkommen. Und Lenoble ist der Mann,
Der uns auf alle Weise vorwärts hilft,
Ein kluger Mann, dem dürfen wir vertrauen.

II.

In Goisern hielt man Rast. Da gab es Vorspann,
Und zeitlich früh am Abend kam der Zug
In Aussee an, wo sie beim Hirschen stellten.
Als nun die Wagen dort versichert, die Pferde
An ihrer Krippe waren und die Fuhrleut'
Ans Nachtmahl gingen, sprach der Straub zu Huter:
„So, Freund, jetzt denken wir an uns, jetzt komm!"
Leicht war das Haus erfragt, wo Herr von
Lenoble wohnt', am Platze, nah der Herberg.
Am Weg dahin sprach Straub: „Hörst, gib mir acht!
Du stellst dich, wer du bist, der Herrschaft vor
Und sagst, du hättest einen Gruß zu melden
Vom Haller Straub. Mich laß nur so mitlaufen!"
Man zog die Glocke. Prächtig war das Haus,
Das alte Kammeramt, noch aus den Tagen
Des Kaisers Max, ein Bau, daß einen heut
Der Neid beschleicht auf solche Vornehmheit.
Die Jungfer öffnete. Straub kannte sie
Wie gut, die brave Kathi; doch er duckte
Sich so, daß sie ihn weiter nicht beachtet.
Der Huter fragt', ob wohl die Herrschaft noch
Zu sprechen sei; sie wären zwei Tyroler.
„O wär' nicht aus, Tyroler!" war die Antwort;
„Ja, für Tyroler ist die Herrschaft allm*)
Zu sprechen". Und das Mädchen lief die Stiege,
Die hell beleuchtet war, hinan, kam wieder
Und öffnete sperrangelweit die Tür
Des schöngewölbten Zimmers. — „Nur herein,
Herein!" klang es von drinnen, und die beiden
Betraten jetzt die Nebenstube, Straub
Zwei Schritte immer hinter seinem Freund,
Halb sich versteckend, mit gesenktem Kopf.

*) allm = allemal.

Dort vor der Lampe saß Herr von Lenoble
Und legt' das Buch, in dem er erst gelesen,
Beiseit', indes sich seine Frau im Lehnstuhl
Vorbeugte, in der Hand die Häkelarbeit.
Der Herr erhob sich grüßend, trat ein wenig
Auf Huter zu. Der sagte: „Gnädiger Herr!
Wir hätten einen Gruß hier zu entrichten
Vom Straub, dem Kronenwirt in Hall.
Ich bin der Josef Huter, Zimmermeister
Von Hötting." — „Ei, der Deputierte Huter!
O das ist recht, das freut mich, Euch einmal
Zu sehn! Gehört hab' ich von Euch schon öfter."
Dann hieß die Dame ihn willkommen. „Und
Wie geht's dem Straub und seiner guten Frau?
Das freut mich sehr, von ihnen was zu hören."
Lenoble sagte: „Nehmt doch Platz! Wer ist
Der andre dann?" Er deutete auf Straub,
Der sich im Schatten hielt. „Mein Kamerad,
Ein Haller." — „Was nicht gar, ein Haller!" sprach
Die Dame; „ja, die Haller muß ich kennen".
Und nahm den Schirm nun von der Lampe, sah
Ihm ins Gesicht — ein Ruf des Staunens und
Der Freude! „Ja, wie ist mir denn! Ist's wirklich?
Ja, Mann, ja sieh doch her! Der Straub, der Schlingel!
Wie er sich eingeschmuggelt da bei uns!"
Und lautes Lachen, helle Freude strömte
Aus jedem Mund. Man setzte sich, die Gäste
Am Kanapee, und tausend Fragen hatte
Die Frau schon auf den Lippen, als ihr Herr
Sie unterbrach: „Du denk' jetzt deiner Pflicht
Als Hausfrau! Denn natürlich bleiben heut'
Die Herren hier bei uns! Vor allem aber
Ein Glas Tyroler zum Willkomm!" Die Dame
Zog an der Glocke, und das Mädchen kam,
Die Kathi, die nun auch den Herren Straub,
Den wohlbekannten, hocherfreut begrüßte.
Bald stand dann auch der Wein, Tyroler Roter,
In schöngeschliffner Flasche auf dem Tisch.
Und als die Gläser nun gefüllt, erhob sich
Gemessen und schier feierlich der Hausherr,
Ein rechter Edelmann, schon nah den Sechzig,
Dem wohl die Arbeit und das bittre Leid,
Doch auch sein Gottvertrauen jenen Zug
Stiller Gelassenheit in das Gesicht grub.
„Von Herzen", sprach er, „heiß' ich euch willkommen!

Ihr wißt nicht, wie wir hängen an Tyrol,
Wo ich durch meine Frau die zweite Heimat
Gefunden; ein Tyroler ist mir Landsmann.
Und gar nun Ihr, Herr Straub, Landsmann und Freund!
Ein lieberer Besuch hätt' uns nicht kommen können!
Und was euch immer hergeführt, euch beide —
Es wird, so fürcht' ich, nicht die Kurzweil sein —
Seid herzlich uns gegrüßt! Grüß' Gott, Grüß' Gott!"
Da klangen wohl die Gläser recht wie Feierabend-
Geläut' und heimlich bei dem Willkommengruß
Sah man das Aug' des alten Herrn sich feuchten.
Die Dame sprach: „Wir sind in Aussee hier
Noch immer nicht so ganz daheim. Tyroler
Gibt's ja hier unten keine!" Und dann kam sie
Auf Hall zu reden, frug nach der Familie
Des Kronenwirts, vor allem nach Frau Rosa,
Dem kleinen Annerl und den Kindern allen,
Bis neuerdings sie der Gemahl ermahnt;
Da meinte sie: „Ich muß schon gehn, sonst werdet
Ihr hungern da bei uns bis Mitternacht.
Die Kathi kann's, so brav sie ist, allein
Nicht fertig bringen. Aber nun erzählt
Nicht alles, was ihr wißt! Das Allerbeste,
Das müßt ihr sparen bis nach Tisch, daß ich
Mithören kann!" ... Und schalkhaft knixend,
Freude in jedem Zug, verließ die Dame
Das Zimmer. — „Findet Ihr sie", sprach der Wirt,
„Gealtert seit den Jahren, die wir jetzt
In Aussee sind?" — „Sie ist die Jugend selber",
Erwidert Straub. Und zu der Gattin Lob
Lächelt der Herr.
„Jetzt aber, meine Freunde,
Erzählt, was euch hieher geführt! Und wie
Die Reise euch vonstatten ging. Ihr seid
Schon lang am Weg, und das in diesen Zeiten!" ...
Da nahm der Straub das Wort: „O gnädiger Herr" —
„Nennt mich nicht so! Ihr heißt mich Euern Freund!" —
„Ja, mein verehrter Freund, wie vieles hat sich
Ereignet — denn ausgreifen muß ich jetzt —
Seit Ihr Tyrol verließt, seitdem wir bayrisch,
Wie viel ist über uns gekommen! Manches
Habt Ihr gewiß gelesen und gehört.
Wie dieser König, der an unserm Wesen
Kein Jota zu ändern feierlich versprochen,
Mißleitet wohl von bösen Räten, uns

Gedrückt, nicht bloß mit argen Steuern, mit
Aushebung von Soldaten, mit der Tilgung
Sogar des Namens unsrer Heimat, mit
Verordnungen, die nichts bezweckten als
Das Volk zu drangsalieren, nein, vorab mit
Angriffen auf das Heiligste! So daß
Wir nicht mehr beten durften, wie wir wollten,
Daß unsre Priester eingekerkert wurden
Oder vertrieben, Klöster aufgehoben,
Kirchen gesperrt. Und dann bei alledem
Der stete Hohn, womit uns die Beamten
Verfolgten, alles, was uns lieb und heilig,
Verekelten! Herr, wenn ein armes Volk,
Das frommgesinnt, endlich in Gottes Namen
Sich fügen wollte in sein hartes Los,
Und dann gereizt, verspottet wird, dann, Herr,
Nimmt die Geduld, die größeste, ein Ende...
Wir rieten hin und her und sagten uns:
Freiwillig nicht, gezwungen hat der Kaiser
Uns abgetreten, und der neue König
Hält uns sein Wort nicht: sind wir da verbunden,
Treue zu halten dem, der uns sie bricht?
Wenn Österreich, unser angestammter Herr,
Uns zu den Waffen ruft, wir sind bereit!
Und sandten Deputierte dann nach Wien,
Den Andrä Hofer an der Spitze, der
Als ‚Sandwirt' weit bekannt ist; diese brachten
Uns die ersehnte Botschaft: Östreich nimmt
Demnächst den Kampf mit Frankreich auf und seinen
Trabanten, und es rechnet auf Tyrol.
Als diese Freudenkunde uns ins Ohr
Geflüstert ward, trug man sie flüsternd weiter,
Daß ja kein unberufnes Ohr es hörte.
In jedem Tal war ein Vertrauensmann,
Der seine Eingeweihten um sich hatte,
Und Anstalt traf zu unserer Befreiung.
Und vor drei Wochen nun brachen wir los,
Nahmen die Bayern fest, die Garnisonen,
Die rings im Lande lagen, lieferten
Den Bayern und Franzosen, die vom Brenner
Herangerückt, das Treffen am Berg Isel —
In wenig Tagen war das Land befreit.
Den Jubel, Herr, hättet Ihr hören sollen,
Als man den Bayerlöwen abgeschossen,
An seiner Statt den Doppeladler setzte" —

Lenoble unterbrach: „Ich hab' mit euch —
Die Wände dieser Stube hörten es —
Mit euch gejubelt! Aber fahrt nun fort!"
„Und heute also sind wir glücklich wieder
Bei Österreich. Und wo und was wir sind,
Was wir errungen mit dem Schwert, gedenken
Wir zu behaupten! Erst der Anfang ist's,
Das wissen wir, des Kriegs, und harten Zeiten
Gehn wir entgegen. Unsre Pässe sind,
So gut es ging, besetzt; die Schützen ein-
Geübt, für Waffen ist gesorgt — nur eines:
Pulver und Blei, das mangelt uns. Das haben
Wir jetzt von Österreich erbeten; Huter
Und ich, wir beide wurden von den Ständen
Zum Kaiser abgesandt nach Ebelsberg.
Geradenwegs vom Kaiser kommen wir."
„Vom Kaiser, ihr? Ihr zwei, ihr war't beim Kaiser?" —
„Nicht einmal bloß, dreimal empfing uns
Der gute Herr! An seinem Tische durften
Wir speisen und aufs erste Wort erhielten
Wir, was wir wollten, ja noch mehr: viel Pulver
Und Blei und Geld. Das führen wir mit uns."
„Jetzt aber hört, die Audienz beim Kaiser,
Das müßt ihr uns erzählen haargenau
Nach Tisch, wenn meine Frau dabei ist! Sonst
Krieg' ich die Schelte, daß ich ihr das Beste
Vorwegnahm. Jetzo sagt mir nur vor allem,
Wie brachtet ihr in diesen Zeiten, wo,
Wie's heißt, der Feind schon eingedrungen, euern
Transport hieher? Von Ebelsberg nach Aussee!
Und dann wohin geht euere Reise weiter?"
„O Herr, verehrter Freund! Das war ein Stück
Arbeit, wie sie so bald nicht glückt. Von Glück,
Wahrhaftig, oder besser vom Schutz Gottes
Müssen wir beide reden. Doch ich will
Die Dinge der Reihe nach erzählen; Huter,
Ergänze du mich, wenn ich was vergesse!
In Aussee ist, beim Hirschen drüben, unser
Transport jetzt eingestellt: drei schwere Wagen
Mit Fäßchen und mit Kisten. Unserm Fuhrmann
Und seinen Knechten hab' ich weisgemacht,
Es wäre Schwefel, Glött und Glockenspeise,
Die ich als Handelsmann in Innsbruck gut
Verkaufen kann. In Wahrheit sind es
Bei fünfzig Zentner Scheibenpulver, dann

Musketenpulver zwanzig Zentner, Blei
An dreizehn Zentner; hunderttausend Gulden
In Zwanzigern und endlich zwanzigtausend
Dukaten, die ich in der Kutsche führe.
Das ist die Schützengabe, die der Kaiser
Zu unserm großen Schießen uns gespendet.
Und uns obliegt's, das schöne Best an Ort
Und Stelle zu bringen." — „Kann mir's denken, daß ihr
Bisher schon Sorg' und Arbeit ausgestanden" —
„Ja, Herr, Gefahr und Sorg' und Arbeit reichlich!
Bis Wels ging's ja noch gut. Wir nächtigten
Beim Turner. Doch voll Unruh' war die Stadt.
Wer fliehen konnte, rüstete zur Flucht.
Denn schleunig retirierte nach den Schlachten
Von Regensburg und Eckmühl unser Heer.
Der Feind, nachdrängend, rückte schon bei Passau
Und Braunau vor; von Schärding leuchteten
Die Flammen bis herab nach Wels. Da wollte
Der Fuhrmann uns nicht weiterfahren, weil
Der Rückzug unsrer Truppen alle Straßen
Aufs engste angefüllt und in entgegen-
Gesetzter Richtung vorzudringen schier
Unmöglich schien. Ich wandte mich an zwei,
An drei Generäle um ein Schutzgeleit.
Statt dessen drangen sie in mich, wir sollten
Nur schleunigst abwärts ziehen, Wien zu. Salzburg
Wird sicherlich vom Feinde bald besetzt sein.
Da hat der Huter den Bescheid gewußt" —

„Nun ja, das ist doch klar, wir dürfen die
Tyroler nicht im Stiche lassen; ohne Pulver
Und Blei gibt's keinen Krieg. Und also vorwärts!" —

„Ich stimmte bei. Mit vielem Geld vermochten
Wir endlich unsern Fuhrmann, wieder ein-
Zuspannen, steckten schwarz und gelbe Fähnlein
An unsere Wagen auf und zogen weiter.
Daß Gott erbarm', war das nun eine Fahrt!
Oft viertelstundenlang und länger standen
Die Wagen eingekeilt in dem Gedräng
Der Truppen, der Fouragewagen und
Kanonen, zwischen Fuhren mit Verwundeten
Und Kranken. O entsetzlich, Herr, entsetzlich!
Und alles Flehen, Fluchen und Befehlen
Half nichts. Wir mußten einsehn, daß wir so
Geradenwegs unmöglich weiter könnten.

Vielleicht gelang es, über Ischl und
Den Wolfangsee" —
Lenoble unterbrach:
„Verzeiht! Ich hab' die Karte hier zur Hand;
Es folgt sich leichter." Und er holte sich
Ein Kartenwerk vom Bücherschrank. „Nun weiter!
Von Ischl also wolltet ihr nach Salzburg! —
„Nach Salzburg freilich, weil wir hofften, doch
Noch früher hinzukommen als der Feind. —
Ich fuhr voraus bis Lambach; denn hier wußt'
Ich einen braven Patrioten, den
Postmeister Stöger. Dem vertraut' ich mich.
Auf seinen Rat versucht' ich's noch einmal
Mit einem Obersten. Der machte gar
Nun Miene, uns gewaltsam festzuhalten.
Der Stöger aber bracht' mir einen neuen
Fuhrmann, mit dem ich abschloß (— mußt' ihn zwar
Erst heut' mit schweren Opfern neuerdings
Verpflichten!) und gab uns seinen eignen Knecht,
Der uns auf vielen Feld- und Seitenwegen
Glücklich nach Schwanenstadt und weiter führte.
In Schwanenstadt besorgte uns ein Vetter,
Der alte Neuhausbräu, sogleich drei Pferde
Als Vorspann, daß wir schleunigst weiter kämen;
Denn morgen können die Franzosen hier sein.
So eilig hatten wir's nach Vöcklabruck,
Daß wir das Mittagessen stehen ließen.
Auch sandt' ich jetzt Kundschafter aus, die uns
Berichten sollten, ob von Vöcklabruck
Die Fahrt zum Attersee zu wagen sei.
Denn andernfalls — was blieb' uns übrig? — hätten
Wir unsre Fracht in Kellern oder Scheunen,
Wenn's sein mußt' in der Erde irgendwo
Versteckt. — Nun, bis zum Attersee, da ging's.
Wir zwei in unseren Kütschlein waren rasch
Vorangefahren, Huter stieg sogleich
In Schörfling auf den Kirchturm, um da aus-
Zuspähn, ich unterdessen suchte eiligst
Den Pfleger auf. Er nennt sich Muttergleich
Und hat an uns getan, so wie's sein Name
Erwarten ließ. Herr, wenn wir den nicht hatten!
In fliegender Eile hatt' ich ihm berichtet
Wer, was, wohin. Er schenkte mir Vertrauen.
Und alsogleich entbot er seine beiden
Waldmeister, ließ durch sie die Schiffe zur

Ladstätte fahren, ließ die Knechte ringsum
Entbieten, daß sie uns verladen halfen.
Jetzt meldete der Huter, daß die Fuhrleut'
Im Anzug wären, und zugleich erschien der
Kundschafter, den ich gestern ausgesandt
Von Schwanenstadt: In drei, vier Stunden können
Die Feinde hier sein! Und er hatte kaum
Noch ausgesprochen, kommt ein Bote vom
Neuhauser keuchend: Die Franzosen haben
Schon Wind bekommen, durch Verrat, von unserm
Transport; es seien Reiter ausgeschickt,
Uns abzufangen. Herr, da galt es! Aber
Mit hundert Händen, die nur einem Kopf
Gehorchen, geht was vorwärts. Eine Stunde,
Und unsre ganze Fracht mit Roß und Wagen
War auf den Schiffen! Und was sonst an Fahrzeug
Am Lande lag, ward alles weggerudert
Vom Ufer. Unsre Knechte stießen ab,
Die ganze Flotte gab uns das Geleit.
Herr, wie wir damals aufgeatmet haben!
Vom Ufer grüßte uns der wackre Pfleger,
Als wär's Sankt Nikolaus, der Wundersmann!
In meinem Leben nie vergeff' ich sein.
Denn wißt, kaum eine Viertelstunde später,
Es läutet' just den Angelus, da hören
Wir schon von Kammer her Trompetenschall,
Da waren die Chasseurs schon eingerückt! ...
Was meinst du, Huter, wie's dem Pfleger etwa
Erging? Ob sie's erfahren, wer die Beute
Zuletzt vom Munde ihnen weggeschnappt? ...
Nun auf dem See, da waren wir geborgen,
Denn nachzusetzen fanden sie kein Schiff.
Zudem verbarg die Nacht uns, daß sie auch
Die Richtung nicht erspähten, die wir nahmen.
In Weißenbach verließen wir die Schiffe.
Um Mitternacht."
„Da werdet ihr dann wohl
Gerastet haben!", meinte jetzt Lenoble;
„Nach solchem Tagwerk! Solchem Abenteuer!" —
„Ja," sagte Huter, „ich hab' freilich gleich
Das Bett gesucht. Dem Straub blieb noch was andres
Zu tun. Erzähle nur!"
Und Straub fuhr fort:
„Der Huter sollt' in aller Frühe auf
Den Schafberg, um zu sehen, ob die Straße

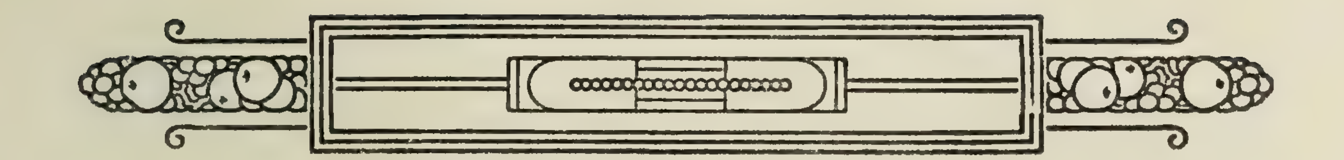
Nach Salzburg wohl passierbar wäre und
Die Stellung der Franzosen überhaupt
Erkunden. Aber mir lag freilich noch
Was andres ob. Von Kammer jene beiden
Waldmeister hatten uns hieher begleitet;
Sie wußten nicht so recht, wohin ich wollte
(Weil's immer rätlich ist, mit seinen Plänen
Zurückzuhalten). Wie ich die nun bitte,
Mir morgen auch noch beizustehen durch
Den Weißenbacher Wald nach Ischl, da
Erklärten sie, das wäre ganz unmöglich!
Solang die Welt steht, sei kein Frachtenwagen
Von solcher Schwere je da durchgekommen.
Das Sträßchen nur im Winter, nur für Schlitten
Zu brauchen, jetzt im Frühjahr grundlos,
Die Brücken auch zu schwach, kurzum, unmöglich.
Da sagt' ich kurz: So muß man's möglich machen;
Wieviel's hier Leute gäbe? — Leute g'nug.
Holzknechte, wenn ich wolle, leicht zweihundert.
Wohlan, so schafft sie mir bis morgen zeitlich!
Und zeitlich frühe (Huter war schon fort)
Stehn die zweihundert da mit Äxten, Schaufeln
Und allem Handwerkzeug. Ich hieß sie nun
Zunächst die Wege und die Brücken sichern
(Holz jeder Art lag ja im Wald bereit).
Dann Streu und Äste in die Gruben tun,
Kurzum, die Wege fahrbar machen.
Sogleich und willig traten sie ans Werk.
  Zu Anfang ging nun alles gut, bis wir
Nach Mittag zu der Kreidemühle kamen.
Da ward es schlimm. Der Weg bergab, bergauf,
Durch kleine Schluchten, über wilde Bäche,
Oft meint' ich schon, es müßten unsre Wagen
In Trümmer gehn, die Pferde sich erfallen.
Zu schaffen gab es da, ich hätte mich
Verdoppeln mögen, üb'rall sollt' ich sein!
Von früher Jugend auf hab' ich mich ja
Am Fuhrwerk umgetan, bin Jahr für Jahr
Über den Brenner hin und her mit Salz
Und Wein — ich hab's gelernt, mit Frachtenfuhrwerk
Und Pferden umzugehn, bei Regengüssen
Und ungeheurem Schnee und sonst in mancher
Gefährdung; doch im Weißenbacher Wald
Die Fahrt war schlimmer, als ich's je erlebt.
In Ischl, wie wir endlich waren — nicht

Drei Stunden braucht man sonst, wir brauchten zehn! —
Da sah es dann wohl böse aus mit Menschen
Und Vieh! Alles zu Tod erschöpft. Und dann —
Kein Huter da! Er wollte von dem Schafberg
(Dem recht gefährlichen und noch dazu
Nutzlosen Gang; denn daß der Feind bereits
In Salzburg sei, das wußt' man schon in Ischl),
Am Abend wollte er zurück sein, uns
In Ischl erwarten. Und kein Huter da!
Erst heute morgens fanden wir uns wieder.
Das sag' ich schon: die härtste Arbeit läßt
Sich tragen und die Not, die böseste
Gesellin aber ist die Angst. Jetzt Gott
Sei Dank, sind bis auf weitres wir im Trocknen!"

Da lächelte der edle Wirt: „Verzeiht!
So ganz von Eurer Rede eingenommen,
Vergaß ich meiner Pflicht." Und sorglich füllt er
Die Gläser seinen Gästen. „Freunde," fuhr er
Nachdenklich fort, „die Stände von Tyrol,
Die haben sich die Richtigsten gefunden.
Von Tausenden wird das nicht einer leisten
An Umsicht, Mut und Zähigkeit wie ihr!
Mög' eure Weiterfahrt so glücklich sein,
Und ihr vorab tatkräftige Freunde finden,
So wie bisher!"

„Ja, Herr, in solchen Lagen
Erfährt man's erst, wie sehr die Menschen auf-
Einander angewiesen sind und lernt
Den Wert der Treue schätzen! Was man uns
Getan, war freilich auch für Österreich.
Und recht erbaut hat mich der Opfermut,
Den wir in Lambach und in Schwanenstadt
Und dann in Kammer trafen." — „Wohl," erwidert'
Lenoble, „die Leute hier sind gut. Die Liebe
Zum Kaiser wurzelt fest in ihren Herzen.
Das ist, und das allein bald unsere Rettung."

(Fortsetzung folgt.)



Neue Lyrik.

I.

Von Wilhelm Oehl.

[Thrasolt, De profundis; Hauser, Runen; Spola, Erlebtes und Erlittenes; Mirau, Meine Lieder; Stradal, Zur Dämmerzeit; Herfurth, Aufwärts; Hopfner, Frohe Gesellen; Lonke, Tannennadeln; Wieser, In Lust und Leid; Witt, Herzenstöne; Witkop, Eros; Commer, Bilder in Versen.]

Das vergangene Jahr hat wieder eine Flut lyrischer Gedichtbücher emporgetragen, aus der wir ohne lange Wahl einige Perlen und Kiesel hervorheben wollen.

Ein junger Priester aus dem Mosellande, sein Federname ist Ernst Thrasolt, hat einen Band geistlicher Gedichte „De profundis" erscheinen lassen. (Kösel, Kempten und München. 128 S.) Trotz einiger empfindlicher Mängel ein bedeutendes Buch! Thrasolts Sprache ist fast durchaus ungeschmeidig, spröde, unflüssig, ja hart. Die vielen Einsilbler, die öfters ganze Verse bilden, geben dem Rhythmus etwas Stockendes, Abgehacktes, das in den fast allein herrschenden fünf- und sechsfüßigen Jamben eine seltsame Verbindung mit langhinschleppender Schwerfälligkeit eingeht. Bloß drei kurzversige Gedichte finden sich, und die zeigen gleich einen flinkeren, lebhafteren Takt. Außerdem sind ein paar rein sprachliche Härten zu bemängeln. Für das Sprachgefühl und für das Ohr ist es unleidlich, wie Thrasolt mehrfach die Bestandteile zusammengesetzter Zeitwörter invertiert. All das wirkt nun zusammen, daß Thrasolts Verse nicht selten einer Reihe von Prellsteinen gleichen, über die man sich mit Seiltänzergeschicklichkeit hinüberskandieren muß. Die blühende, weiche, reiche Schmiedekunst des edlen, geschmeidigen Verses scheint unserem Dichter fremd. Oder — suchte er etwa gar mit Absicht jene Sprödigkeit? Das wäre wohl möglich, denn in etlichen Gedichten schwillt die herbe Strenge seiner unschmiegsamen Verse zu blühender, schwellender Kraft. Das Können ist also doch da. Sonst aber entspricht die Form nicht unpassend dem Grundgedanken, der das Buch wie ein einziger Klageschrei durchtönt: wahrhaftig de profundis, ein zerknirschter Reueschrei aus tiefstem Seelenelend. In vielen Stücken spricht die innige, unbekümmerte Aussprache eines bekümmerten Herzens mit überwältigender Unmittelbarkeit: cor contritum quasi cinis. Eine Anzahl Gedichte ist von erschütternder, zermürbender Wirkung. Kaum irgendwo stößt uns einer jener zahllosen poetischen

Gemeinplätze auf, darin sich leider so viele, allzu viele „religiöse Dichter“ behaglich ergehen. Thrasolt hat nichts Ausgeleiertes. Hier spricht ein übervolles, sündenbürdiges Ich, das sich in bittermütiger Reue aus Sündengründen wieder erhebt. „Priester“, „Ich bin“, „Exodus“, „Wunder“, „Noch mehr“, Exilium cordis, „Über den Jordan“, In domum Domini ibimus, „Meßopfer“, „Du?“, „Heilige Flut“, „Deine Liebe“, „Franziskus“, „An Christus“, „Gebet“, „Unheilig“, „Vor dir“, „Ganz“ — das sind so die ausgezeichneten Gedichte des Buches, und sie allein schon sichern der ganzen Sammlung ihren Wert. — Einer ganz anderen Welt gehören Otto Hausers „Runen“ an (Stuttgart, Bonz & Ko. 53 S.). Es ist nur ein dünnes, schlankes Bändchen mit achtunddreißig Gedichten; aber was drinnen steht, fällt schwer in die Wagschale. Hauser ist ein viel zu gewandter, ja fast zu viel gewandter Stilist, um etwas Unreifes oder Halbes zu dulden. Freunde vollendeter Formkunst werden sein Buch mit Genuß lesen. Gewiß, es ist keine gesunde, kraftvolle Lyrik mit freudigen Akzenten der Lebensbejahung, und volkstümlich wird sie natürlich nie werden. Aber so wie sie sind, diese exquisiten Verse und diese kühl-glatte, melodisch geruhige Sprache, haben sie zweifellos einen eigenen Reiz. Es ist etwas für feine, überfeine Sinne, die gerne nach Unausgesprochenem raten, für überempfängliche Nerven, die einfach zu fühlen verlernten. „Wiener Schule“. Leise, zart andeutend, duftig, wie Schaukal oder Hofmannsthal. Auch etwas Müdes, Kränkliches ist in Hausers Poesie; aber er ist nicht krankhaft, etwa wie Dörmann tut oder tat. Seine exotischen Bilder und Worte, seine gesuchten, kostbaren Reime haben etwas Seltsames, Berauschendes. Aus allen Kulturen der Vergangenheit holt Hauser seine seltsamlichen Vorwürfe. Erlesener Luxus prangt in seinen eleganten Versen, die fast wie bei Max Brod oder Otto v. Taube fein ziseliert und kristallklar, aber nicht lüstern sind. Plüsch und Tazettenduft, Malachit und Bronzegeräte, Karneolgemmen und Orgeltöne, Bernstein und Zyklamen benehmen in üppiger Fülle fast die Sinne. Und in diesem reichen Sprachaufwand sprechen Hausers Gedichte von Buddha und Persephone, von Assurbanipal und Christus, von der Kaaba und von Venus. Alles in allem: ein Buch für Feinschmecker, für Amateure, freilich nur für ästhetisch vollgereifte Menschen. — — Neben Thrasolt und Hauser, jeder in seiner Art ein Muster der inhaltlichen, beziehungsweise formalen Ausdrucksfähigkeit unserer heutigen lyrischen Kultur und ihrer hohen Vollendung, sollte man Bücher wie die von M. Syola und Leo Mirau gar nicht für möglich halten. „Meine Lieder“ von Mirau (Buenos Aires, Leo Mirau, und Leipzig, Paul Eberhard) sind eine Musterleistung blutigsten Dilettantismus, ohne jede, auch nur die geringste poetische Kraft. Bloß gereimte Prosa, absolute Allerweltsverse, so recht die kommune Wald- und Wiesenpoesie ausgesungenster Sorte. Durch recht zahlreiche Apokopen ge-

winnen diese Reimereien natürlich bedeutend. Von der ‚dichterischen' Sprachgewandtheit Miraus zeugen schöne deutsche Wendungen wie: „im väterlich Schloß", „Roms geschichtlich' Hintergrund", „nach unerreichbar Glück zu jagen", „einer zischend Riesenschlange Leib". Außerdem stört eine erkleckliche Anzahl von Druckfehlern. Das Unglaublichste aber leistet sich Mirau in der (jedenfalls unbewußten) Plünderung älterer Dichter. Ganze Verse und viele allbekannte, markante Wendungen aus Goethe, Schiller, Lenau, Eichendorff, Bürger, dem Volkslied ꝛc. reizen fast in jedem der 108 Gedichte zum Lachen und Kopfschütteln. Syolas Gedichte „Erlebtes und Erlittenes" (Dresden, Pierson) sind ingleichen völlig wertlose Dilettantenreimerei. Das einzig Bemerkenswerte ist die Kühnheit, mit der Syola in seinen Distichen „Spaziergang" Schritt für Schritt mit Schillers gleichnamiger Elegie zu konkurrieren wagt. Überhaupt, — was die Verlage Pierson, das moderne Verlagsbureau Curt Wigand, der Verlag für Literatur, Kunst und Musik und noch etliche andere ähnliche Anstalten auf ihrem Gewissen, ihrem literarischen und ästhetischen natürlich, haben, schreit von Jahr zu Jahr geller und schriller zum Himmel. Von Hildegard Stradal gilt das allerdings wohl nicht. Ihre Gedichte „Zur Dämmerzeit" (Dresden, Pierson) erheben sich neben jenem Gereimsel fast turmhoch, relativ betrachtet. Von pseudodichterischem Dilettantismus ist hier nichts zu bemerken; Sprache, Versführung und Reimbindung sind tadellos und gewandt. Leider haben die Mehrzahl der Stücke etwas Träges, Langhingezogenes in ihren fünf-, sechs- und siebenfüßigen Versen. Solch langstielige Zeilen ermüden und lesen sich eher wie wohlgesetzte, gute Prosa. Daß die Dichterin aber über wirkliches Können verfügt und über das gute Durchschnittsmaß gewöhnlich-regelrechter Verse hinauskommen kann, beweisen einige recht schöne, wertvolle Gedichte: „Wohl ist der Himmel trüb umhüllt", „Die Wolken hängen grau", „Nach dem Sturme", „Im Schweigen der Nacht", „Sonnwendnacht". Die fünf ersten Stücke, die Abteilung „Es war einmal" muß übrigens hinter dem folgenden Hauptteil „Zur Dämmerzeit" zurückstehn. — Bruno Herfurths „Aufwärts" (Geistliche und ernste Gedichte aus meinem Leben. Breslau, A. Fuhrich) ist formell einwandfrei, freilich meist ohne eigenen Ton, und, von einigen persönlicheren Stücken abgesehen, ganz konventionell. Hervorheben dürfen wir die innige Frömmigkeit, die aus jedem Verse spricht. Ein Buch von ähnlicher Anspruchslosigkeit, ohne bedeutende Besonderheit, schlicht-liebenswürdig, sind die „Frohen Gesellen", besungen von P. Isidor Hopfner S. J. (Graz und Wien, Styria). Freudige Liebe zu seiner Vorarlberger Heimat und gesunde Frömmigkeit gehören zu des Dichters Charaktermerkmalen. Herfurths und Hopfners Bücher sind etwa von der Art wie Ida v. Lißbergs „Am klaren Quell" oder Joh. Mayrhofers „Im Abendstrahl". — Alwin Lonkes „Tannen-

nadeln" (Bremen, G. Winter) zeigen erst beim fortschreitenden Lesen etwas mehr Persönlichkeit. Im Anfang fehlt den korrekten Gedichten der persönlichere Einschlag. Zu formalen Einwänden bieten Lonkes Verse kaum Anlaß, er erreicht sogar einige Male gute Vokalwirkungen, z. B. besonders in „Wintermond". Etliche Stücke erheben sich über das Normalniveau des Mittelguten. Merkwürdig ist aber, daß dem Dichter in den Versen „Und ein stummes Deingedenken — Gibt mir liebend das Geleite" („Waldwanderung") nicht die allzu wörtliche Ähnlichkeit mit Lenaus Schilflied auffiel. — Als Mitarbeiter des Krappschen Musenalmanachs wurde seinerzeit Sebastian Wieser bekannt. Sein neues Buch „In Lied und Leid" (Ravensburg, Alber) enthält Gedichte von sehr verschiedenem Werte. Neben einem reichlichen Dutzend vorzüglicher lyrischer Stücke und der Hauptmasse guten Durchschnitts stehn auch einige, die eine schärfere Selbstkritik hätte ausscheiden sollen, wie „Der Fremde" (das Jüdeln ist geschmacklos), „An Deutschland", „Kasernenmusik". In diesen Stücken wäre die ehrliche Entrüstung wohlberechtigt, auch ästhetisch zulässig; aber der Stoff ist nicht entsprechend bewältigt. Und gar erst „Die Schwalbe" bringt ganz unbegreifliche, offenbar onomatopöisch gemeinte Silbenspielereien: „Si—sa—Süden", „Li—Lawinen", „sisa—sonnigen Süden", „Sykomi—ma—moren", „Goldori—ro—rangen", „Li—la—Liebe", „Der Wolken Zi—za—zug", Zum „Mi—ma—meer". Dergleichen ist doch bloß in Kinderliedern und Kinderreimen zulässig. Etwas Störendes sind ferner die übervielen Punkte und Gedankenstriche, die Wieser noch aus seinen beiden früheren Gedichtsammlungen beibehielt, aus denen er auch einige der schönsten Gedichte herübernahm. Ungleich seinen einstigen Almanachgenossen Flaskamp und Witkop ist Wieser nicht weiter mit der neuen lyrischen Technik mitgegangen. Gleichwohl aber gelingt ihm manche ergreifende Strophe, zumal wenn er dem unterdrückten Schmerze seines verdorrten, bestürmten Herzens nachhängt. „Rosen biet' ich euch", „Dem Morgen entgegen", „Waldmorgentraum", „In den Lüften", „Im Rosenhain", „Sehnsucht nach Frieden", „Mea culpa", „Bitte", „Aufwärts", „Sommer", „Des Herbstes Einkehr" und andere verraten bedeutendes poetisches Können. Wieser ist wenigstens früher einmal durch die Atmosphäre der modernen Lyrik hindurchgegangen, und ihre Wirkungen sind unverlierbar.*) Dagegen hat Gustav Adolf Witt, ein Wiener,

---

Ohne dieses Urteil korrigieren zu wollen, sehe ich mich doch veranlaßt, hier meine etwas abweichende persönliche Meinung auszusprechen. Mir scheint es nämlich, daß Wiesers poetische Veranlagung im Grunde auf das Klare, Einfache, Natürliche, kurz gesagt auf das Volksliedhafte gerichtet ist, und daß er sich deshalb ganz weit von sich selbst entfernt hat, als er sein ursprünglich gewachsenes Talent in moderne Zwangsjacken steckte. Man kann, meine ich, dem Lyriker Wieser keinen größeren Dienst erweisen, als ihn — wie es auch Pöllmann in der „Bücherwelt" jüngst getan hat — aus den verschnörkelten Tempeln der modernen Götter in den stillen, schlichten Hain hinausführen, wo er mit den Waldvögeln singe, wie ihm

vom Lyrismus der Gegenwart auch nicht einen Hauch verspürt; seine „Herzenstöne“ (Wien und Leipzig, Fromme) sind eine Sammlung von Liebesliedern, Seelen- und Lebensbildern und Sinnsprüchen, meist wirklich herzliche Töne und zugleich der Ausdruck eines bravtüchtigen Charakters. Die Form ist meist von leidlicher Güte, aber die poetische Qualität von durchaus gewöhnlicher Prägung. Was Witt sagt und wie er es sagt, so haben schon Tausende gedichtet. Moderne Liebeslyrik soll aber nicht von der Schablonenprägung sein, wie sie Witt bietet; sie muß ein Kunstwerk sein, leuchtend klar, wunderbar geschmeidig und schmiegsam, wie es zum Beispiel Witkop kann. Philipp Witkops „Eros“ (Leipzig, Eckardt) ist auf jeden Fall eine hervorragende Erscheinung, nicht nur wegen der wirklich geschmackvollen Ausstattung. Witkop und Flaskamp sind unter den einstigen Almanachbeiträgern am erfolgreichsten und am folgerichtigsten in der lyrischen Technik der Moderne fortgeschritten. Zur rein formalen Entwicklung kommt aber in Witkops „Eros“ noch etwas Bedeutsames hinzu: ein starker Einschlag mystischen Empfindens. Die Mystik Witkops ist aber nicht etwa aus der alten christlichen Mystik erwachsen, sondern ein selbständiges Ergebnis und sozusagen, wie bei Rilke und Hofmannsthal, rein modernes Erlebnis, aus dem Naturgefühl erwachsen. Es ist jene Alleins-Mystik, der Gott in der Welt aufgeht, wie sie vor zwei Jahren auch H. F. Neumann in seinem „Lebensrunen“ so wunderschön und adelig aussprach. Das innerliche Einssein mit der lebendigen Natur, jenes franziskanische Verbrüdertsein mit aller Welt, weiß Witkop überaus schön in Worte zu fassen:

In deinem blühenden Gnadentume
Sprosse ich sorglos wie Halm und Kraut —
Horch, aus dem Zweig, aus der knospenden Blume
Spricht es zu mir mit Geschwisterlaut.

So will er himmlisch reifen, von Berg und Baum umzirkt, in Frömmigkeit begreifen den Geist, der in ihm wirkt.

---

der Schnabel gewachsen ist. Um zu verstehen, was ich meine, lese man das auch von Pöllmann zitierte „köstliche Liedchen“ aus dem Zyklus „Über den Wellen“.

„Nnn ist die Fahrt zu Ende;
Der Mond am Himmel steht.
Ich falte meine Hände
Zum Gebet.

Du Gott der goldnen Sterne,
Vergiß den Sänger nicht,
Der in der dunklen Ferne
Fleht zum Licht! —

Und meine Augen fallen
Mir leise, leise zu,
Und Lied und Leid verhallen
In süßer Ruh.“ F. Eichert.

Bis ich gleich Halm und Moose,
Entrückt dem Eigensinn,
Nichts als der willenlose
Ausdruck der Gottheit bin.

Dies mystische Naturgefühl kann und darf aber nur die Vorstufe und Übergangsstufe sein zu jener auch philosophisch tieferen Mystik, der die Welt in Gott aufgeht, zum wirklichen experimentum Dei, zum Erleben jener transzendentalen, namenlosen Einheit, von der Sankt Paulus sagt: Sie ist alles in allem, in ihr leben wir, bewegen wir uns und sind wir. Das ist die hohe Mystik, von der Jakopone da Todi und Angelus Silesius so einzig schön sangen: Gott in der Welt und die Welt in Gott zu fühlen. — Nun, Witkop steht ja noch im Anfange einer verheißungsvollen Entwicklung; vielleicht wird er uns noch einmal den uraltedlen Wein christlicher Mystik in neuem Prachtkelche kredenzen. Denn schön ist seine Sprache, manchmal unsagbar schön. — Übrigens hat jedenfalls auch das philosophische Denken Witkops mystisches Fühlen beeinflußt, darauf weisen mehrfache Beziehungen auf die Ideenlehre hin. Gedichte wie „Die Weihe der Nacht" sind ohne Beziehung zur Philosophie des kritischen Idealismus kaum denkbar. Übrigens weiß der Dichter das Begriffliche meisterlich ins Poetische zu wandeln. Diese und verwandte Gedanken oder Gedichte wie „Geburt" brauchen aber durchaus keine Bedenken zu erregen. Es ist gar nicht nötig, da etwa an Emanation zu denken. Ebenso leicht, ja noch viel besser läßt sich all dies mit echt dionysianischer Mystik in Einklang bringen. — Bedeutsam ist es endlich, wie Witkop Liebe und Allgefühl verschmilzt. Wie Novalis seine Sophie zum ewigen Symbol wird, ähnlich sieht auch Witkop in der Geliebten eine Abbreviatur des heiligen Kosmos, und im Weltall nur eine Elongatur der Geliebten:

Du bist Licht vom ewigen Lichte,
Du bist der makellose Spiegel
Von Gottes Güte und Allvollendung,
Der Herr aller Dinge hat dich lieb!

Zur höchsten Vollendung steigt Witkops schöne Sprache dort, wo er sich in Hölderlinschen antikisierenden Rhythmen ergeht. Das klingt dann in schwelgendem Wohllaut wie unendliche Melodie. — — Das was Witkop noch fehlt, hat Klara Commer in reichem Maße. Ihre Gedichte „Bilder in Versen" (Wien, H. Kirsch), vor vierzehn Jahren das erstemal erschienen, liegen in zweiter Ausgabe vor, nicht nur dem Umfange nach vermehrt, sondern auch bereichert an Wert und Inhalt. Das Buch ist mir in hohem Grade sympathisch und verdient alle Empfehlung. Denn trotz der gar nicht seltenen Inversion und allerhand anderer Gewöhnlichkeiten ist Commers Poesie

nicht ohne stille Schönheit, ja manchmal von geradezu süßer Innigkeit. Was mich besonders freut, weil es den wesenhaften Wert wie die äußere Sprach- und Bilderschönheit aller Dichtung erhöht, ist die Liebe, mit der Commer zur alten katholischen Mystik zurückgreift. Der hl. Teresa, der hl. Gertrud und anderen großen Dichterinnen katholischer Vorzeit dankt sie vieles, und sie scheint mir ein neuer, starker Beweis dafür, daß die Moderne außerordentlich viel von unserer Mystik lernen könnte. (Schluß folgt.)



Ein bunter Kranz.

[Wir entnehmen den soeben besprochenen Büchern folgende Proben.]

Aus Ernst Thrasolts „De profundis“:

Heilige Flut.

Laß kommen, schwellen, Herr, dein heiliges Blut
Auf meiner Seele durst'ges, trock'nes Land,
Hoch übersteigen soll die rote Flut
Wie Segen ihr Geröll und ihren Sand,

Daß nicht ein Fleck des alten Lands mehr ragt
Aus ihrem Purpurspiegel, sichtbar sagt
Von meiner Sünde sieben Hungerjahren,
Von Elend und von Not, die sie erfahren.

Und mach, daß nie in einer Ebbe leer,
Verlassen liegt ihr Grund, die Flut entflieht,
Daß kein erschrecktes, trübes Auge mehr
Auf ihre alte, öde Tiefe sieht.

Bitten.

Herr, Herr!
Nun laß mir alles Glück wie Glas zerbrechen,
Laß alle Sonnen ganz in Nacht verlöschen,
Laß alle Inseln in das Meer versinken
Und meine Hoffnung in der Flut ertrinken,
Laß alle, alle meine Schiffe stranden,
Und, die mir lieb sind, laß des Todes sterben,
Und mach mein ganzes Leben ganz zuschanden,
Daß aus dem Nichts, aus Not und Tod und Schrecken,
Daß sich nach dir,
Nur dir um Rettung meine Arme recken,
Mein Gott, mein Gott!

Aus Otto Hausers „Runen“:

Der Glaube.

Im Holz der Zirbel schlummern Geigentöne,
Die wie mit Fingern auf zum Himmel weisen,
Im rauhen Marmorblock die allumschöne
Göttin von Kypros, in dem schwarzen Eisen
Die silberblanke Damaszenerklinge,
Das künft'ge Gold in Sulphur und Merkur.
Laß alle Fragen. Deines Zweifels Schlinge,
Du stellst sie deinem eignen Witze nur.
Und ist nicht Christi Leib im süßen Brode?
So schläft das Leben, Freund, vielleicht im Tode.

Aus Klara Commers „Bilder in Versen“:

Liebe überall.

Dich lieb' ich im Kampfe, dich lieb' ich im Frieden
Mit allem, was immer dein Wille beschieden,
Dich lieb' ich in Freuden, dich lieb' ich in Schmerzen,
Dich lieb' ich überall, immer von Herzen.
Dich lieb' ich im Sturme, in heiliger Stille,
Dir ganz zu gehören, ist Wunsch mir und Wille,
Du bietest mir Rosen — ich sende dir Grüße:
Du läßt mich voll Huld zum Kuß deiner Füße.
Du reichst mir die Dornen — ich will sie umarmen;
Sie sprechen von Liebe, von Heil und Erbarmen.

Aus Philipp Witkops „Eros“:

Erinnerung.

Als noch der Tag im Zittern der Blüten kam,
Als noch die Ähren wogten im Silberlicht,
Als noch in dunkelgrüner Verheißung
Von allen Bergen die Wälder rauschten:

Da schritten wir, und Lieder umjauchzten uns,
Und alle Blüten drängten an unser Herz,
Und heilig fühlten wir alles Leben,
Wußten wir alle Lebendigen Brüder.

Die Stunden sanken flüchtig und unvermerkt,
Wie Blütenflocken sinken im Sommerwind;

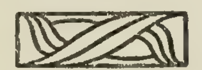
Eh' uns die Morgenröte ergriffen,
Waren die Sterne um uns entlodert.

Wir aber atmeten liebend und wandellos
Über den Wolkenhüllen der Sterblichkeit,
Und in der übermächtigen Stille
Hörten wir schauernd den Pulsschlag Gottes.

In Gott.

Ich schreite gottheittrunken,
Verloren im strömenden Licht,
Im Rauschen der Wälder versunken
Und weiß meine Schwere nicht.

Die Tage sinken und sausen —
Sag, was ist Lust, ist Leid?
Um meine Sohlen brausen
Die Wasser der Ewigkeit.



Ein neuer Kulturkampf-Roman.

Der in der jüdischen „Neuen freien Presse“ in Wien erschienene Roman von M. E. delle Grazie: „Heilige und Menschen“ liegt nun schon als Buchausgabe bei Breitkopf & Härtel vor. *Zehntausende* haben ihn gelesen und *Zehntausende* werden ihn lesen. Dieser Dichterin ward als Erbteil ihres venetianischen Blutes die lodernde Glut südlichen Temperamentes, südlichen Farbenschauens, südlicher Sinnlichkeit zuteil. Ihre Phantasie kennt den ganzen, tiefen, auf klassischem Boden erwachsenen Zauber ihrer Heimat. In ihrer Sprache ist das gebändigte Feuer der Klassizismus. Sie ist in gewissem Sinne eine Verwandte der Gabriele d'Anunzio. Auch sie hat den heidnischen Boden nie verlassen, der Kult der Schönheit, der Sinne, der Erotik — ist für sie der einzige Kult der Menschheit. Sie huldigt der unbeschränkten Freiheit des Körpers — und der Liebe. Der Venusaltar ist ihr Heiligtum. Die ganze christliche Entwickelung ist ihr ein Greuel. Sie betet Naturgottheiten an, den großen Pan will sie erwecken, die Elemente wieder mit mythologischen Gestalten beleben. Die gewaltigen Tugenden der Entsagung, der Selbstaufopferung, der Überwindung scheinen ihr nur grausame Unmenschlichkeiten. *Mir* scheint, diese Frau hätte mehr Geschichte studieren sollen. Bei ihrer denkenden und großzügigen Art wäre

es ihr wohl klar geworden, daß der ausschließliche Kult der Sinne, der Schönheit, der Idolatrie der Körperlichkeit auf geradem Wege zum Verderben und zur Entartung führt, daß dagegen die strengen, die gläubigen, die gegen sich harten Nationen das Große und das Unsterbliche geleistet haben. Weiß sie denn gar nicht, daß wir alle unsere Kultur im Grunde der Kirche und den Klöstern danken. Ich gehöre übrigens nicht zu denen, die alles gutheißen, das in der klösterlichen Erziehung geschieht. Manche Engherzigkeit, manche Kurzsichtigkeit — manche allzugroße Strenge hat dort schon viel angerichtet —; aber noch weniger werde ich es je verkennen, welch ein Schatz von guten Lebensregeln, von schlichter Frömmigkeit, von ernstem wissenschaftlichen Streben den Frauen unserer Nationen aus den Klöstern mitgegeben wird.

Die traurigen Zerrbilder, welche die Dichterin von dem Klosterleben entwirft, sind so ungerechter und abstoßender Natur, daß nur gewollte böswillige Tendenz sie schaffen konnte.

Die Absicht, falsche Begriffe in die Welt zu streuen, die Herzen der Unwissenden und Unnachdenklichen, die sich so gern für aufgeklärt und gebildet halten, gegen das katholische Prinzip zu hetzen, grimmige Feindschaft gegen die Kirche und ihre Vertreter und Bekenner sprechen aus dem Romane.

Für die Hoheit und Erhabenheit der christlichen Idee, für die Lehre des Mitleids, der Erlösung, der Seelenläuterung hat die Schreiberin keinerlei Verständnis und kein Wort; sie sieht nur Dummheit, Fanatismus, Hysterie, Haß und Verfolgungssucht. Die „Frommen" ihrer Phantasie meinen Gott „bestechen" zu können, indem sie Unschuldige opfern. Die beiden edleren Gestalten, die sie ihren christlichen Vertretern zubilligt, kranken — die eine an hysterischer Schwäche, die andere an steinerner Unmenschlichkeit. Die z. T. längst wissenschaftlich widerlegten Häckelschen Theorien spielen die Rolle beglückender Aufklärung und vernünftiger Erkenntnis in dem Roman.

Abermals liegt hier ein Werk vor, das kraft seiner anschaulichen und plastischen Sprache geeignet ist, unsäglichen Irrtum und schwere Mißverständnisse in weite Kreise zu tragen und den Haß gegen alles Katholische neu zu schüren. Sollen wir solche geistige Falschmünzerei ruhig hinnehmen? Werden besonders die Salesianerinnen in Rom sich gegen diesen Roman nicht wehren? Werden keine Ritter für sie erstehen? M. Herbert.

Aus Zeitschriften und Büchern.

Die Totenliste der Modernen. „Und jetzt, wo wir an der Eingangspforte der modernen Dichtung zu stehen glauben, gerade jetzt werden wir von einem gelinden Schrecken erfaßt, wenn wir die

Gründerjahre der neuen Poesie betrachten. Überall tote Namen und überlebte Werke ... Was sind uns heute die Holz und Schlaf, die Bleibtreu und Conradi, die Kirchbach und Walloth, die Scheerbart und Henckell, um aus der gewaltigen Totenliste nur einige einst hochberühmte Namen zu nennen?"

Der so spricht, ist Hans Landsberg, einer der größten Bewunderer der Moderne, in seiner „Modernen Literatur" (S. 3). Wir sehen, die Toten begraben bereits ihre Toten. Wie hatte Bleibtreu in seiner „Revolution der Literatur" gesagt? „Von diesen (d. h. seinen) hohen Anforderungen aus wird man natürlich die ganze bisherige Literatur verdammen müssen." Und heute reden seine Jünger über ihn selbst wie über einen Verschollenen.

Das Schicksal dieser Pfadfinder ist hart. Aber es ist wohlverdient. Wie konnte man vom Boden einer gleich im Beginne in ihren Grundfesten wankenden Theorie aus es unternehmen, alles, was bisher als groß und schön galt, zu zertrümmern? Denn was ist überhaupt das Wesen dessen, was wir heute mit dem vagen Ausdrucke „moderne Poesie" bezeichnen? Ich sehe es nicht in den neuen Formen, nicht in den neuen Stoffen, nicht in den neuen Persönlichkeiten.

All das finden wir auch bei uns Katholiken. Ich sehe es vielmehr — und hier haben wir den untrennbaren Konnex zwischen Weltanschauung und Kunst — in den neuzeitigen Weltanschauungen. In der Proklamation der Selbstherrlichkeit des Individuums, in der alle diese neuen Weltanschauungshypothesen münden, liegt der Kern dessen, was wir moderne Dichtung heißen. Nichts bindet das Individuum, es trägt seine Rechte und Gesetze in sich: hier liegt der Schlüssel zu all dem, was sich als moderne Kunst bezeichnet. Von hier aus ergiebt sich die Auflösung der poetischen Formen, von hier aus die Zertrümmerung der alten Schönheitsbegriffe und der alten Moral, von hier aus endlich die Zusammenhanglosigkeit der modernen Dichtung, ihr Taumel von Strömung zu Strömung, vom Extrem zum Extrem. Was Bourget in seinem „Disciple" und Lamprecht in seinem Buche „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit" (Bd. I) als Merkmal der Moderne anführen: Die „sensibilité comme matière et comme règle des œvres des écrivains", die wachsende Sensibilität oder (mit dem Lamprechtschen Ausdrucke) Reizsamkeit ist nur Folgeerscheinung davon. „Es gibt keine allgemeine Wahrheit, es gibt keinen allgemeinen Glauben, keine schlechthin gültigen Ideale. Nur die Wahrheit, nur den Glauben, die Ideale, die in dem Innersten des Menschen leben, eins sind mit seinem Fühlen und Denken, selbstentzündende Leuchten, die ihm den Weg des Lebens erhalten", sagt Landsberg. „Ich ziehe zu Felde gegen alles, was auf moralischem, gesellschaftlichem oder politischem Gebiete klein, gemein, niedrig oder beschränkt ist", sagt Multatuli; die Maß-

stäbe für die Kleinheit und Gemeinheit aber findet er einzig in sich. Und Ola Hansson findet den Kern der modernen Dichtung gelegentlich eines Bourgetaufsatzes darin: „Wir Gegenwartsmenschen haben nicht (wie die früheren) ein allgemeines Kredo, eine Richtschnur für alle Gewissen und ein Prinzip für alle Handlungen. Wir haben nicht einmal jene Kraft der Verneinung, die dem 18. Jahrhundert eigen war ... Und da es keine höchste Hypothese gibt, die alle andern vereinigte, hat eine vollständige Anarchie auf dem intellektuellen Gebiete, ein Skeptizismus ohne Seitenstück in der Geschichte des Gedankens um sich gerissen."

Aber dieser uferlose Subjektivismus muß auf künstlerischem Gebiete ebenso zum Chaos führen, wie er es auf erkenntnistheoretischem, ethischem und religiösem tat. Und schon erhebt sich der Notruf, ausgestoßen von einem Modernen wie Landsberg selbst: „Unser gegenwärtiges Ideal muß eine Dichtung sein, die aus dem Zusammenklang von Welt und Persönlichkeit entstanden ist." Gewiß: das ist der uralte Ruf aller Haltlosen: gebt mir den festen Punkt, die feste Welt- und Lebensanschauung, das archimedische *δός μοι ποῦ στῶ*!

Wo ist nun das modernere Programm, die zukunftsgewissere Strömung? Dort, wo man diesen ruhenden Pol sucht, oder dort, wo man ihn findet?

Ich denke, wir auf dem Boden unserer katholischen Weltanschauung mit ihrer alten Erde und ihren alten Himmeln können ruhig warten. Ruhig warten und einstweilen unbeirrt an der dichterischen Erfassung und Formung der Ideale arbeiten, die unsere Weltanschauung uns weist. Über all das schwatzende Geräusch der Tagesströmungen hinweg wird das letzte Wort und den letzten Segen auch in der Kunst der Katholizismus sprechen.

Dr. Lorenz Krapp.

Sollen wir den Spieß umkehren? Die von der „Kölnischen Volks-Zeitung" jüngst ausgegebene Parole, bei tendenziösen feindlichen Angriffen den Spieß umzukehren, wird durch gewisse literarische Erscheinungen neuerdings in den Vordergrund gerückt. Bekanntlich ist der Vorschlag des großen Zentrumsblattes in manchen Kreisen auf lebhaften Widerspruch gestoßen. Wenn man auch die Beweiskraft der vom genannten Blatte angezogenen Erwägungen und Gründe nicht ganz abschwächen konnte, so kam man doch nicht um die Ecke herum, daß die Vergeltungs- und Angriffstheorie allzusehr dem Charakter der katholischen Kirche widerspreche. Man kann nun auf beiden Seiten zu weit gehen, aber ich denke, es wird dabei wenigstens nicht ohne Wert und Interesse sein, zu hören, was Sheehan, der große moderne Ire, in besonderen Ausführungen zu diesem Thema zu sagen weiß. In seinem „Lukas Delmege" schreibt er in Kapitel VII u. a. wie folgt:

„Sie überraschen mich wirklich," sagte Dr. Calthrop, „fürchten Sie denn uns Vertreter der Moderne in der Tat nicht?"

„Ganz gewiß nicht!", setzte sich Vater Elton, der feurige Ire, zur Wehr.

„Aber der ganze Ton von euch Herren ist doch in Kontroverssachen ganz auf die Apologetik gestimmt. Überall ist da ein Händereiben und ein Ausdruck des Abbittens . . . zu beobachten . . ., der . . ."

„Vielleicht verwechseln Sie Höflichkeit mit Mut, verehrtester Herr Doktor", meinte der Kanzelredner.

„Ach, sicher nicht!", erwiderte der Doktor . . ., „aber ich finde, daß Ihr Angriffe von unserer Seite geradezu herausfordert durch eure entzückende Demut und eure ausgesprochene, bescheidene Nachgiebigkeit gegenüber Männern der Wissenschaft. Die Dinge lägen nicht so, müssen Sie wissen . . ."

„Ja! Wir sind demütig, sehr demütig sogar," rief da Vater Elton, der sich nun nicht mehr zu halten wußte, „Sie haben vollständig recht. Wir befolgen unser Christentum bis auf den letzten Buchstaben. Wir reichen die andere Wange dar, wenn man uns auf die eine geschlagen hat. Und wenn ihr uns die Mäntel nehmt, so werfen wir euch auch noch die Röcke nach. In der Tat, wir sind schrecklich bescheiden und apologetisch . . ."

„Unsere Lage ist aber auch sehr schwierig," gab der Prediger zu verstehen, „mit einer mächtigen und von Vorurteilen erfüllten Gegnerschaft haben wir es zu tun, die mit seltner Unaufrichtigkeit und Unehrlichkeit immer wieder die Schlagwörter alter Lügen und Vergehen wiederholt. So wissen Sie natürlich, daß es u. a. eine angeborene Überzeugung der Protestanten ist, wir seien Gegner der Wissenschaften und fürchteten sie . . ."

„Und wir bestärken sie noch darin mit unserer künstlichen Begeisterung," entrüstete sich Vater Elton, „wir brauchen einen zweiten Swift, um unsere antichristlichen Gegner mit Spott zu überhäufen . . ."

„Aber dann wird man uns aggressiv heißen."

„Und was soll das? Eine Vergangenheit wie die unserer Kirche hat wahrlich nicht den fahlen Schein moderner Truglichter zu scheuen . . . Glauben Sie es mir nur, nichts anderes ist daran schuld, daß wir keine größeren Erfolge erzielen, als unser Mangel an Initiative und Entschlossenheit. Nein! Drehen wir den Spieß um, zahlen wir Schlag mit Schlag und Spott mit Spott heim. Mit Essig überwand Hannibal die Schneemassen der Alpen, mit Milch und Honig hätte er es nicht gekonnt."

„Tertullian wurde aber nicht heilig gesprochen", bemerkte der Prediger.

„Nein! Aber wer will bestreiten, daß er mit seinen Schmähungen und heftigen Anklagen den Bau des heidnischen und kaiserlichen Rom stärker untergrub als jeder seiner sanfteren Mitapologeten?"

„Niemand. Doch müssen Sie zugeben, daß sich augenblicklich unsere Kirche von Staats wegen einer beachtenswerten Freiheit erfreut."

„Und was folgt daraus?"

„Daß wir geduldig und vorsichtig sein müssen."

„Jawohl, gehorchen wir den höheren Gewalten. Das befiehlt uns ja auch unsere Lehre. Doch davon spreche ich ja gar nicht. Ich spreche von den niederen, höllischen Mächten, die durch die Mittel der Wissenschaft, Literatur und einer gemeinen und käuflichen Presse jede Gelegenheit benutzen, uns zu verunglimpfen und zu verleumden und uns und unsere Lehre verhaßt und lächerlich zu machen. Da ist der Feind! Blicken Sie doch nur hin auf ihre Literatur, wie sie von antikatholischen Roheiten entstellt und beschmutzt ist! Haben Sie jemals davon gehört, daß ein katholischer Schriftsteller einen anglikanischen Geistlichen dem Gespött preisgegeben hat? Niemals! Aber die ganze gegnerische Literatur ist von gemeinen Verleumdungen unseres Priestertums verpestet. Die Hälfte ihrer Romane und Feuilletons handelt von Inquisition und Jesuiten . . . Wähler werden so beeinflußt, Staatsmänner bearbeitet, Parlamentsbeschlüsse herbeigeführt. Und das Ganze nennen sie dann Freiheit und Fortschritt . . . Das traurigste ist aber, daß wir nun so dasitzen, die Hände in den Schoß legen und uns alles ohne Widerspruch gefallen lassen. Wenn wir einen klaren Beweis von der Kontinuität unserer Kirche mit derjenigen der Katakomben brauchen, so ist es die Tatsache unserer Knechtschaft. Der Engel der Apokalypse mag auf unserer Stirne das mystische Zeichen Tau geprägt haben, aber, bei Zeus! der Engel des Schicksals, hat unseren Rücken mit dem Stigma der Sklaverei gebrandmarkt . . ."

* * *

„Gibt es in Irland viele solcher Leute wie diesen Vater Elton?" fragte Dr. Calthrop.

„Zum größten Glücke nicht," entgegnete der Kanonikus, „unsere zahlreichen Geistlichen sind liebenswürdige, fleißige, achtbare Glieder der Gesellschaft. Sie beobachten genau die Gesetze ihrer Kirche und respektieren die bestehende Regierungsform."

„Hm! Das ist schade", bemerkte der Doktor. „Wenn ihr nur ein paar tausend, ja nur hundert Leute von diesem Schlage, mit seiner Intelligenz und Lebhaftigkeit besäßet, hättet ihr nicht so lang um eure katholische Universität zu winseln brauchen." —h.

Die Gralbewegung sucht „Friedrich vom Sunde" im „Leuchtturm" (II. 1, S. 2) aus den Zeitverhältnissen heraus zu erklären. Wir sind es unseren Lesern schuldig, diese interessanten Betrachtungen wenigstens auszugsweise hier wiederzugeben.

Die Triebkraft der Bewegung bezeichnet F. v. S. mit dem

Wort: „Ein großer Haß und eine große Liebe". — „Das ist das Geheimnis aller gewaltigen Naturen. Geniale Päpste und Heilige, berühmte Feldherren und Kaiser, unsterbliche Redner und Dichter haben es gefühlt, und jedes große Werk der Geschichte dankt ihm seine Schöpfung." Nun wird die Entstehung und die Bedeutung des Gralbundes geschildert, dann heißt es weiter:

„Die feurige Bewegung wirkte auch im andern Lager. Es war den Zyklopen der modernen Kritik mit dem einen Auge auf einmal, als sei etwas Fremdes — ja „Kultur"-, d. h. Zyklopenfeindliches — in ihre Höhle gekommen, und sie zeterten rasender ihr „Niemand" und „Nichts", womit sie gemeiniglich alles Katholische bezeichnen. Auch ehrliche Gegner stellten sich ein, warfen den tapfern Gralrittern den Fehdehandschuh hin und fanden bald ihren Turnierplatz für den Kampf um die heiligsten Ideen.

Gerade in diesem Ringen entwickelte der Gral am klarsten sein ganzes, herrliches Programm. Worin besteht nun dieses? Kurz gefaßt ist es die Versöhnung des modernen, subjektiven Persönlichkeitsideals mit dem alten, objektiven christlichen Ideal."

F. v. S. schildert nun die durch einseitige Auswirkung des Persönlichkeitsideals, besonders in der Reformation, bedingte Literaturentwicklung, wie jeder sein eigner „Gebieter, Tyrann und Gott" wurde, und wie diese Menschheit ohne einen persönlichen Gott an der inneren Leere des Herzens krank wurde, und wie sich diese Leere und dieser Gram in der Literatur bald in schwermütigen Klagen, bald in titanenhaften Trotz ergoß.

„Da wurde jeder Nerv, jede Faser der Persönlichkeit angestrengt, und diese krampfhafte Kraftentfaltung gebar eine Sprache, so markig und knapp, wie man sie bisher nicht gekannt; diese Giganten ohne Gott fühlten ein Heimweh, wie es das gottfrohe Mittelalter nie empfunden, ein Prometheussehnen nach den seligen Sitzen der Götter; und das gab ihrer Poesie jene tiefe Melancholie, jene schmerzliche Wehmut, die das heitere Christentum nicht kennt."

„Ja, diese Menschen voll Haß gegen Leben und Schicksal schufen etwas in seiner Art Gewaltiges, die Poesie eines großen Hasses. Ist diese Kunst auch ihrem Ideengehalt nach zu verdammen, so hat sie doch gezeigt, welch eine wunderbare, ja dämonische Macht der Dichter besitzt, der eine große, sein ganzes Wesen durchdringende Leidenschaft hat."

„Betrachten wir nun in diesem Zusammenhange das Ideal der Graldichter. Auch sie wollen eine große Leidenschaft, eine große Liebe, und diese Liebe soll mit ihren weiten Armen die ganze Schönheit und Kraft der christlichen Ideale umfassen und an sich ziehen und in das Gemüt des Dichters hinein, so daß sein ganzes Innere flammende Liebe zum Hohen und Heiligen wird."

„Das ist die ‚große Liebe' zu den christlichen Idealen, die zugleich

den großen Haß gegen alles Unchristliche, Unsittliche, Unvolkstümliche, Ungesunde in sich schließt. Alles, alles sollte diese Liebe durchdringen und verklären."

„Es soll nach den Ideen der Graldichter die christliche Auffassung zum persönlichen Eigentum des Dichters werden, der dadurch befähigt ist, mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit diese christlichen Gedanken darzustellen."

„So werden die Persönlichkeiten mit großen Ideen bereichert und die großen Ideen in den Zauber künstlerischer Empfindung getaucht. So wird das Alte in seinem ganzen Umfange bewahrt, und doch das Moderne mit all seinem Echten und Wahren aufgenommen. So darf die Persönlichkeit sich entwickeln, ohne dem gesunden Volke, das eine kernige, christliche Auffassung noch immer den Extravaganzen verstiegener Genies vorgezogen hat, sich zu entfremden, während das allgemein Menschliche, Volkstümliche, indem es von einer originellen Persönlichkeit dargestellt wird, nicht leicht der Einförmigkeit verfällt, sondern immer neue Seiten gewinnt. So ist das Gralbundprogramm ein einfach genialer Entwurf, eine herrliche Verbindung von Religion und Leben, Volkstümlichkeit und Persönlichkeit, Modernem und Altem, Form und Inhalt; und edle Männer mit großen, weiten Herzen und Gedanken haben sich an seine Verwirklichung gemacht."

„Ein weitherzigeres, bedeutenderes, großartigeres Ideal als das des Gralbundes ist einfach nicht denkbar: es ist kein Parteiprogramm, sondern ein katholisches Programm! — —"

Wir haben dem nichts beizufügen als das Wort: „Nur weil und insoweit katholisch, darum und nur darum „genial" und „großartig". Das Gralprogramm ist einfach das alte Literaturprogramm der katholischen Kirche; wir haben nichts dazugegeben, aber auch nichts davongenommen. Hg.



Kritische Gänge.

Von Albert Christiani.

Fünf dramatische Neuheiten liegen mir vor. Die zwei ersten der Reihe tragen Namen katholischer Autoren.

Leo Tepe van Heemstede hat seinem 1907 erschienenen kirchenhistorischen Schauspiel „Simon von Montfort" ein zweites folgen lassen: Katharina von Siena. Drama in 5 Aufzügen. Paderborn, Junfermannsche Buchhandlung (Albert Pape). 12°. 118 S. Brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 2.60. — Das Titelblatt zeigt den Vermerk „Zweite Auflage"; doch nannte der Verlag das Buch bei dessen Übersendung eine „Novität". Danach also müßte eine

Neuauflage innerhalb sehr kurzer Zeit erfolgt sein. Wir dürften dies als gutes Omen begrüßen, denn wenn ich auch nicht glaube, daß das Stück sich die Bühne „erobern“ wird, so hoffe ich doch die Zeit nicht allzufern, wo Dichtungen wie diese auch in die öffentlichen Schauspielhäuser eindringen.

L. v. Heemstede pflegt bekanntlich in seinen Dramen zwischen der alten und der neuen Zeit Parallelen zu ziehen. Auch in dem vorliegenden könnte eine solche zwischen dem Schicksal der Kirche zur Zeit einer Katharina von Siena und der heutigen Tage aufgedeckt werden. Freilich fehlt letzteren bis jetzt die Seherin, und auch sonstige scharf auseinandergehende Momente drängen sich nach der Vergleichsrichtung auf.

Das personenreiche Drama spielt von Ende September 1376 bis zum Todestage Katharinas, dem 29. April 1380; der erste Aufzug in Avignon kurz vor der Rückkehr Gregors XI. nach der Heilgen Stadt, die den Schauplatz der übrigen Akte bildet. Nach Avignon bringen römische Ratsherren den Ausdruck der Stimmung in Rom, das stürmisch nach seinem und der Kirche Oberhaupt verlangt. Der Kardinal Tebaldeschi, noch mehr Ludwig von Anjou, des französischen Königs Bruder, bereiten die Gesandten auf ein wundertätiges göttliches Eingreifen in den Gang der Geschicke vor. Gregor zeigt sich unschlüssig, bis Katharina selbst erscheint und ihn sofort durch den Zauber ihrer Persönlichkeit für ihre Überzeugung gewinnt. Zauber der Persönlichkeit ist die einzige Wunderkraft, die sie im Laufe der Handlung sichtbar übt; jedenfalls braucht ein naiver Leser keine andere anzuerkennen. Aber die an sich nicht leichte Beweisführung des göttlichen Ursprunges dieser Wunderkraft dürfte dem Autor gelungen sein. Die Herzenshärtigkeit allein widersteht ihr, wie sie Gott selbst zu widerstehen pflegt. Im zweiten Aufzug hören wir von Gregors XI. angstverzehrtem Ende, von seinen letzten bitteren Zweifeln an sich selbst und den ihm gewordenen Offenbarungen. Die Wirren vor der Papstwahl gelangen im Dialog zu lebendig bildhaftem Ausdruck, bis das Volk selbst gewalttätig hereinbricht und erst Halt macht vor der eisernen Entschlossenheit des Erzbischofs von Bari. Dieser, von Katharinas hellsehendem Auge als künftiger Hirte der Kirche erkannt, darf alsbald, wenngleich ohne eigentliche innere Fühlung mit den Absichten der Heiligen, die Hand ausstrecken nach der ihm von Treugesinnten dargebotenen Tiara.

Der dritte Aufzug bringt zunächst in Bürger- und Soldatenszenen ein bewegtes Echo aus der Welt der Geschehnisse: Bari, jetzt Urban VI., hat in Clemens VII. einen Gegenpapst gefunden, aber Katharina die Reihen der Kämpfer gegen letzteren und „das fränkische Teufelsvolk“ entflammt. Wie das Kriegslos zwischen hüben und drüben schwankt, tritt sie selber auf und entfacht hellste Begeisterung. Der Sieg wird errungen. Urban, im Geleite Katharinas, umgeben

von Gefolge und dem Volke, empfängt der Seinen Treueschwur und läßt durch die Heilige unter bisher blutigen Gegnerscharen brüderlichen Frieden stiften. — Der vierte Aufzug spiegelt im Gespräch zwischen den Ratsherren und dem Kanzler der Stadt Rom die aktuelle Lage wider: die Gärung des Volkes; die Feindschaft der Großen gegen den rechtmäßigen Papst; betreffs Katharinas der Vielen Spott und der Wenigen Glauben. Ein gegen Urban ausgesandter gascognischer Meuchelmörder wird gefangen hereingeführt und niedergestoßen. Der Papst selbst kommt in heftiger Erregung herzu, bezeugt seinen begründeten Argwohn gegen die Römer, seine mutlose Neigung zur Abdankung, endlich seinen zagen Zweifel nicht an Katharinas reinem Willen, wohl aber an ihrer göttlichen Sendung. In diesem Augenblick trifft die Nachricht ein, daß des Gegenpapstes Söldnerbanden mit dem aufrührerischen „halben Rom" heranziehen und daß Katharina am Sterben ist. Schon hört man die Schreie der Stürmenden, den Schlag der Äxte, das Klirren der geworfenen Steine: da, in höchster Not, erscheint Katharina, von dem nachdrängenden Volke halb getragen, einer überirdischen Erscheinung bereits völlig gleichend. In tiefster Erschütterung bricht Urban vor ihr in die Knie. Sie aber kündet in hingerissener und hinreißender Extase ihre Mission und deren nahe Vollendung. Und dann verbindet sie von neuem die Kinder dem Vater: in Reue und Demut drängt sich das Volk zum Papste, ihm die Hand zu küssen und seinen Segen zu erflehen. — Der fünfte Aufzug eröffnet in den zwei Anfangsszenen einen indirekten Blick auf Katharinas letztes gottseliges Leiden. Ein ferner Schüler der Heiligen ist auf die Nachricht ihres bevorstehenden Heimganges herbeigeeilt und darf sie nun, umringt von ihren nächsten Vertrauten, sehen und mit jenen ihren hoheitsvollen, liebenden Willen entgegennehmen. Unmittelbar vor ihrem Scheiden erscheint der Papst, dem ihre letzte Tröstung, ihre letzte Fürbitte gilt. Urbans tief ergriffener Nachruf und der Chorgesang leuchtender Engel, die Katharina zum Himmel emportragen, schließen die Dichtung würdig ab.

„Würdig" ist überhaupt das letzterer geziemende Hauptprädikat. Wir haben da ein vornehmes, ethisch und sprachlich edelschönes Werk vor uns, das freilich meiner Ansicht nach als Drama es in verschiedenen Punkten verfehlt. Vor allem geschehen mir zu viele Dinge *hinter* der Bühne; von sehr wichtigen, die zu sehen uns mit Recht verlangt, „hören" wir nur. Die spannende Steigerung der Handlung wird dadurch mehrfach ganz unnötig brach gelegt — gegenüber dem gewaltigen Stoff, dem weltbewegenden derzeitigen Konflikt der Kirche, der doch im Vordergrunde steht, unzweifelhaft von doppeltem Übel. Auch in die Personenzeichnung wünschte ich einige plastischere Schattierungen. Freilich spielen sich die Geschehnisse innerhalb weniger Jahre ab, und die Hauptträger der Handlung treten in diese als entwickelte Charaktere. Zumal die Heldin *ist* bereits die Heilige.

An ihr vermisse ich denn auch höchstens eine etwas zwingendere Äußerung des ihr eigenen machtvollen Temperaments sowie eine Offenbarung des tiefen, währenden Schmerzes, den Urbans schroffe Härte ihr bereitete. An diesem selbst bekunden sich fast gar nicht jene Fehler, die den Segen seines Pontifikats so sehr in Frage stellten; ein Hinweis Katharinas in der Schlußszene des vierten Aktes muß da hauptsächlich genügen — also eine mittelbare Andeutung. Eine solche findet sich auch leider nur betreffs der letzten schweren inneren Kämpfe Gregors XI.

Ich meine, wenn die nächste Auflage nach den angegebenen Richtungen hin Überarbeitung brächte, dann müßte das Stück auch als Kunstwerk seinen Weg breiteren Erfolges machen. Es hat des Guten wahrlich genug. Man schaue sich z. B. Savelli, Orsini, Tebaldeschi, dann das shakespearisch hingestellte wankelmütige Volk, die Vertreter der Bürgerschaft und des Soldatentums an. Vor allem aber Katharina! Die Szenen, in denen sie erscheint, „zwingen", und wie wir das Büchlein schließen, bleibt ein nachhaltiger, weihevoller Eindruck. Wieviel mehr bei einer entsprechenden Aufführung! Zunächst werden wir uns da freilich an die katholischen Vereinsbühnen halten müssen, und zwar an die gehobenen unter ihnen. Ihnen sei Tepes Werk denn auch, und zwar so, wie es ist, eindringlichst empfohlen.

Zweimalige würdige Aufführung auf einer Privatbühne fand, gelegentlich der St. Elisabeth-Jubelfeier in der Universitätsstadt Tübingen, Eugen Macks Wartburg-Weihnacht. Ein dramatisches Wartburgbild in fünf Akten. Ravensburg 1908. Friedrich Alber. 8⁰. 82 S. Eleg. geb. Mk. 2.—. Die Bezeichnung „Bild" drückt dem Stück von vornherein ein bescheidenes Gepräge auf. So treten wir mit keinen hochgespannten Erwartungen heran, um uns am Ende überraschend erquickt und befriedigt zu finden, und zwar mit Abneigung gegen alle strenge Kritik. Der noch junge (geistliche) Autor hat seinem Werke eine Frische und Unmittelbarkeit des Gefühls verliehen, der die psychologische Tiefe in anerkennenswerter Weise das Gleichgewicht hält. Die historische Wahrheit erweist sich dem Charakter nach als gewahrt, ohne daß für die zusammengetragenen Einzelzüge chronistische und chronologische Treue beansprucht würde. Vielmehr herrscht hierin die dichterische Freiheit vor. So schaffen in mehr als einer Hinsicht „das eine Wartburgbild", wie es in dem orientierenden Vorwort heißt, „all die vielen Bildchen, die das Wartburgleben bietet".

Der Verfasser will die letzte Weihnachtsfeier Elisabeths auf der Wartburg und mit ihr seiner Heldin Glück und Tugend im Hochglanz vorführen. „Auf die große Folie Weihnachtsstimmung und Weihnachtsfeier in christlichem Geist werden alle Farben aufgetragen!" Der Grundgedanke ist die Entsagung, die Mack als schönsten Frauensieg feiert. „Gerade auf der erhabenen Fürstin-, Gattin- und Mutter-

höhe tritt an Elisabeth heran das ganze und volle franziskanische Ideal, dem ‚Armen von Assisi' nachzufolgen.“ Dies geschieht durch einen Franziskaner, der Elisabeth den letzten Gruß und den Mantel des abgeschiedenen hl. Franziskus übermittelt, zugleich die Aufforderung, von ihrer Burg herabzusteigen und bleibend im Tal der Armut der Armut Brot zu brechen. Sie verspricht, nach wehem Ringen ihrer Liebe um Gatten und Kinder, in einer ihr das zukünftige Leid enthüllenden Vision Erfüllung des Gebotes: „Übers Jahr ... am Weihnachtsfest ...“ So tritt Entsagung zu Entsagung, indem sie bereits vorher ihres Gemahls Entschluß, zum Heiligen Krieg ins Gelobte Land zu ziehen, unter heißen Schmerzen erfahren hat. Und Heinrich Raspes düstere Gestalt, die unerwartet in das traute Familienleben hereintritt, deutet auf kommende herbste Erfahrung. Elisabeth aber löst sich innerlich aus der von hinströmendem Herzblut durchtränkten Ergebung zu freudig-freier Hingabe an Gottes Willen: das erhabenste Heldentum hat in ihr begonnen.

Aber nicht feierliche Erhabenheit, sondern Liebenswürdigkeit und Lieblichkeit, mit holdem Ernst vermischt, ist der Hauptzug der Dichtung. Entzückend, geradezu musikalisch ansprechend sind die Spinnstuben- und Kinderszenen. Innig ergreifend wirkt zumal der Schluß. Bleibendes aber nimmt man hinweg vom Ganzen, das jeder Vereinsbühne zur hohen Zierde gereichen muß. Die Personenzeichnung ist licht und überzeugend herausgearbeitet, die gebundene Sprache von wirklich poetischem Hauche umweht. Möge die „Wartburg-Weihnacht“ noch oft als Weihefestspiel unsere katholischen Kreise erfreuen und erbauen!

Religiösen Charakter trägt auch Felix Weingartners Golgatha. Ein Drama in zwei Teilen. Leipzig 1908. Breitkopf & Härtel. 8⁰. 205 S. Mk. 5.—. Aber es ist die Religion des idealistischen Rationalisten. — Der geniale Dirigent und glänzend begabte Komponist hat das ausdrücklich zur Vertonung bestimmte Drama der Idee nach einem früheren Entwurfe entnommen, dem eines vierteiligen Mysteriums: Die Erlösung, dessen zwei mittlere Teile in das vorliegende Werk herübergehoben wurden. Eine „gänzlich veränderte und gereifte Weltanschauung“ soll bei der Umarbeitung zu Worte gekommen sein. Ich muß gestehen: von echter Reife, im philosophischen Sinne, habe ich blitzwenig entdecken können. Überdies bedeutet der zweite Teil geradezu einen kläglichen Abfall. Der erste, dessen Hauptträger „Jeschai“, „Jochanan“ und „Salome“ sind, ist doch wenigstens außerordentlich musikalisch empfunden. Ein Wehen, ein Strömen, ein Wabern geht durch die reich gegliederte Handlung, die freilich, gleich der Charakteristik, jeder eigentlichen historischen Treue entbehrt. Johannes fällt auf den ersten Blick in Salomes Bann, arbeitet sich aber später vom Phraseur zum Widerstandsfähigen hinauf. Die Versuchungsszene dürfte musikalisch am zün-

dendsten sein. Mit dem Erscheinen Jesu beginnt eine geschmacklose Verwässerung des biblischen Textes, eine noch geschmacklosere Aufklärungs-Umdeutung der Heilandswunder. Im zweiten Teil verflacht dann auch die Handlung mehr und mehr, verrinnt endlich im Sande einer trostlosen Anödung. Die gebundene Sprache bleibt auch da eines besseren Inhalts wert. — Hoffentlich sieht die Bühne das entmutigend „anmutende" Stück niemals szenisch verwirklicht.

Verfehlte religiöse Auffassung bildet den Grund, auf dem das Verhängnis in der berühmt gewordenen einaktigen Tragödie Der Fluch von dem 1907 verstorbenen polnischen Maler und Dichter Stanislaus Wyspianski sich entwickelt (autorisierte deutsche Ausgabe von R. Różycki. München, Richard Etzold. Gr. 8⁰. 71 S.). Ein polnisches Dorf wird von furchtbarer Dürre heimgesucht. Die Bauern sehen in ihrem jugendlichen Geistlichen, der vor den Augen der Gemeinde ein sträfliches Leben führt, den Urheber des Unheils. Sie berufen einen heiligmäßigen Einsiedler, der sie, entsprechend alter Sitte, auf offenem Felde ein Brandopfer darbringen heißt. Das junge Weib, des Pfarrers sündiges Werkzeug, belauscht die Unterredungen der abergläubischen Bauern und eine solche des schuldbewußten Priesters mit seiner ob des Sohnes Frevel entsetzten Mutter und beschließt, selber das Opfer zur Abwendung des ewigen Fluches darzubieten. Sie schmückt ihre beiden Kinder und geht mit ihnen zum Holzstoß, zündet ihn an, schleudert aber nur jene in die Flammen, flieht im Wahnsinn und wird von den wutentbrannten Bauern zu Tode gesteinigt. — Das Drama ist von packender Wucht. Es sprüht von dunkelglühendem Leben, greift eisern hinein in das polnische Volksleben, beleuchtet grell die dort nur zu oft regen Faktoren des Aberglaubens und des Fanatismus, bringt die Qualen der Gewissensangst seitens des willens- und zugleich erkenntnisschwachen Sünders zutage. Man folgt der Handlung mit atemloser Spannung, aber die eigentliche unmittelbare Anteilnahme will nicht recht aufkommen. Dazu liegt uns der Stoff, dazu steht uns vor allem der „Held" zu fern mit seiner tyrannischen Härte gegen andere und der verweichlichten Schwäche gegen sich selbst, mit seiner kindlich schwärmerischen Amtsliebe und dem kindisch-blinden Verdammungsglauben, der Gott selber von vornherein Schranken setzt. Aber an sich Irrelgiöses vertritt das Stück selbst nicht, das bei angemessener Darstellung eine orkanartige Wirkung erzeugen muß.

Genau das Gegenteil würde Ernst Trampes fünfaktige „romantische Tragikomödie" Zerbin und Leila zu verzeichnen haben, wenn sie überhaupt jemals — was ich nicht vermute — das Licht der Lampen erblicken sollte (Leipzig-Gohlis 1908. Bruno Volger. Gr. 8⁰. 199 S. Mk. 2.50). Wie der akademisch gebildete Verfasser (Dr. phil. und Professor am Berliner Lessing-Gymnasium) auf so viel Weitschweifigkeit verfallen konnte, bleibt mir ein Rätsel. Das

„Romantische" ist orientalischer Heldenstoff mit Entführung und Gefahren, mit Nymphenchor und Fata Morgana. Auch der „freien" Liebe wird ein Loblied gesungen; die zur Bühnenanweisung vorgeschriebene „tiefe Erschütterung" aber bleibt unfehlbar aus. — Oha! sagt der Norddeutsche. Und „weit mehr komödienhaft als tragisch", sage ich.



Bücher-Anzeigen.

Nanny Lambrecht, Allsünderdorf. Neue Novellen und Skizzen. Essen-Ruhr 1908. Verlag von Fredebeul & Koenen. 8⁰. 477 S. Geb. Mk. 6.—.

Über Nanny Lambrecht muß man, um ihr gerecht zu werden, entweder viel oder wenig sagen. Da man sich über ihre neuesten Romane in Buchform: „Die Statuendame" und „Das Land der Nacht", im „Gral" von anderer Seite ausgesprochen hat, will ich mich hier an das „wenig" halten. — Auch „Allsünderdorf" mit seinen 15 Erzählungen und Bildern hat in mir den bereits vor Jahren gewonnenen Eindruck bestätigt: In dieser Autorin steckt ein urwüchsiges Talent, das zum Überschäumen und, in seinen letzten Möglichkeiten, zur Manieriertheit neigt. Augenblicklich ist es stark am Überschäumen, und der Sprühgischt des Manierierten, zumal im Sprachlichen, tollt auch schon herein. Aber es ist noch Zeit, diesen beiden Gefahren zu wehren, besonders der letzteren, — die andere pflegt sich im Laufe der Zeit schon von selbst zu legen. Nanny Lambrecht braucht sich nur mal recht herzhaft selbst beim Schopf zu nehmen und aus dem Umkreis der ihr vom eigenen Temperament gestellten Falle — ich gebe zu, daß es eine Löwenfalle sein mag — herauszuziehen: dann haben wir eine wirklich große Erzählkraft mehr. Eine bedeutende ist sie schon jetzt, die spielend über einen Kolossalschatz von Gaben und Errungenschaften zu verfügen scheint, nur nicht über die der Mäßigung. Oder modifizieren wir: über den durchaus zuverlässigen Takt künstlerischer Mäßigung. Gerade in Sachen des feinsinnig-ästhetischen Geschmacks wird es für sie noch allerlei zu lernen geben. Aber just dazu ist sie noch jung und entwicklungsenergisch genug. Man soll ihr nur nicht zu viele Steine seitens der Kritik in den Weg werfen. — Wie sehr ihre Begabung auch aufs Zart-Tiefe gehen kann, zeigen verschiedene Stellen und ein paar Gesamtskizzen des vorliegenden interessanten Buches. Im allgemeinen jedoch hat die Darstellung etwas Aufpeitschendes, sowohl in Stoff- wie in Sprachbehandlung, ja nicht selten in der Themawahl. Die Psychologie ist eigenartig weg- und zielsicher, und das Herz sitzt der Autorin auf dem rechten Fleck.

Ernst Zahn, Die da kommen und gehen. Ein Buch von Menschen. Erstes bis zehntes Tausend. Stuttgart 1909, Deutsche Verlagsanstalt. 8⁰. 326 S. Geh. Mk. 3.50.

Die hohe Auflage zeigt, daß Ernst Zahn „geht". Und zwar tut er es mit Recht. Er ist sittlich, kernig, verinnerlicht, scharf-, tief- und weitblickend, last not least ein ganzer Poet und überzeugungstüchtiger Menschenfreund dazu. Man wird ihm nicht immer zustimmen, stets aber ihn achten können. Und seine warme Art hat, bei aller künstlerischen Gehaltenheit, nicht selten etwas Mitreißendes. — Das vorliegende Buch gehört zu seinen liebenswürdigsten Gaben. Die Helden stehen sämtlich im Alltagsleben. Zum großen Teil tragen sie heroische Züge, jedoch von

unhistorischer Prägung. „Sie kommen und gehen. — Flüchtig nur trägt eine Scholle ihre Spur. Ihres Wandelns Begebenheit verweht der Sturm der Zeit“, lautet das Motto. Aber sie sind prachtvoll gesehen und wiedergegeben. Alles in und an ihnen, alles auch um sie lebt. Die bedeutendsten der acht Erzählungen sind die erste und die letzte. Jene behandelt in kraftvoll zugreifender, aber nie abstoßender Weise ein heikles Thema; diese zeigt den Dichter in seiner Eigenart auf imponierender Höhe; beide bezeugen den Glanz seines psychologischen Feinsinns. Unter den kleineren Sachen fallen „Requiem“ und „Der Unglücksſenn“ als Kabinettstücke auf. „Herrn Salomon Bringolfs Enttäuschung“ hätte durch straffere Konzentrierung entschieden gewonnen.

Otto Frommel, Theobald Hüglin. Roman aus Schwaben. Zweite Auflage. Berlin 1909. Gebrüder Poetel. 8°. 282 S. Geh. Mk. 4.—.

Der protestantische Verfasser, Stadtpfarrer und Lehrer am theologischen Seminar zu Heidelberg, hat diesen Roman 1908 veröffentlicht; jetzt liegt bereits die 2. Auflage vor. Für mich ist es ein unerquickliches Buch. Gut, mitunter sogar vorzüglich geschrieben, mit feinen Naturstimmungen und Charakterbeobachtungen. Psychologisch, wenn auch nur teilweise, anregend. Aber ethisch untief. — Da vergißt sich ein junger evangelischer Theologe aufs schwerste in seiner ersten Amtsstellung. Als wir wieder von ihm hören, ist er verheiratet und die, welche er unglücklich gemacht hat, tot. Über die inneren Vorgänge des „Helden“ aus der Zwischenzeit, erfahren wir blitzwenig. Nun naht die Nemesis, und was uns vor allem an ihm klar gemacht wird, das ist die Furcht vor Entdeckung und, infolgedessen, zumal vor dem Verluste der Liebe seines Weibes. Das Gewissensmoment spielt äußerst sparsam herein, das Religionsmoment so gut wie gar nicht. Die „Befreiung“ verwirklicht sich am Ende, aber nicht durch ihn selbst, sondern durch seine Frau — jeder Kommentar ist überflüssig. Interessant sind die eröffneten Einblicke in protestantisches Pfarrertum und Pfarreiwesen. E. M. Hamann.

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath als Mensch und Dichter. Von Gustav Schüler. Leipzig 1909. G. J. Göschen. Brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 2.50.

Der Verfasser des schönen, mit fünf Bildern geschmückten Werkchens hat selbst einen Namen als Dichter. Die Würdigung eines Dichterherzens durch ein Dichterherz ist denn auch das Buch. Nicht die kühle, den drängenden Geist in Systeme schmiedende Art mancher Handwerksleute auf dem Felde der Literaturgeschichte tritt uns hier entgegen; sondern Hebbels Wort „Biographie soll keine Rezension sein“ könnte als Motto über dem Bändchen stehen, das in schöner Begeisterung, im freien Schwung des Dichterischen das Leben und Schaffen des vor kaum einem Jahre verstorbenen Prinzen Schoenaich-Carolath vor uns entrollt. Schüler gibt keine Einzelheiten und Lebensdaten, sondern schöpft aus dem Vollen; zahlreiche Proben sind in die Darstellung verflochten. „So nehmen wir von Carolath, einem edelsten der Adelsmenschen, Abschied, mit tiefem Dank für alle die brausenden Ergriffenheiten, mit denen er uns füllt, und für das Wegezeigen und Hinaufdeuten zu großen Höhen. Möge die Schar wachsen, die auf seinen Wegen geht.“ So schließt das Buch, dessen Wunsche wir uns völlig anschließen. Denn unter den Modernen gibt es keinen, der so sehr Deutscher, Christ und Mann zugleich war wie Schoenaich-Carolath.

Bamberg. Dr. Lorenz Krapp.

Der Spökenkieker und andere westfälische Geschichten. Von L. Rafael (Hedwig Kiesekamp). Essen 1909. Fredebeul & Koenen. 238 S.

Spökenkieker nennt man in Westfalen die mit der seltsamen Gabe des sogenannten „zweiten Gesichtes“ Behafteten. Ein solcher ist der Held der ersten unter

den sechs Novellen, die die westfälische Dichterin hier in einem Bande vereinigte. Schon in ihrer ersten westfälischen Novellensammlung „Vom alten Sachsenstamme" ließ die Dichterin, deren Lyrik überwiegend von Sonne und Freude erfüllt ist, die tiefen Töne des Menschenleids erklingen; ergreifende Bilder von Menschenschmerzen und tieftragischen Schicksalen hatte sie vor uns emporgehoben. Das ist auch wieder der Fall in diesem Bande. Wie bei den Erzählungen der Droste taucht das Land der roten Erde vor uns auf, gleichsam von den Nebeln der Schwermut überhangen. Beim Brand des Gehöftes gehen der „witte Herm", der Spökenkieker, und Marlen, die Enkelin der „Hexe", zugrunde; die Flammen verzehren das karge Glück ihres entsagenden Liebeslebens. In den Kolk will sich die blöde Marktrin stürzen, um ihrem verbrecherischen Mann, den sie trotz seiner Niedertracht noch immer mit verzehrender Liebe liebt, die Flucht nach Amerika zu ermöglichen. „Um des Kindes willen" verzichtet die Grafenlies auf ihr Glück und heiratet den ungeliebten Mann, nur um seinem verkrüppelten Kinde eine Mutter zu sein. Lauter Geschichten von heroischer Entsagung und großem Leid, bei deren knapper Erzählung man fühlt, wie der Dichterin das Herz vor mitfühlendem Verstehen klopft, wie sie von ihren eigenen Gestalten hingerissen ist und auch den Leser hinreißt. Das ist wahrhaft große Novellistik, die auf alles Nebensächliche verzichtet und mit herrisch gestaltender Hand Schicksale im Rahmen knapper geschlossener Geschehnisse formt. Dazu kommt die meisterhafte Behandlung des landschaftlichen und volklichen Hintergrundes, die Fähigkeit zu plastischer Charakterschilderung und eine schlichte, mit den einfachsten Mitteln arbeitende Sprache. Mit ihren zwei Novellenbänden hat sich Rafael einen Platz in der ersten Reihe der Dichter des Heimatlichen gesichert.

Dr. Lorenz Krapp.

Die Legende der drei Lebenden und der drei Toten und der Totentanz nebst einem Exkurs über die Jakobslegende, im Zusammenhang mit neueren Gemäldefunden des badischen Oberlandes untersucht von Dr. Karl Künstle. Mit einer farbigen und 6 schwarzen Tafeln sowie 17 Textabbildungen. Lex.-8°. 124 S. Mk. 7.—.

Von der Herderschen Verlagsbuchhandlung ist im Laufe der Zeiten eine geradezu erstaunenerregende Kulturarbeit geleistet worden, eine Unmenge von geistiger Förderung ist der katholischen Welt von dort ausgegangen — alle Gebiete der wissenschaftlichen und theologischen Forschungen fanden hier ihre Bearbeiter und Klärer.

Auch das vorliegende Buch des Universitätsprofessors Dr. Karl Künstle ist eine Kulturarbeit. Sie gibt uns an der Hand gründlicher und gelehrter Untersuchung die Lösung einiger hochinteressanten Probleme der Kunst und Sittengeschichte, indem sie einige Totentanz- und Heiligenlegenden uns geschichtlich nahe bringt, die wir gewöhnt waren, nur in mystischem Dunkel zu sehen.

Anknüpfend an die neuen Gemäldefunde im badischen Oberland, führt uns der Gelehrte in das Verständnis zweier alter legendärer Motive ein: in das „Von den drei Lebenden und den drei Toten" und das von der „Jakobuslegende". An der Hand von Abbildungen alter, unter den Tünchen der Kirchen in Überlingen, Mersburg ꝛc. aufgefundener Fresken wird da ein reiches Material vor uns ausgebreitet, das nicht bloß dem Archäologen und Kulturhistoriker von höchstem Werte ist, sondern auch dem Dichter und Liebhaber tiefsinniger Volkspoesie große Anregung bietet.

Der gelehrte Verfasser huldigt der Ansicht, daß die unter dem Namen „Totentänze" bekannten Darstellungen, die man in Frankreich, Deutschland, England und Italien in Kreuzgängen, Friedhofskapellen und wohl auch an Kirchenwänden und in Missalen findet, aus der dem Arabischen entnommenen Legende von den drei Lebenden und den drei Toten herstammen; dabei spielen ihm aber seine ausgebreiteten

und tiefgründigen Studien unwillkürlich so viel Belege für die Möglichkeit einer anderen Auslegung zwischen die Finger, daß wir von seinen Hypothesen nicht ganz überzeugt werden.

Man lese nur den Abschnitt über die Siegesfeier des Herzogs von Bedfort in Paris, der dem Zuge ein fiedelndes Skelett voraussandte, und denke an die frühmittelalterlichen Darstellungen des Todes in der Fastenzeit in Italien.

Aber mag nun Professor Künstles Erklärung des Ursprungs der Totentänze erschöpfend sein oder nicht, immerhin danken wir seinem Gelehrtenfleiße und seiner großen Kenntnis des einschlägigen Materials eine hochinteressante Bereicherung unseres Wissens auf diesem Felde. Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zum Studium der Kulturgeschichte des indogermanischen Volksstammes.

M. Herbert.

Georg Baumberger, Im Flug an südliche Gestade. Reiseeindrücke aus Spanien, Marokko und Italien. Mit dem Bilde des Verfassers und über 100 Textillustrationen. Einsiedeln. Verlagsanstalt Benziger & Ko. Gr. 8⁰. 986 S. Brosch. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—.

Auch dieser ist ein feine Heimat über alle Lande liebender Schweizer. Man braucht nur den Schlußsatz anzuschauen: „Heimat, süße Heimat, Vaterland, mein Vaterland, du heil'ge Erde." Aber Baumberger kennt und übt auch noch andere Liebe: die zur ganzen Natur, zur ganzen Menschheit, zur ganzen Kirche, zu Gott, dem alles Ganze und jedes Einzelne untersteht. Ein Genuß ist es, diesem ganzen Manne und Katholiken mit dem selbsteigenen, scharfäugigen Blick, dem klaren, tief- und weitdringenden Intellekt, dem kindlich heiteren Gemüt, dem warmen Herzen und der edlen Seele auf seinen Fahrten in die blaue Ferne zu folgen. Er hat Freude an allem Guten und Schönen, weiß es aufzuspüren und blühend frisch zu übermitteln. Er hat Lust und Geschick zu psychologischer und historischer Vergleichsziehung und weiß diese dem Leser angenehm, ja hochwillkommen zu machen. Das Leben bietet ihm eine Fülle, aus der er mit gebefrohen Händen für uns schöpft, nun hineingreifend in das Aktuelle und Aktuellste, nun zurückfassend in das Vergangene, nun orientierend ausstreuend nach der Richtung des Werdenden, Zukünftigen. — Das vorliegende Buch ist alles andere als eine nüchterne Reisebeschreibung. Es strömt über von Anregung mannigfacher Art. Und immer wieder deckt es Quellen auf, bringt es uns das Springendste in Natur und Kultur, in Landschaft und Menschen nahe. Prachtvoll ist die knappe Herausmeißelung einzelner Gestalten. Man lese z. B. die Stellen über Pius X., Kardinal Rampolla, den Dominikanergeneral ꝛc. Auch Nichtkatholiken werden dem Persönlichkeitszauber Baumbergers nicht entgehen können. Das Buch gehört in möglichst viele Häuser und in alle öffentlichen Bibliotheken. Seine Ausstattung ist vorzüglich. Entstanden ist es wohl 1907. Der dem Titelblatt diskret aufgedruckte Vermerk „Zweite Auflage" kann nur auf den Schluß des letzten Jahres und auf eine sehr rasche Wiederauflegung deuten, denn weder Kürschner noch Keiter des Jahres 1909 wissen schon etwas von dem Werke überhaupt.

Anton de Waal, Judas Ende. Historischer Roman aus den Anfängen des Christentums in Rom. Mit 12 Tafelbildern. Dritte, erweiterte Auflage. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft. 8⁰. 339 S. Brosch. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50.

Das Werk gehört zu jenen Erscheinungen edler Unterhaltungsliteratur, die man nicht flüchtig durchkosten kann, die man aufmerksam lesen muß, um ihren Vollwert zumal nach der ethischen und wissenschaftlichen Seite in sich aufzunehmen. Daß der als Forscher des antiken Roms rühmlich bekannte Verfasser den von ihm gewählten und so gewissenhaft wie liebevoll bearbeiteten Stoff seinen Lesern zu

verlebendigen verstand, zeigt die relativ weite Verbreitung innerhalb eines Zeitraumes von reichlich 10 Jahren. Nicht mit Unrecht ist das vortrefflich ausgestattete, durchaus auf dem Boden geschichtlicher Tatsachen aufgebaute Buch als schönstes Seitenstück zu Wisemanns Fabiola bezeichnet worden. Interessant und nicht zu übersehen ist das dreifache Vorwort. Gleiches gilt von den historisch und kunstgeschichtlich beachtenswerten Anmerkungen S. 318—338.

Trutznachtigall. Von P. Friedrich Spee, S. J. Nebst den Liedern aus dem Güldenen Tugendbuch desselben Dichters. Nach der Ausgabe von Klemens Brentano kritisch neu herausgegeben von Alfons Weinrich. Mit den Titelbildern der Originalausgabe und der Ausgabe von Brentano. 12⁰. (XL, 428 S.) Freiburg (o. J.), Herder. Mk. 3.—, geb. Mk. 3.80.

Dem neuerwachten Interesse für den größten Dichter der Romantik und der allgemein rege gewordenen Vorliebe für das romantische Zeitalter verdanken wir diesen Neudruck von Friedrich Spees poetischen Werken, welcher auf der von Brentano im Jahre 1817, also kurz nach seiner endgültigen Hinwendung zum Katholizismus, veranstalteten „wörtlichtreuen" Ausgabe beruht. Durch Zurückgreifen auf die Originalausgabe von 1649 gewinnt Alfons Weinrich einen an zahlreichen Stellen berichtigten Text, so daß durch diesen Neudruck Brentanos Edition vollwertig ersetzt erscheint. Die Lieder aus dem Güldenen Tagebuch werden hier zum ersten Male kritisch angefaßt und in zuverlässiger Fassung geboten. Brentanos Spee-Biographie ist durch den Herausgeber in allen Stücken auf den augenblicklichen Stand der Forschung gebracht und die seit Brentanos Ausgabe reichlich zugewachsene Spee-Bibliographie aufs sorgfältigste verzeichnet. Eine Einleitung berichtet über des Buches Vorgeschichte und seinen Einfluß auf die religiöse Wendung im Leben Brentanos, Lesarten ermöglichen einen Vergleich zwischen den wichtigsten Ausgaben, und in Anmerkungen erfahren altertümliche Worte und Wendungen eine das Verständnis fördernde Erklärung. Hat so diese Neuausgabe vorerst wissenschaftliche Bedeutung, so will sie doch keineswegs auf die Aufnahme in die breitesten Schichten des deutschen Volkes verzichten, für die Spee seine Lieder gedichtet hat. Mag manche Besonderheit darin nicht unser Gefallen finden und die antikisierenden Renaissancevorstellungen uns des öfteren an den Gelehrten in Spee erinnern, es lebt in den Gedichten dieses „herrlichen Gottesfreundes" so viel zarte Empfindung, naiv-ungebrochenes Gefühl, ungeheuchelte Begeisterung für Glaube, Sitte und Vaterland, sinnige Naturbetrachtung und Naturbeseelung, anmutige Sprachbehandlung und musikalische Wohllautfülle, daß man sich von ihnen eine eindringliche Wirkung auf unser religiösen Problemen wieder zugeneigtes Geschlecht wohl versprechen mag.

Franz Ranegger.

Dr. med. **Alfred Eymann**, Aus dem Osnabrücker Lande: Ein Tag aus dem Leben eines Landarztes. Blicke ins Landleben. Osnabrück. Verlegt von G. Pillmeyers Buch- und Kunsthandlung (Jul. Jonscher). 8⁰. 118 S. Kart. Mk. 1.30, geb. von Mk. 1.40 bis Mk. 4.50.

Diese amüsante und zugleich wahrhaft belehrende Schrift erhebt keinen Anspruch auf künstlerische Darstellung. Aber der Autor verrät doch manche Vorzüge des Künstlers. Den klugen, scharf beobachtenden Blick, den Hang zum tieferen Eingehen, das feine psychologische Verständnis, last not least die Liebe zum Volk, dessen Kenner er ist, vor allem in diesem besonderen Winkel unseres liebwerten Vaterlandes. Ich habe die von köstlichem Humor durchwehten, nur hie und da etwas zu plauderhaften Ausführungen mit Freuden gelesen und wünsche ihnen eine weite Verbreitung, da sie nicht nur unterhalten, sondern auch Segen übermitteln. Denn dies tut alles, das eine Brücke von Stamm zu Stamm, von Herz zu Herzen schlägt.

E. M. Hamann.

Der Gralburg-Türmer.

[Unter diesem Titel wollen wir eine ungezwungene Rundschau über wichtige und interessante Ereignisse im Literaturleben als regelmäßige Rubrik unserer Zeitschrift angliedern. Diese Rundschau kann und soll auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, aber doch unsere Arbeit und die Auswirkung unseres Programms nach und nach in wünschenswerter Weise ergänzen.]

Preisausschreibung. Die nach einjährigem Bestand schon 4000 Abonnenten zählende Zeitschrift für die studierende Jugend „Der Leuchtturm" schreibt einen Preis im Betrage von 1000 Mk. für die beste Erzählung aus. Nur „Erstklassiges und Bestes", wie es dem idealen Programm der Zeitschrift entspricht, soll eingesandt werden. Die Erzählung soll ungefähr 100—150 Seiten von je 400 Worten umfassen und muß am 15. Juli 1909 bei der Redaktion eingelaufen sein. Nur katholische Verfasser mögen sich melden und ihre Namen in einem versiegelten Briefumschlag dem Manuskript beilegen. Briefumschlag und Manuskript sind mit dem gleichen Stichwort zu bezeichnen. Näheres kann man bei der Redaktion der Zeitschrift (P. Anheier, Konviktsdirektor in Trier) erfahren. Das Resultat wird am 15. August bekanntgegeben. Die Redaktion behält sich vor, mit den Verfassern der besten nicht preisgekrönten Arbeiten in Verhandlung zu treten. Die preisgekrönte Arbeit selbst geht in den Besitz der Redaktion über, die dem Verfasser von etwaigen Neuauflagen die Hälfte des Reingewinns bewilligt.

„Aufwärts, Organ des St. Josefs-Vereins zur Verbreitung guter Schriften", nennt sich eine neue Zeitschrift, in der wir mit freudiger Genugtuung einen wackeren Weggenossen auf der Fahrt zum heiligen Gral begrüßen. Der Verein und sein Organ streben die Verbreitung guter katholischer Schriften in den Familien an. „Wir wollen aus dem alten Schatze katholischer Literatur Proben der Dichtkunst und Prosa in vollem Glanz erstrahlen lassen. Daneben bringen wir der edlen und wahren Moderne gewissenhafte Beachtung entgegen . . . Abwärts ging es bisher lange genug . . . Der umgekehrte Weg muß eingeschlagen werden. Aufwärts auf die Höhe wahrer menschlicher Kultur." Dies einige Sätze aus dem Programm. Also ein „Gral" fürs Volk! Wie notwendig! Wie zeitgemäß! Notwendig besonders im Hinblick auf die destruktive Kritik der katholischen Modernen, die unsere gute, gesunde katholische Volksliteratur von ihrer eingebildeten Höhe herab mit verächtlichem Nasenrümpfen abtun und dabei gar keine Ahnung haben von den ethischen, im besten Sinn kulturbildenden Kräften, die in dieser katholischen Volksliteratur schlummern; die gar nicht ahnen, daß diese Literatur noch leben und lebendig wirken wird, wenn manche künstlich aufgeblasene Modegötzen, die sie anbeten, nur noch als literarische Kuriosa in Bibliotheken modern. Wir hoffen, auf unserer Gralfahrt recht oft dem neuen Kreuzfahrer „Aufwärts" zu begegnen.

Neu erschienene oder zur Besprechung eingesendete Bücher

aus dem Gebiet der schönen Literatur und Literaturgeschichte.

(Die von katholischen Autoren oder Verlegern stammenden Bücher sind in der ersten Abteilung (I) zusammengestellt. — Wenn nicht anders bemerkt, sind die Preise in Mark angegeben. — Die Aufnahme eines Buches in dieses Verzeichnis bedeutet noch keine Empfehlung.)

I.

Bolanden, Konr. v., Die Arche Noah. Kulturhistorischer Roman aus dem IX. Jahrhundert. (224 S.) Mk. 1.60.
— Bankrott. Historischer Roman. (840 S.) Geb. in Leinw. Mk. 4.—.
— Gesammelte Erzählungen für das Volk. (344 S.) Geb. in Leinw. Mk. 3.—.
— Die Sünde wider den Hl. Geist. Zeitbild. 3. Aufl. (200 S.) Mk. 1.60.
— Pharisäer und Sadduzäer. Tragikomisches Zeitbild. 4. Aufl. (88 S.) Mk. 1.—.
— Der Teufel in der Schule. Volkserzählung. 5. Aufl. (200 S.) Mk. 1.60.
— Urdeutsch. Historischer Roman. (498 S. (Geb. in Leinw. Mk. 4.—.
— Beim Versinken gerettet. Volksnovelle. (204 S.) Mk. 1.60.
(Alles bei A. u. B. Schuler, München, Theatinerstraße 35.)
Greif, Martin, Franzeska da Rimini. Tragödie. 2., durchgesehene u. vermehrte Auflage. (II, 64 S.) Leipzig, E. F. Amelang, 1909. Mk. 1.—.
Hansjakob, Heinr., Reiseerinnerungen. Volksausg. Stuttgart, A. Bonz & Ko. Jed. Bd. Mk. 2.—; geb. in Leinw. Mk. 3.—.
Keiters katholischer Literatur-Kalender. Hrsg. von Dr. Karl Menne. 9. Jahrg. (XLVII, 482 S. m. 6 Bildnissen.) Essen, Fredebeul & Koenen, 1909. Geb. in Leinw. Mk. 4.—.
Kops, P. Christinus, O. F. M., St. Stephanus. Trauerspiel. Aus dem Holländischen von P. Salesius Elsner, O. F. M. (106 S. mit 1 Taf.) Paderborn, Bonifatius-Druckerei, 1909. Mk. —.60.
Kultur und Katholizismus. Hrsg. Mart. Spahn. Mainz, Kirchheim & Ko. IX. Bd. Jörgensen, Joh., J. K. Huysmans. (107 S. mit 1 Bildnis.) 1908. Kart. Mk. 1.50.
Lambrecht, Nanny, Allsünderdorf. Neue Novellen u. Skizzen. (477 S.) Essen, Fredebeul & Koenen. 1908. Mk. 4.80, geb. in Leinw. Mk. 6.—.
Michelangelo Buonarroti, Dichtungen. Übertragen von Heinr. Nelson. Einband und Titelholzschnitt von F. H. Ehmcke. (XV, 310 S.) Jena, E. Diederichs, 1909. Mk. 5.50; geb. Mk. 7.50.
Nagl, J. W. und J. Zeidler, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. 30. Lieferung. Wien, C. Fromme. Mk. 1.—.
Nütten, Anna, Brennende Kerzen. (189 S.) Essen, Fredebeul & Koenen, 1909. Geb. in Leinw. Mk. 4.50.
Rafael, L. (H. Kiesekamp), Der Spökenkieker und andere westfälische Geschichten. (238 S.) Essen, Fredebeul & Koenen, 1909. Mk. 2.50; geb. in Leinw. Mk. 3.50.
Salzer, A., Geschichte der deutschen Literatur. 28. Lfg. München, Allgem. Verl.-Gesellschaft. Mk. 1.—.
Waal, Ant. de, Der 20. September. Erzählung aus der Belagerung und Eroberung Roms 1870. 3. verm. Aufl. (VIII, 198 S. mit 12 Bildern und 1 Bildnis). Regensburg, F. Pustet, 1909. Mk. 2.—; geb. in Leinwand Mk. 2.80.

II.

Bahr, Herm., Buch der Jugend. (VIII, 152 S.) Wien, H. Heller & Ko., 1908. Mk. 1.—; in Pappbd. Mk. 2.—.

Bartels, Adf., Wilhelm v. Polenz. (140 S.) Dresden, C. A. Koch, 1909. Mk. 2.—; geb. Mk. 2.80.

Bauer, Prof. Dr., Literarische Studien über Grillparzer, Halm, Raimund und Stifter. (107 S. m. 4 Bildnissen.) Hildesheim, H. Helmke, 1909. Mk. 1.—.

Beiträge, Breslauer, zur Literaturgeschichte. Hrsg. von Prof. DD. Max Koch und Gregor Sarrazin. Neue Folge. Leipzig, Quelle & Meyer. 7. Band, Dr. Bertha: Annette v. Droste-Hüllshof, ihre dichterische Entwicklung und ihr Verhältnis zur englischen Literatur. (96 S.) 1909. Einzelpr. Mk. 3.—.

Borchart, Lehr. Jos., Gut Deutsch. (VI, 156 S.) Leipzig, Ernst, 1909. Mk. 1.25.

Bücher der Weisheit und Schönheit. Hrsg. von Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Geb. in Leinw. jeder Band Mk. 2.50.

Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte. Hrsg. von August Sauer. Wien, C. Fromme. 7. Erzählungsheft. Hauffen, Adf., Neue Fischart-Studien. (VIII, 295 S.) 1908. Mk. 5.60.

Grimmelshausen, Des Hans Jakob Christoph v., abenteuerlicher Simplizius Simplizissimus. Neu an Tag geben und in unser Schriftdeutsch gesetzt von Engelb. Hegauer. (617 S.) München, A. Langen, 1909. Mk. 4.50; geb. Mk. 6.—.

Grimms Märchen. Hrsg. von Gust. Schalk. Mit 4 farb. Vollbildern u. zahlreichen Textillustrationen von Otto Marcus. (IV, 224 S.) Berlin, Neufeld und Henius, 1909. Geb. Mk. 2.50.

Haustein, Adalb. v., Menschenlieder. Gedichte. 4. Aufl. (VI, 166 S. m. Bildnis.) Hannover, Han, 1909. Geb. in Leinw. Mk. 3.60.

Heine-Briefe. Gesammelt und hrsg. von Hans Daffis. 2 Bde. 4. Auflage. (XVI, 429 und XIV, 346 S. mit Bildnis.) Berlin, Pan-Verlag, 1909. Mk. 6.—; geb. in Leinw. Mk. 8.—.

Hofmannsthal, Hugo v., Der Abenteurer und die Sängerin oder Die Geschenke des Lebens. Ein Gedicht in 2 Aufzügen. 2. Ausg. 5.—6. Auflage. (155 S.) Berlin, S. Fischer Verlag, 1909. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

— Die Frau im Fenster. Ein Gedicht. 2. Ausg. 5. Aufl. (49 S.) Berlin, S. Fischer Verlag, 1909. Mk. 1.—; geb. Mk. 2.—.

— Die Hochzeit der Sobeide. Dramatisches Gedicht. 2. Ausgabe. 5.—6. Aufl. (118 S.) Berlin, S. Fischer Verlag 1909. Mk. 2.—; geb. Mk. 3.—.

Kürschners deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1909. Hrsg. von Dr. Heinr. Klenz. 31. Jahrgang. (VII S., 58 und 2076 Sp. mit 8 Bildn.) Leipzig, G. J. Göschen. Geb. in Leinw. Mk. 8.—.

Pichler, Adf., Werke. 112—116 Lfg. München, G. Müller. Je Mk. —.50.

Poe, Edg. Allan, Gedichte. Übertr. von Thdr. Etzel. (110 S.) München, G. Müller, 1909. Mk. 3.—; geb. Mk. 5.—.

— Das schwatzende Herz und andere Novellen. Mit 14 Bildbeigaben von Alfred Rubin. (174 S.) München, G. Müller, 1909. Mk. 6.50; geb. Mk. 9.—.

Schneider, M., Von wem ist das doch? 5. Lfg. Berlin, Eugen Schneider. Mk. —.85.

Schüler, Gust., Prinz Emil von Schönaich-Carolath als Mensch und Dichter. (121 S. mit 1 Bildnis.) Leipzig, G. J. Göschen, 1909. Mk. 2.—; geb. Mk. 2.50.

Wildenbruchs, Ernst v., Das edle Blut. Eine Erzählung. Neue Ausg., mit Zeichnungen von Karl Röhling. 91. Tsd. (86 S.) Berlin, G. Grote, 1909. Kart. Mk. 1.50; geb. Mk. 2.20.

— Kindertränen. 2 Erzählungen. 53. Tsd. (III, 121 S.) Berlin, G. Grote. 1909. Kart. Mk. 1.50; geb. Mk. 2.20.

— Neid. Eine Erzählung. 24. Tsd. (176 S.) Berlin, G. Grote, 1909. Kart. Mk. 2.20; geb. Mk. 3.—.

Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

An unsere Leser. Nachdem erfreulicherweise, trotz der mittlerweile erfolgten Neugründung eines zweiten schön-literarischen Organs katholischer Richtung, die Zahl der Abnehmer des „Gral" nicht gesunken, sondern sogar beträchtlich gewachsen ist — jedenfalls ein höchst erfreuliches Zeichen der wachsenden literarischen Regsamkeit in unserem Lager — wird nun die Ausgestaltung unserer Zeitschrift energisch in Angriff genommen werden.

Als Abschlagszahlung bieten wir unseren Lesern einstweilen eine räumliche Vermehrung jedes Heftes um 8 Seiten. Selbstverständlich ohne Preiserhöhung! Wir bitten unsere Leser, uns durch Werbung neuer Abnehmer in der Ausführung unserer weitausgreifenden Pläne zu unterstützen. Probenummern zu Werbezwecken stehen frei zur Verfügung. Auf zur „Höhenfahrt!"

Herr Franz Ranegger ersucht uns festzustellen, daß die Bemerkung im Schlußsatze seiner Besprechung der Gesamtausgabe der Werke Eichendorffs, A. Nowack habe nur zum geringsten Teil Führer bei den Anmerkungen sein können, mißverstanden wurde. Diese Bemerkung sollte das Verdienstliche in Nowacks Arbeiten keineswegs schmälern, sondern lediglich besagen, daß der schlesische Historiker zufolge seiner zeitlichen Beschränkung auf die Lubowitzer und Wanderperiode Eichendorffs naturgemäß nur für den kleineren Teil der Anmerkungen zu den Tagebüchern den Führer abgeben konnte. In dem erwähnten Umkreise konnte Kosch die Forschungen Nowacks mit großem Vorteil heranziehen und verwerten.

Ein Gralfreund in Rom ersucht uns, zu dem absprechenden Urteil V. Steins über das italienische Volk im Gral III, 2. Heft, S. 99 (in der Besprechung des Romans von M. Geißler: „Das sechste Gebot") folgende einschränkende Bemerkungen zu veröffentlichen: „Es ist wahr, daß der Charakter dieses Volkes neben den unbestrittenen Vorzügen auch Schwächen aufweist, welche im sozialen und religiösen Leben die beklagten Erscheinungen nur zu oft hervortreten lassen. Allein in der Form, in welcher die angeführte Behauptung auftritt, charakterisiert sie sich als eine der Wahrheit und Gerechtigkeit widersprechende Übertreibung und Verallgemeinerung, die zu bedauern ist.

Dem protestantischen Verfasser des besprochenen Romans kann man es weniger verargen, wenn er zu schnell glaubte, seinen Maßstab an Sitten anlegen zu dürfen, die dort, wo sie noch unversehrt und richtig gepflegt sind, näher an das christliche Ideal heranreichen, als es vielleicht in vielen anderen Ländern der Fall ist, und die dort, wo sie gleichsam unter Schutt und Ruinen liegen, oft noch Kräfte besitzen, deren geheimnisvolles Dasein und Wirken sich nicht jedem Auge enthüllt."



Herausgeber: Der Gralbund. — Verantwortlicher Chefredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. Mitredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Bamberg. — Dr. Wilhelm Oehl, Wien 19/2, Nußdorf. — Verlag: Friedrich Alber, Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

3. Jahrg. | 15. April 1909. | 7. Heft.

Um Pulver und Blei.

Von Karl Domanig.

III.

Da ging die Türe auf, herein trat lächelnd
Die edle Hausfrau: „Herren, jetzt zu Tisch!
Ihr werdet einen schönen Hunger haben!“ —
„Ja, Hunger, Gnädige!“ verriet sich Huter.
Und alle lachten. — „Nun, dann hab ich's wohl
Getroffen; wißt, Tyroler Knödel kriegt ihr!“
    Man trat ins Speisezimmer, das in Blau
Und Gelb gemalt war und geschmückt mit weißen
Gardinen. Blendend weiß der Tisch gedeckt,
Armleuchter drauf von blankem Silber. Flaschen
Mit Rot- und Weißwein funkelten, einladend
Aus voller Schüssel duftete die Speise.
Die Kathi stand, ein weißes Häubchen auf
Dem Kopf, die schönste Schürze umgetan,
Bereit, die lieben Gäste zu bedienen.
    Als man das stille Tischgebet verrichtet,
Traten in Tätigkeit die beiden Frauen.
Da gab es Knödel denn, nicht allzu große,
Gesprenkelt mit geselchtem Fleisch und Speck,
Zwei jedem auf den Teller; denn, erklärt'
Die Hausfrau, einem so allein ist Zeitlang.
Zur Suppe aß man sie, die weitern dann
Zum Sauerkraut, das mit geselchten Rippchen
Belegt war. Und dazwischen scherzt' die Wirtin,
Da sie den Huter so bei Appetit sah:
„Gelt, dem Tyroler geht nichts über Knödel?“ —
„Ah freilich, Gnädige,“ dasselb muß wahr sein!
Ich weiß es jetzt doch, wie der Kaiser ißt,
Und das, das sag ich schon, ich halt's mit euch!“
    Da sieh, so oft der junge Zimmermeister
Das Wort nahm, schmunzelte der Hausherr und

Die Dame sah ihm lachend in das frische,
Treuherzige Gesicht. „Begierig bin ich
Auf eure Audienz", sprach jetzt der Wirt;
„Die beiden waren, denk dir nur, beim Kaiser!
Und speisten gar bei ihm! Sie haben das
Noch nicht erzählt; da müssest du dabei sein." —
„Ja, erst nur einmal essen!" mahnt' die Hausfrau,
„Die beiden Dinge kann der bravste Mund
Zugleich nicht leisten. — Kathi, jetzt den Braten!" —
„Ja was denn noch!" — „Was noch? Die Kathi hat
Noch eine Mehlspeis' machen wollen, um
Als Köchin doch zu glänzen. Dann ist's fertig."
Und jetzt erschien der Braten: junges Rehwild,
Ein Schlegel, eingebeizt, mit Speck durchzogen,
Am Spieß gebraten, in der braunen Tunke
Von Rahm; Kräpfchen dazu aus Butterteig
Und Preißelbeeren von der nahen Alpe.
„An Wild ist", sprach der Wirt, „bei uns kein Mangel.
Die Gegend hier hat schöne Jagdgebiete.
Seid ihr wohl auch von der Hubertuszunft?"
„Ich nur gelegentlich", erwidert' Straub;
„Der Huter war, besonders also ledig,
Am Scheibenstand gefürchtet wie als Jäger.
Und ist es noch." Herr von Lenoble meinte:
„Tyrol hat wenig Wild, weil jeder Bube
Mit seiner Flinte läuft. Doch hat's sein Gutes:
Da ihr die Jagd nicht spart nur für die Reichern,
Hat sich das Volk zum Krieg herangebildet.
Denn mit der Büchse wißt ihr umzugehn
Von Jugend auf. Erst geht's auf Rab und Eichhorn,
Dann später auf den Spielhahn und den Gemsbock.
Da braucht's schon Übung, und es übt sich jeder
Am Scheibenstand; so gibt's die sichern Schützen,
Die jetzt der Schrecken eurer Feinde sind." —
„Dasselb ist wahr," bekräftigte der Huter,
„Im Schießen sind wir über."
Kathi brachte
Das Meisterstück von ihrer Kochkunst: gelbes
Limonikoch. Und wenn denn auch dergleichen
Nicht eben nach der Herren Munde ist,
Der Kathi mußte man die Ehre antun.
Und Lobes viel, das dem Tyroler sonst
Nicht sehr geläufig ist, ward ihr gespendet.

„Nun aber, Freunde," nahm die Edeldame

Das Wort, „erzählt uns von des Kaisers Tafel!
Die wird halt ja wohl anders sein als so
Ein bürgerlicher Tisch! Nur unsern roten
Traminer sollt ihr nicht verschmähn! Herr Huter,
Auf Euer Wohl! Auf Eures auch, Herr Straub!
Grüßt mir nur ja Frau Rosa recht von Herzen
Und alle lieben Kinderchen“ . . . Da fiel
Sogleich der Wirt ins Wort: „Freunde, fürwahr,
Um das beneid ich euch, daß ihr den Kaiser
Gesprochen habt; sagt uns, wie sieht er aus?“

Da sprach der Huter: „Gnädiger Herr und Frau!
Ja, wenn ich das jetzt sagen soll — ich hab halt,
Ich kann nit helfen, ich hab' reren*) müssen.
Er ist ja wie ein Vater . . .“ Wieder ward,
Indem er's sagte, ihm das Auge feucht. —
„Ihr seid bald vorgekommen?“
„'s selb wohl, g'schwind.
Er hat sein Hauptquartier von Linz verlegt g'habt
Nach Ebelsberg. Dort haben wir uns dem
Armeeminister, Grafen Zichy, vorg'stellt.
Und der, sowie er hört, die Deputierten
Vom Land Tyrol, aufg'sprungen ist er — ja,
Das muß er Seiner Majestät gleich melden.
Fein bald drauf sind wir auch schon vor ihm g'standen.
Nu, und der Kaiser, wirklich wahr, ich sag's,
Wie's ist, schier angegriffen hat's ihn selber.
Z'erst hab'n wir alle drei nichts reden können,
Gelt, Straub? Und nachher fangt er gähling an
(Er redt nur grad so wienerisch gemütlich):
O meine lieben Tyroler, hat er g'sagt,
Ihr wohl, ihr habt's mir große Freud g'macht, nie
Vergessen werd ich's euch, ganz g'wiß nit. Leute,
Viel mehr habt's g'leistet, viel mehr, als man g'meint hätt!
Und nachher aber, wie er fragt nach unserm
Begehr, da hat der Straub ihm alles g'sagt:
Wir hätten halt kein Pulver und kein Blei
Und können so nit Krieg führ'n ohne das.
Da hat er g'lacht: Die andern bitten anders;
Ihr wollt grad was zum Schießen, ihr Tyroler!
Das kriegt ihr wohl. Ich werd schon machen, und
Nit z'wenig. Aber noch was g'hört zum Krieg,
Das weiß ich besser: Geld g'hört auch dazu.
Ja, sagt der Straub, das hätten wir wohl auch

*) Weinen.

Noch bitten wollen. Und der Kaiser: Freilich,
Ich werd schon machen. Nachher, meine Lieben,
Müßt's mir erzählen all's, wie's g'wesen ist
Am Iselberg und was der Hofer macht
Und überhaupt, wie's steht im Land Tyrol.
Jetzt ist kein' Zeit. Meine Minister warten
Schon lang. Zum Mittagessen kommt's. Dann reden
Wir weiter. Kommt's nur so, wies seid's! B'hüt Gott!
B'hüt Gott hab ich dann auch g'sagt, und die Hand
Hat er mir druckt, als wär'n wir alte Freund." —

„Ich selber", sprach jetzt Straub, „war ganz gerührt.
Er ist halt doch der Kaiser und schon so viel
Ein guter, lieber Herr! Bei aller Würd'
Und Hoheit so gemütlich. — Nachher, wie's
Beim Mittagessen g'wesen ist, erzähl!"

Und Huter fuhr nun fort: „Ja, was für Leut'
Da g'sessen sind! Minister, Generäl'
Und Fürsten! Uniformen schon und Orden,
Daß ei'm die Augen hätten weh tun mögen!
Wir zwei in unserem Tyroler G'wandl
Sind wohl halt ganz der Niemand g'wesen. Aber
Auf einmal, weißt, hat uns der Kaiser zug'winkt —
Da hab'n sie g'schaut und mäuselstill ist alles!
Tyroler! sagt der Kaiser laut und hebt
Sein Glas und trinkt uns zu. Der Tausend, jetzt
Sind wir auf einmal oben! Zug'winkt hat
Man uns, zug'lachelet und g'wispert, weißt,
Man hat schon völlig nimmer essen können.

Und nachher, nach der Tafel, laßt der Kaiser
Uns holen, grad' so in ein kleiners Zimmerl.
Da hat 'r uns sitzen g'macht, und haben wir ihm
Erzählen müssen g'wiß ein' Stund' vom Krieg;
Bald hat der eine, bald der andre g'redt,
Grad allm wieder hat der Kaiser g'fragt.
Z'letzt sagt er: unsere Wünsche sei'n erfüllt.
Und vor wir fortgehn, woll er uns noch sehen.
Der Kammerdiener hat wen gemeldet g'habt,
Ich weiß nit, wen, sonst hätt er uns, ich mein',
Noch länger g'halten."

„Nachher sag das auch noch,"
Versetzte Straub, „wie sie uns g'huldigt haben
Mit Kompliment' und Schmeichelei'n! Sind das
Doch Leut! Grad erst, wenn ein' der Kaiser anschaut,
Bedeut' man was."

„Ist Menschenbrauch“, erwidert'
Lenoble. „Doch haben die Tyroler eins
Voraus: Ihr steht im Rufe als ein tapfres
Und kernig frommes Volk; was eure Väter
Aus sich gemacht, genießen jetzt die Söhne.“

Dann fuhr der Huter fort: „Das muß ich auch noch
Erzählen, wie der Kaiser uns entlassen.
In aller Früh stehn die drei Wagen und
Das Kütschl vor dem Wirtshaus, all's in Ordnung.
Grad den Empfang bestätigen hat's g'heißen.
Und nachher sind wir eini vor den Kaiser.
Jetzt aber, da hat's bös ausg'schaut! Es muß
Grad erst ein' Unglücksbotschaft kommen sein.
Denn G'sichter hab'n sie g'macht, die Herren, ganz
Verzweifelte! Ein' hab ich sagen hören:
Ach, Östreich und der Kontinent verloren!
Ein andrer gar hat den Erzherzog Karl
Verscholten!... Der Kaiser hat sich g'faßt gezeigt.
Tyroler, hat er g'sagt, seid's jetzt zufrieden?
Und wie wir beide halt viel tausendmal
Vergelt's Gott sagen, hat er g'meint: Das Danken
Sei jetzt an ihm. Ja, sagt nur den Tyrolern,
Für ihre Treu und ihren Heldenmut,
Sagt ihnen meinen kaiserlichen Dank!
Und macht's so weiter! Wehrt euch eurer Feinde!
Es sind die Feinde Österreichs und Deutschlands.
Wißt, unsre Sache ist auch die der Deutschen
Und unser Widerstand die letzte Stütze
Zur Rettung Deutschlands. So, behüt euch Gott!“

„Herr, aber wißt,“ nahm jetzt der Straub das Wort,
„Was wir am selben Tage dann in Linz
Erfahren, hat uns neuen Mut gemacht.
Ihr hättet's sehen sollen! Tausende
Umringten uns: Vivat Tyrol! Vivat!
In einem fort. Auf offner Straße hat
Man uns gefeiert. Einer gar, ein Sachse,
Wie der geredet hat! Was dieses Bergvolk
Getan, das müßten alle Deutschen tun;
Und ganz Europa wird die Kreidenfeuer,
Die aufgeflammt auf den Tyroler Bergen,
Begrüßen als der Freiheit Morgenrot.
Nein, wahrlich, jetzt ist's Ernst! Jetzt gilt's! Wenn solche
Gesinnung in den Völkern lebt, da kann
Kein Feind, und wär's der mächtigste, sich halten.“

„Gott geb es!“ flüsterte die Dame und
Lenoble sprach: „Ich glaub es selber, daß
Die Flut, die alles jetzt verheert, gestaut wird ...
Wär's nicht zerrissen seit Jahrhunderten
Und klein geworden im Parteigezänk,
Nie hätte Deutschland sich von Frankreich so
Beherrschen lassen, daß es jeder Mode,
Die an der Seine ausgeheckt wird, jedem
System, das für Paris erdacht ist, huldigte.
Haben die Deutschen es nicht miterlebt,
Wohin zuletzt die Orgien führen, die
Man dort gefeiert hat auf den Ruinen
Der alten Ordnung? Doch zur Freiheit nicht?
Zur Gleichheit und zur Bruderliebe nicht?
Und dennoch, seht, dem Söldling, dem Tyrannen,
Dem die Franzosen jetzt, die Jakobiner,
Wie keinem gottgesalbten König dienen,
Beugen ihr fürstlich Haupt auch deutsche Herrscher,
Begierig, Königskronen, Herzogsmäntel
Aus seinen blutigen Händen zu empfangen!
Freunde, die Schmach wird enden, weil sie größer
Nicht werden kann, und enden wird sie, wißt
Ihr wie? Von dort, wo noch die Quellen fließen,
Die man in Frankreich abgegraben und
Verschüttet hat; von dorther, wo der Glaube
Noch lebt, die Wurzel jener alten Ordnung,
Die sich auf Gott und Recht und Sitte aufbaut,
Von dorther, ja: von Spanien und Tyrol.
Ihr wißt es nicht und könnt es schwer ermessen,
Wie glücklich ihr in eurem Glauben seid.
O, ‚die der Herr sich selber überlassen‘,
Ich kenne sie! Kein Tier kann so entarten,
So übertierisch grausam werden wie
Ein gottlos, zuchtentbundnes Volk! Tyroler,
Ihr habt noch Zucht und Glauben euch gerettet,
Ihr werdet Östreich retten und Europa!“

Doch jetzo nahm im eingetretnen Schweigen
Die Edelfrau das Wort: „Wie oft wir an
Tyrol zurückgedacht! Ans liebe Städtchen
Im weiten, schönen Inntal! An den Friedhof
Wohl auch, wo zwei von unsern Kindern ruhen!
An all die treuen Menschen, die wir dort
In Glück und Unglück immerdar gefunden!
Am öftesten, Herr Straub, an Euer Haus,

Wo wir die sonnigsten von unsern Tagen
Verlebt! Und an Frau Rosa, Eure gute
Gemahlin, die ich schon in Schönberg, als sie
Mit ihren Schwestern noch zusammenlebte,
Wie oft mit meinen Eltern noch besuchte!
Es waren brave, tüchtige Mädchen alle,
Und werden jetzt wohl auch schon alle gut
Versorgt sein." Dann begann ein emsig Fragen
Nach jeder und nach jeglicher bekannten
Familie in Hall — es währte lang,
Der guten Dame Neugier zu befried'gen.

Als man die Uhr zog, ging's auf Mitternacht.
„Oho, jetzt gehn wir aber", meinte Huter.
Und alle gingen, um des Schlafes und
Der Ruh zu pflegen; Arbeit, schwere Müh'
Und Sorge harrten ihrer.

IV.

Am andern Morgen, da es Sonntag war,
Ging man zur Messe; und der Straub sogleich dann
Zum Hirschen, nach dem Fuhrmann und den Wagen
Zu sehn, die sich zur Abfahrt rüsten sollten
Noch für den Vormittag. Im Kammeramt,
Als sie zum Frühstück gingen, sagte Straub:
„Du, jetzt verhalten wir uns nicht! Zum Reden
War gestern Zeit." — Lenoble hielt sie nicht.
Empfehlungsbriefe hatte er für sie
Bereit: für Schladming einen und für Radstadt
Den anderen. „Vielleicht, daß sie euch nützen;
Könnt ich nur mehr tun!"
Kurz und herzlich war
Der Abschied. Grüße trug die Dame ihnen
Noch auf; die gute Kathi überkam
Das Heimweh . . . Rasch abbrechend sprach der Hausherr:
„Macht euch gefaßt: in solchen Zeiten sind
Enttäuschungen die Regel! Aus dem Pinzgau,
Da könnt ihr, wenn Paß Thurn nicht rätlich wäre,
Über die Gerlos nach Tyrol. Und falls euch
Der Weg ins Pinzgau nicht mehr offen, habt ihr
Den Ausweg noch über den Tauern. Zwar
Der Umweg ist da groß, und ob der Berg
Jetzt schon passierbar ist — wir hatten neulich
Erst wieder großen Schnee — doch wer nicht wagt,
Gewinnt nicht; im Anfangen liegt die Kühnheit.
Geld habt ihr, spart nicht mit dem Gelde! Pulver

Und Blei ist heutzutag das beßre Heiltum.
Und das bedenkt: in eueren Händen liegt
Das Wohl und Weh Tyrols! Nun fahrt mit Gott!"
Die Wagen hatten Vorspann; ohne Beschwerde
Kam man vom Flußgebiet der Traun in Ennstal,
Bis Untergröbming an dem einen Tag.
Hier blieben sie zu Nacht. „Denn", meinte Straub,
„Durchs Pongau dann und Pinzgau soll es rasch gehn.
Zwar brauchen wir gut Glück; weißt, jetzt im Frühjahr
Ist auch dem Wetter nie zu trau'n." — Sie hatten
Heut einen schönen Tag, meist gingen beide
Zu Fuß und sprachen eifrig von der Lage
Des Landes. Huter hatte unterwegs
Erfahren, daß der wichtigste der Pässe,
Paß Strub, noch immer mangelhaft besetzt sei,
Mit wenig Mannschaft, wenigem Geschütz.
Das sei ein bös Versehn vom Militär.
„Tyrol und Pinzgau, beide stehen offen
Nach dieser Seite. Wirst du sehn, das rächt sich!
Der Feind, kann sein, ist noch vor uns im Land."
Straub tröstete: „Ich bin nur froh, daß alles
Im Lande einig ist! In Innsbruck höchstens
Und Bozen gibt es manche Zweifelhafte
Und Schlechte gar; man wird sie niederhalten.
Und recht ein Glück ist's, daß die Geistlichkeit,
Wie sie herausgewachsen aus dem Volk,
Auch mit dem Volke fühlt. Ja fühlt und handelt.
Denk nur ans Stöffele, an Haspinger,
An die Kuraten von Straß und Achental!
Auf die ist ein Verlaß! Und daß doch endlich
Der Bischof nicht dawider ist, seitdem er
Den Kaiser ganz auf unsrer Seite weiß
Und nun auch sieht, daß wir uns doch behaupten!"

Am Abend, als sie noch im Hinterstübchen
Beisammen saßen, war von Weib und Kind
Die Rede: die in tausend Ängsten jetzt
Ihrer gedenken werden, sie, weiß Gott,
Wohl gar gefangen glauben ... Huter meinte:
„Mir ist nicht bang, wir werden heim schon finden!
Der Schwab hat ein Rezept für solche Fälle,
Und das, wirst sehen, hilft auch uns: — Nit lugg lan!"*)

In aller Frühe brachen sie von Gröbming

*) Nicht los (locker) lassen.

Nach Schladming auf. Dort fragten sie um Vorspann.
Da war kein Pferd im ganzen Ort zu haben,
Weil tags zuvor vom Generalkommando
In Radstadt Pferd und Ochs und jedes Zugtier
Fürs Militär beschlagnahmt worden war.
„Da haben wir's! Sie retirieren schon!"
Sprach Huter. „Offenbar von Salzburg her.
Wir kommen ins Gedräng wie hinter Wels.
Und ohne Vorspann! Straub, was ist zu tun?"
Straub wußte Rat. Lenoble hatte sie
Dem Eisenschmelz-Direktor hier empfohlen.
Sogleich begab man sich zu ihm. Der Herr
Direktor aber machte finstre Miene.
„Vorspann? Sechs Pferde? Heut? Unmöglich!... Wenn nicht
Mein Freund euch gar so warm empfiehlt — ich könnte
Und dürfte überhaupt nichts tun. Nur weil
Lenoble in die Verantwortung sich teilt,
Mein'twegen, sollt ihr Pferde haben vom
Ärar! Bis Wagrein. Morgen früh. Heut' ist's
Unmöglich."
Morgen früh! Noch war's nicht zehn Uhr,
Und diesen ganzen langen, schönen Tag
Sollten sie müßig sitzen da in Schladming!
Den Knechten war es recht, die Pferde fühlten
Sich wohl dabei, der Fuhrmann pfiff ein Liedel;
Straub aber knirschte: „Feuer leckt am Haus,
Und statt zu löschen, sollen wir uns wärmen!"
„Kreuzsapperlot," fluchte der Huter, „daß
Die Herren in der Uniform uns doch
Immer in einem fort den Radschuh eintun,
Wir hätten just am Chasteler leicht genug!"*)

Zu Ende endlich in Verdruß und Ärger
Ging doch auch dieser Tag, der erste Mai.
Am zweiten früh war Vorspann da, sie kamen
Nach Radstadt. „Und jetzt gehn wir", sagte Straub,
„Zum General!" — Es war Graf Jellachich,
Der, da er München erst verloren und sich
In Salzburg nicht behaupten konnte, nun
Den Rückzug seiner Truppen selber führte.
Bescheiden brachte Straub die Frage vor,
Ob wohl der Weg ins Pinzgau offen sei.

*) FML. Marquis Chasteler hat nach der ersten Erhebung Tyrols im April 1809 österreichische Truppen ins Land geführt und hier recht unglücklich operiert; die Bauern nannten ihn nur ihren Radschuh.

„Wer kann das sagen? Jetzt ...“ war der Bescheid.
Da platzte Huter los: „Was hat man nicht
Den Struber Paß besetzt!“ Der Graf verbiß
Den Ärger: „Wenn ihr denn ins Pinzgau wollt,
Seht zu! Vielleicht ist's euch noch etwa möglich ...
Dann steht die Wahl euch frei: ihr könnt sowohl
Über Paß Thurn ins Leukental als durch
Die Gerlos nach Tyrol. Viel Glück zur Fahrt!“

„Jetzt wissen wir's, was wir zuvor gewußt“,
Sagt' Straub und ließ anspannen gegen Wagrein.
„Zwar mach' ich mich gefaßt, wir werden dort
Aufs neue Anstand haben mit der Vorspann.“
In Wagrein sah man schon viel Militär
(Von einem Zugtier keine Rede!), und
Der Hausknecht wollte wissen, eine ganze
Brigade komme nach. Von Offizieren,
An die sich Straub gewandt, war nichts heraus
Zu kriegen. „Du, das Ding gefällt mir nicht!
Das Pinzgau, wirst du sehn, ist preisgegeben.“ —
„So laß doch aber,“ sagte Huter zornig,
„Laß die Gamaschen doch in Ruh!“ — Der Straub
Besann sich. „Wissen muß man's endlich!“

Im Wirtshaus, in der bessern Stube saßen
Drei Offiziere. Die Tyroler traten
Hinzu; Straub fragte höflich, ob sie Platz
Hier nehmen dürften? O ja, gerne, hieß es;
Woher sie kämen und wohin sie wollten?
Da stieß der Huter nun fast wild heraus:
„Tyroler sind wir, von Tyrol her kommen
Wir, wieder eini woll'n wir ins Tyrol!“
Das war kein Ton zu einem freundlichen
Gespräch. Der Hauptmann sagte kurz und barsch:
„Wir haben nicht nach euch geschickt und hindern
Euch nicht, wohin ihr wollt zu gehn!“ — Jetzt nahm
Der Straub das Wort: „Verzeihung, Herrn! Es war
Nicht so gemeint, wir sind wahrhaftig übel
Daran — es ist schon zum Geduldverlieren.“
Und dann erzählt' er offen, was der Zweck
Von ihrer Fahrt, und daß sie jetzt, nach so viel
Beschwernissen, nicht einmal wüßten, ob
Der Weg ins Pinzgau noch passierbar wär;
Man mög um Gottes willen sie beraten.
„Wir sind“, so schloß er, „ehrliche Tyroler,
Der Huter da hat den Beweis geliefert.“

Und lächelnd sahen jetzt die Offiziere
Die beiden an. Der Hauptmann sagte: „Die
Tyroler sind schon recht, man muß sie halt
Nur kennen. Aber, Freunde, was ihr vorhabt,
Durchs Pinzgau mit dem schweren Fuhrwerk nach
Tyrol zu ziehen — das, das ist undenkbar.
Denn unter uns: Das Pinzgau ist geräumt
Und selbstverständlich hinter uns die Brücken
Zerstört." — „Die Brücken?" rief der Straub, „die Brücken?"
Und sah den Huter an mit stierem Blick.
„Ja," fuhr der Hauptmann fort, „auch ohne das;
Wie jetzt die Dinge stehn, einen Transport
Von Pulver, Blei und Geld durchs Pinzgau leiten,
Das wär, verzeiht, geradezu ein Wahnsinn." —
„Ein Aberwitz", bekräftigte ein Leutnant.
„Des Galgens würdig", sekundiert' der andre.

Die zwei Tyroler sahen wie verstört
Darein. Die ganze Stube stand verkehrt
Vor ihnen; bis der Hauptmann wieder anfing:
„Das einzig Rätliche: ihr schließt euch an.
Wir ziehn durchs Enns- und Murtal; ihr könnt weiter
Nach Wien, und wenn ihr wollt, nach Ungarn. Nur
Entschließt euch rasch! Wir brechen jetzt sogleich
Nach Radstadt auf" ... „Nein," sagte Straub, „das nicht!
Habt Dank, ihr Herren! Euer Weg ist nicht
Der unsre" — zog den Huter mit sich fort
Und draußen stiegen beide in die Kutsche.
Sie wendeten; es ging zurück nach Radstadt.

Wortlos, in sich gekehrt ein jeder, fuhren
Sie eine Weile. Endlich sprach der Straub:
„Nun ist's, wie's ist. Lenoble hat es wohl
Vorausgesehn ... Jetzt aber, Huter, sag mir:
Wollen wir noch bestehn auf unserm Vorsatz?
Sag, wie du's denkst!" — Erschrocken fuhr der Huter
Zurück: „Jetzt weiß ich nicht — soll denn Tyrol
Verloren gehn durch uns, durch dich und mich?" —

„Je nun, von Radstadt, Freund, über den Tauern*)
Wird's ein gewagtes Spiel. Der Einsatz ist
— Das Leben" ... Huter drauf: „Das Leben haben
Wir auch am Iselberg gewagt. Und ist
Napoleon nicht im Winter übern Gotthard?"

*) Die Paßhöhe des Radstätter Thauern beträgt 1768 m; jene des Brenners 1370 m.

Da sahen beide schweigend sich ins Auge —
Ein Händedruck — kein Wort mehr ward verloren.

Die Straße hatte sich inzwischen schon
Mit Militär gefüllt, das auswärts drängte.
Die Frachtenwagen, die von Schladming ab-
Gegangen, konnten schwer voran; erst kurz
Vor Reitdorf endlich kamen sie zum Vorschein.
„Jetzt heißt es klug sein", sagte Straub; „red du
Mir jetzt nicht drein!" — Er stieg vom Wagen,
Trat mit dem Fuhrmann abseits. „Kommt Ihr endlich?"
Begann er sachte. Doch der Fuhrmann hitzig:
„Probiert es Ihr! Fahrt Ihr in so ei'm Trubel!
Ausstellen alleweil, bald rechts, bald links,
Und nachher stockt's und kommst frisch gar nit weiter!
Ein Teufelsg'lumpert das! Ich wollet' eher
Den steilsten Büchel aufi als so zwischen
Dem Militär!" — „Ja, ja, das wird schon sein",
Begütigt' Straub. „Hab's wohl vor Lambach selber
Erfahren. Wenn's nur morgen nicht am End
Noch ärger wird, sobald das Hauptkorps nachkommt" ...
„O je, was wird das werden!" seufzt' der Fuhrmann.
„Was meinst du," sagte Straub, „wär's etwa besser,
Wir fahren jetzt einmal zurück nach Radstadt
Und warten's ab, bis daß der ganze Trubel
Vorbei ist?" ... „Freilich ja, das wär' das Best!
Rasten die Ross' und wir und hab'n wir später
Nit so ein G'frett!" — Da fuhr der Straub nun fein
Bedächtig fort: „Halt überhaupt ins Pinzgau —
Die Offiziere, die ich ausgeholt,
Sagen, der Weg sei so viel schlecht und jetzt
So gar kein' rechte Sicherheit... Weißt, fallt
Mir ein, ein kürzrer Weg wär schon, wohl nicht
Nach Innsbruck kürzer, aber nach Tyrol;
Und Euch wär's gleich — ihr fahrt ja so nicht weiter
Als bis zur Grenze" ... „Aber", sagt' der Fuhrmann,
„Das wär mir freilich recht! Wie müßt man nachher
Da fahren?" — „Nu, von Radstadt, hör ich, über
Den Tauern ... Vorspann sei da leicht zu kriegen." —
„Ho, übern Tauern! Teixel, übern Tauern!
Da bin ich aber gar nie g'fahren, ich" ...
„Es soll so arg nit sein. In Radstadt vom
Postmeister würd man's ja erfahren. Redet
Mit ihm! Und allenfalls fahr ich voraus,
Kundschaften, wie der Weg ist" ... „Ja, von mir aus,

Ich bin wohl froh, wenn wir nur endlich in
Tyrol sind.“ — „Also gut, dann bleibt's dabei!
Wir machen kehrt, fahren zurück nach Radstadt.“

„Ja, füttern halt noch z'erst, sonst halten's uns
Die Roff' nit aus.“
In Reitdorf war das Gasthaus
Voll Militär; bis da gefüttert war,
Brach schon die Nacht herein. Straub fuhr mit Huter
Voran und freute sich, daß sie doch endlich,
Vorläufig wenigstens, vom Fuhrmann nichts
Zu fürchten hatten! „Sind wir erst einmal
Am Tauern, dann, dann muß er mit! Dafür
Will ich schon sorgen. Weißt, wir haben den
Empfehlungsbrief Lenobles... Eilen heißt es,
Um die verlorne Zeit jetzt einzubringen,
Daß nicht der Feind noch vor uns in Tyrol ist!“
Ja, aber eilen in der Nacht und wo
Die Straße noch mit Fuhrwerk aller Art
Besetzt war, und Verwirrung überall
Und Stockungen in einem fort! Es ging
Auf Mitternacht, bis sie nach Radstadt kamen.

„Wo ist der Wirt?“ war hier die erste Frage.
„Grad eben schlafen gangen“, sagt' der Hausknecht. —
„Hier ist ein Brief für ihn. Da nimm, es eilt!“ —
„Ja hört's nit, wenn er schlaft!... „Dann weck ihn auf!
Ja, sei so gut! Ich muß ihn schleunig haben.“
Straub gab nicht nach. Der Hausknecht endlich weckte
Den Herrn. Simon Reithammer war sein Name,
Ein tüchtiger Mann und braver Patriot.
Als er den Brief Lenobles kaum gelesen,
Ließ er die Fremden auf sein Zimmer bitten.
„Tyroler, was ich tun kann, das geschieht“,
Begrüßt' er sie. Straub faßte rasch ein Zutraun
Und sagt' ihm alles, was sie mit sich führten,
Daß sie durchs Pinzgau nicht mehr könnten und
Den einen Weg nur hätten übern Tauern.

„Ja, Herren,“ war die Antwort, „übern Tauern,
Das ist nun bald gesagt, da liegt denn aber
Noch Schnee in ungeheuren Massen! Was
Ich weiß, ist längst kein Fuhrwerk mehr gegangen.“
Ob denn nicht Leute auf dem Tauern wären? —
Das schon; zum Holzen braucht es welche und
Die Bauern selber hätten jetzt noch Zeit.

„Doch so viel Leute, daß damit in Kürze
Was ausgerichtet wär', das kostet Geld!" ...
Und wie's dann mit der Vorspann stände? — „Pferde
Sind nicht zu haben, aber Ochsen freilich
Genug." — „Dann wagen wir's", sprach Straub. „Ihr müßt
So gut sein, uns sogleich nach Untertauern
Zu fahren." — „Jetzt? Um ein Uhr in der Nacht?" —
„Um zwei Uhr sagen wir. Die Fuhrleut mit
Den Wagen, die bald kommen werden, bleiben
Indes bei Euch hier. Bis in wenig Stunden,
Gewiß am Vormittag noch, kriegt Ihr Botschaft.
Dann sprecht mir aber auf den Fuhrmann ein!
Es werde sich schon machen lassen, Leute
Und Vorspann seien droben, während hier
Das Militär die Pferde requiriert
Und jeden Tag der Rummel ärger werde;
Ihr habt auch schwer für seine Pferde Platz" ...
„Dasselb könnt etwa morgen auch wohl wahr sein." —
„Ja, seht um Gottes willen, daß der Fuhrmann
Uns sicher nachkommt, wenn ich Botschaft sende!
Und das sogleich, noch diesen Vormittag!
Und habt die Güte, Vorspann zu besorgen!
Bezahlt wird alles, pünktlich und genau."

„Von wegen dem! Wo sich's um so was handelt!"
Sprach jener. „Selber geh ich jetzt und will
Den besten Gaul, der noch im Stall steht, füttern,
Und euch den Lois, den Postknecht, wecken. (Das ist
Ein braver Bursch, ihr könnt euch drauf verlassen!)
Ihr eßt inzwischen was und trinkt ein' Glühwein,
Die Köchin wird's bald haben. Denn zu morgens
Wird's, fürcht ich, da hinauf recht bitter kalt.
Ihr seid auch gar nicht vorgesehen! Decken
Und Fußsack braucht's." — Reitzhammer tat sich um,
In einer kurzen Stunde stand der Wagen
Bereit. Und wohl versorgt, von besten Wünschen
Des Wirts begleitet, schieden die Tyroler.
„Das mit dem Fuhrmann," rief er ihnen nach,
„Das überlaßt nur mir!" — „Vergelt's Euch Gott,
Was Ihr getan an uns und noch tun werdet!"
Dann ging's hinein in die stockfinstre Nacht.

Ein eisiger Wind blies ihnen grad entgegen
Vom Tauern her. Sie hüllten sich in Decken,
Huter begann zu schlafen. Hätt der Straub

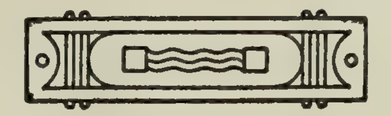
Nur auch den Schlaf gefunden! Schwere Sorgen
Beängsten ihn, je länger um so mehr.
Er kennt den Tauern schon vom Hörensagen:
Ein Fuhrmann aus dem Pustertale hat einst
(Es war beim Nagele in Gries) erzählt,
Wie er im Frühjahr da hinüberfuhr
Und schier zugrunde ging; ex voto ließ er
Ein Täfelchen zur Muttergottes auf
Der Waldrast malen, das ihn von der Lahne*)
Schon fast verschüttet zeigt und neben ihm
Ein totes Pferd ... Ach ja, wenn endlich nur
Der Weg zu öffnen ist! Denn was wird sonst
Aus ihrer Sendung und — was aus Tyrol?! ...
Wie hoffnungslos erschien ihm jetzt die Lage —
Nacht rings um ihn ... Im Osten endlich zeigt sich
Ein Streifen Licht und dort aus dem Gewölk
Heraus ein Stern — der Morgenstern!

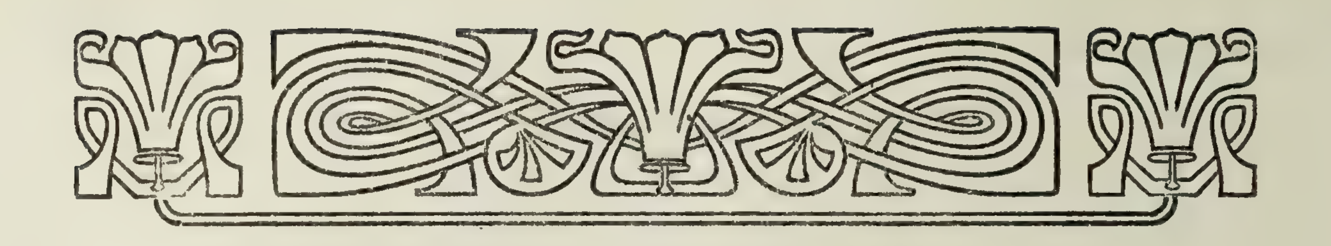
Das Bild der Gottesmutter schwebt ihm vor,
Der an der Serlosspitze viel verehrten,
Der schmerzensreichen Trösterin in Not.
Und horch, von weitem klingt die Aveglocke —
„Ist's Untertauern, das?" — „Ja, Untertauern",
Erwidert' Lois; „noch eine halbe Stunde,
Dann sind wir dort."
Als sie ans Dörflein kamen,
Der Kirche nah, da läutet's abermals.
„Heut Bauernfeiertag, Kreuzerfindung," sagte
Der Postknecht; „da ist Frühmeß schon um fünf.
Ein Pater wird heroben sein von Radstadt."

Straub weckte seinen Freund. „Wir sind schon da,
In Untertauern sind wir! ... Hör, ich möcht
Nur in die Kirche sehn; sorg du dafür
Im Wirtshaus, daß wir bald ein Frühstück haben!
Ich komme nach." — Und Straub verließ den Wagen,
Betrat die Kirche, um Erleuchtung sich
Zu holen, Kraft und Trost in dieser Lage,
Die ihm die schwerste dünkte seines Lebens.

(Schluß folgt.)

*) Lawine.





Isabelle Kaiser.

Literarische Studie von Pierre Paulin.

Die literarische Kritik wertet heutzutage das schriftstellerische Schaffen der Frauen viel anders als früher. Die Frau hat durch die neuzeitliche kulturelle Entwicklung auch in der Literatur einen Standpunkt erreicht, der ihre intensivere Mitarbeit vollauf rechtfertigt. Neben Vertreterinnen parasitärer Kunst, die der landläufigen literarischen Wahrheit, daß die Frau in der Tradition des Mannes befangen sei, nicht widersprechen, können wir heute viele Dichterinnen nennen, die selbständig dastehen und mit dem Manne um den Lorbeer ringen. Wie Lulu v. Strauß-Torney in einem Aufsatze über moderne Frauenlyrik (Eckart, II. 4 u. 5) mit Recht sagt, gibt es in der echten Kunst keine männliche oder weibliche, sondern nur künstlerische Tradition. Diese hat bis in unsere Zeit der Frau gefehlt und bedurfte der Förderung durch das moderne Kulturleben. Aber auch in der Literatur ergänzen sich Mann und Frau. Wie der Mann seinem künstlerischen Schaffen eine eigene Note gibt, so drückt auch die Frau ihrer Arbeit den eigenen Stempel auf. Darum schon möchte man die Frauenhand in der Literatur nicht missen. Mangelt es der Frauendichtung vielleicht im allgemeinen an „Form und Komposition", so hat sie doch ein scharfes Auge für das künstlerische Detail. Dazu kommt ein ausgeprägteres Gefühlsleben, das sie vor dem Manne voraus hat. Wo der Mann seinen Gefühlen öfters absolute Geltung verschaffen will, hält es die Frau in relativen Schranken, weil sie genauer — sagen wir feinfühliger — die kleine Umwelt sieht, die mit der Gefühlsäußerung in Konflikt kommt und die der Mann so gerne mit einer großen Geste beiseite schiebt. Wo beim Manne das Gefühl kalt und, sagen wir es offen, rücksichtslos handelt, da hüllt es die Frau in ein zartes, ethisches Pathos, dessen Reiz wir unterliegen, ohne demselben volle Richtigkeit zuzuerkennen. Manches Buch einer Frau ist deshalb gleich einer weichen Hand, die sich mild auf die Stirn des Mannes legt und den rauhen Impuls dämpft, mit dem er seine Wege schreitet.

Dies ist jedoch nur der Fall, wo die Frau — ohne die obengerügte parasitäre Nachahmung — sich selbst gibt und nicht jenes frauliche Element in sich erstickt, das ihre Anmut und Würde ausmacht. Von einer dieser echten unter uns lebenden schriftstellernden Frauen möchte ich sprechen.

Isabelle Kaiser ist Schweizerin und wird in ihrer Heimat hochgeschätzt. Die Schweizer sind überhaupt mit Recht stolz auf ihre einheimische deutsche Literatur, die trotz verschiedener Richtungen ein gemeinsames Schaffensideal verknüpft. Die Schweizer Autoren schreiben für ihr Volk und nicht für exklusive Literatenkreise. Darum ist ihre Kunst auch eine volkstümliche. Darum konnte auch E. Zahn in einer Rundfrage über süddeutsches Schrifttum mit Recht sagen: „Das ist besonders in unserm kleinen Lande gut geworden. Unsere Kunst ist ins Volk gedrungen. Wie horcht das auf allen Seiten auf! Wieviel Beifall und Ermunterung, wieviel warmherziger Dank klingt heute dem Schaffenden!“ Neben Heer, Zahn u. a. wird dort auch mit Stolz Isabelle Kaiser genannt. Mancher ihrer Landsleute ist im Reiche bekannter als sie, obwohl auch ihre Schriften in Deutschland erschienen sind. Aber neben Enrica Handel-Mazzetti, Herbert und Lambrecht dürfte bei uns ihr Name nicht fehlen. Vielleicht ist die geringe Produktion an Werken schuld daran; andererseits gehört sie aber auch zu jenen stillen Sucherinnen der Schönheit, die einsame Wege gehen. Und wie die Dichterin selbst durch Kampf und Krankheit in der Stille zur Höhe des Lebens heranreifte, so reiften auch ihre Werke heran, die vor uns liegen.

Die Dichterin stammt aus dem Städtchen Zug. Sie gehört ihrer ganzen Erziehung nach einer doppelten Kulturwelt an. Da ihr Vater in Genf die Redaktion des „Journal de Genève“ übernahm, kam sie früh aus der am Zuger See ausgebreiteten romantischen Einsamkeit in das Getriebe der Großstadt. Das „Kindheitsparadies“ ist ihr unvergeßlich geblieben. In einem ihrer Novellenbände und in ihrem neuesten Romane „Die Friedensucherin“ zaubert sie uns dieses vor Augen. Eine Erinnerung drängt die andere. Sie erzählt uns von dem Eden ihrer Kindheit, einem weltverlorenen . . . savoyischen Dorfe, wo sie „Genf und den Schullärm“ vergaß und als Wildfang in der freien Natur umhertummelte. „Als der gefehlte Bub galt ich in der Familie. Auf Spaziergängen ging ich nur selten auf gebahnten Straßen, viel lieber auf den Sandhäufen oder auf bröckelnden Mauern; ich setzte über Prellsteine und versuchte mich in Gleichgewichtskünsten.“

Mit welcher intimen Freude weiß die Dichterin uns dies alles wiederzuerzählen! So entlief sie auch, wie sie weiterberichtet, kletterte mutterseelenallein die Voirons empor, um sich von der Welt dort oben zu überzeugen. „Und dabei war ich im festen Glauben, daß ich dort oben nur die Arme auszustrecken brauchte, um die Himmelsbläue zu ergreifen. So war damals schon insgeheim der Trieb in mir mächtig, der mich später auf die Suche nach dem Ideal ausgehen ließ." Da die Dichterin in einem freien Christentum aufgezogen wurde, hatte sie sich ihre eigene jugendliche Religion zusammengesetzt, die in einer heiligen Ehrfurcht vor Gott gipfelte, daß es ihr war, „als taste eine täppische Hand nach dem jungfräulichen Reiz ihrer Seele, wenn man „aus frömmelndem Eifer den Mund voll nahm und von Gott so geläufig redete, als begegne man ihm täglich in der Gesellschaft und besäße sein besonderes Vertrauen". Diese religiöse Grundstimmung blieb der Dichterin, nachdem schon lange der Bann der Kindheit gebrochen war. Ein mit dieser Stimmung verbundener fester Lebensglauben hielt sie auch aufrecht, als das Schicksal sie hart schüttelte und sie mit in jenen tödlichen Wirbelkreis zu ziehen suchte, der ihre Familie in wenigen Jahren verschlungen hatte. Auf ihren heimatlichen Bergen und an der Riviera, wo sie auch heute noch teilweise von ihrem körperlichen Leiden Erholung sucht, verdichtete sich dann in ihr jene feine Empfindungskraft, jene Naturbeseelung und Gemütstiefe, mit der sie ihre Werke schreibt. Den Weg von der Kindheit bis zum Heute, wo sie in ihrer Eremitage am Vierwaldstädter See dem Leben ruhig ins Auge blickt, hat sie uns erst kürzlich in einem packenden, farbensatten Romane geschildert.

Ich habe schon erwähnt, daß die Dichterin einer doppelten Kulturwelt angehört. In französischer Sphäre aufgezogen, hat sie sich wieder durch eifriges Studium der deutschen Sprache in das ihr angeborene deutsche Seelenleben zurückgefunden. Aus ihrer Mitarbeit am französischen Schrifttum [1]) hat sie wohl jenes Maß mitgebracht, mit dem sie ihrem temperamentvollen Gemüte die künstlerischen Schranken setzt. Sonst kenne ich zu wenig ihre französischen Werke, um darüber ein Urteil zu fällen. Ihre deutschen Bücher stehen immerhin an der Spitze, weil sich darin ihre reife Frauenseele spiegelt und ihr künstlerisches Vermögen sich für den nach Zeitpunkten scheidenden Literaturhistoriker darin kondensiert. Fallen doch ihre französischen Romane in eine frühere Zeit und

[1]) Sie war belletristische Mitarbeiterin an der franz. Revue „La Quinzaine" und an französisch-schweizerischen Zeitschriften.

ist doch ihr letztes französisches Buch L'éclair dans la voile[1]) ganz auf eine deutsche Saite gestimmt.

Die Zahl der deutschen Bücher von Isabelle Kaiser ist gering und läßt von vornherein die Künstlerin erkennen, die Selbstzucht übt. Außer zwei Novellenbänden sind bis jetzt bloß ein Roman und ein Gedichtband in Buchform erschienen, während ihr letzter Roman in dem Feuilleton einer großen Tageszeitung zu lesen war. Ein französischer Gedichtband der Schriftstellerin „Des ailes" war seinerzeit von der Kritik beifällig aufgenommen worden. Deutsche Verse aus ihrer Feder kannte man jedoch nur wenige. Als sie ihren ersten Novellenband hinausschickte, hatte sie diesem ein poetisches Geleitwort mitgegeben, das auf das tiefe lyrische Talent der Dichterin schließen ließ. Ein männlich-herber Ton klang daraus, wie man ihn in den Büchern des Verfassers von „Albin Indergand", E. Zahn, liebt, mit dem die Dichterin manche Kunstzüge gemein hat.

Wenn die Sonne untergeht,
Stehn die Berge in der Runde
In Verklärung, und es weht
Mahnend durch das Land die Kunde
Von der großen, heiligen Nacht.
Dunkel wird's auf allen Wegen,
Nur der Firn in höchster Pracht
Reckt sich noch dem Licht entgegen.

Will die Sonne untergehn,
Mensch, in deinem Eintagsleben,
Bleibe nicht im Tale stehn,
Wo die Schatten dich umschweben.
Zu der Liebe höchstem Firn
Laß der Seele Flug dich leiten.
Himmelslicht krönt deine Stirn
Und du blickst in Ewigkeiten.

Der abgeklärte Ton eines Menschen, der den rechten Pfad gefunden, tönt uns aus diesen Versen entgegen, der Laut einer Seele, die sich aus den Niederungen emporgerungen und nun andern Suchenden den Weg weisen will. Die Dichterin hat ja selbst viel erlebt und viel erlitten. Ihre Gedichte, ein feines,

[1]) Paris. Librairie académique. Perrin et Cie.

schmales Bändchen, tragen den Titel: Mein Herz[1]). Sie sind der Niederschlag ihrer Seele, die auf der Suche nach dem Glück viel Bitteres erfahren hat. Ihre starke Individualität hatte einen harten Kampf zu bestehen, bis es ihr gelang, über den Dingen zu stehn und ihre Fahrt nach andern Sternen zu richten.

L'amour, la mort et la beauté
Comme les éclairs dans la voile
Peuvent soudain orienter
Notre nef vers d'autre étoiles.

schreibt sie einmal als Motto auf das Titelblatt eines ihrer französischen Bücher. Müde aber und voller Schwermut ist sie heimgekehrt, und dieser wunde Ton klingt in vielen ihrer Gedichte mit. Es ist jedoch kein kläglicher Weltschmerz, denn ihre Seele hat an sich selbst Ruhe und Frieden gefunden. Wie sie in tiefempfundenen Liedern dem alten Leide nachhängt, so läßt sie uns auch in lebenswarmen Versen einen Blick in den hart erkämpften Frieden ihres Lebens tun.

Anima mea.

In dir hab' ich gefunden,
Was keiner mir gegeben:
Das Heil für meine Wunden,
Die Weihe für mein Leben.
— — — — — — — — —

Du bist mir Nacht und Morgen,
Der Anfang und das Ende;
Denn alles ruht geborgen
Im Segen deiner Hände.
— — — — — — — — —

Innige Liebeslieder und hohe Gedankenlyrik wechseln in dem Bande mit größeren Gedichten epischer Art ab. Hierin kommt ihr tiefes künstlerisches Empfinden für Malerei, Musik und Literatur zum Ausdruck. Segantinis Tod, Beethoven, Schiller u. a. sind Juwelen schildernder Kleinkunst. In andern Liedern bricht ihre große Naturliebe und das Heimweh hervor, das den Schweizer aus dem sonnigen Süden nach seinen Bergen zieht. Man lese

[1]) Mein Herz. Gedichte von J. Kaiser. Mit dem Porträt der Dichterin. Cotta, Stuttgart und Berlin 1908.

die farbenprächtigen Lieder aus Italien und die Verse, die sie ihrem friedvollen Heim am Vierwaldstätter See und den Freunden im Kreise lieber Herzen gewidmet hat. Das kleine Gedichtbuch hat einen eigenen Ton und eine eigene Sprache, und diese Eigenschaften werden es vielen lieb und wert machen.

(Schluß folgt.)



Neue Lyrik.

II.

Von Wilhelm Oehl.

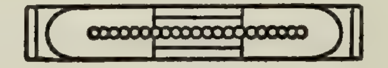
[Rónay, Gedichte; Geißler, Gedichte; Hammer, Der tote Gott; Sternberg, Neue Gedichte; Schuler, Raketen; Vierordt Deutsche Hobelspäne; Huggenberger, Hinterm Pflug; Huch, Gedichte; Kranich, Fink und Nachtigall; Kernstock, Turmschwalben.]

Eine merkwürdige Erscheinung in der neueren Literatur sind Stephan Rónays „Gedichte" (Hamburg, Janssen, 2. Aufl.). Es ist ein betrübliches, unerquickliches Buch, wiewohl der unmittelbare Erguß eines reichen Dichterherzens. Liebespoesie oder, treffender, Erotik von so glühender, leidenschaftlicher Schönheit ist ungemein selten. Rónay war jedenfalls ein Dichter von hoher Kraft der Empfindung und des Ausdrucks. Aber ein durchaus unglückliches Leben spiegelt sich in diesen oft berückend schönen Versen. Der Dichter war, wie das nicht ganz taktvolle Vorwort der Herausgeberin, seiner Schwester, meldet, katholischer Priester, Kanonikus, Pfarrer und langjähriger Abgeordneter in Südungarn. Innerlich mit seinem Berufe und mit seinem Glauben zerfallen, verzehrte sich dieser tief leidenschaftliche Mensch in heftiger, immer reger Sinnlichkeit. So wurde er zum Dichter, aber die Integrität des Charakters verlor er. Doch sinkt er niemals ins Unwürdige hinab, vielmehr ist es ein trotz alledem vornehmer Geist, weit entfernt vom rohen Zotenschmutz eines Fr. Ollan oder von der raffinierten Sinnlichkeit Max Brods. — Nicht von so heißer Schönheit wie Rónays Verse sind Max Geißlers „Gedichte" (Leipzig, L. Staackmann, Volksausgabe), trotzdem aber innerlich von höherem Werte und eine der erfreulichsten Gaben des Jahres. So recht ein Buch zum liebevollen Genießen. Geißler ist ein Dichter von ganz anderer Art als die großstädtischen Treibhauslyriker, die nur in Cabaret- oder Nachtcaféluft gedeihen. Nichts Müdes, Blasiertes, Geziertes, nichts Angefault-Lüsternes, nichts Überkünsteltes ist in diesem Buche, dafür aber ein freudiges, tief-innerliches

Verstehn der Natur. Wenn nur wieder recht viele unserer Dichter dieses Geistes erfüllt würden! — Der Reklameumschlag des Buches sagt diesmal wahrlich nicht zu viel mit seiner Anpreisung: „Hier ist das deutsche Volkslied zu neuem Leben erwacht." Es mutet uns wirklich manchmal so an, zumal in den Gedichten des ersten Teiles, dem „Liederbuch". Der folgende Abschnitt „Märchenbuch" ist leider nur kurz; solcher reizender Versmärchen möchte ich wohl gerne noch mehr lesen. Auch im dritten Teil, dem „Sagenbuch", steht genug Tüchtiges und manches gute balladeske Stück, obgleich Geißler nicht an die Größe etwa der Lulu v. Strauß-Torney, der Agnes Miegel, Münchhausens oder Liliencrons hinanreicht. Als Ganzes ist Geißlers Buch mit lebhafter Freude zu begrüßen und darf warm empfohlen werden als edle, reine Poesie und als gute Kunst. — Prosa und Verse gemischt enthält das Buch von Ernst Hammer, „Der tote Gott" (Märchen und Gedichte, Flensburg, G. Soltau.). Der Titel des Buches ist vom Titel eines der Märchen genommen. Diesen Kunstmärchen konnte ich wenig abgewinnen, jedenfalls gefielen mir die vorerwähnten von Geißler weit besser. Bedeutend mehr Eindruck machen einige der eingestreuten Gedichte, — es sind im ganzen dreiundvierzig —, die von nicht gewöhnlichem poetischen Ausdrucksvermögen zeugen. Es klingen da ganz ungewöhnliche Töne, und „Abend im Frühjahr", „Einsamkeit", „In der Nacht", „Entsagung", „Abendfriede" sind Gedichte von hoher, fast schlechthin vollendeter Schönheit. — Ein bedeutendes Buch sind auch Leo Sternbergs „Neue Gedichte" (Stuttgart und Berlin, Cotta). Sternberg eignet jene heimliche Melodie, die nur dem wirklichen Dichter gelingt. Der wohlgetönte Fluß seiner Verse ist vielfach von eigenartiger Wirkung. Auch die scheinbare Lockerheit oder Unregelmäßigkeit des Rhythmus, die er gelegentlich mit offenbarer Absicht anwendet, ist bedeutsam. Nach Form und Stoff seiner Dichtung gehört Sternberg zu denen, die lieber auf eigenen Wegen gehn und das tausendmal Gesungene womöglich meiden. Das merkt man auch in den neuen Worten, Wendungen und Bildern, die er zu finden weiß. Wenn dieser unser Dichter identisch ist mit dem gleichnamigen Verfasser der „Fahnen", die im Vorjahre bei Curt Wigand erschienen, so bin ich über seine Entwicklung sehr erfreut. Ich möchte sein Buch recht empfehlen, es ist — abgesehen von einer einzigen Strophe im Gedichte „Rheinpark" — durchaus empfehlenswert und poetisch sehr wertvoll. — Zwei andere Bücher, die ich jedermann recht eindringlich zum Lesen, zum Lachen und zum Nachdenken empfehle, sind Georg Michael Schulers „Raketen" (Bonn, P. Hauptmann) und Heinrich Vierordts „Deutsche Hobelspäne" (Heidelberg, Karl Winter). Zwei herzerfrischende, herzerquickende Bücher aus der Spottvogelperspektive. Sie wirken nach Hunderten von guten oder schlechten lyrischen Gedichtbüchern, die man verschlingen muß, wie eine Er-

lösung, wie eine Befreiung. Etwa so, wie es Möricke in seiner Scherzstrophe „Restauration“ beschreibt. Schuler ist Katholik, Vierordt Protestant, aber beide sind kernige, gesunde Deutsche. Mit viel Witz und Spott, in oft zum Lachen vertrackten Neubildungen, Wortmonstren und Reimulken, aber trotz alles Spottes innerlich ernst und warnend, poltern die beiden, ridendo dicentes verum, so ziemlich gegen alle Mißstände, Albernheiten, Kleinlichkeiten und Schmutzigkeiten, die sich in Deutschland erleben lassen. Nochmals: beide Bücher sollten recht viele Leser finden! Sie sollten etwa einen Erfolg haben wie Alfred Huggenbergers Buch „Hinterm Pflug“ (Frauenfeld, Huber & Ko. 3. Aufl.). Die beiden ersten Auflagen dieses vortrefflichen Gedichtbuches waren in der Schweiz binnen zwei Monaten vergriffen, ein ziemlich seltener Erfolg, zumal da es ja „nur“ Lyrik ist. Die freudige, ja begeisterte Anerkennung der schweizerischen Kritik war hier wohl am Platze. Huggenbergers Verse sind einmal etwas Neues, ziemlich Einzigartiges und gewiß kein gemachter Erfolg, wie etwa vor vierzehn Jahren — auch sie eine einfache Bauersfrau — bei Johanna Ambrosius, deren Gedichte seinerzeit innerhalb dreizehn Monaten fünfundzwanzig Auflagen erlebten. Huggenberger ist durchaus kein moderner Poet, der in traumhaft wirkender, dämmerduftiger, klangprangender Sprache nach unerhörten Bildern und Stimmungen jagt. Bei ihm ist alles einfach, schlicht, gerade, volksmäßig, gesund. Manchmal erinnert er an die verwandte Art Geißlers. Seine Verse sind oft verwunderlich einfach, aber vielleicht liegt gerade darin ihre Wirkung. Und dann: es ist dies ein seltener Ton im deutschen Dichterwalde: die stolze Freude am eigenen Acker! Was für Gedanken diesem Bauerndichter kommen, wenn er hinterm Pfluge einherschreitet oder auf der achtzehnklingigen Mähmaschine sitzt! Wie er mit seiner Heimat Boden verwachsen ist, und mit den Bäumen, mit den Kindern des Feldes lebt und fühlt! Stille Einsicht und Reife hat er da erlauscht, und so ist auch sein Dichten. Ein starker, männlicher Geist spricht aus dem ganzen Buche, ein reicher, reifer Charakter und ein liebenswürdiger, nachdenklicher, gesund-fröhlicher Dichter. — Eine unserer ersten Lyrikerinnen ist ohne Zweifel Ricarda Huch. Ein längerer Aufsatz über ihre „Gedichte“ (2., vermehrte Auflage, Leipzig, H. Haessel) ist bereits geschrieben und soll seinerzeit an dieser Stelle erscheinen. Für diesmal sei mir die Wiederholung meines Urteils im „Allgemeinen Literaturblatt“ XVII. 12 erlaubt: „Die feinsinnige Geschichtsschreiberin der Romantik ist auch eine große Prosaerzählerin und ausgezeichnete Lyrikerin. Ihr lyrisches Vermögen ist reich und ausgebreitet, ihr formales Können von meisterhafter Vollendung, ihr poetisches Empfinden tief und stark . . . Für die Form weniger besorgt als R. Piloty, in ihrem Weltempfinden nicht so still-seelig wie H. Fr. Neumann, ist sie dennoch eine wahrhaft meisterliche Ge-

stalterin der Sprache. Ihre Domäne jedoch ist namentlich das Liebeslied, das wenigen Dichtern in so starker Leidenschaftlichkeit, in so unbekümmerter Aussprache, in so reiner Schönheit gelungen ist." Es ist jedenfalls recht schade, daß uns Ricarda Huch in anderen Dingen so ferne steht. — Sehr sympathisch ist die stille Poesie des Beuroners Timotheus Kranich. Sein drittes Gedichtbuch „Fink und Nachtigall" (Ravensburg, Alber) ist der klare Widerklang und Widerschein einer geklärten, befriedeten Seele: Lieder aus dem Klosterfrieden. Es sind zumeist kleine Stimmungsfragmente, fast immer nur zwei Strophen; aber es liegt viel Musik in diesen Versen, sie sind mit feiner Kunst oder vielleicht, was noch mehr wäre, mit starkem angeborenen Gefühl für Wohlklang gleichsam ziseliert. Auch klingt öfters als leiser Unterton unsere Mystik mit, jedoch wieder ganz anders als bei Witkop oder bei Commer, bei Koch oder bei Kralik. Es scheinen mir kleine Juwelen zu sein, wie Kranich z. B. in „Die Himmelsperle" oder „Der Seele Sonnenblume" einen mystischen Gedanken höchst anschaulich zu einem klaren Bilde verdichtet, in acht kurzen Zeilen viel, sehr viel zusammendrängt und dabei, bewußt oder unbewußt, zu bestrickenden Vokalwirkungen gelangt. — Ottokar Kernstocks Name und Art ist wohl schon allgemein bekannt. Sein neuestes Gedichtbuch „Turmschwalben" (München, Braun & Schneider. Mit Bildnis des Dichters) zeigt uns im großen ganzen denselben Kernstock, wie wir ihn bereits aus den früheren Sammlungen „Unter der Linde" und „Aus dem Zwingergärtlein" kennen: Schelmen- und Minnelieder, Vaganten- und Scholarenstrophen, Spielmanns- und Landsknechtspoesie, vaterländische und nationale Gelegenheitsdichtung, Festgedichte und persönliche Widmungen. Sowohl Kernstocks fabulierende, altertümlich kostümierte Rollenlyrik als auch seine durchaus zeitgemäßen, kraftvollen, kernhaften und im tüchtigsten Sinne nationalen Gelegenheitsgedichte haben ihm in Österreich und in Deutschland viele Freunde geworben und er verdient sie auch. Einzelne Gedichte, wie z. B. im vorliegenden Bande das reizende Stück „Im Wildbad" und „Antwort", die manchen aus dem Munde eines Priesters wohl befremdlich klingen werden, finden in etwa Erklärung aus dem Gesamtcharakter des Dichters und seiner Dichtung. Wie der Mönch Hermann von Salzburg ist eben auch Kernstock Meister gar verschiedener Sangeskunst, die vieles und darum jedem etwas bringt. Wir dürfen den „Turmschwalben" wohl überall fröhlichen Willkomm voraussagen.



Ein bunter Kranz.

[Wir entnehmen den soeben besprochenen Büchern folgende Proben.]

Aus Georg Michael Schulers „Raketen“:

Moderner Ring.

Was fehlt denn meiner Dichtung,
Daß sie nicht zieht, nicht geht? —
„Du bist nicht unsrer Richtung,
Drum bist du kein Poet.
Du ehrst den Gott der Christen
Und gehst auf seiner Bahn;
Wir aber sind Monisten
Und beten Nietzsche an.
Vor allem zwar erwärmen
Wir uns für unsern Bauch,
Doch lärmen wir und schwärmen
Für Vitzliputzli auch;
Für Wotan und Walhalla
Und all den Götzenmob,
Für Buddha, Zeus und Allah
Ha'n wir das höchste Lob.
Doch Nietzsche-Zoraster
Bleibt unser sittlich Haupt;
Nach ihm gibt's keine Laster,
Denn: ‚Alles ist erlaubt‘.“

Hölty.

Geisterhaft prächtig,
Schwermütig, nächtig
War, was er gab;
Schmachtend und schmächtig
Sank er ins Grab.

Aus Alfred Huggenbergers „Hinterm Pflug“:

Das Leben.

Wir wünschen und wir sorgen viel
Und leben hin in halbem Traum;
Wir nehmen schwer des Lebens Spiel,
Das Glück der Stunde sehn wir kaum.

Wir hoffen auf das gute Jahr
Und bauen Schlösser stolz und hoch.
Das Jahr ist da, den Kranz im Haar —
Wir stehn und warten immer noch.

Erst spät, wenn der Erinn'rung Schein
Die längst verlaßnen Pfade küßt,
Dann sehen wir mit Wehmut ein,
Wie oft das Glück uns stumm gegrüßt.

Aus Leo Sternbergs „Neue Gedichte":

Das wunderbare Grab.

Der alte Kirchhof ist ein Park geworden,
Wo greise Mütterchen auf Bänken stricken
Und auf der Rasendecke Kinder spielen.
So wie man Statuen ins Gebüsch verteilt,
Ist hier ein Sockel, dort ein rost'ges Gitter
Und eine zeitverwaschne Platte hier
— Zum Schmuck — geblieben.
Unter einer Platte
Vernahm man lange Zeit schon in der Erde
Ein Tönen, Rauschen, Singen — Tag und Nacht.
Geöffnet schließlich, war die leere Kammer
Erfüllt von einem klaren, klaren Quell!
Von dem, der untertauchte, alsobald
Ein klarer Brunnen wieder aufzutauchen,
Lief eine Kunde um: erschlagen habe
Den hoffnungsvollen eine neidische Größe,
Den Genius auszulöschen, ehe noch
Mit einem einzigen Wort er sich verewigt.
— So ging er hin, die tote Brust erfüllt
Von ungekannten, unvermißten Schätzen.
Und nun entquoll die Quelle seinem Grab,
Und Wunder schauen die, die daraus trinken.

Aus Timotheus Kranichs „Fink und Nachtigall":

Die Himmelsperle.

Wie der Himmel leise
Auf die Blüten taut,
Kommt in Wunderweise
Gott zu seiner Braut.

Herz, mein Herz, so hüte
Dieser Perle Glanz:
Deiner Unschuld Blüte
Ist des Herrn Monstranz.

Der Seele Sonnenblume.

Ich sah im Traum die Seele
Gleich einem Schmetterling,
Wie sie mit schwankem Flügel
Am Rand der Sonne hing.

Und immer sank sie tiefer
In Glanz und Glut hinein —
Der Seele Sonnenblume
Bist du, o Gott, allein!

Aus Ottokar Kernstocks „Turmschwalben":

Im Wildbad.

Mir begegnete mitten im Wald
Eine holdselige Huldgestalt.
Lächelnd, von leuchtenden Locken umkränzt,
Hat sie mir wonnige Labe kredenzt.
War es die Waldfrau Titania,
Die mich Einsamen trauern sah?
War es der elbischen Wesen eins?
Eine der Wassernymphen des Hains?...
Wohl war sie rosig und anmutreich,
Oberons zarter Gespielin gleich,
Wundermächtig wie eine Fee,
Schön wie ein Nixlein am Zaubersee,
Hatte ein sonniges Elfengesicht,
Ward meine Saelde, mein Segen, mein Licht — —
Doch ihren Namen verrat' ich euch nicht!

Aus Max Geißlers „Gedichten":

Gib acht!

Wie leis die Liebe geht,
Wer kann's ermessen?
Leiser als Maienduft
Weht um Zypressen.

Wie leis die Liebe kommt,
Wer mag's verstehen?
Silberner Mondenschein
Kann nicht so gehen.

Und selbst die Engel nicht,
Die um die Reiser
Tanzen zur Frühlingsnacht;
Liebe geht leiser.

Mägdlein, horch auf, horch auf
Und gib fein acht:
Leg dir ein Schloß vors Herz,
Liebe kommt sacht.



Alexander Baumgartners Geschichte der Weltliteratur.

Von Richard v. Kralik.

Ich bin eben daran, für eine schon lange geplante Weltgeschichte nach eigener neuer Methode meine Exzerpte aus allen Gebieten der Kultur zu vervollständigen und zu kontrollieren. Dabei konnte ich nicht vor den fünf Bänden von Alexander Baumgartners Geschichte der Weltliteratur vorübergehen, ohne immer wieder über die Fülle des Gebotenen, über die Selbständigkeit der Arbeit, über die relative Vollständigkeit, über die neuen, sonst nirgend eröffneten Gesichtspunkte zu staunen. Freilich, es ist das Buch einer geschlossenen, selbständigen Persönlichkeit. Jeder andere würde es wieder etwas anders gemacht haben. Aber es hat sich keiner gefunden, der es besser, ja der es auch nur annähernd so gut gemacht hätte. Das Werk ist bereits in dem unvollendeten Zustand ein Ruhmesdenkmal deutscher Gelehrsamkeit und deutschen Charakters. Es ist in aller Welt einzig dastehend.

Welche Schauspiele rollen vor unsern Augen vorüber! Die Dichtungen der Bibel, die Propheten und Historiker Israels, jenes Volkes, das trotz der großartigen neuen Entdeckungen im Niltal und in Mesopotamien doch immer der Mittelpunkt alter Geschichte bleiben wird, da es, von aller Offenbarung abgesehen, allein den weltgeschichtlichen Faden der Zusammenhänge festhält. Dann die aus märchenhaftem Zauber der Vergessenheit wiedererstandenen Geisteserzeugnisse der Assyrer, Babylonier, Ägypter. Nun das Neue Testament, das immer mehr in seiner ästhetischen, literarischen, dichterischen Bedeutsamkeit erkannt wird, die phantastischen morgenländischen Apokryphen, die ungeheure Wirksamkeit der lange unterschätzten syrischen Kultur. Die koptischen Grübeleien, die äthiopischen Hymnen, Gesänge, Legenden, Romane. Die rätselhaft alte Überlieferung armenischer Sagen und Geschichten, Volkslieder und Hymnen.

Die Romantik der Georgier am Kaukasus. Und nun die Entwicklung des spitzfindigen Talmud, der mystischen Kabbala. Das urfrische, altarabische Dichterleben der Wüstenbeduinen. Der nüchterne Rausch des Koran. Die arabische und maurische Poesie mit ihrer Mischung von Überkultur und Barbarei, die grotesken Makamen, die Fabeln, die Sagen und Märchen der Erzähler von Tausend und einer Nacht, die verborgenen Ansätze zu einer christlich-arabischen Literatur. Und weiter die Geheimnisse des Zend Avesta und des vielumstrittenen Zoroaster, der noch heute auf der Bühne als Sarastro, in Nietzsches Evangelium des Übermenschen als Zarathustra, ein wechselndes Charakterbild, herumschwankt. Die Riesenerscheinung des Firdusi, der durch ein blühendes Epos die Welt voll Blut und Barbarei zum Paradies umzuwandeln scheint. Die Liebesromane und die mystische Lyrik der neuern Perser, der Zeitgenossen der großen deutschen und italienischen Mystiker des 14. Jahrhunderts. Die poetische Tafelrunde des Kaisers Akbar, das neupersische Volksdrama. Endlich noch die türkische Literatur, die afghanische Bardendichtung, die Volkspoesie der altaischen Turkomanen. Das alles ist nicht von obenher, sondern eingehend und tiefschürfend bloß im ersten Band ausführlich dargestellt und doch knapp zusammengedrängt.

Noch eingehender, noch unmittelbarer vergegenwärtigend ist im zweiten Band die indische Literatur dargestellt, nicht etwa bloß die des Sanskrit, nein, auch die aller Volkssprachen Indiens und dazu die von Ceylon, von Birma, von Siam, von Tibet, die der Mongolen, Kalmücken und Mandschu, weiter die ganze große chinesische und japanische Literatur und die der Malaien. Lauter Entdeckungsreisen voll anschaulichster Berichte.

Auch im dritten Teil, die griechische und römische Literatur umfassend, geht eine weitgehende Vollständigkeit mit eingehender Charakteristik des einzelnen Hand in Hand. Immer wird auch in weniger bekannte Gebiete hineingeleuchtet. Immer wird das einzelne von der einheitlichen Gesamtidee gehoben.

Der vierte Band ist insofern vielleicht der verdienstvollste, da er ein sonst sehr vernachlässigtes Gebiet, die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker, in einer Weise behandelt, die diesen Gegenstand der Literaturgeschichte erst recht gewinnt. Wir werden in wichtige Zusammenhänge eingeführt, die der landläufigen Anschauung doch gewöhnlich sehr fremd bleiben. Ja, dieser Band gibt gewissermaßen erst die Rechtfertigung des Gesamttitels einer „Weltliteratur". Er verbindet alle Völker durch das Band der einheitlichen christlichen Kultur, er zeigt, wie der Nationalismus vom Katholizismus ergänzt wird, von einem Katholizismus, wie er nur einmal und einzigartig auf aller Welt ist. Nur ein Mann wie Baumgartner konnte diesen Band schreiben. Er beruht zudem auf den gründlichsten eigenen Vorarbeiten und Spezialstudien des Autors.

Der fünfte Band bespricht in glänzend darstellender Weise die ganze französische Literatur. Er hat bekanntlich vor einigen Jahren eine lebhafte Kontroverse in der Kritik hervorgerufen. Nicht wegen einiger kleiner Versehen, wie sie in jedem großen Werke dieser umfassenden Art fast ebenso unausbleiblich sind, wie etwa der beste Chronometer fast notwendigerweise ein klein wenig vor- oder nachgeht — eine Tatsache, mit der jeder Astronom rechnet. Sondern der offene oder versteckte Angriffspunkt war gewiß die charaktervolle Haltung Baumgartners den unkünstlerischen Auswüchsen der französischen Literatur gegenüber. Ebenso hatte ja Baumgartner in seinem großen Goethewerk die allzu unkritische Götzenverehrung eines einzelnen an dem ewigen Maß hoher klassischer Kunst korrigiert. Er hat wie nur wenige andere Kritiker eingesehen, daß sich in die Literaturgeschichte tendenziöse Fälschungen eingeschlichen haben, daß eine Umwertung mancher Werte ebenso wichtig ist wie eine nach besserer Einsicht vorwärtsgehende Produktion. Daß man ihm das von der herrschenden Stimmungsmacherei nicht verzeihen werde, das war vorauszusehen. Ja, es war fast unglaublich, wie sehr sich die loyale moderne Kritik doch gezwungen sah, vor seinem Werk sich zu beugen, die positive Leistung anzuerkennen. Das ist auch reichlich von allen Seiten geschehen. Da ereignete sich das Bedauerliche, daß, in der seitdem eingegangenen „Warte“ und sonst, einige junge Kritiker, die seitdem gewiß auch viel reifer geworden sind, eine oder die andere ungünstigere Kritik aus dem feindseligen Lager wiedergaben und dem katholischen Publikum zu insinuieren suchten. Ein geradezu selbstmörderisches Beginnen! Ein Glied in der Reihe selbstzerfleischender Vorgänge, die damals das arglose und leider sehr leicht beeinflußbare Publikum verwirrten, die geradezu eine verderbliche Bedrohung der katholischen Kultur bedeuteten. Wäre dieser Weg weiter also eingehalten worden, so gäbe es, glaube ich, in einigen Jahren keine katholische Literatur mehr, aber auch keine katholischen Zeitschriften, keine katholischen Redakteure, keine katholischen Verlagshandlungen mehr. Denn die fortschreitende selbstmörderische Kritik hätte in ihrem zersetzenden Erfolg nicht etwa nur mehr bei dem mißliebigen Werk des Jesuiten haltmachen können, sondern die Flut wäre durch den eingerissenen Damm zerstörend über die ganze Kultur zusammengestürzt, das angelegte Feuer hätte die eigene Wohnstätte ergriffen. Ist Baumgartners gerechte Kritik über Voltaire, über V. Hugo, über Zola ungerecht, dann hat der Kampf gegen die „Infame“ recht, dann müssen wir ins andere Lager übergehen, dann können und müssen wir unsere eigenen Zeitungs- und Zeitschriftredaktionen, unsere Verlagsmagazine zusperren, alle, nicht nur die konservativen, sondern mit der Zeit auch die fortschrittlichen.

Die Erkenntnis dieser furchtbaren Gefahr, die von einigen Unbesonnenen heraufbeschworen wurde, war der Anlaß zur Gralbe-

wegung. Sie ist, wie es sich ziemt, eine rein literarische Bewegung gewesen. Sie wollte nicht den Katholizismus retten — das müssen Berufenere —, sondern sie wollte die Kunst retten, die hohe, große, ständige, ewige, klassische Kunst. Der Grund, warum sich diese hohe Kunst und ihre Erkenntnis heute hauptsächlich bei Katholiken findet, ist wohl derselbe, warum auch etwa die Prinzipien der deutschen Zentrumspartei, obwohl auch sie nicht konfessionell, sondern rein sachlich, rein politisch und sozial sind, hauptsächlich bei Katholiken (auch nicht bei allen) Anklang finden.

Der Kampf ist vorüber. Ich habe bereits längst unsern ehemaligen Gegnern gedankt, daß sie, wie ich sehe, in loyaler Weise die Konsequenzen der Bewegung gezogen und das selbstmörderische Vorgehen aufgegeben haben. Ich spreche nur deshalb noch darüber, weil es gilt, doch noch einige böse Nachwirkungen der kritischen Voreiligkeit gutzumachen. Es scheint mir nämlich, als ob doch manche ärgerliche, unbedachte Kritik einen stärkeren Eindruck auf manche Autoren und vielleicht auch auf ihre Umgebung gemacht habe, so daß noch jetzt eine gewisse Lähmung die katholische Produktion, den katholischen Buchhandel beeinflußt. Manche Autoren haben seitdem, mit Recht verdrossen, geschwiegen. Auf andere hat diese Kritik mindestens nicht gerade beflügelnd gewirkt.

Ich würde mich nicht wundern, wenn hier auch der Grund läge, warum Alexander Baumgartner nun mit der Fortsetzung seines monumentalen Werkes zögert. Es stehen aber noch fünf Bände aus: die italienische Literatur, die der Spanier und Portugiesen, die der Engländer, Skandinavier und Niederländer, die der Slaven und Magyaren und endlich die deutsche Literatur.

Wir brauchen aber diese Bände dringend. Darum vereinigen wir uns gewiß mit vielen Freunden des Autors, wenn wir ihn hier öffentlich bitten, uns so bald wie möglich die Vollendung seines Riesenwerkes schauen zu lassen. Möge nicht die unmögliche Bemühung, jede, aber auch jede Kritik zu entwaffnen, den Abschluß seiner Arbeit hindern. Ich glaube, es ist nicht zu kühn, wenn ich diese Bitte sogar im Geiste und im Namen jener jugendlichen Kritiker von damals stelle. Denn sie würden erschrecken, wenn ihnen wirklich die zerstörende, die in alles Leben eingreifende Wirkung ihrer einstigen Kritik bewußt würde. Und ich bin überzeugt, daß sie eigentlich diese Wirkungen nicht wollten, sondern daß sie selber schon mit Sehnsucht die folgenden Bände herbeiwünschen. Ich weiß aus eigener kritischer Praxis, wie leicht man sich zu einem absprechenden Wort hinreißen läßt, da man doch nicht gleich an die Wirkung denkt. Töten ist leichter als Lebendigmachen. Ein einziger Streich kann zerstören, aber nur tausend getreue Handlungen können erhalten. Wir alle, die wir kritisieren, ohne Ausnahme, können uns nur schwer von dieser Verantwortung freimachen.

An alle Freunde unserer Sache aber richte ich den Wunsch, sie mögen sich mit Baumgartners Weltliteratur gänzlich vertraut machen, das Werk zu einem dauernden Grund ihrer Bildung machen. Es ist eine Anthologie, die eine ganze Bibliothek ersetzt. Für angehende Literaten oder Kritiker ist es das beste Handbuch. Die Geschichte der Weltliteratur ist ja die Ästhetik in anschaulichster Weise, das beste Lehrbuch der Poetik, wie umgekehrt die Ästhetik nichts anderes ist als die systemisierte Weltliteratur. Erst durch Baumgartners Werk ist die von Goethe aufgenommene Idee der Romantiker der Erfüllung genähert, daß sich nämlich eine neue nationale Bildung, eine neue sichere Kunst auf Grund der Pflege einer Weltliteratur erheben kann und soll. Kein Werk vor diesem hat uns nur annähernd diese sichere Grundlage zu weiterer gedeihlicher Produktion gegeben. Dies Werk ist also eigentlich so recht geeignet, daß sich darum alle Gruppen der modernen, d. h. hier der fröhlich fortschaffenden deutschen Literatur vereinigen. Es ist auch eine Grundlage aller literarischen Kritik. Niemand sollte über ein neues Werk urteilen, der nicht aus der vollen Geschichte der Literatur seinen sicheren Standpunkt sich errungen hat. Es ist ein Vorbild positiver literarischer Arbeit. Denn es weist nur das negative, das zerstörende ab. Es ist ein Garten voll reicher Früchte. Aber an uns liegt es, die rechte Ernte darin zu halten. Wenn nicht alles trügt, so haben sich die Vorurteile, die davon abhielten, im Lauf der letzten Jahre geklärt. Wenigstens glaube ich, daß durch eine teils erfreuliche, teils bittere Erfahrung nunmehr jeder von uns weiß, in welcher Richtung die gedeihliche Zukunft liegt, in welcher der Schaden an idealen und auch an materiellen Gütern.



Der Verein vom hl. Karl Borromäus.

Von Hermann Herz.

Von der Leitung des Gral wurde der Wunsch ausgesprochen, ich möchte seinen Lesern einmal über den Verein vom hl. Karl Borromäus und dessen Wirksamkeit etwas Genaues mitteilen. Diesem Ersuchen will ich in den folgenden Ausführungen nachkommen.

Was ist der Borromäusverein? Er ist ein Verein zur Verbreitung guter Bücher unter den deutschredenden Katholiken. Er will seine Tätigkeit jedoch nicht auf die Gebiete innerhalb des Deutschen Reiches beschränken, sie vielmehr ausdehnen auf alle Gaue, in denen Katholiken in deutscher Zunge reden. Er verbreitet auch

nicht bloß gute Bücher katholischer Autoren, sondern ganz allgemein gute Bücher, von wem immer sie geschrieben sein mögen. Daß diese Werke in keiner Weise gegen die kath. Religion verstoßen dürfen, ist ebenso selbstverständlich, wie das Bestreben, in allererster Linie gute Bücher katholischer Autoren und Verleger zu fördern, da der Verein kein interkonfessioneller, sondern ein katholischer ist. Die Bücher, welche er vertreibt, sind aus allen Gebieten der Literatur genommen.

Ein doppeltes Ziel schwebt dem Borromäusverein vor: 1. Gründung einer, wenn auch bescheidenen Familienbibliothek in jedem kath. Hause; 2. Errichtung einer Volksbibliothek in jeder kath. Gemeinde bezw. Pfarrei.

Wie löst nun der Verein seine zweifache Aufgabe?

Es dürfte allgemein bekannt sein, daß der Verein seine Zentralstelle in Bonn a. Rh. (Münsterplatz 10) hat. Hier war er im Jahre 1845 von den angesehensten kath. Männern Rheinlands und Westfalens ins Leben gerufen worden. Im Borromäushause in Bonn finden auch jährlich die beiden Mitgliederversammlungen statt, die allein über wichtige Angelegenheiten des Vereins rechtsgültig beschließen können.

Von der Zentrale aus werden nun in allen deutschen Gauen die Teilnehmer oder Vereinsangehörige geworben. Da man die Wohltaten des Vereins allen Schichten der Bevölkerung zukommen lassen möchte, hat man drei Klassen von Vereinsangehörigen vorgesehen, solche mit einem Jahresbeitrag von 6.—, 3.—, 1.50 Mk. Sobald in einer Gemeinde oder Pfarrei sich mindestens fünf Vereinsangehörige befinden, bilden sie einen Hilfsverein in der großen Organisation mit einem eigenen Vorstand, welcher von der Zentralstelle in Bonn seine Bestätigung erhält. Solcher Hilfsvereine zählte der Borromäusverein am 31. Dezember 1908 insgesamt 3500 mit zusammen 165 000 Vereinsangehörigen.

Im Rahmen dieser Organisation erfüllt die Zentralstelle in Bonn ihre obengenannte Doppelaufgabe. Jedes Jahr gibt sie zunächst ein ca. 2000 Nummern umfassendes Vereinsgabenverzeichnis heraus. Entsprechend der Höhe des bezahlten Beitrages darf sich jeder Teilnehmer aus den verzeichneten Büchergaben (in jeder der 3 Abteilungen befinden sich ca. 600—700 Nummern) eine als Vereinsgabe für das betreffende Jahr auswählen. Der Wert der gewählten Gabe muß zum allermindesten der Höhe des Vereinsbeitrages gleichkommen. Wer nun mehrere Jahre hindurch dem Vereine angehört, erhält durch diese jährliche Vereinsgabe nach einiger Zeit eine zwar nicht umfangreiche, aber gediegene Haus- oder Familienbibliothek. So löst der Verein die erste seiner Aufgaben.

Die Gründung der nicht minder wichtigen Volksbüchereien kommt auf folgende Weise zustande: die nach Abzug der Betriebs-

unkosten erzielten Überschüsse des Vereins werden jedes Jahr gemäß dem Vereinsstatut auf die einzelnen Hilfsvereine in der Form von Bibliotheksgaben verteilt. Bedingung ist allerdings, daß die Gesamtsumme der Teilnehmerbeiträge eines Hilfsvereins mindestens 30 Mk. betragen muß, wenn dieser Hilfsverein eine solche Gabe erhalten soll. Jedes Jahr gibt sodann die Zentralstelle einen sogenannten Bibliotheksgabenkatolog (nicht mit dem Vereinsgabenverzeichnis zu verwechseln) heraus und schickt ihn sämtlichen Vorständen der Hilfsvereine zu, mit dem Auftrag, sich daraus für eine bestimmte Summe Bücher auszuwählen und bei der Zentralstelle in Bonn zu bestellen. Es ist das die sogenannte Bibliotheksgabenquote. Diese Quote ist nicht für alle Hilfsvereine gleich groß, sie richtet sich vielmehr nach der Höhe der Mitgliederbeiträge jedes einzelnen Vereins. Ein jeder Verein mit einer Gesamtmitgliedersumme von beispielsweise 200 Mk. erhält eine doppelt so hohe Bibliotheksgabenquote wie ein solcher mit nur 100 Mk. Diese Bibliotheksgabe bildet die volkstümliche Bibliothek des betreffenden Hilfsvereins. Sie muß sämtlichen Vereinsangehörigen des betr. Ortes unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden. Nichtteilnehmer dürfen die Bücherei gegen Entrichtung eines Leihhellers ebenfalls benutzen. Gut organisierte, starke Borromäusvereine erhalten auf diese Weise in wenigen Jahren eine recht stattliche Bibliothek. Ich kenne viele Vereine mit 1000—2500 Bänden, einen mit mehr als 5000. Vielerorts erbitten sich eifrige Vereinsvorstände für ihre Borromäusbibliothek von wohlhabenden Katholiken besondere Unterstützungen und kaufen beim Buchhändler noch Bücher hinzu. Der Bibliotheksgabenkatalog des Vereins, der neu im Frühsommer 1908 erschienen ist, weist 4375 Nummern auf. Wenn schon, wie sich dies von selbst versteht, die Belletristik darin einen sehr breiten Raum einnimmt, so sind doch auch die anderen Gebiete der Literatur reichlich vertreten.

Das in großen Zügen die Organisation des Borromäusvereins und die Art seiner Wirksamkeit. Eine Frage mag sich dem Leser noch aufdrängen: Welche Bedeutung hat dieser Verein für die Deutschen, speziell für die katholischen Autoren?

Seit der Zeit seines 63jährigen Bestehens hat der Verein Bücher im Werte von 21 Millionen Mark unter die deutschredenden Katholiken gebracht (ca. 5 Millionen für Volksbibliotheken und 16 Millionen für Hausbüchereien), im letzten Jahre allein für ca. 800 000 Mark. Die Diskretion erlaubt jetzt noch nicht, darüber öffentlich zu sprechen, welchen Anteil der Borromäusverein an der Gründung hochwichtiger und bedeutungsvoller literarischer Unternehmen kath. Verleger gehabt hat. Der ganze Gang der Entwicklung des Borromäusvereins, wie der kath. Bewegung überhaupt gestattet allerdings nicht, wie wohl manche Autoren wünschen, daß der Borromäusverein halbe

und ganze Auflagen oder auch nur größere Partien eines Werkes aufkaufe oder einen eigenen Verlag einrichte. Was er tun kann und auch tut, ist dies: Jahr für Jahr erläßt er an die Verleger eine Aufforderung, jene Verlagsartikel, welche sie den Zwecken des Borromäusvereins zur Verfügung stellen wollen, namhaft zu machen. Sind die Werke von der Zentralstelle geprüft und geeignet befunden worden, so werden sie in das Vereinsgaben- und Bibliotheksgabenverzeichnis oder auch nur in einen der beiden Kataloge aufgenommen. Mehr tut der Verein nicht. Nun ist es Sache der Vereinsangehörigen, bezw. beim Bibliotheksgabenverzeichnis der Vorstände der Hilfsvereine, aus den Verzeichnissen selber sich die Bücher zu wählen und die gewählten Bücher der Zentrale namhaft zu machen, welche die gewünschten Werke bei den Verlegern kauft und ihren Vereinsangehörigen bezw. Bibliotheken als Vereins- und Bibliotheksgaben zustellt.

Es kann dabei geschehen, daß durch eine einzige solcher Bestellungen halbe und ganze Auflagen bestimmter Werke abgehen, von manchen anderen aber, und zwar oftmals nicht von den schlechtesten, nur wenige Exemplare. Die Schuld liegt dann am schlechten literarischen Geschmack des Publikums, bezw. der Hilfsvereinsvorstände. Um wenigstens bei letzteren das Verständnis für gute Literatur zu pflegen, hat der Verein die „Bücherwelt" ins Leben gerufen, die allen Vorständen gratis zugeht. Damit jedoch der Verein noch weit mehr für die gute, insbesondere für die katholische Literatur arbeiten kann, muß vorerst der literarische Geschmack im großen Publikum besser gepflegt werden, namentlich auch in unseren sog. gebildeten Kreisen. Es ist heute noch um kein Haar besser geworden als in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo sogar eine Königin Luise über den wertlosen Romanen eines Lafontaine Tränen vergoß, und wo der lüsterne Schund des Claurenschen „Mimili" von der vornehmen Welt gierig verschlungen wurde.

Welche Mittel und Wege es zur Abhilfe gibt, habe ich im Jahrg. I Nr. 8 des Gral darzulegen versucht. Man gestatte mir, meine Ausführungen mit einer also formulierten Warnung zu schließen:

Die Volksbibliotheksbewegung wird immer stärker und zieht stets weitere Kreise. Die Zeit ist nicht mehr fern, in der jede Gemeinde eine derartige Bücherei besitzen wird. Die Frage lautet in kurzem nicht mehr: „Volksbibliothek oder keine"?, sondern: „Katholische oder sogenannte paritätische bezw. antikath. Volksbibliothek"? Man lasse sich doch ja nicht durch das Wort „paritätisch" düpieren. Der Zufall kann einen bisweilen in eine paritätische Bibliothek führen, die bei der Einstellung von Autoren wirklich paritätisch verfährt. Es kann auch Leute geben, die, wenn sie unter ca. 10 000 Nummern etwa 50 Bände kath. Autoren verzeichnet finden, schon ganz entzückt sind ob der Liberalität und Parität derartiger Institute. Wer aber die

Bewegung einigermaßen kennt, ist von der Krankheit des Optimismus für immer gründlich kuriert. Er wird sich sagen: Wenn die Katholiken nicht noch in elfter Stunde für gut ausgestattete katholische Volksbibliotheken sorgen, dann wird mit der Zeit dem kath. Buchhandel, den kath. Zeitschriften und den kath. Autoren ein Absatzgebiet von unabsehbarer Wichtigkeit beinahe gänzlich entzogen.



Literarische Umschau.

Von Lorenz Krapp.

II.

Vor kaum zwei Jahren proklamierte M. Spahn auf dem Würzburger Katholikentage als größte Aufgabe der Wissenschaft im 20. Jahrhundert die, sich aus dem Spezialistentum, bei aller Hochhaltung der Akribie des Forschens, zu erheben und wieder jener großen universitas litterarum zuzustreben, die mit ihrer philosophischen, einheitlichen Durchdringung aller Einzelheiten die Wissenschaft des Mittelalters auszeichnete und die noch bis herab zu den Zeiten eines Leibniz und Goethe fortlebte. Auch Richard von Kralik hat (in seinen „Kulturstudien", S. 87 ff.) immer und immer wieder diese Idee betont: „Der Jurist, der Mediziner, der Philosoph, der Theologe, sie haben alle keine einheitlichen Prinzipien mehr, kein Band, das sie verbindet, kein gemeinsames Licht. Sie glänzen allerdings ein jeder in seinem Spezialfach ... Aber es wird und muß doch einmal der Zeitpunkt kommen, wo sich aus diesem unbewußten Fortarbeiten die Frage erheben wird: Ja, was treiben wir denn da miteinander? ... Was geht der eine den andern an?"

Es scheint, als würde diese Frage öfter und öfter heute erhoben. Auf einen Mann, der sie mit besonderer Schärfe stellte, sei heute hingewiesen, den Breslauer Nationalökonomen Werner Sombart. In den zwei bisherigen Hauptwerken dieses Mannes: „Der moderne Kapitalismus" (Leipzig 1902 ff., bisher 2 Bände), „Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert" (Berlin 1903) tut sich ein Geist kund, der bewußt und aus inneren Notwendigkeiten heraus einer solchen universitas litterarum zustrebt. Was sagte ich: Nationalökonom? Er ist dies, so gut er zugleich Historiker und Jurist ist. Aber all dies ist ihm im Grunde das Unwesentliche: am letzten Ende fühlt er sich als Künstler. „Möge sich der Gelehrte stets vor Augen halten, daß er im Grunde ein erbärmlicher Wicht ist, der nichts Besseres kann, als das tausendfältige Leben mit einem öden Formelkram zuzudecken; ein schreckhaftes Wesen, in dessen Hand verdorren muß, was ehedem einen lebendigen Odem gehabt hatte ... Die

Schuld, die jede Wissenschaft am Leben begeht, kann nur dadurch gesühnt werden, daß sie in ihren Schöpfungen selbst ein neues Leben entfacht, indem sie sie zu Kunstwerken zu gestalten strebt . . . Daß ein wissenschaftliches System als solches (auch) schön sei, das, scheint mir, ist es, was wir erstreben sollten" („Kapitalismus", Bd. I, S. 30).

Es ist hier nicht der Ort, von der Stellung Sombarts im Rahmen der nationalökonomischen Wissenschaft zu reden. Durch die geradezu intuitive Kraft zur Gestaltung neuer Probleme, durch die energische Willkür seines Ideenflugs ist er zu einem Bahnbrecher dieser Wissenschaft geworden. Aber dieser kühne, oft irrtümliche Geist hat auch so scharf wie wenige, ja schärfer als die meisten derer, die ex professo über Kultur und Kunst reden, sich vertieft in das Wesen und Werden moderner Geisteskultur und modernen Kunstschaffens. Ganz neue Perspektiven tun sich bei ihm auf. Geistige und materielle Kultur erscheinen ihm in ganz bestimmten Zusammenhängen. Und es ist von hohem Reize, einmal Kunst und Literatur mit den Augen zu sehen, mit denen sie dieser Mann der Wissenschaft der Ziffern und Massenvorgänge schaut.

Die Kunst ist ihm ein Kind der Zeitkultur. Worin aber besteht das bedeutsamste Merkmal unserer Zeit? Das „Omnibusprinzip", wie er es wieder und wieder nennt, die unerhörte Massenhaftigkeit ist ihm das hervorstechendste Zeichen. Masse: das ist sein Schlagwort, ob er nun der immensen Vermehrung der künstlerischen Produktion gedenkt (nach dem Codex nundinarius erschienen 1801 in Deutschland 3900 Drucke, nach dem Börsenblatt für den deutschen Buchhandel im Jahre 1900 24792 neue Bücher), oder ob er sein Auge auf die Künstler selbst richtet. „Es ist klar, daß nur der zunehmende Reichtum einer Nation es ermöglicht, ein wachsendes Heer von Nichtstuern (d. i. Gelehrten, Künstlern, Dichtern, Musikern) zu ernähren. Zu Jesu Zeiten war Palästina so arm, daß jeder Gelehrte nebenbei ein Handwerk treiben mußte; auch die Mönche des früheren Mittelalters mußten Hand anlegen, um ihren Unterhalt wenigstens zum Teil selbst zu erwerben, und wer später nicht als Minnesänger von den Arbeitserträgen seiner Bauern leben konnte, mußte als Meistersänger Schuster sein. Das hemmte den Strom des geistigen Schaffens."

Die Masse, verbunden mit ungeahnter Verbilligung der Einzelleistung, beherrscht auch alle anderen Gebiete: überall triumphiert das Omnibusprinzip. Da ist die Zeitung; im Jahre 1900 wurden im Deutschen Reiche 1431706000 Zeitungsnummern befördert, zu denen noch 171164000 Beilagen kamen. „Man denke, man denke! Die Zeitung sitzt heute im Volke wie die Laus im Pelze." Da ist die Entwicklung des Theaters, „des Literaturomnibus", des Konzerts, „des Musikomnibus", und des Museums, des „Kunstomnibus". „Vor hundert Jahren waren nur wenige Musikkapellen vorhanden, die hier

und da (wie noch heute in Italien!) auf öffentlichen Plätzen ihre Weisen ertönen ließen. Und bei festlichen Gelegenheiten spielten die Stadtmusikanten. Musikmachen galt als etwas Intimes. Heute herrscht in allen Orten die Konzertpest ..."

Aber das Massenprinzip drang tiefer, es erfaßte die Kunst an ihren ureigensten Wurzeln. „Man vergleiche etwa die Wahlverwandtschaften mit Germinal, um zu verstehen, was ich meine. Oder Wallenstein und die Weber. Dort die unumschränkt waltende Einzelpersönlichkeit, die nur dem Schicksal unterworfen ist; hier die in Empfinden und Handeln zu einem ganzen zusammengeschlossene Gesamtpersönlichkeit, in der das Individuum nur noch ein von allen andern abhängiges Glied bildet: die soziale Klasse als Held."

Und neben diesem Massenprinzip bestimmt noch ein anderes das Wesen der modernen materiellen Kultur: der Wechsel. Bei der Unbeständigkeit aller Lebensbedingungen wurde auch im Innern die Menschheit unstet, unruhig und hastend. Die sichere, in sich ruhende Behaglichkeit des homo sapiens quo ante, des Menschen vor hundert oder achtzig Jahren, ist verschwunden. „Aus diesem schärferen Kampfe ums Dasein erklärt sich auch die Beschleunigung unserer Lebensführung, die Notwendigkeit, in einer gegebenen Zeit mehr Energie auszugeben, um eine höhere Nutzwirkung zu erzielen. Und dieses Intensitätsleben erhält neue Nahrung aus dem massenhaften Einstürmen immer neuer Eindrücke auf unser Geistesleben. . . . So erzeugen Masse und Wechsel selbst wieder das Bedürfnis nach Masse und Wechsel, in dem sich das Dasein der modernen Kulturvölker zu erschöpfen scheint."

So taucht nach Sombart eine Kultur um uns empor, die diametral verschieden ist von denjenigen, in der unsere Klassiker atmeten. Eine Kultur mit einer Menschheit, die wurzellos, rasselos aufwächst, den wilden Nöten des Daseinskampfes überliefert, unstet, hastig, mit versunkenen Idealen, hart und eisern und ohne Gemüt, die nur vor einem Altare noch kniet: dem Altar des Goldes. Für diese Kultur erscheint Werner Sambart der typische Vertreter Eugen Zola. Ihm widmet er seinen Hymnus als dem „großen Schauer": „Es ist alles Stümperei, was die Signatur der großen Hausseperioden des Wirtschaftslebens zu charakterisieren unternimmt, verglichen mit Zolas L'argent. Man sollte nur immer wieder Zola lesen, um Nationalökonomie zu lernen. Wir alle sind in dieser Wissenschaft Dilettanten, wenn wir uns mit ihm zu messen versuchen."

Aber Sombart, der große Verehrer des Kapitalismus, der in ihm geradezu die beste, die einzig mögliche Wirtschaftsform unserer Zeit sieht, erschauert doch selber vor seinen eigenen Konsequenzen. Was ist das Fazit für Seele und Gemüt, das er zieht unter dem großen Rechenexempel der Zeit?

„Der tote Stoff hat den lebendigen Menschen unterworfen."

„Wir sind reich geworden, so reich an Gütern dieser Welt, wie noch keine Zeit vor uns gewesen ist. Aber gerade dieser Reichtum hat uns zum Sklaven unserer Bedürfnisse gemacht . . . Das Viel hat den Wunsch nach Mehr geweckt. Und ein ungestilltes Sehnen nach äußeren Gütern zog in die Menschenherzen ein . . . Denn es scheint ein psychologisches Gesetz zu sein, daß durch die Vermehrung der Sinnenreize, die uns die Nutzung der Sachgüter gewährt, eine Öde in unserem Innern entsteht, die wir zunächst (bis die große Umkehr kommt, die in die Wüste führt!) durch Häufung jener Reize auszufüllen trachten . . . In der Fülle der Genußgüter, die um uns emporwachsen, finden die idealen Regungen des Herzens ihr natürliches Grab."

Und von diesem Gesichtspunkte aus wirft Sambarts feuriger Geist ein blutig grelles Licht auf die Kultur unserer Tage. Was ist diese Kultur im innersten Kerne, wenn wir sie messen an den idealen Forderungen? „Es ist eine neue Kulturbasis geschaffen: das Steinpflaster; es ist daraus eine neue Kultur entstanden: die Asphaltkultur . . . Sie dringt in die Wälder ein, in denen die rationelle Forstkultur den letzten Rest von Urwüchsigkeit verdrängt, bis schließlich die Masse, die Masse wiederum so anwächst, daß ganze große Waldgebiete mit Wegen und Ruheplätzchen, mit Warnungstafeln und Wegweisern, mit Kneipen und Bedürfnisanstalten bedacht, mit einem Worte, in einen „Volkspark" umgewandelt sind . . . So wächst ein Geschlecht von Menschen heran, das sein Leben ohne rechte Fühlung mit der lebendigen Natur verbringt; das die Sonne nicht mehr grüßt, das nicht mehr in den Sternenhimmel hineinträumt, das nicht mehr die Stimmen der Singvögel kennt und nicht die weiße Winternacht, wenn der Vollmond auf den Schneefeldern glitzert. Ein Geschlecht mit Taschenuhren, Regenschirmen, Gummischuhen und elektrischem Licht: ein künstliches Geschlecht . . . Und . . . auch die vier Wochen, während deren sich die Massen einmal im Jahre aus ihren Steinschluchten heraus „in die Sommerfrische" wälzen, . . . sind sie erst zufrieden, wenn sie auch draußen auf der Digue, an der Bergeslehne oder an den Ufern des Alpensees Asphalt unter ihren Füßen fühlen."

Damit Hand in Hand geht eine Nivellierung der ehemals vorhandenen kulturellen Eigentümlichkeiten und eine bunte Mischung der verschiedensten Volksbestandteile. „Die lokalen Trachten, die Volkslieder, die bestimmten Sitten und Gebräuche einzelner Gegenden verschwinden immer mehr . . . Das großstädtische Konfektionshaus schreibt jetzt ebenso die Kleidermode auf dem Lande vor, wie der großstädtische Tingeltangel die Gassenhauer angibt, die in den Dorfstraßen gesungen werden. . . . Und wer den krummbeinigen, bleichwangigen, rasselosen Nachwuchs auf den Sandhaufen der großstädtischen Spielplätze mustert, kann leicht auf den Gedanken kommen,

daß auch auf dem Gebiete der Rassenbildung der Ersatz der Qualität durch die Quantität das eigentümliche Merkmal unserer Zeit sei."

Wie kann auf solchem Untergrunde die wunderbare Blüte der Dichtung wachsen? Wie kann aus dem toten Steine die Kunst ihre Nahrung saugen?

Und Sombart zieht in der Tat die letzten Konsequenzen: die literarische Epoche der Deutschen ist nach ihm unrettbar vorbei. Nicht nur, daß bei der Unmöglichkeit, auf die tausenderlei einstürmenden Reize der Außenwelt heute noch tief zu reagieren, das Original, die charakteristische Persönlichkeit in unserer Zeit so selten wird: Sombart konstruiert direkt ein historisches Gesetz, wonach nur ländliche Kulturen eine Dichtung und Philosophie entwickeln können, städtische hingegen — gleich der unsrigen — niemals. Nur eine Blüte der bildenden Kunst wäre nach ihm bei einer städtischen Kultur möglich; er weist hier hin auf Hellas und Renaissance. Da er nun aber wiederholt uns Germanen die ästhetisch-sinnlichen Fähigkeiten, das Talent zur Plastik, abspricht, stünden wir vorm reinen Nichts. Der geistige Bankerott wäre da.

Es ist klar: diese Betrachtung der Dinge führt zur Verzweiflung an der Kunst. Und damit zur Verzweiflung an der Zukunft unseres Volkes. Denn trotz all der Hunderte und Tausende, die den Namen der Kunst schänden: noch bleibt sie, neben der Religion, eine der sichersten Führerinnen der Völker aus toter, materialistischer Versandung zu ewigen Lebensgipfeln.

Ist wirklich die Bilanz richtig, die Werner Sombart hier aufstellt? Hören wir ihn nochmals mit seinen eigenen Worten: „Der Kapitalismus hat uns die Masse beschert, er hat unser Leben der inneren Ruhe beraubt, er hat uns der Natur entfremdet, er hat uns den Glauben unserer Väter genommen, indem er die Welt in ein Rechenexempel auflöste, und eine Überwertung der Dinge dieser Welt in uns wachrief, er hat die große Masse der Bevölkerung in ein sklavenartiges Verhältnis der Abhängigkeit von einer geringen Anzahl von Unternehmern gebracht. Aber dafür hat er eines gerade in bewunderungswürdiger Weise geleistet: er hat eine um 30 Millionen in Deutschland angewachsene Menschenmenge auf das beste mit Unterhaltsmitteln zu versehen vermocht, er hat gerade das Futterproblem meisterhaft gelöst ... So ist der Kapitalismus tatsächlich mit einem Glorienschein umgeben, aus dem sich mit flammender Schrift die Worte abheben: „Dreißig Millionen Menschen mehr."

Hier halten wir inne. Die Lösung des „Futterproblems" — und Gott, wie wenig noch ist es gelöst, man denke nur an Sombarts ausgehungerte, unterernährte Proletarierkinder auf den Spielplätzen der Großstädte! —: diese Lösung allein also stünde als Saldo auf dem großen Rechenbogen der Zeit. Hier stehen wir vor einer Unmöglichkeit.

Es sei zunächst gar nicht weiter verfolgt, daß Sombarts These: auf dem Boden städtischer Kulturen könne niemals eine Dichtung und Philosophie erblühen, gerade an dem Hellas eines Platon und Sokrates ihre deutlichste Widerlegung findet. Auch das Italien Dantes und vollends jenes Petrarkas war ein Land mit städtischer Kultur.

Der Kardinalpunkt, an dem Sombarts Argumente scheitern, liegt vielmehr in seinem fatalistischen Glauben: jede Kunst wurzle rettungslos in ihre Zeit, jede Künstlerpersönlichkeit sei unmittelbar bedingt durch ihre Zeit. Scheitert nicht dieser, vom Materialismus naturgemäß wieder besonders heute laut ausgerufene Aberglaube schon an der Erinnerung an unsere klassische Zeit? Wie konnte es möglich sein, daß so fundamental verschiedene Geister wie ein Goethe, Schiller und Herder nebeneinander emporwuchsen und die Fülle ihrer Persönlichkeiten entfalteten, wenn sie rettungslos von der Kultur ihrer Zeit bedingt gewesen wären? Denn wenn einer von ihnen der eigentliche Träger ihrer Zeitkultur war, konnte es der andere nicht sein. Ein unlösliches Dilemma tut sich da vor uns auf.

Gewiß: jeder Künstler wird von der ihn umgebenden Kultur Reize, Anregungen oder Hemmungen erfahren. Aber auch nicht mehr. Die Prolegomena alles Nachdenkens über Kunst und Dichtung enthalten ein einziges, aber fundamentales Problem: das vom Rätsel der Persönlichkeit. Darum allein kann sich der Dichter über seine Zeit erheben, ja ihr voraneilen, weil zwischen den außen auf ihn eindrängenden Reizen und seinem Werk das Medium seiner Persönlichkeit liegt, die von allem außer ihr Liegenden das eine annimmt, das andere zurückstößt.

Nur die Hemmungen, die unsere gegenwärtige „Omnibuskultur“ dem Dichterischen Schaffen bereitet, hat Sombart geschildert. Gewiß: darin hat er recht, diese Hemmungen sind gerade in unserer Zeit außerordentlich groß. Nie hatte eine große, hochgerichtete Kunst so schwere Daseinsbedingungen als heute. Die breite Flut des literarischen Handwerkertums — man nennt es Belletristik, und wir Katholiken dürfen stolz darauf sein, daß man uns in dieser Sorte einer Kunst allerletzten Ranges Inferiorität vorwarf, weil das ein Erweis ist, daß die Traditionen der großen Kunst bei uns noch nicht erstarben —: diese anschwellende Sintflut des künstlerischen Banausismus hat heute allerdings ihre fröhlichste Zeit. Denn sie ist das reinrassige Kind des Zeitprinzips der dumpfen Massenhaftigkeit.

Aber die wahre, die große Kunst ist kein Kind ihrer Zeit, sondern der Ewigkeit. Wäre der Künstler nichts weiter als ein Organ, das mehr oder minder willenlos seine Zeit reflektiert, dann allerdings wäre es besser, er brännte Kognak oder hämmerte Stahlschienen; denn, dann wäre er wenigstens kein unproduktiver Nichtstuer. Aber die Kunst ist doch dazu da, nicht die Kultur wiederzukauen, sondern sie zu ergänzen, zu vollenden, abzurunden. Ohne sie gibt es keine

Kultur, sondern nur Kulturtrümmer. Und bestände der Zweck und die Größe unserer Kultur, wie Sombart meint, wirklich nur darin, das „Futterproblem" zu lösen, so tut eigentlich der das Höchste für diese Kultur, der sich eine Kugel durchs Hirn jagt. Denn ein hungriger Magen weniger erleichtert sicher die Lösung dieses Futterproblems.

Die große Kunst — das wissen wir aus der Vergangenheit und das ist auch die Hoffnung unserer Zukunft — bricht sich vielmehr Bahn trotz aller Kulturhemmnisse um sie her. Klagt nicht schon Dante über genau dieselben Kulturhemmnisse wie jene, die heute bestehen, wenn er — um nur eine von vielen Stellen zu nennen — im Inferno, XVI, 73—75, sagt:

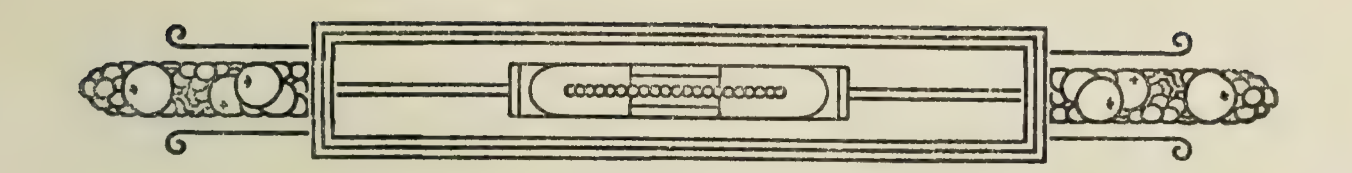
> „Volkszuzug und der plötzliche Gewinn
> Hat dich zu Stolz und Übermut betört,
> Florenz, daß du's mit Herzleid schon wardst inn."

Dennoch wurde sein Werk zu einem Kulturfaktor seiner und der kommenden Zeit, und die Renaissancekultur ist undenkbar ohne ihn. Nicht die Kultur hat ihn gemacht, sondern er die Kultur.

Und wie sollte heute, im furchtbaren Trubel menschenmörderischer Arbeit, im entfesselten Daseinskampf, das Leben — vor allem der arbeitenden Schichten — noch erträglich sein, gäbe es nicht die heiligen Schimmer, die von Religion und Kunst her ins dunkelste Dasein leuchten!? Der Bergwerksarbeiter, der in die Grube steigt, stündlichen Tod vor Augen; der Denker, der seine Nerven zerreibt um Probleme und Probleme: glaubt man wirklich, sie täten es, weil ein dumpfer Trieb sie reizt, das angeblich höchste Kulturproblem der „Fütterung" mitzulösen? Es muß doch andere Ideen geben, die ihnen allen voranleuchten: Ideen, die lebten, ehe unsere kapitalistische Kultur war, und die sie noch überdauern werden.

Und diese Ideen sind es, die, von der Religion und Kunst verkündet, unsere Kultur mit ihren zentrifugalen Tendenzen (wie Rassenkampf und Klassenkampf) doch im Grunde zusammenhalten. Sie wie eine herrliche Oriflamme unserer Zeit zu zeigen, ihre Fahne den Massen voranwehen zu lassen: das ist Aufgabe echter Künstler. Ja dann wirkt der Künstler auch produktiv selbst im rein wirtschaftlichen Sinn: denn er gibt all den abgearbeiteten, müdgewordenen Massen neuen Tatendrang, neue Kraft und neues Arbeitsfeuer.





Kritische Gänge.

Von Albert Christiani.

Gottsucher — Gottfinder: dies Thema setze ich meiner heutigen Studie vor. Nicht alle Gottsucher werden Gottfinder. Den Beweis dafür scheint Rosa Mayreder liefern zu wollen in ihren Sonettenkränzen Zwischen Himmel und Erde. (Jena 1908, Eugen Diederichs, kl. 4°, 123 S. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.50.) Der Titel deutet eine Schaukelstellung der Stimmung an, die man eigentlich der scharf logisch veranlagten Autorin des Frauenbewegungsbuches „Kritik der Weiblichkeit" nicht hätte zutrauen sollen.

Tatsächlich schwankt die religiöse Auffassung R. Mayreders in dieser Gedichtsammlung hin und her. Erst wendet sie sich an einen persönlichen, sogar richtenden Gott. Dann sieht sie der „Metaphysik Schäume" zerrinnen, ohne daß sie auf der Seele „ewig Anrecht" verzichten möchte; die Frage, ob die Kunde von dem dereinst in neuem Leben zu gewinnenden „erhöhten Sein" nur als Märchen gelten dürfe, erwidert sie mit der Feststellung, daß wir, „der Hoffnung Sklaven, den Wunsch nach jenem Heile, die eingeborne Torheit", nicht besiegen können. Hierauf „befreit" sie sich „aus des Gesetzes und des Glaubens Starrheit", um unter dem Lichte, das aus ihrem eigenen Innern quillt, „des Suchens dunklen Weg" zu beschreiten: „Wenn niemals auch der Schleier gänzlich fällt, du findest doch ein weltumfassend Ahnen." Dieses bringt ihr wiederum die „heilige Botschaft kommender Vollendung" nahe. Der kosmosophische Schluß: „Was du erlangen magst mit deinen Sinnen, das bist du selbst, gebannt in Raum und Zeit", führt sie folgerichtig zur Selbstvergöttlichung: „Nichts Wirkliches kann ohne dich entstehen"; der Wille des Wissenden ist „ein Herr der Erden- und der Himmelsmächte".

Allmählich, leise hebt abermals der Glaube an einen persönlichen überweltlichen Gott das Haupt. Die „gnadelos des Friedens Weihe" störenden Wünsche aus der Brust verbannend, betritt sie, aufs Göttliche gestimmt, die von „Orgelfeiertönen" erfüllte Kirche, und „aus dem Born der Musik gestillt" bringt sie „sich dar zu himmlischem Versöhnen". In ihren so erweiterten Anschauungskreis ragt sogar „des Leidens grauenvollste Vision" herein: der „Gottessohn" in seiner Todesnot. Aber auf das: „Ist er denn auferstanden, wie sie sagen?" weiß sie nur diese Antwort: „Die Welt, sie schreit in unerlöster Pein, und der Erlöser bleibt ans Kreuz geschlagen." Das Bild aber läßt sie nicht los. In dem ergreifenden XXIV. Sonett des Kapitels „Niedergleiten" folgt auf das Zurückbeben vor der

Macht des Glaubens an den Gekreuzigten und auf das Grauen vor dem Kreuze, als Zeichen der die Welt vernichtenden Qual und des Todes, ein wundersames Schauen: „in morgenrotem Glanze“ schwillt um das „dunkle Holz ein Rosenflor und schließt es blühend ein mit einem Kranze“. Doch der Rückfall kommt und steigert sich bis zu der abgeschmackten Zweifelsfrage über sich selbst: Ob Tier — ob Gott?

Erotisch reine Liebe durchwebt das ganze Buch; Elizabeth Barret Brownings berühmte Sonnets from the Portugese mögen der Verfasserin wohl als Muster vorgeschwebt haben. Wenn ja, so hat sie dieses nicht erreicht. Ihre Versicherung: „Mit meinem Blut ist jedes Wort geschrieben!“ muß auf Skepsis stoßen. Allzu viele kühle Lehrhaftigkeit ist ethisch und poetisch unausgelöst geblieben. Einzelnes mutet in seiner steifen Trockenheit sogar fast drollig an Aber viel Gutes, verstreut sehr Schönes findet sich, und der wenn nicht auf philosophische, so doch auf seelische Tiefe deutenden Gesamtheit darf das Prädikat des Künstlerischen nicht verweigert werden.

Mehr Gottfinder als Gottsucher: diesen Eindruck erhalten wir aus Gustav Schülers Gedichten „Auf den Strömen der Welt zu den Meeren Gottes“. (Leipzig 1908, Fritz Eckardt. Kl. 4°. 199 S. Brosch. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50.) Der etwas langatmige Titel weist klar auf das Endziel: der Strom verfolgt unverrückbar seinen Weg zur Mündung. So mag Schüler sich oft erst wieder bewußt haben heimfinden müssen zu Gott: wirklich aus den Augen verloren hat er ihn gewiß nie. Dennoch täuscht in etwa das auf den ersten Blick programmatische Eingangsgedicht:

Dein Lied.

Dein Lied sei Sang, den eine Seele singt,
Die, los vom Weltgewühl, sich Welten dichtet,
Im Dämmerweben noch von Nacht umringt,
Im Dämmertraum von Morgenglut durchlichtet.

Musik hat jedes Wort und friedeleis
Ein Frommsein, wie ein reines Kinderleben,
Ach, eine Welt sei deiner Lieder Kreis,
Da Losgelöste sich die Hände geben.

Das „Friedeleis“ und „Frommsein wie ein reines Kinderleben“ wird nicht annähernd immer wahr an dieser bemerkenswerten Sammlung, die sich, in der jeweiligen Reihenfolge unorganisch, unter drei Kapitel eingliedert: Leben und Natur, Liebe, Gott. Der erste dieser Abschnitte trägt meist noch das Gepräge des in sich harmonisch Gefaßten. Naturlieder, jetzt von entzückender, oft naiv schelmischer Unberührtheit, jetzt von knapper Urwüchsigkeit, Gemütsausströmungen von nun zarter, nun originell kraftvoller Wirkung stehen neben wie aus Mondlicht und Blumenduft gewobenen romanzenhaften Dichtungen sowie größeren balladenartigen von brausender Wucht und

lastendem, auch grausigem Thema. — Der zweite Hauptteil bringt außer einer Fülle süß einschmeichelnder und tief ergreifender, sehnsüchtig schmelzender und wild stimmungsvoller Strophen physisch und psychisch Abstoßendes: ein Überschäumen des ungeläutert Stofflichen im Menschen, ein ungezügeltes sinnliches Aufflackern, das des Autors eigene Worte bestätigt: „Ich bin ein König von der Schwachheit Gnaden, ein Riese bin ich, der vor Zwergen liegt." Aber weil er sich der Selbsterkenntnis unterstellt, weil er unerbittlich aus ihr seine Resultate zieht, darum kann er sich wandeln und aus Untreue gegen sich selbst und gegen Gott heimfinden zu diesem. — Mit einem mächtigen Gedicht: „Zu Gott", setzt die dritte Serie ein. Hinreißend schildert es den großen geistigen Zug unserer Tage: „All unsere Zeit ist ein Geschrei nach Gott", und:

> Die Angst um Gott schlägt schütternd auf uns ein,
> Und jeder Schritt weint auf nach seinen Wegen,
> Fast fleht am Menschheitswege jeder Stein:
> „Kommt denn den Suchern noch kein Licht entgegen?"

Auf den nun folgenden Blättern finden wir Unmittelbares, Packendes, Großartiges, hie und da schauerlich Gigantisches und viel lieblich Schönes, doch auch, besonders für uns Katholiken, Seltsames sowie einzelnes Übertriebenes, aber nie eigentliche Dunkelheiten. Der Haupteindruck bleibt: es ist ein Hinströmen zum Ewigen, ein Sich-Ergießen in Gott und Christum, den göttlich verehrten Heiland und „Bruder Jesus", seitens eines gemütsinnigen, männlich tapferen, edelsinnigen Emporstrebenden, der als Mensch und als Künstler unsere warme Anteilnahme, unsere Hochachtung erzwingt. Bemerkt sei: das sonnig Sinnige und abgeklärt Tiefe liegt ihm doch näher als das heroisch Stürmische, obwohl auch dieses in ihm sich zu vollkommener Wirkung auszugestalten vermag. Er hat eine große Meisterschaft der Sprache und der Form; nur selten verfällt er zu sehr der Breite, und verhältnismäßig weniges wünschten wir hinweg. Zu diesem gehört in erster Linie das brutal Sensuelle. Es auszumerzen sollte ihm nicht schwer fallen, der selber „zum Reinen" um Erlösung „vom Joch der Sinne" erschütternd fleht und dessen innerster Not Glutverse wie die des „Gebets um Reinheit" entquollen.

Glutvolle Reinheit durchleuchtet die Gedichte Brennende Kerzen von Anna Nütten. (Essen-Ruhr 1909, Fredebeul & Koenen. Kl. 4°. 182 S. Geb. Mk. 4.50.) Das Deckbild und die Einleitungsstrophe zeigen: es ist ein Opferleuchter, auf dem diese Kerzen entglommen; der Dichterin ganzes Sein ist dem Höchsten zugewendet, auf daß in seinem Dienste ihre Kräfte sich verzehren. Gleich die erste Abteilung überschreibt sich daher „Opferkerzen", und deren Flammen erhellen auch die folgenden Kapitel: Ewiges Licht, Irrlichter, Lebenskerzen, Wanderers Licht, Buchverse. Man spürt es bald: diese Frau hat ein ursprünglich ungestümes, jedoch gebändigtes

Herz; ein Temperament, das Hindernisse überwindet, im Feuerofen des Leids seine Schlacken ausglüht; ein Gemüt, das innig und stark im Menschen den Menschen erfaßt, dem Guten zutiefst sich eint, das Böse, wenn auch nach heißem Kampfe, kraftvoll abstößt; eine Seele, die rastlos nach Gott als dem Allerpersönlichsten in der begrenzten und unbegrenzten Schöpfung sucht, ihn nie bezweifelt und ihn doch immer wieder von neuem findet: als den in allen Dingen, in jedem Moment Unentbehrlichen, als das Ein und Alles, das jede Lebensregung in ihr und um sie weckt, schützt und fördert, das sie selbst und ihre Welt mit Lichtfittichen umspannt und auf diesen aus Nacht zur Sonne trägt.

Und dieser innersten Veranlagung und Ausreifung entspricht eine energische, originelle Kunstbegabung, die freilich noch bildungsfähig, aber doch bereits im Fruchtstadium ist. — Ich will gleich sagen, was mir, abgesehen von der unzureichenden Interpunktion, an dieser Sammlung mißfällt: sie hätte strenger gesichtet und im einzelnen genauer abgewogen werden sollen (einiges fast ans Triviale Streifende gehört unbedingt ausgeschaltet!); sie weist des öfteren unverhältnismäßige Längen auf, — gerade dieses aufs Gedrungene, Wuchtige zugeschnittene Talent sollte sich vornehmen: „Womöglich nie über eine Seite hinaus!"; verschiedene Gedichte fallen gegen das Ende zu mehr oder weniger jäh ab; hie und da, z. B. gleich zu Anfang, schleichen sich Stilhärten ein, die leicht hätten vermieden werden können.

Denn A. Nütten verfügt über unverkennbare Sprachgewalt, dazu über ein Formtalent, das ihr selten versagt. Wie flüssiges Erz oft umschmiegt die Diktion den meist schweren, zuweilen herben Gedanken- und Empfindungskern; dann wieder, aber nicht oft, gleich duftumwobenem Silberflor ein frühlingshelles Sonnenland. Der Ideenkreis ist hoch und tief, nicht weit, die aus ihm schöpfende Gestaltungskraft des Zieles, nicht immer der Mittel (außer dem der Metrik) unbedingt sicher. Es kann ihr geschehen, daß sie im Ringen um die unmittelbare Äußerung gequält im Ausdruck wird. Nie aber unwahr, unecht. An dieser Frau ist alles ungeschminkte Individualität — und just die macht zum größten Teil den Dichter.

Unmittelbare Ruhstatt in Gott hat Jacinto Verdaguer gefunden, wie das sein religiöser Gedichtband Der Traum des heiligen Johannes beweist (Deutsch von Klara Commer. Münster i. W. 1909, Alphonsus-Buchhandlung. Gr. 12⁰. 76 S. Geb. Mk. 2.—). Der berühmte Spanier, Verfasser der „Atlantis", gibt uns hier, auch in der vorzüglichen deutschen Gewandung, „die hervorragendste Herz-Jesu-Dichtung der Weltliteratur", (s. „Ein Wort der Einführung" von Dr. P. Expeditus Schmidt), „ein Zeugnis des allzeit regen Glaubens, der der höchsten Kunst die schönsten Vorwürfe bietet, die nur den Dichter brauchen, ihre vollendete Form zu finden." Das Ganze ist in visionäre Stimmung getaucht.

Beim letzten Abendmahl träumt Johannes an der Brust des Heilands und sieht himmlisch Ewiges und, mit diesem eng verbunden, „irdisch Künftiges". „Wie ein Riese nimmt die Christus-Sonne leuchtend durch die Welt den Siegeslauf." In Sternenglanz, in Morgendämmerung, als Tagesanbruch strahlen zu ihrer Verherrlichung die Heiligen der Kirche: von Maria bis herab zu St. Franz von Sales, alle vom Dichter in ihrer Eigenart genial, oft zündend knapp gezeichnet. Den Sonnenaufgang der Herz Jesu-Verehrung kündet B. Margareta Alacoque. Das in seiner mystischen und poetischen Schönheit wundervolle Buch schließt mit einem grandiosen apokalypsischen Ausblick und mit dem Erwachen des Liebesjüngers zur schweren Trauer des Augenblicks, zur Hoffnung der ewigen Wonne.

Und nun noch zu Johannes Jörgensens jüngstem in (vortreffliche) deutsche Übertragung gekleideten Prosawerk: U. L. Frau von Dänemark. Autorisierte Übersetzung von Johannes Mayrhofer (Kempten 1908, Jos. Köselsche Buchhandlung. 8⁰. 351 S. Geb. Mk. 4.50). Ich weiß nicht, ob diese Konversionsschrift des vielgenannten dänischen Konvertiten unmittelbar andere Konversionen nach sich ziehen wird. Dazu ist es vielleicht zu rückhaltlos offen, bei allem tiefen, ja furchtbaren Ernst zu ausgesprochen bekenntnisfroh. Aber mittelbar kann es halbe Wunder tun. Freilich darf man nicht mit Ansprüchen an künstlerische Vollendung herzukommen. Ganz davon abgesehen, daß eine derartig immense Ideenfülle, wie sie hier zusammengetragen wurde, überhaupt schwerlich auf epischem Wege Bewältigung finden könnte, hat der Autor ersichtlich eine regelrecht künstlerische Auswirkung gar nicht angestrebt. Schon die vielen langen Zitate aus Oskar Wilde, J. P. Jacobsen, Rousseau, Schopenhauer, Ernest Hello, Allies, Kardinal Manning, St. Ignatius, Angela von Foligno ꝛc. zeugen dafür. Zu lang sogar an sich, wie immer wirkungsvoll, werden manche denken. Der Vorwurf fällt weg, wenn wir diese Tatsache ins Auge fassen: Jörgensens Absicht war, zu dem wichtigsten aller apologetischen Zwecke einen möglichst reichen, möglichst beweiskräftigen Gehalt in eine möglichst populäre, möglichst weittragende Form zu gießen. Das ist ihm gelungen, ohne daß ihn der Dichter durchaus im Stich gelassen hätte. Im Gegenteil: er stellt die Träger der Handlung so plastisch vor uns hin, daß wir sie während der Lektüre nie mehr aus dem Gedächtnis verlieren; er motiviert die große Wandlung in seinem Helden und den zwei nächsten Hauptpersonen so überzeugend, daß auch der ihnen nicht Zustimmende, falls er überhaupt urteilsfähig ist, sie wird begreifen können. Und der empfindungs-, wort- und farbenstarke Künstler Jörgensen kommt voll zur Geltung in den Traum- und Bekehrungsszenen, die uns nicht nur vollbefriedigend an das Beste in seinem „Jüngsten Tag" erinnern, die uns auch bis ins Mark unseres inneren Menschen erschüttern. Nicht zuletzt den Katholiken, lauen und posi-

tiven, wünsche ich dieses Buch in Hand und Haus. Was wir an unserer herrlichen Religion haben bis ins größte und einzelnste hinein: hier finden wir es ergreifend dargetan, uns ans Herz gelegt von einem ehemaligen Irrfahrer, der Gott suchte und fand, der ihn in seiner Seele Tempel bewahrt mit unbeschränkter, anbetender Dankbarkeit.



Bücher-Anzeigen.

Gustaf af Geijerstam, Das Haupt der Medusa. Eine Geistererscheinung aus dem Leben. Roman. Neue Ausgabe. S. Fischer, Berlin 1908. 8⁰. 280 S. Geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50. — Die Brüder Mörk. Roman. Ebenda 1808. 8⁰. 285 S. Geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

Den erstgenannten Roman hat dieser hochbedeutende schwedische Erzähler bereits 1895 geschrieben und jetzt umgestaltet als „Gedenkbuch" zu seinem 50. Geburtstage herausgegeben. Damit wollte er „den ersten Schritt auf dem Wege" markieren, den er seither weiter zu begehen „versucht" hat: nach der damaligen Lösung einer geistigen Krise, die er durchmachen mußte, „um nach der Zersplitterung und den Stürmen der Jugend sich zu sich selbst zurückzufinden". Auf den Vorwurf des im Buche sich vordrängenden Pessimismus antwortet der Verfasser an sich richtig, daß ja nicht ein anderer, sondern er selbst den Roman geschrieben habe. Und im Grunde behält dieser Pessimismus auch nicht den Sieg, obwohl der Held an der ihm vom Schicksal quasi aufgezwungenen Verneinung des Lebens (hier unter dem Symbol des Medusenhauptes dargestellt) bis zur Selbstvernichtung angesichts drohenden Wahnsinns scheitert. Aber unmittelbar vor dem Furchtbaren dankt er der Macht, die ihm die Fülle des Lebens geschenkt hat, „einst höchstes Glück, zuletzt seine bitterste Qual". Und in Lebensbejahung beugt er sich ihr: „Das Leben hat gegeben, das Leben hat genommen. Gesegnet sei alles Lebende." Dem einzigen Feinde, den er gehabt hat, verzeiht er und lernt endlich noch sich selbst verstehen: „Ich war ein Träumer, der sich zur Energie träumte und sich seiner eigenen Natur zum Trotz mit Gewalt durchs Leben drängen wollte." „Es war meine eigene Schuld," schreibt er seiner Frau, „daß niemand außer Dir wußte, daß ich schon auf der ersten Seite meines Lebens fehlgerechnet hatte." Das Allerletzte ist, wie wir es seltsamerweise öfters bei Selbstmördern finden, eine Bitte um Gebet zu dem Gott, dem eben „andere" glauben.

Die Komposition ist etwas verwickelt, eine Art verschmolzener Zusammenschachtelung von gedachten und geschriebenen Reminiszenzen. Zunächst, S. 9—122, ein Prolog des Schriftstellers Sixten Ebeling. Dann, S. 125—272, ein Tagebuch des Schriftstellers Tore Gam, dem jener zum Lebensfeind wurde und an den er die sein äußeres und inneres Dasein widerspiegelnden Blätter adressiert; in dieses Tagebuch ist wiederum die memoirenartige „Jugenderinnerung" eines Dritten eingewoben. Zum Schluß ein „Epilog" des Adressaten, der von krasser Selbstsucht zu reuiger Selbsterkenntnis sich bekehrt und infolgedessen die Behauptung der Herrenmenschen als Lüge überschaut, daß „in dem wilden Kampfe aller gegen alle" die besten Individuen bestehen. „In diesem Streite gehen die Besten unter." Er selbst hat einen der letzteren „mit Absicht und voller Überlegung von sich gestoßen, ihn mit Geringschätzung behandelt". Mit Grauen dämmert ihm das jetzt als Sünde wider den Heiligen Geist auf, als „die einzige Sünde, die nicht vergeben werden kann". Das Grauen empfindet der Leser mit, er empfindet es auch sonst in diesem

innerlich reinen, aber alle Nerven aufrührenden, an alle Tore der Seele pochenden Buche. Nur nervenstarke und zugleich seelisch dürstende Charaktere dürften dieses lesen. Auf sie kann es, unter bestimmten Vorbedingungen, als Befreiung wirken.

Innerlich rein und dabei, im guten Sinne, erdhafter ist auch der zweitgenannte Roman. Wiederum sind es zwei einst einander eng verbundene Menschen, die sich, zum heißen, dann sich verhärtenden Schmerze des einen, auseinanderleben: in diesem Falle nicht Freunde, sondern leibliche Brüder, von denen der bessere den minderwertigen überlebt, in dessen Todesstunde sich noch, allerdings jenem unbewußt, zu ihm findet und damit auch den Weg zurück zum echten Leben: in verstehender Liebe und Tatkraft für andere. — Außer den zwei Hauptgestalten sind die Frauen und Verwandten der Brüder und sonstige Charaktere mit vollendeter Meisterschaft gezeichnet, auch die eingeflochtenen Naturschilderungen prachtvoll gegeben. — Das für uns Beste fehlt ja, wenn nicht ganz, so doch in seiner eigentlichen Tiefe den meisten solcher Bücher. Damit muß man sich zunächst abfinden, um ihnen in ihrer Eigenart gerecht zu werden und Bleibendes aus ihnen zu schöpfen.

Frances Maitland, In der alten Heimat. Erzählung. Berechtigte Uebertragung von A. Brandt. Graz 1909. Verlag von C. J. Oehninger. 8°. 472 S. Geb. Mk. 5.—.

Frances Maitland ist bekannt durch ihre frische Art, ins Leben zu schauen und zu greifen. Sie braucht nicht erst nach Stoffen und Personen zu suchen: man fühlt, daß die Wirklichkeit ihr täglich, ja stündlich Neues offenbart. Dabei steht sie auf festem katholischen Boden und weiß sich innerlich, so genau sie die Dinge schaut und betrachtet, vor allem Anstößigen zu bewahren. Das vorliegende Buch, von der Übersetzerin geschickt und flott verdeutscht, gehört entschieden zur gehobenen, zur edlen Unterhaltungsliteratur. Der Anfang bringt das jetzt vielfach beliebte Sujet eines Mietshauses: des „Baronshofes", einer Armenkaserne, deren verschiedene Mieter und Besucher nebst der äußerst unsympathischen Mietsherrin sehr charakteristisch vorgeführt werden. Im Mittelpunkte steht ein rassiges junges Mädchen, das sich im Laufe der Handlung als berechtigte Erbin eines kolossalen Vermögens entpuppt. Ihr stolzer Sinn geht auf Reichtum, aber als das Erbe ihr zufällt, weist sie es zunächst empört zurück, weil durch des Erblassers selbstsüchtige Nachlässigkeit Mutter und Schwester ihr in bitterer Bedrängnis gestorben sind. Sie besinnt sich dann doch eines anderen, und die Geschichte schließt mit ihrer glücklichen Heirat, ohne daß dem Leser — und dies geschieht selbstverständlich mit Absicht der Autorin — der Eindruck einer durch den Charakter der Heldin bereits gesicherten Grundlage solchen „Glückes" zuteil würde. Ich denke mir, daß die Erzählung in einer zweiten ihre Ergänzung finden soll. Aber auch so wie sie vorliegt, erscheint sie formal abgeschlossen. — Alle Stände liefern zu dem Ausbau der Darstellung ihre Typen, die durchweg real, mit pulsierendem Leben, geschaffen sind. Besonders interessant erscheinen die Vertreter des ärztlichen und des (katholisch-) geistlichen Berufes, von denen die letzteren eine tiefere Verbindungsnote in das — genau besehen — etwas fragmentare Ganze hineinbringen. Daß der im Urtext längere Roman für die deutsche Ausgabe etwas zusammengezogen wurde, halte ich für keinen Schaden. Das Buch wird voraussichtlich auch bei uns einen breiteren Leserkreis finden. E. M. Hamann.

Margarethe von Oertzen, Stern des Niedergangs. Roman in zwei Büchern. Verlagsanstalt Benziger & Ko. Einsiedeln 1908. 8°. 545 S. Geb. Mk. 6.—.

Auch an diesem Roman spaltet bezw. splittert sich die Kritik. Vorwiegend verhält sie sich günstig. An einer Stelle aber erhebt sie den Vorwurf, als ob die dargestellten Charaktere sich nur in Teufel oder Engel teilten. Diesen Tadel möchte ich niedriger hängen, weil er vielen katholischen Lesern sichtbar werden wird und — weil er nicht zutrifft. Man könnte sogar sagen: Just das Gegenteil ist wahr. Denn

alle vorgeführten Personen zeigen Menschlichkeiten: die schlimmen auch nach der guten, die guten auch nach der schlimmen Seite. Das hindert aber nicht mein Urteil, daß ich das vorliegende Buch nicht zu M. v. Oertzens Bestem rechnen kann. Dafür ist in ihm die romantische Saite wiederholt zu sehr überspannt; auch kommen in der Charakteristik wie in der Handlung zu viele Verschwommenheiten vor. Dennoch ist das Werk berechtigt: eine Gestalt wie die der prächtigen schwäbischen „Tante" genügt allein zu dieser „Berechtigung". — Im Mittelpunkte der Handlung steht ein inaktiver Offizier, der Frau und Kinder quasi seinem Götzen „Position" opfert. Erstere geht an seiner Selbstsucht zugrunde, letztere ringen sich durch. Die Tendenz zielt auf die Klarstellung des echten und des unechten Glücks, der wahren und der falschen Ehre. Das Buch ist kein Kunstwerk, aber es hat künstlerische Partien und eine unverkennbare Richtung auf seelische Vertiefung hin. Wegen seines „spannenden" Vortrags wird es viele Leser und zumal Leserinnen finden. Aber wir möchten der begabten Autorin raten, die Zügel ihrer Phantasie doch wieder straffer in die Hand zu nehmen! die Gefahr belletristischer Schablone liegt zu nahe.

Otto Erich Hartleben. Briefe an seine Frau. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Viele haben sich gewiß gefragt, ob die Veröffentlichung dieser Briefe notwendig gewesen sei. Sie vervollständigen ja in ihrer Weise das Bild des Dichters von „Rosenmontag", der zynisch und skeptisch in unsere moderne Welt blickte. Sie offenbaren einen „Menschen", wie der Herausgeber sagt, einen schwachen Menschen, der trotz seines anarchistischen Freiheitstaumels die Verse Lügen straft, die er in einem Bruchstücke seines angefangenen letzten Werkes „Diogenos" schreibt:

„Nicht Vaterland, noch Eigentum und Haus
Sind meine Herren — beugen muß ich mich
Vor keiner Knechtschaft, die im Herzen thront.
— — — — — — — — — — — — — — — —

Diese Briefe, die auf den eigenen Wunsch seiner Frau veröffentlicht wurden, zeugen gegen ihn und bilden mit der in vielen Briefen durchdringenden Anklage gegen Hartleben eine Verteidigung ihrer selbst. Als Hartleben am Gardasee starb, stand eine andere Frau an seinem Sterbelager. Es ist peinlich, den Werdegang dieser Liebe bis zu dem Wendepunkte mitzuverfolgen. Mir will es vorkommen, als ob diese Selbstverteidigung durch die Korrespondenz vor der wissenden Mitwelt der Zweck der Veröffentlichung war. Man war auch wirklich erstaunt, zu hören, daß nach dem Tode Hartlebens es Stimmen gegeben hat, die seine Persönlichkeit „höher bewerten wollten als seine rein dichterische Bedeutung", und daß darum die Gegenwart „schon ein Recht auf die nicht dichterischen Lebensäußerungen dieses Mannes zu haben glaubte". Ein großes allgemeines Interesse können diese Intimitäten, die weder eine erquickliche noch erhebende Lektüre bilden, nicht beanspruchen. Sie sind nur für den Literaturhistoriker von Wert, weil er darin ein Stück Seele des Dichters findet und danach ermessen kann, wie Leben und Werk eines Menschen ineinanderfließen und sich gegenseitig bedingen. Pierre Paulin.

Konrads von Würzburg Goldene Schmiede. Ein Lobgesang auf die allerseligste Jungfrau. In die neuhochdeutsche Sprache übertragen und mit einer Einleitung versehen von Bernard Arens, S. J. Mit 6 Kunstbeilagen. Köln, J. P. Bachem. Geb. Mk. 3. —.

Arens macht hier durch eine in Gedanken und Ausdruck dem Original glücklich angepaßte Erneuerung den Versuch, die berühmteste Mariendichtung des deutschen Mittelalters „jenen Geistern, die Sinn und Geschmack für edle symbolische Dichtkunst haben", wieder vertraut zu machen, nachdem sie einst Jahrhunderte hindurch

das Vorbild für verwandte Dichtungen gewesen war. Der letzte höfische Epiker schuf hier aus dem Gold tiefsinniger Beiworte und beziehungsreicher Vergleiche, die frommer Geist vor ihm in blendender Fülle ersonnen, eine leuchtende Krone für das Haupt der Gottesmutter. Wer etwa geneigt wäre, diesen fast verwirrenden Gleichnisreichtum für unsere Zeit als veraltet hinzustellen, mag an Wilhelm Grimms Worte erinnert sein: „Was Jahrhunderte hindurch gedauert hat, das muß die menschliche Seele wirklich berührt und befriedigt haben und man darf nicht den Standpunkt unserer Zeit und ihren Geschmack hier geltend machen wollen ... Beurteilt werden kann hier nur die Aufrichtigkeit und innere Lebendigkeit des Gedankens." Und die üben bei erneuter Lektüre auch heute noch ihre tiefe Wirkung.

Franz Ranegger.

Josef Gangl, Der letzte Baum. Roman. Regensburg o. J. (1908), J. Habbel. 8°. 236 S. Geb. Mk. 3.—.

Der Böhmerwald stellt eine besondere Provinz in der deutschen Literatur dar. Seit Stifter, Rank, Meßner und in neuester Zeit Anton Schott und Johann Peter den biderben, wurzelfesten, treu an deutscher Sitte und Sprache festhaltenden Menschenschlag dieses bayrisch-böhmischen Grenzgebietes in lebensechten Typen geschildert haben, ist der durch Schiller, der ja dort seine „Räuber" ansiedelte, und noch durch den Jungdeutschen Theodor Wundt verbreitete Glaube, daß der liebliche Erdenwinkel in seinen reichen Waldbeständen Räuber und Mörder beherberge, endgültig ins Reich der Sage verwiesen. In Josef Gangl dürfen wir einen neuen aus dem wirklichen Leben schöpfenden Schilderer der Böhmerwäldler und zugleich einen tüchtigen, eigenständigen Dichter begrüßen, der höchstens in der klaren Sachlichkeit und sorgfältigen Gepflegtheit des Stiles sowie im zarten Stimmungszauber, der aus der Landschaft selbst emporquillt und alles herbe Geschehen mild verklärend einhüllt, die Schule Stifters verrät.

Der Roman verfolgt den langsamen wirtschaftlichen Niedergang einer einschichtigen, reichen Bauernfamilie des Böhmerwaldes. Leichtsinn und ökonomische Untüchtigkeit bringen sie so weit herab, daß unser Held, der selber das in stetig absteigender Linie sich bewegende Geschick von Großvater und Vater und das eigene leidvolle Leben erzählt, vom „letzten Baum" sich eben noch einen Wanderstab für die Fremde abschneiden kann. Mit einem Fragezeichen entläßt uns der Dichter; aber der milde Optimismus, der sich im Buche kundgibt, läßt uns hoffen, daß des heimlosen Erzählers weiteres Leben nicht im Dornengestrüpp gemeiner Lebensnot erstickt. Gangl scheute offenbar vor der wuchtigen Größe seines Themas zurück und zog es vor, einen vorläufigen Abschluß zu bieten.

Davon abgesehen ist von dieser realistischen Dichtung nur Rühmliches zu berichten. Die Sprache schöpft zu ihrem Vorteil aus der anschaulichen Redeweise des Volkes und gefällt durch ungekünstelte Natürlichkeit. In frischer Ursprünglichkeit geben sich die Personen, und Milieu wie landschaftlicher Rahmen sind aus innigster Vertrautheit heraus gezeichnet. Mit schöpferischer Gestaltungskraft läßt Gangl eine Reihe von lebendigen Charakteren vor uns werden und sich entfalten. In den Gang der Haupthandlung ist ein Kranz von hübschen Episoden eingeflochten, von denen die Schlaglichter eines gutmütigen Humors auf die düstere Linie der Romanereignisse fallen. Im ganzen: eine tüchtige dichterische Kraft mehr im nicht geringen Chor hörenswerter deutscher Erzähler und diese herzenswarme Schöpfung ein freudiges Ereignis für jeden Freund der Literatur.

Franz Ranegger.

Bernhard Kellermann, Der Tor. Roman. Berlin 1909, S. Fischer. 8°. 468 S. Geh. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Bernhard Kellermann hat sich schon durch seinen Erstling „Yester und Li", mehr noch durch den Roman „Ingeborg" einen breiteren Leserkreis erobert. Ich kann nicht sagen, daß „Der Tor" es mir gerade „angetan" hätte. Aber einen nachhaltigen Eindruck habe ich von ihm erhalten. Und zwar diesen: Hier äußert sich

ein Dichter, ein echter, der sich aber in seinen Träumereien und deren Ausspinnungen, auch im Kompositionellen zu sehr gehen läßt. — Unglaublich, wie oft und wie lang, last not least wie unzeitig bisweilen sich der hyperhumane Held — er ist nebenbei protestantischer Vikar mit ersichtlich geringer praktischer Berufung — über die kühnsten und zartesten Dinge verbreitet. Gleich zu Anfang webt er am Grabe einer gefallenen selbstmörderischen Dienstmagd letzterer sozusagen einen Heiligenschein ums Haupt. Ein andermal entwickelt er in einer Spiel- und Saufkumpanei, in die er ziemlich zufällig geraten ist, seine Anschauungen über mittelalterliche und moderne Kultur, über Mystik und Wissenschaft, über Wunder Christi, die er in einem Augenblick als „Fabel", im nächsten als wahrscheinlich erklärt usw. Am häufigsten und ausgiebigsten spricht er mit sich selbst. Aber das versteht man ja. — Sein rednerisches Gegenstück findet er in der verkrüppelten, schwindsüchtigen Tochter eines genialischen Landstreichers und Lehrers a. D., mit der er sich kurz vor ihrem Tode verlobt. Die Kranke redet seitenlang, trotz ihres Bluthustens. Und mit andächtiger Ehrfurcht lauscht er ihr. Aber das muß man ihnen lassen: idealistische Poeten sind sie alle beide. Und man wird nicht leicht müde, ihre nun krausen, nun tiefen, nun feinsten Gedanken- und Empfindungsgänge zu verfolgen. Die Handlung, an sich mager-romantisch, setzt gewissermaßen unter Pauken- und Trompetenschall mit dem traurigen Schicksal der Selbstmörderin ein. Die darüber gedeckten Schleier lüftet die Darstellung überhaupt nur zum Teil. Ähnlich verhält es sich mit der ebenfalls vorwiegend romantischen Charakteristik. Personen werden mit starkem Nachdruck eingeführt, von denen man später blitzwenig sieht und hört. Andere dagegen erfahren subtile Zeichnung. Eigentliche Entwicklung aber zeigt sich nur bei der körperlich gesunden der zwei Heldinnen (tatsächlich sind ihrer zwei!), sowie bei einer von der Stufe des koboldartigen Narren zu der des warmherzig Strebenden geführten männlichen Nebenfigur. — Trotz alledem, trotz so viel Unklarheit und Überschwang nimmt man von dem Buche die Überzeugung hinweg, in der Gesellschaft eines lauteren, idealen Menschen: der des Autors, ein paar reiche Stunden verlebt zu haben. —n.

Konrad Kümmel, Sonntagsstille. Neue Erzählungen für Volk und Jugend. Aus Geschichte und Leben. Freiburg i. Br. 1908, Herder. 5. und 6. Bändchen. I und II, VI und 312, VI und 334 S. Geb. à Mk. 2.30.

Zunächst möchte ich bemerken, daß ich das Titelbild der obigen Sammlung: ein lesendes junges Mädchen, nicht für ausdrucksfähig genug halte; man denkt unwillkürlich an eine Junge-Mädchen-Bibliothek. Und hier haben wir in erster Reihe naturfrische, kräftige Volksliteratur; die Jugendliteratur kommt darin erst an zweiter Stelle zur Geltung. — Ich kann mir diesen Geschichten gegenüber sehr gut denken, was Bischof Keppler betreffs ihrer im geistigen Bilde sah: das Volk streckt die Hände aus und ruft nach mehr. Aber nicht nur das Volk im engeren Sinne. Ich kannte eine kluge, gebildete alte Dame, Großstädterin, die sich mit Vorliebe die Kümmelschen Erzählungen vorlesen ließ. Just die anspruchslose Kernigkeit darin hatte es ihr angetan, die Kunst der schlichtesten Einfachheit zur rechten Zeit. Zuweilen bedauert man ja, daß der Faden nicht feiner und länger ausgesponnen, daß der von Geschichte oder Alltagsleben gelieferte Stoff nicht sorgfältiger herausgearbeitet worden ist. Aber tadeln wird und kann der Einsichtige den Autor deshalb nicht. Denn was Kümmel will: den jüngeren oder älteren Menschen aus dem Volke beim Knopfloch fassen und ihm ein paar wuchtige, ewige Wahrheiten in ansprechender Form, zur wahrhaft wohltuend-genußvollen Ausfüllung einiger Mußestunden übermitteln, das hat er, auch hier wiederum, voll erreicht. rms.

Gustav Falke, Die Kinder aus Ohlsens Gang. Roman. Hamburg 1908. Alfred Janssen. 8⁰. 331 S. Geb. Mk. 4.50.

Der Verfasser hat in einer Selbstanzeige (Verl. Liter. Echo) betont, sein Buch wolle nicht der Hamburger Roman sein, dessen Autor über das Genie und den

Humor eines Dickens verfügen müsse. Freud' und Leid, Leben und Sterben, Schuld und Sühne bildeten die Themata dieses Nichttendenzwerkes, bei dessen Herstellung nur die Lust am Menschengestalten und die Freude am Schildern gewaltet habe. — Das klingt sehr bescheiden und ist es auch: man fühlt's während der Lektüre, die einem den Erzähler, gewiß ohne dessen Absicht, menschlich nahe und näher rückt. Und wenn man ans Ende kommt, ist man froh, dem Dichter mehr zubilligen zu können, als er selbst es getan hat. Freilich eignet ihm kein Dickensscher Humor noch Genius, aber sein eigener spricht gewinnend, überzeugend, so klug wie gemütsinnig zu uns, zeigt das Leben in just diesem Erdenwinkel wie es ist und weiß es mit dem allgemeinen Leben, mit dem allgemein Menschlichen rein und schön zu verbinden. — Der Inhalt berichtet von den Geschicken mehrerer Familien in einem engen Straßengange, der später bei Erweiterung des Hafens weggerissen wird. Die Kinder, Knaben und Mädchen, wachsen miteinander auf und werden in verschiedene Berufe hineingetrieben. Wir lernen das Hamburger Lehrlings- und Gesellenleben kennen. Ein evangelischer Geistlicher und ditto Lehrer, beide Idealrealisten, nehmen sich der jungen Leute in edelster Weise an, gründen auch ein Volksheim. Inmitten der Geschehnisse steht ein Kapitänssohn, eine innerlich vornehme, äußerlich etwas rauhbeinige Natur. Er hat als Kind durch einen Steinwurf ohne Wissen einen Knaben getötet. Die ganze Umgebung aber, sogar die beraubte Mutter, einigt sich dahin, daß er dies nie erfahren dürfe. Erst wie er als Jüngling sein Herz der Schwester des Getöteten zugewendet hat, wird er durch einen eifersüchtigen Jugendgespielen in seine „Schuld der Unschuld" eingeweiht. Doch rettet sein eigener gesunder Sinn sowie die Liebe und der Edelsinn seiner Erwählten und deren Mutter die heikle Situation aufs gründlichste. — Dicht neben Held, Heldin und jenem Jugendgespielen stehen noch ein leichtfertiger Wirtssohn, eine jugendlich-unbesonnene, leidenschaftlich veranlagte Verkäuferin, die sich an jenen haltlos verliert, ferner ein schwindsüchtiger, zum frühen Tode bestimmter Handwerksgehilfe und ein allmählich zur Stetigkeit sich entwickelnder Tunichtgut. Entwicklung ist überhaupt das Losungswort, und nicht zuletzt dieser Umstand macht uns die einfache Geschichte, die alle künstlichen Reizmittel souverän verschmäht, herzlich wert. Viele Personen und Typen spielen herein; eine köstlich ausgemalte Szene folgt der anderen. Man sieht, Gustav Falke kennt und liebt sein Volk, zumal die Unauffälligen, die Kinder, die Entbehrenden, kennt und liebt sie in und mit ihren Vorzügen und Gebrechen. So kennt und liebt er Hamburg selbst, besonders das Hamburg der kleinen Leute. — Die Sprache schmiegt sich eng dem Stoffe an, nicht zuletzt das von dem „halbgebildeten" Hamburger wie Holsten so gern und urwüchsig gesprochene platte Hochdeutsch. — Das Buch bietet allen, die an unverfälschtem Volks- und Menschentum noch Freude haben, einen dauernden Genuß. —a—

Der Gralburg-Türmer.

[Unter diesem Titel wollen wir eine ungezwungene Rundschau über wichtige und interessante Ereignisse im Literaturleben als regelmäßige Rubrik unserer Zeitschrift angliedern. Diese Rundschau kann und soll auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, aber doch unsere Arbeit und die Auswirkung unseres Programms nach und nach in wünschenswerter Weise ergänzen.]

Enrika v. Handel-Mazzetti hat soeben ihre neueste Dichtung, betitelt: „Die arme Margaret. Ein Volksroman aus dem alten Steyr", vollendet und der von Prof. Dr. J. Rodenberg herausgegebenen „Deutschen Rundschau" (Berlin, Gebr. Pantel) zum ersten Abdruck überlassen. Dem neuen Werke gehen hochgespannte Erwartungen voraus und nach allem, was wir davon gehört haben,

wird es diese Erwartungen übertreffen. Soeben legt die Dichterin die letzte Hand an eine jüngst entstandene dramatische Gelegenheitsdichtung, die in einem der nächsten Hefte des „Gral" erscheinen wird. (Bei dieser Gelegenheit sei die jüngst im „Hochland" ausgesprochene irrige Meinung richtiggestellt, daß die wachsende Popularität der Dichterin eine „Ausgrabung" ihrer älteren Dichtungen im „Gral" und in „Über den Wassern" zur Folge habe. Der Gral hat bisher nur Originalarbeiten [Erstdrucke] aus der Feder der derzeit berühmtesten deutschen „Volksepikerin" — so schätzt sie mit Vorliebe ihre Richtung ein — gebracht.)

Karl Domanig, dessen starke, treue, männliche, echtdeutsche Art endlich nach Verdienst zu Ehren kommt — dem „Gral" wird es hoffentlich nicht zur Unehre gereichen, dazu nach Kräften beigetragen zu haben — legt auf den Festaltar zur Jahrhundertfeier der Tyroler Freiheitskämpfer die vom Köselschen Verlage würdig ausgestattete, durchaus verbesserte Auflage seiner monumentalen — darum von unserem Zwergengeschlecht nicht verstandenen — Trilogie: „Der Tyroler Freiheitskampf". Wir werden über das Werk, dessen Geist wir mit Stolz als den unsern erkennen, ausführlich berichten. Die zur Jahrhundertfeier eigens verfaßte epische Schilderung der fast vergessenen Fahrt zweier kerniger, zäher Tyroler Helden „Um Pulver und Blei", die soeben im Gral als Erstabdruck erscheint, wird der Köselsche Verlag voraussichtlich im Mai auf den Büchermarkt bringen.

Die Verlagshandlung Adolf Bonz & Ko. in Stuttgart veranstaltet von Heinrich Hansjakobs 5bändigen „Reiseerinnerungen" eine wohlfeile Volksausgabe, die bis zum Herbst d. J. vollständig vorliegen soll. (Jeder Band brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.)

Wenn ich an dieser Stelle auch das endlich bevorstehende Erscheinen der 3. Auflage meiner Gedichte „Höhenfeuer" im Verlag Alber anzeige, so geschieht es nicht der Reklame wegen, sondern um mich zu entschuldigen, weil die Neuauflage in beiden Literaturkalendern bereits als erschienen angezeigt wurde. Meine Kränklichkeit und meine Überbürdung mit Arbeiten, die mich dem dichterischen Schaffen seit Jahren fast gänzlich entziehen, waren schuld daran, daß das der letzten Feile harrende Manuskript zwei Jahre lang — so lange ist die 2. Auflage schon vergriffen — unvollendet in meinem Pulte lag, ja daß der im Vorjahre bereits begonnene Druck wieder unterbrochen werden mußte. Franz Eichert.

Der „Bund der Deutschen in Böhmen" schreibt für die drei besten Erzählungen deutschvölkischen Inhalts drei Preise zu 300, 200 und 100 Kronen und für das beste völkische Gedicht einen Preis von 50 Kronen aus. Einsendung bis 1. Oktober 1909. Die näheren Bestimmungen versendet auf Verlangen die Hauptleitung des Bundes, Prag II, Krakauergasse 11.

Am 6. März d. J. starb in Stockholm der schwedische Dichter Gustav af Geijerstam. Der am 5. Jänner 1858 in Westmanland geborene Dichter betätigte sich erfolgreich als Romanschriftsteller, als Dramatiker, als Essaist und Kritiker. Mehrere seiner Romane, so erst in letzter Zeit „Die Brüder Mörk", wurden ins Deutsche übersetzt. — Am 21. März d. J. starb im hohen Alter von 86 Jahren (geb. 30. Sept. 1823) in Leipzig der Dichter und Literarhistoriker Rudolf v. Gottschall. Seine bekanntesten dramatischen Werke sind die Trauerspiele „Mazeppa", „Katharina Howard", „Bernhard v. Weimar"; ferner die Lustspiele „Pitt und Fox" und „Die Diplomaten". Auch als epischer Dichter versuchte er sich („Carlo Zeno" und „Maja"), doch mit weniger Erfolg; mit noch geringerem Erfolg als Lyriker. Seine zahlreichen Romane sind heute schon vergessen. Auch seine seinerzeit vielgerühmte Geschichte der deutschen Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist durch neuere Werke überholt. In der letzten Zeit zog er sich durch scharfe Stellungnahme gegen die moderne Literatur manche Anfeindungen zu.

Neu erschienene oder zur Besprechung eingesendete Bücher

aus dem Gebiet der schönen Literatur und Literaturgeschichte.

(Die von katholischen Autoren oder Verlegern stammenden Bücher sind in der ersten Abteilung (I) zusammengestellt. — Wenn nicht anders bemerkt, sind die Preise in Mark angegeben. — Die Aufnahme eines Buches in dieses Verzeichnis bedeutet noch keine Empfehlung.)

I.

Benson, Robert Hugh, Des Königs Werk. Historischer Roman. Autorisierte Übersetzung von E. Ettlinger, eingeleitet durch eine biographisch-literarische Skizze. (Mit dem Bildnis des Verf. und 7 Einschaltbildern.) (509 S.) Einsiedeln, Benzinger & Ko., A.-Ges.

Domanig, Karl, Der Tyroler Freiheitskampf. Dramatische Trilogie mit einem Vor- und Nachspiele. 2. durchaus verb. Auflage. (486 S.) Kempten und München, Jos. Kösel. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Falkenberg, Heinrich, Wir Katholiken und die deutsche Literatur. 2. Auflage. (265 S.) Bonn, Karl Georgi.

Hähling, Heinrich v., Rotes Banner und weißes Kreuz. Erzählung aus der Geschichte des Johanniterordens. (Mit 16 Einschaltbildern nach geschichtlichen Vorlagen und nach Originalkompositionen von M. Amen.) (162 S.) Einsiedeln, Benzinger & Ko., A.-G.

II.

Bachmair, Heinrich Frz., Detlev von Liliencron. Eine Einführung in sein Schaffen. (42 S.) München, E. W. Bomsels & Ko., 1909. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50.

Bartsch, Rudolf Hans, Vom sterbenden Rokoko. Umschlag und Buchschmuck von Alfr. Keller. 1. und 2. Tausend. (Je 251 S.) Leipzig, L. Stackmann, 1909. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

Eichendorff, Jos. Frhr. v., Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. Volksbücherei-Ausg. (112 S.) Leipzig, E. P. Amelang, 1909. Geb. Mk. —.50.

Hauptmann, Gerh., Griselda. (153 S.) Berlin, S. Fischer Verlag, 1909. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—, in Perg. Mk. 6.—.

Hoffensthal, Hans v., Lori Graff. Roman. (384 S.) Berlin, E. Fleischel & Co., 1909. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.

Klassiker-Bibliothek, deutsch-österreichische. Teschen, K. Prochaska. 8. Grün, Anastas., Ausgewählte Werke. Hrsg. und mit Einleitung versehen von Dr. Otto Rommel. I. Bd. Der letzte Ritter. (XIX, 188 S.). 1909. Geb. jeder Bd. Subskr.-Pr. Mk. —.85., Einzelpr. Mk. 1.—.

Konfessionen, ekstatische, gesammelt von Martin Buber. (239 S.) Jena, Eugen Diederichs. Mk. 6.—, geb. 8.—.

Michelangelo Buonarroti, Dichtungen. Übertragen von Heinrich Nelson. (310 S.) Jena, Eugen Diederichs. Mk. 5.50, geb. 7.50.

Musenalmanach, hamburgischer. Taschenbuch auf d. J. 1909. Hrsg. vom Schriftsteller- und Journalisten-Verein für Hamburg und Altona. (128 S.) Hamburg, C. Boysen. Kart. Mk. 2.—.

Naumann, Fr., Form und Farbe. 1.—10. Tausend. (220 S.) Berlin-Schöneberg, Buchverl. der „Hilfe", G. m. b. H. Mk. 2.—, geb. in Ldr. Mk. 6.—.

Pontoppidan, Henrik, Das gelobte Land. Roman. 1. Auflage. (588 S.) Jena, Eugen Diederichs. Mk. 6.—, geb. 7.50.

Schlaf, Johs., Meister Oelze. Drama. 2. überarb. Aufl. (97 S.) München, G. Müller, 1908. Mk. 2.50, geb. in Leinw. 3.50.

Schönherr, Karl, Das Königreich. Märchendrama in 4 Akten. 2. Auflage. (144 S.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf., 1909. Mk. 2.—, geb. in Leinwand Mk. 3.—.

Schüler, Gust., Gottsucher-Lieder. (114 S.) Leipzig, F. Eckardt, 1908. Kart. Mk. 1.80, geb. in Ldr. Mk. 3.—.

— Vergessene Lieder. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Lyrik. Hrsg. von Sch. (133 S.) Leipzig, F. Eckardt, 1909. Kart. Mk. 1.80, geb. in Ldr. Mk. 3.—.

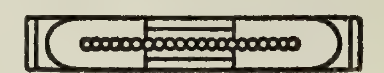
Shakespeare-Bühne, Neue. Hrsg.: Erich Paetel. Berlin, H. Paetel. VI. Pfleiderer, Wolfg., Hamlet und Ophelia. Eine psycholog. Studie. (93 S.) 1908. Mk. 1.50. — VII. Limberger, Rich., Polonius. Eine Studie zur Ehrenrettung Shakespeares. (41 S.) 1908. Mk. 1.—.

Steffens, Henrik, Lebenserinnerungen aus dem Kreis der Romantik. Hrsg. Friedr. Gundelfinger. (424 S.) Jena, Eugen Diederichs. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.50.

Stendhal-Henry Beyle, v., Chroniken aus der italienischen Renaissance und nachgelassene Novellen. Hrsg. Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Bd. VIII. (314 S.) Jena, Eugen Diederichs. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

„Von wem ist das doch?!" Ein Titelbuch zur Auffindung von Verfassernamen deutscher Literaturwerke. Bearbeitet von Max Schneider, Dr. phil. 6. Lieferung. (S. 241—288.) Berlin, Eugen Schneider. Mk. —.50.

Wildenbruch, Ernst v., Väter und Söhne. Schauspiel. Volksausg. 5. Tauf. (V, 144 S.) Berlin, G. Grotte, 1909. Mk. 1.—, geb. 1.60.



Herausgeber: Der Gralbund. — Verantwortlicher Chefredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. Mitredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Bamberg. — Dr. Wilhelm Oehl, Wien 19/2, Nußdorf. — Verlag: Friedrich Alber, Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

3. Jahrg. | 15. Mai 1909. | 8. Heft.

Um Pulver und Blei.

Von Karl Domanig.

(Schluß.)

V.

Der Postknecht band das Pferd vom Wagen los
Und deckt' es zu und führt' es nach dem Stalle.
Kein Hausknecht da?... Niemand im Wirtshaus schien
Noch wach zu sein; doch stand die Türe offen.
Huter trat in den finstern Gang, rief hollah!
Da hört' er ein Geräusch und tastete
Sich weiter. In der Küche brannte Feuer.
Am Herde dort saß jemand — eine Dirn,
Den Rücken gegen ihn gewandt, verträumt,
Und flocht ihr Haar.. Huter trat fester auf.
„Ho, guten Morgen! Um ein Frühstück täten
Wir bitten. Dauert's lang?" — Da schrak sie auf
Und sprang vom Herd und schrie: „Jesus, Maria!
Was ist jetzt das! Ja bist kein Geist, bist's wirklich?" —
„Die Stine", sagt' der Huter drauf und trat
Zurück. — „Ja mein, er kennt mich wirklich noch!"
Sie sprang herzu, als wollt sie ihn umhalsen.
Der Huter streng: „Jetzt mach dich einmal fertig!"
Da dreht' sie sich und brachte ihre Tücher
In Ordnung. „Aber sag, wie kommst jetzt du
Daher? Na, das ist gut, das hätt ich mir
Nicht träumen lassen! Heut bleibst aber da!
Tust übernachten, gelt? Weißt, heut wird's lustig
Auf d' Nacht gibt's Tanz!... Ah, du mein lieber Josef!"
Der Huter setzte sich abseits. „Du, Stine!
Ich hab mir deinetwegen just nichts vor-
Zuwerfen — grad nur, daß du's weißt: ich bin
Verheirat't jetzt." — „O Jegerl!... Ja, ihr Männer,
Ihr habt es leicht... Dann lacht sie auf und wispert:
„Und heut einmal schon gar den allerliebsten!"...

„Jetzt", sagt' der Huter trocken, „mach einmal
Ein Frühstück! Mein Kam'rad und ich, wir sind
Heut schon von Radstadt her und brauchen was." —
„Ein' Kameraden hast?... G'schwind kriegt's ein Frühstück,
Kaffee, ein' guten, na, den allerbesten!"
Die Mühle nahm sie jetzt zur Hand und rieb
Die Bohnen, stellte Wasser zwischendrein
Ans Feuer, sprang zur Kammer um die Milch,
Von der sie sorglich dann den Rahm abschöpfte,
Und redet' und erzählt' in einem fort,
Und sah ihn wieder an und streift' ihm wieder
Den Arm und war halt völlig aus dem Häuschen.

Er hatte sie in Innsbruck wohl gekannt,
Die Stine. Beim Rößl in der Au, wo er
Als Junggesell sein Essen nahm, da war
Sie Kellnerin und hatte sich in ihn
Verliebt — ein dralles Ding, gutmütig sonst,
Nur allzu frei und allzu leicht; es fiel
Dem jungen Zimmermann nicht ein, sie ernst
Zu nehmen. — „Ja und jetzet", plauderte
Sie fort, „bin ich halt auch noch Kellnerin,
Gar daherunten! Weißt, daheim ist's schöner;
Grad d'Leut sind so bigott. Herunten kann man
Nit klagen wegen dem. Du wirst schon sehn,
Heut auf die Nacht beim Tanz, da ist's fein lustig!" ...

Froh war der Huter, daß zur Türe jetzt
Der Straub hereintrat. — „Jegerl, gar ein Herr,
Dein Kamerad! ... Ich bin vom Unterland,
Ein' Basel bin ich vom Herrn Josef", log sie.
Der Straub, erfreut, nichts ahnend, grüßte sie:
„Das Frühstück wird uns schmecken aus der Hand
Einer Tyrolerin, so einer schönen! ...
Da kann man gleich von alten Sachen reden,
Und werden Neu's erfragen allerhand ...
Kalt habt ihr's aber, gehn wir in die Stube!
Es werden wohl auch Kirchleut' kommen, nicht?" —
„Halt ja, etliche schon, was weiter her sind."

Straub zog den Freund mit sich. „Du, laß dir sagen,"
Begann er in der Stube, „jetzt heißt's klug sein!
Ich hab's mir ausgedacht, wie ich die Leute
Gewinnen könnt; du mußt mich machen lassen,
Und fahr mir nicht mit deiner Hitze drein!" ...

Zwei Bauern traten in die Stube, die

Geheizt war. „Bißl warmen“, sagt' der eine;
„Ein Schnaps würd' auch nit schaden“, meint' der andre...
„Hübsch kalt ist's, gelt?“ sagt' Straub nach einer Weile;
„Ihr habt ein' langen Winter da heroben.“ —
„Dasselb halt ja! Jetzt etwa apert's langsam;
Zum Kirchtag nachher macht's schon wieder zu.
Ein langer Winter und ein gar hart's Sein! —
G'hört euch das G'fährt da draußt? Wo kommt's denn her?“
„O nur von Radstadt heut,“ erwidert' Straub,
Den Blick zur Tür gewandt, wo jetzt der Wirt
Hereintrat, ein beleibter, dunkelroter,
Die schmalen Äuglein noch ganz voller Schlaf.
Mit Gähnen trat er ein — sah dann die Fremden
Und stutzte; rückt' vorsichtig seine Kappe:
„Heut schon die Herren?“ ... „Ja, von Radstadt her.“ —
„Habt's nachher da ein G'schäft?“ ... „Da nicht, in Tweng.“ —
„In Tweng? In Tweng?“ erwidert' jener lachend.
„Da werdet's wohl kein G'schäft nit machen jetzt.“ —
„Warum denn nicht?“ — „Ja, weil's nit ummikommt's
Nach Tweng!“ — Da tat der Straub als wie verdutzt:
„Man hat's uns aber g'sagt, der Weg wär offen!“ —
„Ja, offen! Übern Tauern! Jetzt, der Weg!...
B'hüt' Gott, das könnt's euch träumen!“ — Und der Wirt
Verließ die Stube; fragen muß er erst,
Was das für Gäste wären, bei der Stine.

Straub wandte sich den Bauern wieder zu.
„Dürft es schon glauben,“ kam's von dort herüber,
„Kein' Red' nit, daß man jetzet übri könnt.“ —
„Ah, gar kein' Red'! Kein einziger Schlitten geht
Schon lang nit ummi mehr. Beim Gnadenfall
Die Häuften Schnee!“ — „Ja, und beim Nesselgraben
Da hat's die Brücke weg, da liegt die Mur!“ —
„Und enten*) unt, da gehn wohl schon die Lahnen!“ ...

Jetzt trat die Stine mit dem Frühstück ein,
Darauf der Wirt, der nunmehr das Gespräch
Besorgen wollte: Schnee liegt, nicht zum glauben,
Wieviel! Halt freilich wär's jetzt endlich Zeit,
Den Weg zu machen. Einmal muß man doch
Anfangen ... „Wenn's die Herrn erwarten wollten“ ...
„Das wär' das G'scheit'ste“, fiel die Stine ein.
„Und heut einmal schon gar ist von ei'm Fortgehn
Kein' Red. Schneeschaufeln heut, an Kreuzerfindung!
Würden die Leut sich schleun'! Die tun heut tanzen!“

*) auf der andern Seite.

Sie blinzelte dabei dem Huter zu —
Straub sah sie an und wußte sich genug.

Er sagte dann: „Geld wird ja sein bei euch,
Im Winter gar, da werdet ihr mit Schnee-
Arbeit und sonst mit Vorspann viel verdienen?
Was zahlt man jetzt gewöhnlich so per Tag
Für ein Paar Ochsen Vorspann bis zur Höhe?“ —
„Ein Mann und ein Paar Ochsen?“ sagte schlau
Der Wirt; „hm ja, wie's ist, pro Tag vier Gulden.“ —
„Fürs Paar?“ — „Und Zehrung nachher halt und Trinkgeld
Ein schön's.“ — „Und wieviel zieht so ein Paar Ochsen?“ —
„Zwei Zenten halt.“ — Jetzt nahm sich Straub die Zeit
Zum Frühstück; zog ein Büchlein dann heraus
Und rechnete.

Die Bauern und der Wirt
Reden inzwischen über faule Wirtschaft
Beim Wegamt; längst schon hätt man zu der Schnee-
Arbeit dazutun müssen, später wär's auch,
Wenn erst die Feldarbeit begonnen, schwer
Die Leute finden ... „Nun, was zahlt man hier
So Taglohn?“ fragte Straub. — „Ein' halben Gulden
Für g'wöhnlich, auch schon mehr — es kommt drauf an ...
Ihr habt“, forschte der Wirt, „doch nicht im Sinn,
Den Weg auf eigne Kosten auszuschaufeln?“ —
Straub sagte: „Je nachdem. Dem Handelsmann
Kann oft dran liegen, zeitlich einzutreffen
An Ort und Stelle“ ... — „Ein Handelsmann seid Ihr?“ ...
Das schien der Wirt nicht mehr so recht zu glauben,
Doch sagt' er weiter nichts.

Zwei neue Gäste
Betraten die Stube, andre folgten. Stine
Bekam zu tun. Jetzt ließ sich Straub heraus:
„Wie steht's nun eigentlich: sind Leute da,
Den Weg zu machen? Schlitten auch und Ochsen?“ ...
„Ah, das schon! Leut und Ochsen, wenn's bezahlt wird“ ...
„Das Zahlen wär' dann *meine* Sache. Wenn ihr
Mir Leute stellt und Ochsen, was ich brauche,
Ich zahle, wie euch keiner nie bezahlt hat.“
Jetzt trat ein Bauer vor: „Wieviel braucht's Ochsen
Für Euer Kütschel?“ — „Für das Kütschel, das man
Zerlegen müßte und auf Schlitten laden,
Drei Paare wohl.“ — „Was zahlt Ihr dann?“ — „Bis *Tweng*
Drei Gulden für den Ochsen und die Zehrung

Und Trinkgeld." — „Wann wollt's fahren?" — „Heute noch,
Heut Mittag. Aber erst den Weg herrichten.
Ihr wärt, so scheint mir, just der rechte Mann,
Der's übernehmen könnt. Wie heißt man Euch?" —

„Ich bin der Riezer." — „Gut, so hört mich, Riezer!
Ich zahl dem Schaufler einen Gulden Taglohn,
Und Zehrung, was er braucht, und Trinkgeld
Ein schön's" ... Die Bauern stutzten. „Ha ja so,
Ein' ganzen Gulden? Ah, da kriegt's ja freilich
Die Leut grad gnug!" — „Und Ochsen auch und Schlitten,
So viel ich brauch?" — „Ah ja, so viel's nur braucht's."
Straub lächelte und sah den Huter an —
Was hat die Stine denn mit ihm, das Weibsbild? ...

Straub wandte sich zum Wirt: „Habt Ihr kein Schreibzeug?
Es wär' nicht heikel. Nur ein Briefel sollt ich
Nach Radstadt schicken. Seid so gut, wenn's sein kann."

Der Wirt trat in die Nebenstube, Straub
Ihm nach. Den Huter aber zog er mit
Und flüstert' ihm ins Ohr: „Jetzt wagen wir's!
Ich schick den Postknecht ab mit Botschaft zum
Reizhammer, daß er uns die Wagen gleich
Heraufschickt; denn zu Mittag fahren wir."

Da hat der Huter plötzlich seine Zweifel:
Ob sie wohl wirklich heut die Leute finden,
Am Feiertag? Ob sie nicht besser warten? ...
Nein, sagte Straub entschieden. Huter drauf:
„Wir täten besser, mein ich, abzuwarten;
Heut treten wir vor Mittag doch nicht an
Und kommen in die Nacht" ... Dagegen Straub:
„Es ist auf unsre Fuhrleut kein Verlaß.
Hören und sehen sie's, wie die Dinge liegen,
So weigern sie die Fahrt, ich traue nicht." —
„Ha wär nicht aus," sprach Huter, „wo sie dir's
So hoch und teuer doch versprochen haben!" —

„Mein lieber Sepp," erwidert' Straub und sah
Wie warnend seinem Freund ins Aug, „mein Lieber,
Wir alle sind versucht zu jedem Treubruch.
Das heiligste Versprechen bricht der Mensch,
Den nicht die Ehre und die Gnade hielten" ...

Da gab's dem Huter einen Riß. Er sagte:
„Hast recht. Wir fahren — fahren wir sogleich!
Sobald du willst!" — Straub drückte ihm die Hand
Und setzte sich und schrieb den Brief nach Radstadt.

Doch in der Stube draußen gab's inzwischen
Tumult. Dem Wirt kam's ungelegen, daß er
Die Gäste missen soll, die fremden wie
Die heimischen, heut, wo der Tanz am Abend;
Und Stine flüstert' ihm ins Ohr. Da sagt' er:
„Ihr Bauern, dumme Kerle, was ihr seid!
Zu was denn machen die den Weg jetzt frei,
Die Fremden? Ja, zu was! Fürs Militär
Natürlich, das in Radstadt liegt! Und dann,
Paßt auf, dann könnt ihr eure Ochsen stellen
Für nichts: die Retirade kommt zu uns
Und kuschen heißt's! Kein Geld nicht, wacker Schläge
Werdet ihr kriegen. Tölpel, was ihr seid!"
Die Bauern stutzten. Einer meint': „Wer weiß auch,
Wie's mit dem Geld steht bei den Fremden. G'sagt
Ist's bald; wenn sie in Tweng sind, nachher hat man
Die Schererei" . . .
Jetzt trat der Straub herein
Der just die letzten Worte noch gehört.
„Du, Stine," sagt' er, „hol mir jetzt den Postknecht!
Geschwind! Ja, sei so gut!" Und dann zum Huter,
So daß es alle hörten: „Hat er uns
Die Nacht daher geführt, wir müssen ihm
Doch einen Kronentaler Trinkgeld geben?"
Huter begriff. „Ja, schmutzig bist nie g'wesen!" —
Und Straub zog seinen Lederbeutel, suchte
Den Kronentaler zwischen den Dukaten,
Die er blitzen und klingeln ließ, und wandt' sich
Zum Riezer dann: „He, du da, Riezer, wenn du's
Besorgst, daß sich zu Mittag hundert Mann
Einstellen hier, um uns den Weg zu machen,
Dann hast du den verdient!" Er zeigt' ihm einen
Dukaten. Und der Riezer, frisch entschlossen:
„Ha ja, bis Mittag habt Ihr hundert Schaufler!" —
„Ein Mann, ein Wort! Da nimm dir deinen Goldfuchs!"
Der Bauer griff danach und stürmt' hinaus.

Jetzt steckten alle andern wohl die Köpfe
Zusammen, raunten und tuschelten sich zu.
Der Straub fuhr fort: „Wer mir die Ochsen stellt,
Bekommt sechs Gulden für das Paar. Wer will,
Wer mag?" — „Ich bin dabei! Ich stell Euch vier Paar!" —
„Vier Paar ich auch!" — „Ich kann Euch sechse stellen." —
„Ich hab' zuerst mich g'meld't!" — „Ich mich vor dir!" —
„Na, ich hab's g'sagt, mich hat er ang'red't, mich!" . . .

Es fehlt' nicht viel, die Bauern wären sich
Ins Haar geraten. Herzlich lachte Straub,
„So wartet nur, ich werd euch gleich Bescheid tun."

Der Postknecht trat gerade in die Stube.
Und Straub befahl ihm: „Nimm du jetzt dein Roß
Und reit hinab, so schnell du kannst, nach Radstadt!"
Der Brief da ist für den Postmeister. — Macht jetzt,
Daß unsre Fuhrleut gleich und ohne weiters
Einspannen, und du selber komm mit ihnen
Herauf! Vor Mittag müßt ihr da sein! Das ist
Dein Trinkgeld für die Nachtfahrt; und zu Mittag,
Wenn alles klappt, hörst, Lois, gibt's einen Goldfuchs."
Der Postknecht wußte kaum, wie ihm geschah,
Bedankt' sich höchlichst, machte kehrt und ging.

Nun wandte Straub sich wieder an die Bauern,
„Die Sache, Männer, steht jetzt so: Wenn wir
Schon einen Schlitten übern Tauern bringen,
Dann geht's mit zehn und zwanzig auch und mehr.
Ich habe Fuhrwerk drunten stehn in in Radstadt,
Drei schwer geladne Wagen. Bis um Mittag
Werden sie hier sein. Dann wird abgeladen,
Ich brauch im ganzen fünfundvierzig Schlitten
Und neunzig Ochsen. Könnt ihr mir sie stellen?" —

„O ja, noch mehr, wenn's sein müßt. Ja, noch mehr!" —
„So wohl," sprach Straub; „hier unten aber liegt
Kein Schnee; wir müssen an die Stelle, wo
Der Weg für Schlitten fahrbar ist. Wo ist das?" —

„Da droben gleich, ein' Viertelstund von da,
Grad vor der Klamm." — „Gut denn, dort trifft man sich.
Und wer von euch soll das Kommando haben
Über das Fuhrwerk?" — „Der Liener, mein ich" —
„Halt ja, der Liener ist der G'scheit'ste allm!" —

„Du bist der Liener? Und du übernimmst's? . . .
Also mach Anstalt! Noch vor Mittag müßt ihr
Fixfertig droben stehen vor der Klamm!
Und vorwärts jetzt! Und sorgt euch vor in allem!
Die volle Löhnung kriegt ihr und das Trinkgeld
In Tweng." — Sie waren aufgesprungen, ohne
Die Zeche zu bezahlen, sind sie fort.

Da stand der Wirt nun ganz allein, beschämt,
An seinem Ärger würgend vor den Fremden.

Und Huter sagte heimlich: „Du, den Wirt,
Man sollt ihn besser nicht zum Feinde haben“ ...
Der Straub sogleich: „Ich hab schon dran gedacht. —
Herr Wirt, Ihr werdet ungehalten sein,
Daß wir Euch heut die Gäste alle nehmen?
Dafür will ich denn eine Zeche machen“ —
„Das könnt noch was ergeben“, brummte jener. —
„Wir wollen sehen! Also denn fürs erste
Ein' Doppeleimer Wein.“ — „Ein' Eimer?“ ...
„Nein, einen nicht, zwei oder drei, wie Ihr
Halt just ein Faß habt. Und zweihundert Laibe
Vom Selbstgebacknen; Wurst und Speck wie viel
Ihr habt. Es wird am besten sein, wir laden
Gleich alles hier auf einen eignen Schlitten.
Ihr stellt uns wohl die Ochsen auch dazu?
Jetzt richtet mir nur alles her! Ja, noch was!
Kienfackeln brauchen wir. Ich fürcht, wir kommen
Ein wenig in die Nacht. — Sorgt nicht, Herr Wirt,
Bezahlt wird alles pünktlich und genau.“
Da schnitt der dicke Wirt nun wohl ein andres
Gesicht und machte seinen schönsten Bückling
Und trat gleich mit dem Hausknecht an die Arbeit.

Straub aber sagt' zu Huter: „Komm, wir wollen
Die Zeit, die übrig ist, noch nützen, um
Ein wenig auszuruhn, gehn wir ins Freie.“
Sie traten auf die Straße und ergingen
Sich in dem heitern Morgen. Klar und friedsam
Grüßten die Matten aus dem schönen Ennstal.
Und Huter atmet' auf. Wie groß und keusch
Die Berge! Amseln gluckften im Gebüsch,
Und aus dem Winterkorne stieg das Rebhuhn.
Doch finster sah der Tauern auf sie her,
Schwarzes Gewölk stand dort am weißen Himmel.
Schier ängstlich sagte Straub: „Du, das ist Südwind!
Die höchste Zeit! Huter, mit jeder Stunde,
Die wir verziehen, wächst uns die Gefahr.“

VI.

Wie's elf Uhr läutete, war schon der Schlitten
Des Wirts gepackt, und Huter, der da mit-
Geholfen, zog die Blahe drüber — horch,
Da schallt von unten lauter Peitschenknall!
Und alsbald kam der Straub, der bei den Schlitten
Am Sammelplatz sich umgetan, herbei:

„Die Fuhrleut, Huter! Gott sei Dank, da sind sie!
Herr Wirt, die Rechnung jetzt, wir fahren gleich!“
Das war nun eine Zeche, wie kein Tanz sie
Dem Wirt in Niedertauern eingetragen.
Vergnüglich sah er in die Welt und wünschte
Die beste Fahrt und alles Glück zur Reise.
„Ein bißel G'fahr ist freilich, aber Ihr,
Ihr greift es richtig an, es wird schon gehen.“
Die Stine war verstört und sah den Straub
Schier feindlich an. Der lachte: „Stine, wenn ich
Jetzt wieder heimkomm in das Unterland,
Ich werd's dir grüßen sollen?“ — „O von mir aus!“
Sie wandte sich. Dem Huter sagte sie:
„Ich wünsch dir alles Gute, Josef! Du
Verdienst's. Ein braver Kerl bist immer g'wesen —
Zu gut für mich.“ Dann weinte sie ins Fürtuch
Und eilte weg.
„Hallo, Grüß Gott jetzt, Fuhrleut!
Brav seid's,“ begrüßte Straub die Kommenden.
„Halt ja! Gar g'schwinder sind wir da, als g'meint habt's!
Wir sind auch g'fahren daherauf, schaut's nur
Die Roß an, wie sie dampfen!“ — „Und mein Durst!“
Ergänzte Naz. — „Ah, jetzet schreckt's mich nimmer;
Grad noch ein Viertelstündel müßt's gedulden,
Da droben gleich, seht's nicht? Beim schwarzen Kreuz
Kommen die Roß zur Ruh, Naz, und dein Durst!
Ein Schnapsel könnt's noch trinken, aber g'schwind!
Die andern warten schon!“ — Ein gutes Roß
Ward an das Herrenkütschlein angespannt
Bald war das Fuhrwerk wiederum in Gang.

Und so gesprächig und so lustig hat man
Den Straub noch nicht gesehen! Eine Schnurre
Erzählt' er um die andre und dazwischen
Sprach er davon, daß sie nun endlich doch
Ihr Ziel erreichten, bälder als der Fuhrmann
Sich's denken konnt'. Gerichtet ist schon alles,
Vorspann und Leut. Und dann von Tweng hinaus
Nach Mauterndorf und Gmünd und gar ins Drautal
Wär's nur ein leichter Weg, ein Kinderspiel.
In Lienz sodann, dem ersten größern Ort in
Tyrol, da hat's der Fuhrmann schon gewonnen.
Dann kann er heimziehn mit den leeren Wagen.
Bis dahin wird sich auch daheim der Rummel
Verlaufen haben, daß er ruhig seine

Dukaten zählen kann. Fünfzig zum Trinkgeld!
„Mensch, so was hat die Welt noch nicht erlebt!
Du, Naz, was wirst jetzt du mit deinen zwanzig
Goldfüchsen tun? Heiraten halt ganz g'schwind?"
So gab's ein Scherzen und ein Lachen und
Der Weg zum schwarzen Kreuz ward ihnen allen
Nicht lang.

Hier, wo das Tal in scharfem Bug
Sich ostwärts zieht und hochaufstrebend wild
Zerrißne Felsen jenen Kessel bilden,
„Die Tauernklamm", (im Volk dereinst genannt
„Die Zedern-Umkehr"), standen schon die Bauern
Mit ihren neunzig Ochsen und den Schlitten
Und selbstbewußt trat gleich der Liener vor.
Straub winkt' ihm ab. Er ließ die Wagen halten
Just vor der Ecke, die den Eingang zu
Der Klamm verbarg und sprach zu Huter: „Sorg du
Mir jetzt für unsre Fuhrleut! Rastet hier
Und tut euch gütlich! Angeschlagen ist's
Und Speck ist da und Brot. Greift zu! Die Pferde,
Die kurze, ebne Strecke da hinauf,
Die laßt nur uns! Der Postknecht geht mit mir."

Und fürbaß schritt der Straub. Jetzt kam der Liener
Zum Wort: „Die Schaufler, Herr, die sind schon weg,
Wir andern warten nur auf Euch. Was ist's?" . . .

„So, wohl, du hast dein' Sach' gemacht. Und jetzt,"
Befahl der Straub, „merk auf: wir teilen uns
In drei Partien je zu fünfzehn Schlitten.
Die eine führst du selbst und für die andre
Sorgt mein Kam'rad. Jetzt such mir einen dritten,
Der uns die Leut im Zaume hält." — „Der Melcher,
Der Melcher, mein' ich, wird der Rechte sein." —
„Ist gut." — Dann ließ der Straub die ersten Schlitten
Vorfahren, ihnen nach den ersten Wagen,
In kurzem Abstand, dann die zweiten, drauf
Die dritten. Und sofort begann man, Fässer
Und Kisten abzuladen auf die Schlitten.
Straub sah darauf, daß ja das Pulver alles
(Er kannt' die Fässer) hübsch beisammen blieb.
Das wurde dann mit Blahen, die er selbst
Zertrennte, sorglich zugedeckt. Sodann
Zerlegten sie die Wagen, Rad um Rad,
Deichsel und Körper, und das alles ward
Auf Schlitten festgepackt, so daß ein jeder
Die gleiche Last erhielt. Und trefflich ging's

Den Leuten von der Hand, weil überall
Er selbst, der Straub, eingriff mit Rat und Tat,
Bald vorn, bald rückwärts, daß der helle Schweiß
Ihm von der Stirne rann. Nach einer Stunde
War wenig mehr zu tun. Die Pferde, die
Als Vorspann mitgekommen, nahm der Postknecht
Nach Radstadt wieder mit. „Ja halt, dein Trinkgeld!
Du hast's verdient! Weißt, Lois, dir dank' ich viel.
Leb g'sund und brav! Und grüß mir deinen Herrn!"

Der Huter war zurückgeblieben bei den
Fuhrleuten und bediente sie und sorgte,
Daß das Gespräch nicht stockt'! Doch als nun die
Es endlich merkten, was mit ihren Wagen
Geschehen war und dann den Engpaß sahen,
Den Schnee, der hier schon auf der Straße lag,
Und hinterdrein hochaufgetürmt erschien,
Da sank dem Fuhrmann aller Mut: „Herrgott!
Wenn wir aus dem Loch nur noch außi finden!
Und gar noch ummi soll'n wir übern Berg?
Ja Mensch, da gehn ja d'Roß und d'Leut zugrund!" —
„Ihr werdet mehr nicht zu verlieren haben
Als wir", erklärte Huter, „und wir wagen's."

Nun endlich setzt' der Zug sich in Bewegung.
„Wo werden jetzt die Schaufler sein?" fragt' Straub.
Der Liener meinte, wohl beim Gnadenfall.
„Ein' Stund' von da; dort liegt die arge Wehe.
Sonst soll der Weg bis auf die Nesselwand
Nicht schlecht sein." - „Ja und dort?" - „Das weiß ich nicht." -
Straub rief dem Huter. „Du, ich reit voran.
Die Schaufler sind die Hauptsach jetzt. Sorg du
Dahier! Liener, das ist mein Kamerad,
Dem ihr zu folgen habt. Tut, was er sagt!"

Straub ritt auf einem guten Roß voran
Tiefer und tiefer in die Schlucht, die wilder
Und düstrer ward und endlich wie der Eingang
Zur Hölle aussah. Unten braust der Bach,
Und stürzt in steilen Fällen wild zu Tal.
Die vielen Leute hatten hier den Schnee —
Auch Neuschnee lag noch — leidlich angetreten.
Nur bei den Wetterlöchern, außerhalb
Des Kessels, sank das Pferd ein paarmal bis
Ins Knie. Doch droben beim Kreuzbüchel war

Von Sonn und Wind die Straße stellenweise
Gesäubert; und da hatten sie nun Schnee
Herbeigeschafft. Ein Viertelstündlein ging's noch
Bergan, da sah man sie in schwarzen Scharen,
Wohl hundert Mann, sich abmühn, eine Gasse
Zu graben in die Wehe, die dort quer
Über den Weg lag. Die verstanden sich
Auf solches Werk und waren klug geleitet;
Der Riezer führte sie.
Befriedigt sah's
Der Straub und lobte sie. Er trat zum Führer:
„Werdet ihr fertig, bis die Schlitten kommen?" —
„In einer Stunde, mein ich, zwingen wir's.
Die Wehe ist, Ihr seht's, nicht gar zu hoch." —
„Und dann, was weiter?" — „Nu, es wird wohl gehn.
Die Gnadenalp hinauf, da brauchen wir
Die Schaufeln nicht; wir gehn zu viert, abwechselnd
Bald die, bald die voran, so treten wir
Den Weg. Die ersten Schlitten freilich sind
Ein bißel übel dran. Es wird sich machen.
Halt langsam überhaupt geht's mit den Ochsen." —
„Um desto sicherer; sie dauern uns." —

Straub machte kehrt, sah, wie der Zug sich fort-
Bewegt', mühselig zwar, doch ohne Stockung.
Und freute sich und sah nach seiner Uhr.
Um fünf, kann sein, sind wir am Tauernhaus.
Wenn nur der Wind, der böse Südwind uns
Nicht Streiche macht! Dort oben das Gewölk —
's ist Regen in der Nähe — dann weh uns! . . .
Er ritt zurück. Die ersten Schlitten waren
Ihm nahgekommen und den Liener grüßt' er:
„Wie steht's bei euch?" — „Soweit in Ordnung alles.
Wenn uns die Schaufler nur nicht stecken lassen." —
„Die tun das Ihre. Macht nur immer vorwärts!
Im Tauernhaus ist Rast, sagt ihnen das!
Da wird der Wein euch schmecken und das Essen."

Und wieder macht er kehrt und ritt bergan,
Vorüber an den Schauflern, ohne Anstand
Bis vor zur Nesselwand. Da sah es bös aus.
Der Graben von Gerölle übermurt,
Die Brücke weg. Wirr durcheinander lagen
Darüber Bäume, Gestein und Wurzelwerk.
Und dort ein zweiter Riß und lauter Schiefer!

Der Straub erschrak. Das war das Hemmnis also,
Was den Verkehr seit langem schon gesperrt! . . .
Der Riezer kam herbei. „O jeh, o jeh!
Ja, Herr, da hat's ein End!" — Straub überlegte.
„Hier unten geht's, da ist der Riß nicht breit.
Bringt Äxte her und Sägen! Eine Brücke
Ist bald gemacht, mit Spreizen läßt sich's machen.
Ruft mir die Holzknecht'! Alle Holzknecht' her!"
Und Straub, der erste, legt' die Hand ans Werk.
Da hallten Beil' und Äxte in die Stille
Des Hochgebirges, daß der Pleißlingkeil,
Die Hirsch- und Rieselwand ein Echo gab
Und Reh- und Hochwild locker wurde. Als
Die ersten Schlitten in die Nähe kamen,
Da gab's wohl Aufenthalt; bald aber war
Der ganze Zug aufs neu in Gang und leidlich
Ging's jetzo weiter bis zum Tauernhaus.

Just fünf Uhr zeigt' die Uhr, als Straub, der immer
Voran war, eintrat. Eine Stunde hat er
Zur Rast bestimmt; dann kommen sie, wenn's gut geht,
Vor Nacht ans Ziel . . . Der Wirt im Tauernhaus,
Ein wackrer Wiesenegger, war nicht wenig
Erstaunt, was für Besuch ihm zugedacht.
„Kann man was Warmes haben? Jetzt, sogleich?" —
„Ja viel wohl nit. Brennsuppe halt, wenn's recht ist." —
„Brennsuppe, gute, dicke — laßt sie kochen!
Es werden hundertdreißig Leute sein
Zumindest. Sagt den Mägden, auf ein Trinkgeld
Kommt's mir nicht an. Ein' Zwanziger für jede.
In einer Stunde muß gegessen sein."
Dann nahm er ihn beiseit. „Und sagt mir jetzt:
Wie ist der Weg?" — „Für Schlitten ist er gut",
Meinte der Wirt, „und aufi bis zur Höhe,
Da fehlt sich nichts; wir sind erst heut mit Holz
Herab." — „Und dann bis Tweng?" — „Ja jetzt bis Tweng —
Mein lieber Herr, da kommt ihr in die Nacht." —
„Wenn's sonst nichts wär" — — „Ja freilich, aber der
Scirocco, der im Zug ist. Weiß nicht . . . Bös
Halt wär's, wenn die Lawinen niedergingen.
Die Straße wär sonst gut!" ... — „Brauch ich die Schaufler?" —
„Ich will nicht sagen ... Wenn Lawinen gehn,
Ist's g'fährlich für die Leut, die da sind, aber
Für Euch halt bös, wenn niemand helfen kann ...
Tut, wie Ihr meint! ... — „Hört," sagt' nach einigem

Besinnen Straub, „ich denke, morgen ist's
Gefährlicher als heut." — „Das tät ich fürchten . . .
Jetzt kommt die Zeit, wie alle Jahr einmal,
Wo die Lawinen losgehn. Dauern tut's dann
Oft vierzehn Tag und länger . . . Gar die Breitlahn
Ist heuer noch nicht ab; die wär zu fürchten." . . .
„So müssen wir um jeden Preis noch heut
Hinab! Hört aber, Wirt, macht mir die Leute
Nicht kopfscheu! Unsre Fuhrleut gar, sind aus
Der Ebene, die erschrecken, wenn sie nur
Die Berge sehn! Sagt nichts von den Lawinen!"

Die Schaufler rückten an und füllten bald
Die Stube und zum Teil noch gar den Hausgang.
Allmählich kamen die Gefährte nach,
Bauern und Fuhrleut und zuletzt der Huter.
Es wäre gut gegangen, meldet er.
„Wenn nur der Fuhrmann uns, der Tropf, nicht stirbt
Vor Angst! War das ein Jammer und Geseufz!" —
„Du, Huter," flüsterte der Straub, „das Schlimmste
Steht erst bevor. Jetzt heißt's gerichtet sein!
Wir können warten nicht, wir müssen weiter,
Und kommt, was kommt! In Gottes Namen! Denken
Wir an den Iselberg!"
Dann war er fort.
Und sorgte in der Küche, daß zuerst
Die Fuhrleut alle und die Ochsenbauern
Ihr Essen kriegten. „Schaufler, ihr könnt warten,
Bis auf die Höhe brauchen wir euch nicht.
Und übrigens, hört, Männer, wer von euch
Den Weg nach Tweng hinab nicht machen will,
Dem geb ich seinen Gulden, er kann heim.
Wer mit will, gut, ich heiße keinen gehn,
Der kriegt in Tweng dann seine zweite Tagschicht" . . .
Ah, niemand hatte Lust, jetzt umzukehren,
Da oben ist gut sein und besser wird's noch
In Tweng. „Hojo, wir gehn schon mit, wir alle!"

Die Tiere blieben angeschirrt. Daß sie
Gefüttert werden! Laßt sie saufen! Und
Den Pferden, Hausknecht, Hafer, was sie mögen!
An alles dacht der Straub und überall
War er. Die Rechnung mit dem Wirte schloß er
Summarisch ab; jetzt galt ihm die Minute
So viel und mehr als Geld. Und vorwärts jetzt!

Hüoh!... Die ersten Schlitten gehen ab.
Nur vorwärts! Vorwärts! Bleibt mir beieinander!
In Tweng dann rasten wir! Es sind mehr keine
Zwei Stunden bis dahin! Nur weiter, weiter!...
Straub ging zu Fuße jetzt neben den Schlitten,
Der Huter blieb wie vorher bei den letzten.
Wenn nichts mehr in die Quere kommt, sind sie
Vor Nacht in Tweng. Hojo, was ist, was gibt's?
Vorwärts da droben! Hü! Anschließen ihr!
Bergab dann geht's von selber!
Stille herrscht
Da in der Mulde. Wär nicht das Geräusch
Des Zugs, die öde Stille des Hochgebirgs!
Und näher geht's der kahlen Freithofshöh!
Hier ruhten Wandrer viel, die niemand kannte;
Hier ruhen sie, die durch des Wetters Unbill,
Die von Lawinen hingerafft, im Paß
Ihr Leben ließen. Requiescant! Betet
Für uns, wie wir für euch!...
Wild schnob der Wind,
In scharfen Stößen fuhr es von der Scharte,
Wo sich das Tal abwärts nach Süden zieht.
Straub sah hinab; er sah die Lehnen links,
Die kahlgehau'nen, und die breiten Gräben,
Die sich hinauf bis in die Almen zogen —
Herrgott, die Totenlauer! Steh uns bei!...

Die Schaufler waren nachgekommen. Haltet!
Straub teilte sie; den einen Haufen sandt er
Voran, die zweiten mußten in die Mitte,
Die andern bilden den Beschluß des Zuges.
So ging's bergab. Die Pferde schwer zu halten,
Die Öchslein nur bewahrten ihre Ruhe;
Doch trieb das Beispiel die Bequemen auch
Zu rascherm Gange. Lustig ging's hinab
Bis unter Scheidberg so; dann stockt' der Zug
Eine Lawine lag quer überm Weg.
Sie war nicht breit, auch nicht zu tief, bald konnten
Sie durch. Die Schaufler taten ihre Dienste.
Und wieder ging's lustig voran. Da horch!
Ein Juchezer schallt aus des Zuges Mitte!
„Um Gottes willen, nein! Sie sollen schweigen!
Wollt ihr die Lahnen wecken? Sagt's zurück!"
Da pochte manchem wohl das Herz, da er
Die Nähe der Gefahr begriff. Und schweigend

Bewegt sich jetzt der Zug ... Ein Windstoß nur
So ab und zu ... Schon konnte man hinabsehn
Nach Mitteregg; von dort in einer Stunde
Sind sie in Tweng, außer Gefahr, geborgen!
Da horch, dort von der Alpe, das Geräusch — —
Es ist nichts, nein, es hat nichts zu bedeuten.
Nur weiter! Wenn wir erst nur an der Breitlahn
Vorbei sind! Wenn die Dämmerung nur nicht
In diesem Engtal bei umwölktem Himmel
Zu bald hereinbricht! ... Wieder dies Geräusch und —
Ein Sausen jetzt, ein Sturz — just auf die Mitte
Des Zugs brach die Lawine ... Totenstille,
Das Echo nur gab das Getös zurück.
Der Wind sang wie zum Hohn ...
„Hojo! Was ist?" —
„Zehn Schlitten oder mehr verschüttet! Helft!" —
„Schaufler, zurück! Ihr da, macht Platz! Rasch vorwärts!
Grabt ihr von vorn, die andern werden's von
Der andern Seite! Platz da! Schlitten vor!
Die Schlitten voran, vorwärts nach Tweng! Nach Tweng!"

Wie der Befehl erteilt, die Schlitten vor-,
Die Schaufler zurückgegangen an die Lahne,
Saust eine neue nieder in die Lücke,
Die so entstand. Grad vor den Füßen liegt sie
Des Straub! Und das Getös! Um Gottes willen,
Das Sausen, Krachen, Windsgeheul — die eine
Lawine löst die andre los! ...
Getrennt
Und eingeschlossen sind sie, nur die ersten
Noch frei. Die treibt die Angst vorwärts, Menschen
Und Tier, im wirren, wilden Durcheinander
Vorwärts nach Tweng, um Hilfe. Fort um Hilfe! —
An nichts mehr dachte Straub als nur zu helfen.

VII.

So wie ein Mensch, der wild geworden, rasend
Im Zorn das Schreckliche getan, dann plötzlich
Ernüchtert, stumm und zitternd seiner Untat
Bewußt wird — alle um ihn her verstummen,
Entsetzen lähmt sie: so lag Stille jetzt
Und Schweigen an der Breitlahn. Nur allmählig
Ein Seufzer jetzt — und da und dort ein Aufschrei,
Dann wirres Reden, dann Kommandorufe.

Wo Huter war, im Nachzug, hatte die
Lawine ein Gefährt über die Straße
Hinabgeschleudert; der eine Ochs war tot,
Der andre kam heraus, der Mann ihm nach.
Ung flugs die Bauern um den toten Ochsen!
Sie stechen ihn und machen sich daran
Ihn auszuweiden — wie das Volk doch immer
Das Allernächste nur im Auge hat!
Der Huter aber stieg jetzt in die Höhe
Und sah hinab, hinauf — und oben sieht er,
Grad ober ihm droht neuerdings Gefahr!
„Ho, an die vordre Lahne! Sagt es weiter!
Wo eine niederging, kommt keine andre!"

Sie fuhren vor, dicht an die vordre Lahne,
Die zwanzig Klafter breit die Straße sperrt;
Und unter ihr begraben, klaftertief,
Menschen und Vieh! Zwar nicht so viele, als man
Zuerst gedacht: drei Schlitten oder vier.

Und Huter tritt ans Werk. Die Wagendeichseln
Müssen als Stangen dienen, die behutsam
Von oben, dann von unten her den Schnee
Durchstechen, um vor allem Luft zu schaffen.
Bald fühlt sich Widerstand, die Deichsel ist
Gefaßt. Jetzt ziehen! Zieht! Es hat sich was
Im Schnee gerührt; die Schaufler schaffen Raum.
Es geht. Ein Baumstamm, den die Lahne mit-
Geführt, wird locker. Zieht! Jetzt gibt es Luft.
Hört ihr die Tiere schnaufen? Vorsicht! Dort
Muß einer sein! Wer ist's? ... Allmählich kriegt
Er Luft und Raum. Der Kopf ist frei — gerettet!
Jetzt schaufelt aus! — Nach einer Stunde endlich
War das Gespann, das erste, frei. Und endlich —
Es war schon Nacht geworden und man zündet'
Die Fackeln an (wie gut, daß man sie hatte!) —
So nach und nach, indem man hier und dort
Zugleich vordrang, nach langen, heißen Mühen
Gab's eine Gasse; die Gespanne waren
Gerettet, nur ein Ochs, ein einziger,
Erstickt; die andern, Vieh und Menschen, heil.
Und zitternd stehn die Tiere vor den Rettern
Und schauen sie mit großen Augen an!

— — —

Ich will die Drangsal jener Nacht nicht schildern.
„Wer's nicht erlebt," hat Huter oft erzählt,

„Kann sich's vorstellen nicht." *) Die Menschen alle,
Die Retter wie Geretteten erschöpft
Von Angst und Arbeit. Jetzt war die Lawine
Ihr Schutz; da, in der ausgeschöpften Gasse,
Kauern sie dichtgedrängt und ängsten sich
Und hoffen wieder. Ob von jener ersten
Lawine wer verschüttet war? Wer's wüßte! ...
Dem Huter bangt vor allen für den Straub.
Unmöglich war es, jetzt noch vorzudringen,
Die Fackeln schier verbraucht, verbraucht die Kräfte.
Ein Glück nur, daß sie Proviant noch hatten,
Speck, Wein und Brot. Sie teilen mit den Tieren,
Die auch das Unglück jetzt geteilt mit ihnen.
Barmherzig macht den Menschen ja die Not.

Und endlich — endlich welche lange Nacht! —
Erschien der lichte Tag, der ihr Geschick
Erfüllen wird! Huter befahl: „Jetzt auf!
Man muß sich an die vordere Lahne machen!"
Sie brechen auf — da horch, von unten her —
Sind das die Unsern? — Stimmen tönen ihnen
Entgegen — sind sie's? Nein, die Unsern nicht,
Die braven Twenger sind's, die Mauterndorfer —
Und das muß Straub sein, der die Hilfe ihnen
Gebracht! ... Hoffnung belebte ihre Kraft.
Dort waren sie daran, durch jene erste
Lawine (wo es ohne Schaden abging)
Den Weg zu schaufeln, hier arbeitet Huter
Ihnen entgegen. Schwere Arbeit war's,
Fast zum Verzagen. Schon der Vormittag
Vorüber und kein Ende war noch ab-
Zusehn; da treten drüben frische Kräfte
Ans Werk — endlich am späten Nachmittag
Konnten die ersten Schlitten vor; erst langsam,
Dann immer rascher zogen Roß und Ochsen,
Jetzt geht's voran! Da stürmt der Huter vor:
„Wo ist der Straub?" — Da war er schon, und keiner
Imstand, die Freude mehr zu fassen. Wortlos,
Erschüttert reichten beide sich die Hände.

---

*) Straub schreibt: „Welcher dasselbige selbst nicht mitangesehen hat, kann sich's auch nicht vorstellen, mit welchen Bemühungen und Strapazen dieser ganze Transport über den Tauern geführt werden mußte. Huter mußte die ganze Nacht auf dem Tauern im Freien bleiben, denn Lawinen gingen herab. Erst am 4. früh konnte ihm Straub von Tweng aus mit vielen Leuten zu Hilfe kommen. Da fürchtete schon jeder, den andern nicht mehr zu sehen."

In Tweng erst atmen sie auf in dem Gedanken:
Gerettet! Und gerettet jetzt ans Ziel!
Denn auch kein Stück der teuern Fracht verloren,
Gesichert für Tyrol, geborgen war
Des Kaisers Schützenbest, des Landes Rüstzeug!
Im Twenger Wirtshaus war schon vorgesorgt;
Hier fanden sie Erquickung, Ruh und Schlaf,
Der die verlornen Kräfte wiederbrachte.

„Was meinst du," lachte Straub am andern Morgen,
„Wie's uns die Stände danken werden? Ob wir
Ein Trinkgeld wohl bekommen, wie von uns
Die Fuhrleut?"*) — „O, von mir aus," meinte Huter,
„Daß wir's erreicht, ist doch der beste Lohn."

Da sieh, was ist denn das? Die Schlitten dort
Von oben her! Sind das nicht unsre Bauern?
Der Melcher ist's! Was tun, was bringen die?
Ja so! Um die gefallnen Ochsen sind sie
In aller Frühe fort! „Und gut ist's gangen",
Berichten sie; „weißt, über Nacht hat's g'froren,
Jetzt ist kein' G'fahr mehr. Wenn wir morgen zeitlich
Dazu tun, kommen wir leicht ummi. Aber
Von was denn leben heut? Die Ochsen kommen
Uns da grad recht. Jetzt tun wir schlachtigen, Mander!"
Das war nun frohe Botschaft für die Bauern.
Straub sagte: „Hört, die Ochsen zahle ich;
Die g'hören mir — ich aber schenk sie euch.
Und macht nur, daß wir heut' ein Mittagsmahl
Bekommen, wie ihr's lang nicht mehr gehabt!
Die Twenger aber und die Mauterndorfer
Sind unsre Gäste!" — Hui hellauf! Da ging
Ein Sieden und Braten los im Twenger Wirtshaus,
Ein Treiben wie nur bei der größten Hochzeit.
Stuben und Säle alle voll von Leuten,
Und alles lebt' in dulci jubilo
Und pries den Herren Straub und ließ die tapfern
Tyroler leben, und die Fuhrleut mußte
Man dreimal bitten, bis sie endlich sich
Am Nachmittag zur Weiterfahrt bequemten.

---

*) Straub und Huter erhielten von den Ständen tatsächlich jeder 20 Dukaten; Straub außerdem von Marquis Chasteler einen Ehrensäbel.

Das Geld wurde von den Ständen so glücklich angelegt, daß davon 34 000 Gulden den Bayern in die Hände fielen.

(Hirn, Eroberung Tirols, S. 439.)

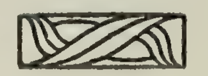
Also im besten Frieden schied man jetzt
Von Tweng und fuhr auswärts gen Mauterndorf
Und Gmünd. Hier aber trennten sich die Freunde.
So wollt' es Huter: „Fahr du nur voraus
Mit deinem Kütschel und dem Gold! Wer weiß
Wie sich die Lage jetzt gestaltet hat!
Die Stände endlich müssen es erfahren,
Wie's uns erging, und endlich unsre Frauen."

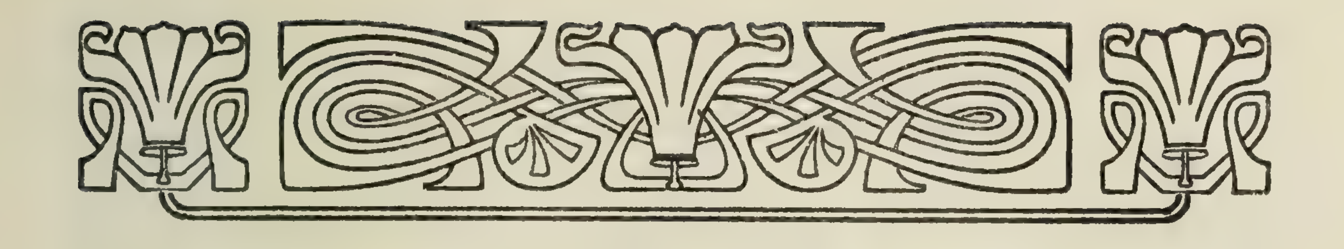
Am achten Mai schon war der Straub in Innsbruck,
Dem Tag, an dem die Kämpfe um Paß Strub
Begannen, wo Tyrols Leonidas,
Oppacher, ruhmvoll unterlag. Vier Tage
Darauf, just, da Napoleon in Wien
Einzog, traf Huter ein mit seinem Pulver
Und Blei, von dem er etliches schon auf
Dem Weg den Pustertalern abgegeben,
Und das in letzter Stunde just noch in
Die rechten Hände kam. Denn schon im Anmarsch
War hier der Feind, den nach dem Mißgeschick
(Dem Ungeschick!) Chastelers nichts mehr am Einzug
In Innsbruck hinderte.
Er selber nur,
Der Wütrich, weckte mit dem Brand von Schwaz
Und tausend Gräueln sich den Widerstand.
Von neuem brach die Wut des Volkes aus,
Wie die Lawine in den Tauern losbrach,
Am Iselberg in mörderischer Schlacht.

Dort trafen sie sich wieder, unsre beiden.
Schon gegen Abend ging's, die Feinde schon
Im Rückzug, sieht der Straub den Huter plötzlich
Vor sich. „Ho du, da, Freund? Grüß' Gott! Ha gelt,
Wie das geknallt hat und gepfiffen heut?
Und das ist unser Pulver, unser Blei,
Das wir gebracht! Huter, mein Lebtag freut's mich!"

* * *

Seht, Kinder, um ein Gleiches bittet Gott:
Daß euern Mann ihr stellt, wo's euch beschieden,
Und dann auch unserm Volk ein wenig Pulver
Und Blei beistellen dürfet, Rüstzeug für
Den steten Kampf! Das geb uns Gott, uns allen!





Isabelle Kaiser.

Literarische Studie von Pierre Paulin.

(Schluß.)

Seelenvoll sind alle Schriften unserer Dichterin. Schmerz und Unglück, sagte einmal Schell in einer glühenden Rede, sollen im Menschen die Spannkraft zu höheren Zielen sein. Dazu gehört aber viel Bescheiden und viel Selbsterkenntnis. J. Kaiser ist diesen Weg gegangen, und wenn sie nun in einsamen Stunden Zwiesprache mit ihrer Seele hält, so spürt sie an deren Hauche den Frieden. Besser als ich es tun könnte, hat eine Schweizerin die Dichterin charakterisiert[1]): „Klaren Auges, mit einem reinen, mitleidigen Herzen steht die Dichterin am Strome des Menschenlebens. Sie sieht dasselbe vorüberfluten in leichten Wellen, in bewegten Wirbeln und in schaumgekrönten Wogenbergen, sie erblickt klare Kinderstirnen, zarte Frauen mit sehnenden Augen, Männer mit arbeitsharten Händen und viel greises, fahrtmüdes Alter. Und sie alle folgen der Strömung; alle ziehen dem Glücke nach. Die Dichterin sieht ihre suchenden Augen, versteht ihr Sehnen und zeigt ihnen, was sie wollen und was sie sollen. Erstaunt bleiben einige stehen, lauschen ihr, und wenn sie weiterziehen, denken sie an das gehörte Wort und verstehen, daß sie der Poesie begegnet sind, die ihnen das Leben gezeigt hat, wie es sein könnte und wie es sein sollte."

Wie Isabelle Kaiser diesen ihren Weg gefunden, schildert uns das jüngst erschienene Buch „Die Friedensucherin".[2]) Roman aus dem Leben einer Frau. Ich nenne es das reifste Buch der Dichterin. Es ist keiner jener Konstruktionsromane, die unsern Büchermarkt überfluten, es ist keine der abenteuerlichen Auto-

---

1) Dichterstimmen. Dezember 1906.

2) Verlag J. P. Bachem, Köln a. Rh. Der Roman ist zuerst unter dem Titel „Brigitte Balmer" in der Köln. Volkszeitung erschienen. In der Buchform hat die Dichterin obigen Titel gewählt und den Namen Brigitte Balmer in Sabine von Flüe umgewandelt. Sabine hieß die Tochter des bekannten Straßburger Baumeisters Erwin, während der Name von Flüe Js. Kaiser als einer Urenkelin des seligen Eremiten Nikolaus von der Flüe teuer sein mußte.

biographien, die bloß einen prickelnden Reiz auf den Leser ausüben sollen, sondern es ist eines jener tiefempfundenen Bücher, die für den künstlerisch Schaffenden eine Auslösung seiner selbst bedeuten. Es ist nicht jedem Künstler gegeben, ein solches Buch zu schreiben. Gehört doch eine große Selbstzucht und eine große Kunst dazu, sich selbst, sein intimes Werden und Wesen in dem Maße wiederzugeben, daß es als künstlerisches Ganze genießbar wird. Der Dichter erschrickt dabei oft vor sich selbst, wenn er sein Innerstes bloßlegt, wenn er mit dem Finger auf jene Stunden seines Lebens hindeutet, die eigentlich nur für ihn eine gesteigerte Bedeutung haben. Wir erleben alle im Grunde genommen dieselbe Lust und dasselbe Leid, wenn auch in andern Formen, und dennoch ist es, als halte uns ein mystischer Zauber davon ab, es der großen Welt zu offenbaren. Das Buch spricht aber zu Tausenden, und dennoch muß der Dichter die Formel finden, als ob er nur zu dem Herzen eines Menschen spräche, der ihn voll und ganz versteht. Das kann er aber erst dann tun, wenn er sich selbst voll beherrscht, wenn die Ruhe nach dem Sturm über dem Meere seiner Seele liegt. So hat auch unsere Dichterin nur aus dieser künstlerischen Stimmung heraus ihr Buch geschrieben. Mag es ihr in der Rückerinnerung ihres Lebens nicht manchmal schwer geworden sein? Wie freudig und begeistert sie auch den Weg nach dem Hochlande des Glaubens schildert, uns ist, als klinge öfters leise die Note jener keuschen und frauenhaften Herbheit an, welche die zarte Künstlerseele zögern läßt, den Schleier zu lösen. So hat sich ein Duft von seltenem Reiz über die Blätter dieses Buches gelegt, den man nicht mehr vermissen möchte. Du hast vielleicht schon einmal mit dem unglücklichen Dichter Villiers del'Isle-Adam, dem Schöpfer erlesener Frauengestalten, von einer jener seltenen, kostbaren Frauenseelen geträumt, wie nur er sie schildern konnte, — in diesem Buche ist eine an dir vorübergegangen.

An einer Stelle des Romans sagt uns die Dichterin, daß sie der Aufforderung Goethes gefolgt sei: „Ein äußeres Hilfsmittel zur Veredelung ist das Tagebuch führen.“ So ist dieses Buch entstanden, in dem sich der verklärende Geist der Dichtung mit der Wahrheit vermischt hat. „Die Friedensucherin“ ist das Buch einer großen, traurigen Liebe. Der Zufall hat Sabine von Flüe mit Damian Berger zusammengeführt. Sie lieben sich, um sich wieder zu verlieren. Damian Berger schrickt davor zurück, ein krankes Mädchen zu heiraten, deren Lebensglaube so stark war wie ihre

Liebe. Vom Leben und seinem unsichern Ich hin und her geworfen, schaut er endlich in die Tiefe dieser Frauenseele, die mit der körperlichen Gesundung auch den einsamen Frieden gefunden hatte. Es war zu spät. Sie hatte sich ihren eigenen schweren Weg gebahnt zu einem Glück, das sie früher nicht gekannt hatte. An der Hand einer hingebenden Freundin hat sie unterdessen den Weg zum Glauben der Mutter zurückgefunden. „Wahrlich, fast alle unsere Wünsche erfüllen sich im Leben, doch nicht in der Stunde und in der Zeit, da sie uns am meisten beglücken könnten. Wahrlich, das Glück pocht demütig an unsere Pforte, wenn wir es nicht auf der Heerstraße der Welt suchen . . ."

Sehen wir vom rein stofflichen Vorwurf des Buches ab, das ein warmes Bekenntnis ihres Lebens und ihrer Religion ist und uns die Dichterin in der ganzen Fülle ihres herrlichen Wesens kennen lehrt, so müssen wir noch die hohe schriftstellerische Kraft anerkennen, mit der das Buch geschrieben ist. In flüssiger, von edlem, ethischen Pathos getragener Sprache wird uns das Leben Sabinens erzählt. Die Künstlerin hat immer neue, naturfrische Farben auf ihrer Palette, sei es, daß sie uns die Wucht und Majestät der Alpenwelt oder den bestrickenden Reiz des Südens und den unergründlichen Zauber des Meeres schildern will. Wort und Gefühl, Gedanke und Ausdruck im kleinen verweben sich in der innigsten Weise, wie sich im großen der ganze Roman eng mit der gewaltigen Natur verkettet, in der er sich abspielt.

J. Kaiser fühlt sich als Priesterin ihres künstlerischen Berufes, sie will keine Handwerkerin sein. Ein gewaltiger, mit religiösem Ernste gepaarter Lebensglaube hat sie von ihrer Kindheit an begleitet, ein Lebensglaube, der sich dann nach langem Ringen im Katholizismus auslöste. Ihre Kunstanschauung trägt deshalb auch jene unaufdringliche und doch packende religiöse Note, die wir aus ihren Werken kennen. „So verursachen mir ein Kunstwerk, ein Beethovenscher Satz, ein Blumenkelch, eine Gebärde der Güte, ja sogar unberührter Schnee einen religiösen Schauer. Denn ich glaube auch nicht, daß die Künste das Ergebnis rein menschlicher Kräfte seien. Ich glaube, daß Gott sich auserwählten Naturen, wie den Künstlern, den großen Mystikern, den Asketen, den berufenen Priestern offenbart, um durch sie auf die große Menge zu wirken, indem er sie gleichsam als Hirten des Geistes über seine Herde setzt. Deswegen ist eine unsittliche Richtung in den Künsten zu verwerfen als eine Veruntreuung der anvertrauten Talente, als eine Verkennung, ein Mißbrauch des erhaltenen Auftrags, als

eine Übertretung der göttlichen Rechte. Nicht umsonst werden die berufenen Künstler ‚Gottbegnadete‘ genannt. An jedem Kunstwerk fühlen wir den Ursprung heraus: das Göttliche, und indem ich es rückhaltlos anerkenne, empfinde ich eine heilige Freude, die meine Andacht ist.

So betrachtete ich mich selber stets nur als Dolmetscher eines in mir wirkenden Geistes: ich handele mit dem beständigen Gefühl, daß nie mein Wille, sondern ein anderer geschieht, und schreite mit dem Bewußtsein, daß eine Macht mich lenkt, deren Wege nicht meine Wege sind . . .“

So charakterisiert die Dichterin in diesem Buche ihr eigenes Leben und Schaffen. Ihre eigenen Worte wirken hier besser als irgend eine Erklärung des nachschaffenden Kritikers. Chronologisch früher als „Die Friedensucherin“ sind zwei Novellenbände und der Roman „Vater Unser“ erschienen. Gleich der erste Band: „Wenn die Sonne untergeht“[1]) enthält neben schwächeren Stücken eine Reihe köstlicher Novellen und Skizzen. „Sein letzter Wille“, „Der Herr Marquis“, „Die Zwillinge“, „Der Erlöser“ u. a. m. sind kleine Meisterstücke sowohl nach Form als Inhalt. Haben auch nicht alle hohen künstlerischen Wert (z. B. „Wie ich Herzogin wurde“, „Himmelsmärchen“), ist „Der verirrte Stier“ mehr ein Buchfüllsel, so verleugnet doch keines der kleinen Schriftwerke die Eigenart der Dichterin. Sie liebt es, starke, aber stille Menschen zu zeichnen, die uns aus dem Alltag zu ihrem Heroismus emporreißen. Es ist als ob uns die Dichterin mit Goethe zurufe: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“ Vielleicht sind wir pessimistischer als die Dichterin, doch im Momente glauben wir ihr und schauen andächtig, wenn die Sonne untergeht in jenes opferstille Menschenland, in das nur die Dichterin uns einführen kann.

Einen größern Wurf wagte die Verfasserin in dem zweiten, ihrer toten Mutter gewidmeten Bande: „Seine Majestät“[2]). Ein Wort Nietzsches: „Viele sterben zu spät, und einige sterben zu früh, noch klingt fremd die Lehre: stirb zur rechten Zeit“ geht, demselben voran. Wir sehen hier den Tod durchs Leben schreiten. Die Dichterin hat ihm sein Kommen abgelauscht, und was uns Rethel in seinen Bildern vom Tode verschweigt, das Drama des Todes, teilt sie uns kundig mit. Das reale Leben beugt sich auch hier wie in allen Werken von J. Kaiser einer

[1]) 1902. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin.
[2]) 1905. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin.

höhern Idee, einem von Religion getragenen Idealismus. Die Verwicklung ist nicht einzig der Entwicklung willen da, sondern die ethische Wirkung ist der Schlußstein. Der Tod geht wie ein großer Versöhner durch diese Blätter. „Abishag", „Der Herr Pfarrer", Nachtzug" usw. befriedigen vollauf künstlerische Ansprüche. In einer großen Zahl ihrer Novellen vereinigen sich deutsche Stimmung und Empfindungsfähigkeit mit französischer Prägnanz und Pointe. Bei aller Einfachheit der sprachlichen Mittel weiß J. Kaiser doch immer eine hohe ästhetische Wirkung zu erzielen. Ihre Darstellung hat einen kräftigen, frischen Zug, der wie im „Lenzigbub" und „Holiho! dia hu!" dem ihres Landsmannes E. Zahn nicht nachsteht.

Ihre Kraft und ihren Reichtum hat die Dichterin auch in dem Roman „Vater Unser" [1]), Roman aus der Gegenwart, offenbart. Ein seltener Stimmungszauber hält uns gefangen, wenn wir dieses Buch lesen, und doch tauchen manche Zweifel auf, wenn wir es beiseite gelegt haben. Soll sich die Künstlerin im Stoff vergriffen haben, oder ist es der große Idealismus, der als Einschlag der realen Verhältnisse in uns die Zweifelsucht wachruft? Ich glaube letzteres. Die Dichterin hat um des idealen Zweckes die Ereignisse und die Personen zu scharf kontrastiert. Ich kann es nicht Mangel an Aufbau nennen, da die Fäden der Erzählung sehr wirkungsvoll neben- und ineinander laufen, ich möchte nur betonen, daß einem großzügigen Idealismus von vornherein der Sieg zugedacht war. So wurde den auf wirklicher Menschen- und Großstadtkenntnis beruhenden Begebenheiten durch ein echtes, für moderne Verhältnisse aber vielleicht zu stark idealisiertes Christentum eine Lösung zuteil, die im Rahmen der sieben Bitten des „Vater Unser" herbeigeführt wird. Dem Künstler steht es jedenfalls frei, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten zu betreten, im Drama und im Romane geschieht es jedoch meistens auf Kosten der künstlerischen, lebenswahren Objektivität. Schiller sagte einmal in der Periode seines subjektiven Stils: „Alle Geburten unserer Phantasie sind doch zuletzt wir selbst." So hatte auch Isabelle Kaiser ein persönliches Interesse an den handelnden Personen ihres Romans, das sie deshalb auch frei spielen läßt. Der Künstler muß natürlich dem Stoff das Leben geben, doch darf er sich nicht allzu stark vor denselben drängen, weil wir dann nur mehr seine persönliche Tendenz sehen. In unserem Falle hat

---

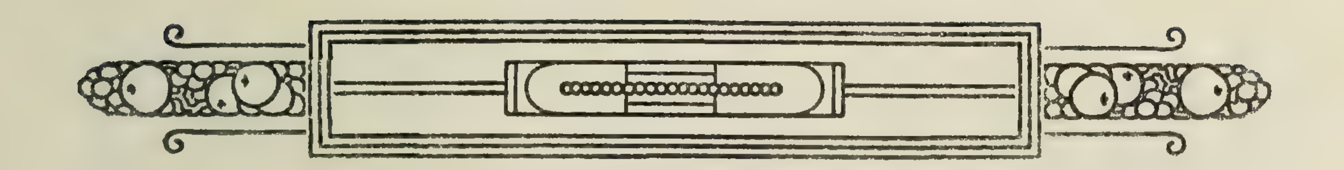
[1]) Verlag J. P. Bachem, Köln a. Rh.

dies die Dichterin auch gewollt, und „Vater Unser“ muß deshalb von diesem Standpunkte gewertet werden. Es steht deshalb auch an künstlerischem Erfassen hinter „Die Friedensucherin“ zurück. In Mona Lisa und Saville sammelt sich wie in zwei Brennpunkten die Handlung. Eine Welt der Gnade und Schönheit lebt in ihnen. In dem lyrischen Schwung ihrer hochstrebenden, zartbesaiteten Frauenseele zeichnet nun die Dichterin diesen Eigenbrödler, als ginge Christus selbst wieder segnend durch die Welt. Mona Lisa — eine liebevolle, keusche Schöpfung —, deren Lebensglück durch den Makel einer unehelichen Geburt niedergetreten wurde, reicht dann, am Schlusse der Erzählung, in einer durch großes Leiden geprüften Hingebung, dem Prediger der Nächstenliebe ihre stützende Hand. Die andern Personen und Episoden gruppieren sich wirkungsvoll um diese Menschen. Was J. Kaiser uns so teilweise an realistischer Unwahrscheinlichkeit bietet, ersetzt der ihr eigene einschmeichelnde Ton der Überzeugung und des großen Mitleidens, der aus einem im Leide geläuterten Herzen quillt. Auch die andern sprachlichen Eigenschaften der Dichterin treten hier wieder in vorteilhafter Weise hervor, und so ist und bleibt „Vater Unser“ immerhin ein schönes, wohltuendes Buch.

„Pax intrantibus“ steht an der Pforte ihres stillen Heimes am Vierwaldstätter See. „Drinnen wohnt mein schwer errungenes, andächtiges Glück.“ „Friede den Eintretenden“ könnte auch das Motto zu den Schriften der Dichterin lauten. In der ihr eigenen herbstolzen und doch weichen Art führt sie uns zu dem heiligen „Gesundbrunnen“ ihrer von Religion getragenen idealistischen Kunst, damit auch wir daraus trinken und gesunden möchten. Mögen deshalb aus ihrer weltfernen Klause noch öfters solche stille Bücher zu uns kommen, die uns zu jenen lichten Höhen hinaufführen, zu denen wir alle aus der Unrast und der Nacht des Alltags emporstreben. Wir werden immer gerne einer Künstlerin lauschen, die, wie sie selbst sagt, der Dolmetscher einer höheren Stimme ist.[1])

[1]) Die Dichterin, die erst kürzlich einen neuen Roman „Der wandernde See“ vollendete, liegt momentan schwer erkrankt in Cannes (Südfrankreich) darnieder. Möge ein gütiges Geschick sie bald wieder gesund in die heimatlichen Berge zurückführen, um dort noch lange und in stetem Aufwärtssteigen ihrem edlen Berufe leben zu können.





Über das Lied Wunderschön prächtige.

Von Pater Gaudentius Koch, Kapuziner.

Meine Ferien vergönnten mir das Glück, die Heimat Alemannien wiederzusehn. Unter dem vielen, was mir die Stätte der Jugend lieb und teuer macht, ist nicht zuletzt der deutsche Kirchengesang in der Landschaft um den Bodensee. Gemeindegesang beim Gottesdienst ist so recht deutsch und darum paßt er wohl in die Gegend, wo man die vaterländische Sprache, ich möchte sagen am ehrwürdigsten spricht, wo man noch altdeutsche Laute hören kann und an ihrem Wohlklang sich erfreuen mag.

Und dieser Genuß hat es mir immer wieder angetan. Und damit ich Gesang und Sprache mehr und mehr schätzen lerne, gilt einer meiner ersten Besuche stets der Stiftsbücherei vom alten Münster zu St. Gallen. Da liegt es neben andern unberechenbaren Schätzen unter seiner Glasplatte im Schaupult, da prangt es, das Vokabularium Sankti Galli aus dem siebten Jahrhundert, der einzig kostbare Demantstein, von dessen Strahlen gebannt das alemannische Volk noch heute seine alte deutsche Sprache lieben muß. Folium = plat, und viele, viele Blätter! Folia = loup, collis = puhila, curvatus = gapogan, ignis = fuir, templum = huus za petanne! Ein Wohlgefühl durchflutet mir die Seele bei solchen Klängen, diesen volltönenden, machtvollen Vokalen.

Wo das Volk, vom Regierungspräsidenten bis zum Arbeiter an der Straße, vom Bischof bis zum Zögling im Seminar, wo alle noch stolz sind auf die alte Sprache, da wird man auch den alten Liedern treubleiben und sie von Geschlecht zu Geschlecht mit Ehren überliefern.

Das konnte ich selber wieder hören am sechsten Sonntag nach Pfingsten im Münster der Bischofsstadt. Es war beim Achtuhrgottesdienst, wo die Predigt nur eine halbe Stunde dauert und darauf die Messe folgt mit Gebet und Volksgesang. Die Kathedrale war gedrängt voll, Kopf an Kopf, manche Tausende. Sie werden sehn, hatte der Domdekan zu mir gesagt, um acht Uhr ist die Kirche fast überfüllt. Beim Beginn der Messe spricht ein Priester von der Kanzel aus die Aufopferungsgebete, darauf spielt die Orgel vor zum ersten Lied:

Laß uns, Jesu, zu dir treten,
O du allerhöchstes Gut,
Dich mit Andacht anzubeten,
Dir zu schenken Gut und Blut.

Zum Offertorium folgte wieder das entsprechende Gebet und dazu die Frauenlitanei, weil sie Skapulierfest feierten. Nach der Wandlung hob ein süßes Präludium an:

Dich, o Jesu, will ich lieben,
Und zwar lieben bis zum Tod:
Könnte ich die Liebe üben,
Wie du würdig bist, mein Gott.

Das sind nun keineswegs die ältesten Choräle im St. Galler Gesangbuch; doch es sind gute, ernste Weisen und wirkliches Gebet. Nach dem Dank für die Kommunion stiegen wieder die Akkorde der Orgel, diesmal wie ein trauliches Kinderlächeln, wie ein tiefsinniges Aufflehen aus einem unschuldigen Herzen. Sind die früheren Lieder eher ruhig vorgetragen worden, schallend und hallend fiel der ganze Dom ein:

Wunderschön prächtige, große und mächtige,
Liebreich holdselige, himmlische Frau,
Der ich mich ewiglich weihe herzinniglich,
Leib dir und Seele zu eigen vertrau;
Gut, Blut und Leben
Will ich dir geben:
Alles, ja alles, was immer ich bin,
Geb ich mit Freude, Maria, dir hin.

Einige Zwischenakkorde führen den Gedanken weiter, und wieder beginnt der Jubel:

Schuldlos Geborene, einzig Erkorene,
Du Gottes Tochter und Mutter und Braut,
Die aus der reinen Schar Reinste wie keine war,
Selber der Herr sich zum Tempel gebaut:
Du Makellose,
Lilienrose,
Krone der Erde, der Himmlischen Zier,
Himmel und Erde, sie huldigen dir.

Ich kniete wie gebannt vor diesem allgemeinen, frohen und hellen Gesang. Eigentümlich, so oft ich mir früher das Lied auf dem Harmonium hatte spielen lassen, es war mir immer viel zu wenig ernst gehalten, beinah scherzend, man möchte fast Jungmanns Ausdruck hedonisch anwenden. Aber nein, wenn mans so hört, den richtigen Meister an der Orgel, diese allgemeine Fröhlichkeit beim ersten Einfallen, dies wuchtige Wogen der Tonwellen aus tausend und tausend andächtigen Herzen: auf einmal ist das Lied in seinem Recht und man versteht erst seine ganze Bedeutung.

Das Lied stammt vom Kapuzinerpater Laurentius von Schnifis, dem Miranten, einem biedern Alemannen also, gestorben im Kloster

zu Konstanz am 7. Januar 1702. Über den Dichter verweise ich auf die vorzügliche Studie von P. Scheid, S. J., in der „Kultur", 8. Jahrgang, 1907. Der Lyriker war schon in der Welt ein gefeierter Sänger gewesen und hatte am Hofe Erzherzog Karl Ferdinands, des Statthalters von Tirol, als Schauspieldirektor eine glänzende Rolle gespielt. Seine bedeutende Stellung kettete ihn fest an die Welt, sogar manch bittere Erfahrung vermochte ihn nicht loszureißen aus der gefahrvollen Umgebung. Bis ihm Gott eine schwere Krankheit sandte. Schon war er von den Ärzten aufgegeben; das endlich zwang seinen Blick aufwärts. Zum großen Mutterherzen flüchtete er, zu ihr, aller Betrübten Labung und Trost. Wie er einst zu Köln den Herrn geschaut in poetischem Gesicht, so erschien ihm jetzt Maria. Scheid faßt die wunderbare Offenbarung kurz zusammen. Es folgt in des Dichters Erzählung, sagt er, das Kapitel „von des Miranten erschröcklichem und zugleich auch seltsamem, endlich aber auch trostreichem Einbildungstraum". Er wird vor Gottes Gericht gefordert, zur ewigen Verdammnis verurteilt und soll augenblicklich zur Hölle hinuntergestürzt werden. Da schreit er in höchster Betrübnis auf und bekennt laut seine Sünden. Und siehe! Es tritt durch vergoldete Wolken eine Königin, heller als die Sonne, wie die Morgenröte schön, nicht ungleich der Erscheinung der göttlichen Liebe, die er einst in seinem ersten Traum in Köln gesehen. Sie setzt sich auf einen goldenen Sessel nieder und scheint herzliches Mitleid mit dem Miranten zu haben. Ein vertrauliches Zwiegespräch hebt an, das der Kranke mit der Bitte schließt: Ach du bei deinem Sohn höchst vermögende Maria, rette deinen Knecht und laß ihn nicht ewig zu Schanden werden. Maria breitet ihren trost- und hilfreichen Schutzmantel über ihn und erwirbt ihm Begnadigung beim ewigen Richter, jedoch unter der Bedingung, daß er die gottlose Welt verlassen, Gott dienen und wegen seines bisherigen Lebenswandels Buße tun solle. Mit dem lauten Rufe: Also schwöre und gelobe ich! erwacht er voller Freuden und fühlt sich an Leib und Seele herzlich getröstet. Seinen Entschluß führte er auch wirklich aus und trat in den Kapuzinerorden.

Dies Gesicht, meine ich, hat die Idee geboren für das Lied, das wir besprechen. Es hat die Erscheinung selber festgehalten. Das Poem ist die zehnte und letzte Elegie vom dritten Teil der Mirantischen Mayenpfeiff, Dillingen, 1692.

Betrachten wir nun das Kunstwerk. Bei der Vision, die er in der ersten Strophe schaut, hält er wie inne und muß staunend bekennen, daß dieser Schönheit keine andre zu vergleichen. Er entrollt einen Kranz von Bildern, vorerst Gestalten der Mythologie, sodann was diese Erde nur Schönes bieten kann, die verschiedenen Juwelen mit ihren Eigenschaften müssen zur Zierde dienen: der Amethyst, die Perle, der Diamant, der Rubin, der Karfunkel, schließlich die Edel-

metalle. Nun bricht der Abscheu des Bekehrten vor der Welt hervor in drei kraftvollen Strophen. Bis dahin übergeh ich alles; die zwölfte, dreizehnte, vierzehnte und fünfzehnte Strophe setze ich wieder her. In der sechzehnten wendet er sich inniger und inniger an die Braut der schönen Liebe und beklagt darum in der siebzehnten von neuem seine Vergangenheit, nun aber hätte er die Schönheit erkannt und habe Maria so lieb wie nur ein Freund den Freund, den er lange nicht mehr gesehn. Die achtzehnte Strophe ist wieder Lobpreis dieser Holdseligkeit, und neunzehn und zwanzig führe ich an.

Ostende mihi faciem tuam.
Zeige mir dein Angesicht. Kant. 2, 14.

Sonnen-schön prächtige,
Überauß mächtige,
Himmlische Frau,
Welcher auff ewig ich,
Knechtlich verbindend mich,
Billich mein Leben,
Alles beyneben,
Kindlich vertrau:
Für diese Treu-gethane Pflicht
Nur zeige mir dein Angesicht.

Sonn und Mond weichen hin,
Wann ich betrübet bin,
Also daß ich
Nimmer in Finsternuß
Schmertzlicher Kümmernuß,
Lebend in Sünden
Ohne Trost-finden,
Kränken muß mich:
Und kommen sie schon widrumb her,
Bleibt mir mein Hertz doch immer schwer.

Nichtes auff gantzer Welt,
Weder Ehr, Gut, noch Gelt
Tröften mich kan:
Alles, wie schön es auch,
Fliehet hin, wie der Rauch:
Schönste Gestalten
Ziehen die Falten
Vor der Zeit an:
Wer heut den Rosen blühet gleich,
Ist Morgens schon offt eine Leich.

Eine ist übrig doch,
Die mich kann tröften noch,
Wann ich betrübt,
Weil ich sie aber, ach!
Welt-verwirrt tausendfach,
Wenig bißhero,
Thumer, als Ero,
Habe geliebt,
Als hette sie auch sicherlich
Nicht Ursach vil zu tröften mich.

Weilen sie aber sehr,
Gütig, der schlechter Ehr
Nimmer gedenckt,
Sonderlich weil ich ihr,
Wie es zuständig mir,
Neulich mich kindlich,
Ewig verbindlich,
Habe geschenckt,
Als ist in solcher Mutter Schooß
Ja meine Freud unsäglich groß.

Ey, so dann, schönste Frau,
Welche mit Gnaden-Thau
Meine Seel tränkt,
Wann ich von allerhand
Creutzen im Elend-Stand,
Die mich von allen
Winden anfallen,
Werde bekränckt,
Will ich dich lieben inniglich,
Daß du niemahl verlassest mich.

Deine Gnad wird mir dein
Angesicht müssen seyn,
Weil ich hier bin,
Massen unwürdig ich
Völlig zu sehen dich,
Biß ich zu deiner
Gegenwarth reiner
Scheiden werd hin:
Allwo ich dann werd ewiglich,
O schönste Frau, anschauen dich.

Dies in den Hauptzügen das Gedicht des Paters Laurentius von Schnifis. Ich gestehe, der Poesie vom siebzehnten Jahrhundert vermag ich im ganzen wenig Geschmack abzugewinnen. Im Dreißigjährigen Krieg haben sich der Tochter Züge gehärtet, der einstige Liebreiz schimmert kaum mehr von ihrem Antlitz: sie hat zu viel des Jammers geschaut. Doch immer wieder traten Gottgesandte zu der Maid und sprachen: Erhebe dich vom Tal der Niederung, wo du mit deinem Volk geweint, erhebe mit dir dein Volk, du bist zu Höherem geboren. Und sie gemahnten sie an das Glück und die Liebe ihrer Jugend, ihren reinen Blick nach oben und all die Seligkeit, die sie über Land und Volk ergossen. Und das war wieder die gebietende Stunde, und die Einsame erhob ihre Stimme wie ehedem, wohl noch umschleiert durch die Jahre des Elends, doch waren es die alten Weisen, wie sie sie den Minnesängern geboten und den Kindern der Mystik. Und aus Stunden solch besserer Erinnerung stammen Lieder wie das vom Miranten Unsrer Lieben Frau.

Wie jedes Volkslied, hat auch dieses seine Wandlung erfahren, seine Entfaltung und Entwicklung. Das ist gerade das Zeichen des richtigen Volksliedes, daß jedes Geschlecht es als sein Eigentum erkennt und es sich stets wieder mundgerecht macht, um sich nach Herzenslust darin auszusingen. Diese Tatsache läßt sich überall nachweisen, wenn man die älteren Auflagen mit den neuen vergleicht. Meist wird nun die ursprüngliche Fassung mehr Duft und Frische aufweisen, oft auch bietet die spätere mehr Genuß. Die Rose ist ja schon da, wenn sich die Knospe eben erschließt, manchem wird sie ganz offen mehr entsprechen. Es bleibt schwer, hier alles triftig abzuwägen. Das Wort sonnenschön z. B. hätte hier bei der Umschmelzung gerettet werden sollen.

Doch betrachten wir das Werk des Miranten, wie es heute geworden, wie es jetzt gesungen wird. Ich halte mich an die Dichtung, wie sie im Kleinen St. Galler Gesangbuch als Nummer neunundsiebzig steht; so scheint sie mir eine Zusammenfassung der fünf Strophen im neuen Brixner Gesangbuch: was diese fünf sagen, sagen dort zwei. Die erste Form des Paters Laurentius ist eher noch subjektiv, die jetzige hat die Grundlage der Objektivität glücklich gefunden. Und deshalb darf das Gedicht nun Kirchenlied genannt werden.

Verfolgen wir den Gedankengang, so ist es dieser. Das Bild der Königin taucht empor im Geiste des Sängers, hochherrlich, wie der Jünger auf Patmos sie geschaut: der Diener naht sich vertrauend

und mit kindlichem Herzen. Ganz will er sich hingeben, mit allem, was er ist. Wie könnte es anders sein. Er bewundert ihre Größe, ihre Gnaden und ganz einzigen Vorzüge. Ist sie doch unbefleckt empfangen, ganz allein die Gnadenvolle, und dies zur Vorbereitung für den Tag des großen Ratschlusses: so ward sie des Vaters Tochter, Mutter des Sohnes und des Heiligen Geistes Braut. Doch wie gebannt und geblendet kann der Sänger nur staunen ob ihrer geheimnisvollen Reinheit, da die Welt sie begrüßen darf als die Jungfrau der Jungfrauen, die eben darum der Herr sich zum Tempel gebaut. So strömt sein Jubel mächtiger empor, wird zur feierlichsten Steigerung im Lied: sie ist die Makellose, und was kein Verstand versteht, Jungfrau und Mutter, und dies zugleich, ein Gnadenwunder, weil vor wie in und nach der Geburt, wie die Katechismusstelle so natürlich es ausgeprägt, so wird die kühne Wendung Lilienrose zur Tat, und darum, wegen ihrer einzigen Stellung das wahre Jauchzen im Ausklang:

Krone der Erde, der Himmlischen Zier,
Himmel und Erde, sie huldigen dir.

Es ist das eine glückliche Zusammenfassung der Mariologie: Mariens Würde und Größe, unser Verhältnis zu ihr und schließlich der Dankhymnus an ihre Herrlichkeit. Das alles in einfachem, allgemeinfaßlichem, kindlichgläubigem Ausdruck, dabei kurz und treffend zusammengedrängt, und hiezu eine liebe, weiche, unschuldigheitere Melodie. Wie gesagt, jetzt kam mir das Lied ganz anders vor, denn früher. Man muß ein Lied erst hören, man muß erst seine Wirkung empfinden, dann versteht man es ganz.

Das heilige Opfer in der Kathedrale war schon zu Ende, der Segen erteilt und noch immer sang das Volk fort. Ich schritt zum Presbyterium vor durch die singenden Massen in den Seitengängen. Wie ich am großen Nordportal vorüberkam, stieg aus einer Gruppe von jungen Damen eine ganz wundersam helle, melodische Stimme an mein Ohr, und ob das allgemeine Singen dem Rauschen vieler Wasser glich, es siegte diese Stimme doch über alle der nächsten Umgebung. Auch das kannte man sofort, daß es ein Beten war mit ganz besonderem Liebegefühl. Und durch all die Scharen nur Gesang und Gesang, ein mächtig Schallen und Hallen durch die riesigen Gewölbe. Und singend schritt ich vor durchs Seitengitter am Othmaraltar vorüber, die Chorstufen aufwärts und aufwärts, immer singend aus ganzer Seele. Vom Hochaltar leuchtete das Riesengemälde herab, wie die Engel die Benedeite emportragen in ihre Heimat am Himmelfahrtstag: sie aber schien zu lächeln und ihren Segen herabzuhauchen über Stadt und Land.





Literarische Umschau.

Von Dr. Lorenz Krapp.

III.

Dichter der Stille.

Im Wien der zwanziger und dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts lebte eine Dichterschule, die bereits von ihren Zeitgenossen, aber auch von der späteren Literaturhistorik unter dem Namen „Zufriedenheitspoeten" zusammengefaßt wurde. Kein äußerer, kein innerer Kampf konnte sie in ihrer Behaglichkeit stören; „heiter auch in ernster Zeit" war ihr Wahlspruch. Man hat sich heute gewöhnt, über diese „Backhändelpoeten" zu lächeln. Nicht ganz mit Recht. Denn ihre Lebensauffassung liegt — wenngleich geadelt und in die ernste Erhabenheit des Klassischen erhoben — auch Grillparzer zugrunde, dem großen Wiener, dem größten Dramatiker des 19. Jahrhunderts. Oft schon ist darauf hingewiesen worden, daß Grillparzers Lieblingswort das anspruchslose Wörtchen „still" ist. Nach dem „stillen Gütchen" am Rhein sehnt sich der unselige Jaromir in der „Ahnfrau"; „des Innern stiller Frieden" ist es, bei dem Rustan sich bescheidet; „ein stiller Sinn" ist Sappho „des Weibes höchster Schmuck", und Kreusa weiß aus den grausigen Schicksalen Medeas keinen andern Ausweg als „ein einfach Herz und einen stillen Sinn".

In Österreich hat diese Dichtung der „Stille" ihre Heimat; Stifter hat sie dann in unvergleichlicher Weise gepflegt. Wie stark hat sie seitdem an Raum gewonnen! Ja, heute sehen weite Kreise in ihr die ureigentlichste deutsche Poesie, geradeso wie sie in Hans Thomas milden, in sich versunkenen, Sehnsucht und Kraft im harmonischen Bunde einenden Bildern die deutscheste aller Malereien erblicken. Überschwang ist natürlich auch in dieser Ansicht; wann wäre es denn überhaupt der Fall, daß wir nervösen, von Eindrücken und Reizen überstürmten Geschlechter von heute das geruhige Gleichmaß in allen Ansichten fänden? Aber sicher ist: das Gebet, das die schmerzgebeugte Medea, die dunkle Barbarin, stammelt: „Laßt uns die Götter bitten um ein einfach Herz" — es ist doch im Grunde das heißeste Gebet, das die deutsche Seele — die Seele Parzivals — kennt, und das ihre Künstler von Wolfram an bis Richard Wagner in ihren Werken kündeten.

Es ist kein Zufall, daß heute der typische Vertreter dieser Dichtung der Stille ein Süddeutscher ist: Fritz Lienhard. Im Wasgenwald, noch heute einer Oase ländlicher Kultur, ist er geboren; nur flüchtig, mit abwehrender Bewegung, ist er in die industrielle Kultur der großen Städte getreten, um sie bald wieder zu verlassen und im Thüringer Wald sich eine neue Heimat zu suchen. Werner Sombart hat doch bitter recht mit seiner These: unsere neue großkapitalistische Kulturentwicklung ist ein grausamer Feind der Poesie. Nicht, daß sie die Poesie töten könnte; aber sie macht sie alt und müd. Was hat sie — ich nenne ihn nicht weil er ein Großer wäre, sondern weil er das trostloseste Beispiel ist — etwa aus Sudermann gemacht? Einst spürte man doch noch derbe Lebenskraft, das Erbteil robusten Ostelbiertums, in ihm; aber im letzten seiner Romane, „Hohes Lied", glühen nichts mehr als die letzten Funken seniler, kraftloser Lüsternheit. Ein alter Faun sitzt am Herd und wühlt in verglimmender Asche.

Da ziemt es sich um so mehr, auf Dichter, in denen frische und unverbrauchte Jugendkraft lebt, hinzuweisen. Dichter, in deren Büchern noch die Quellen rauschen, die Wälder dunkeln, die Glocken läuten wie an den stillen Sonntagen verschollener Kinderzeit; — die „fern vom Schwarm, der unbesonnen Altar und Herz in Trümmer schlägt", ihre einsamen Lebenswege gehen.

Fritz Lienhard in seinen „Gedichten"[1]) gehört in diese Reihe. Von ihm stammt das Wort „Stadteinsamkeit", das keiner mehr erläutert braucht, der einmal in einer Großstadt lebte. In einem unbeholfenen Büchlein „Die Vorherrschaft Berlins" hat er vor Jahren einmal theoretisch den Snobbismus, die Talmikunst, die in Berlin — wie in jeder Riesenstadt naturgemäß — emporschoß, bekämpft; und sein ehrlicher Zorn brachte uns des guten alten Kriegsrats von Cölln entsetztes Wort aus dem Jahr 1800 in den Sinn: „Denn die Berliner laden allen ihren Unrat nahe vor den Toren ab." Lienhards ganzes Wesen ist beherrscht von diesem Trotz gegen das „dumpfe Ungeheuer": „Nie wie die Großstadt" schwört er (S. 93), nur düstre, erstickende Mauern sieht er dort, wo das ehrsame Handwerk erdrosselt wird von Schwindel (S. 95), wo alles stumpfen Frondienst tut (S. 96), wo das Herz aufschreit nach ein wenig Mondlicht und Tannenduft. Dafür baut er sich eine andere Stadt:

Es hallen silberne Glocken
Aus einer seligen Stadt,
Die Stadt ist mir im Herzen,
Die solche Glocken hat.

Und er flüchtet hinaus in die „Waldheimat", in seinen donnernden Wasgenwald, wo er fern im Dorf voll Sternenlicht seinen alten

[1]) Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Vater noch spazieren gehen sieht, sinnend und seine Pfeife rauchnde und für den fernen Sohn ein Gebet zum Himmel schickend. Da stößt er alles Irdische von sich, und der inneren „Sammlung", die Grillparzer so oft feierte, gilt all sein Streben:

Abendrot.

Mir ist nach einer Heimat weh, die keine Erdengrenzen hat,
Ich sehne mich aus Menschennot nach einer ew'gen Heimatstadt.
Groß glänzt und klar das Abendrot, sanft rauscht der Quell im Wasgenwald,
Wie bald verging mein Erdentag, und all mein Tagewerk wie bald!

O komm, du weltallweite Nacht, die keine Erdenmaße kennt,
Aus deren Tiefen Stern an Stern auf unser winzig Sternlein brennt!
Nicht müd bin ich vom Tagewerk und doch bin ich des Tages satt, —
Nach deinen Weiten sehn' ich mich, du unbegrenzte Himmelsstadt!

Es ist klar, daß solchen Geistern, die vom „frechen Tag" flüchten, das Reich der alten Heldensagen vertraut ist: zu Odysseus, zu den Wikingern kehrt sein Geist zurück; in einer großen Vision sieht er Ahasver, um den Tod flehend, am Meere niedersinken; aber auch dem Heldentum neuer Zeit verschließt er sich nicht: sein Zyklus Burenlieder ist von edler Größe. Ja in dem Burenidyll „Hendriks Brautfahrt" hat er vielleicht die schönste Perle seiner Kunst gegeben; Ernst und Humor verschwistern sich wundervoll darin.

Die Lyrik Fritz Lienhards ist das Beste, was dieser regsame, unermüdlich an seiner inneren Vollendung bauende Geist schuf; zu seiner Lyrik zähle ich auch Prosadichtungen wie die Bände „Helden", „Thüringer Tagebuch", „Wasgaufahrten". Seine Dramen und theoretischen Untersuchungen wird man bei ernster Prüfung aufgeben müssen; die letzteren schon deswegen, weil sie nur mit dem Herzen geschrieben sind; es sind feurige Weckrufe, aber es fehlen ihnen die Gründe, die doch im letzten Ende entscheiden. Seinen Dramen aber mangelt zu sehr die Konzentration, die Plastik, die Anschauung; sie zerfließen in Epik und Lyrik. Ja, selbst bei seiner Lyrik steigt einem manchmal das unsichere Gefühl mangelnder Bildhaftigkeit auf. Alle inneren Kräfte scheinen bei dieser sympathischen Gestalt zusammengedrängt im Gemüt. Man hat bei den wohllautenden Klängen seiner Lyrik die Empfindung, als schaukle man still, mit geschlossenen Augen, wunschlos, willenlos, auf Strömen des Gefühls. Mit geschlossenen Augen, sage ich: denn nur selten gelingen ihm plastische Gesichte wie das (übrigens alte) von der Himmelsstadt im Abendrot. Was er gestaltet, ist hörbar, nicht sichtbar. Darin ähnelt er der romantischen Lyrik und bildet einen Gegensatz zur Moderne. Auch in seiner Ablehnung der neuen städtischen Kultur erscheint er als Nachblüte der Romantik; — eine Ablehnung, die in ihrer Schroffheit fast ungerecht

wird; denn die Großstadt erschwert dem einzelnen zweifellos die Bewahrung seiner sittlichen Güter und die Abrundung seiner Persönlichkeit, aber sie macht beides nicht unmöglich. Was sollten sonst die Millionen und Abermillionen anfangen, die vom Beruf gefesselt, rings um uns in den Hunderttausenderstädten wohnen müssen? Nicht vor dieser neuen, der „Asphaltkultur", flüchten gilt es, sondern in ihr sich einrichten. Und sind wirklich immer jene die Glücklichsten, die — gleich Lienhard — sich in ein stilles Tuskulum zurückziehen können, wo die Einsamkeit zu ihnen kommt, die „Seelennahrung" ist? Für viele andere gilt doch wieder auch das düstere uralte Prophetenwort von der Einsamkeit: Vae soli!

Dichter der Stille: auch Adolf Bartels gehört zu ihnen. Auch er, trotzdem wir ihn meist nur aus seinen impulsiven literarhistorischen Arbeiten („Geschichte der deutschen Literatur", „Die deutsche Dichtung der Gegenwart", „Klaus Groth") und seinen zornflammenden Streitschriften („Kritiker und Kritikaster") oder seinem „Martin Luther" kennen. Auch in seinen „Lyrischen Gedichten" (München, Kunstwartverlag G. D. W. Callwey) kämpft er manchmal, trotzig aufgebäumt, gegen seine Feinde, und einmal entfährt ihm auch ein Wort von „Pfaffen, die Gott verdamme". Man spürt, daß seine Wiege im nämlichen Dorfe stand, wie die Friedrich Hebbels ...

Aber derlei Lieder sind doch selten. Vielmehr ist auch Bartels im innersten Kerne einer der Stillen, die nach dem staubigen Tageskampf, der keinen rein entläßt, im Abendfrieden an ihren inneren Tempeln bauen. In den acht Büchern, der lyrischen Ernte seines Lebens, erweist er sich als schlichtes, urwüchsiges, keiner Schule einzureihendes Talent; keine neuen Töne und Farben wollen blenden. Aber doch ergreift uns zu innerst der tiefe Verzicht, der etwa im Liede „Die Stadt" liegt: im Traume sieht er die Stadt der Schönheit mit Säulen und Kuppeln und fühlt, daß er sie doch nicht betreten dürfe; es sind echt empfundene Lieder der Liebe, des Natursinnes, der Sehnsucht nach oben; er kennt noch die milde Schönheit von Sonntagen, die wir still zu Hause verleben, während draußen die Menge sich in Wald, Wiese und Vergnügungsparken verliert (S. 79): „froh und still" sein, ist doch auch ihm das letzte, tiefste Herzensbedürfnis (S. 84):

So viele Wolken auch am Himmel stehn,
Ich kann nur froh und still die Hände falten:
Laß, Herr, was mir geblieben, nicht vergehn,
Und, was da werden will, sich ausgestalten!

„Ach, wozu dies wirre Treiben?" fragt auch er sich immer wieder. Und er gibt uns Antwort in einem Liede, das einem der Geister gilt, die sich Titanen wähnten und die alten Himmel zerschmettert zu haben glaubten:

Friedrich Nietzsches Grab zu Röcken.

Ihn, dessen Geist die ganze Welt zu klein,
In einem Dorfe senkte man ihn ein.

Und der auf stolzen Alpenhöhen stand,
Weltüberwindend, ruht im flachen Land.

Der Übermensch, der nie verstand zu ruhn,
Inmitten deutscher Bauern schläft er nun.

Den Antichristen senkte man hinab,
Doch Glocken läuten über seinem Grab.

Christliche Glocken — könnt ihr sie verstehn?
Ja, auch der größte Geist muß stumm vergehn.

Und während Menschenhaft sein Werk zerreibt,
Das Dorf, das Flachland und der Bauer bleibt.

Wie sagt doch Rustan bei Grillparzer vom Ruhm? „Was er gibt, sind nicht'ge Schatten; was er nimmt, es ist so viel!"

Wenn Bartels in seiner Lyrik mehr auf den Ton des Herben gestimmt ist, so ist es bei Frida Schanz („Gedichte". Gesamtausgabe. Velhagen & Klasing, Bielefeld. 4 Mk.) die frauenhafte Weichheit des Gemüts, die entzückt. Frida Schanz gehört nicht zu den großen Dichtern, sicher aber zu den liebenswürdigsten; die weite Verbreitung ihrer Bücher weckt unsere aufrichtige Freude. Gleichwie Bartels hat sie ihre Lieder chronologisch, nach Lebensabschnitten, eingeteilt. So beobachten wir ihr stetes Wachsen von einer anfangs noch recht konventionellen Natur- und Menschenbeobachtung, wie sie aus den Liedern von 1880—1890 spricht, zu einer schönen, ruhigen Reife und Klarheit. Vor allem vom Leid armer gedrückter Mitmenschen redet sie gerne, hier ist sie im ureigensten Bereich. Hieher gehören wundervolle Gedichte, wie „Die Alte", „Tauben" oder „Sonntagsfahrt". Das letztere ist so recht bezeichnend für den stillen Sinn, den die Dichterin auch in den Trubel des heutigen Lebens hineinträgt: mitten im tabakdurchdrungenen, hin- und hergerüttelten Vorortszug, der die schwatzenden Städter am Sonntagsnachmittag ins Grüne führt, schreit gellend und immer gellender ein Kind. Vergebens sucht es ein derber, ungewandter Arbeiter mit ungelenkem Streicheln zu beruhigen. Und empört fragt ein Fräulein mit scharfer Stimme: „Ist denn die Mutter nicht mit im Zug?":

Der Mann sah auf: „Ja, die ist mit im Zug!"
Jedes Wort klang wie ein mühsamer Tritt.
„Im Sarg, im Gepäckwagen fährt sie mit.
In unserm Dorf wird sie heute begraben.

Auf dem neuen gräflichen Eisenwerk haben
Wir noch keinen Friedhof. — 's ist nicht mehr weit." —
Und mit neuer täppischer Zärtlichkeit
Hielt er das weinende Kind umschlungen.
Noch etwas wie dumpfe Entschuldigungen
Hat er dann in den Bart gebrummt. —

Das Lärmen der Leute war längst verstummt. —

Frida Schanz hat eine außerordentlich gepflegte, schlichte und klare Sprache; die Plastik ihrer poetischen Gesichte ist groß. Die Lieder, in denen sie lediglich eigene Seelenstimmungen schildert, gelingen ihr nicht so gut wie jene, wo sie an einen äußeren Vorgang — und sei's den unbedeutendsten — anknüpft. Da sind im „singenden Eisenbahnzug" die blassen Kinder, die fröhlich jubelnd in die Ferienkolonie fahren; da ist im „schweren Auftrag" die Stimmung eines Schulschlusses in einem Gymnasium: aber wie vertieft, wie erweitert das die Dichterin alles zu großen Ausblicken!

Ja, die Provinzen aller dieser Dichter der Stille sind doch nicht so klein, als man zunächst wähnen möchte. Alle diese Dichter streben nach Verinnerlichung, nach Beseelung; und da — in den Gründen ihrer Seele — entdecken sie bei inniger Sichversenkung ungeahnte Tiefen und Schönheiten. Hier fühlen wir so recht die wohltuende Reaktion, die gegenüber der Hast und dem immens gesteigerten Aufreiz der neuen maschinellen Kultur, wo wir kaum mehr zur Selbstbesinnung kommen, wieder nach tieferen Lebensquellen gräbt. Und ob manche dieser „stillen Dichter" dem Gralprogramm auch ferne stehen (Lienhard und Bartels, die trutzigen Lutherjünger, in deren Köpfen mehr oder minder der beschränkte Gedanke einer germanisch-protestantischen Religion und Kultur ihr Unwesen treibt, können naturgemäß das Katholische, das ist zu deutsch das Weltallweite des Gralprogramms nicht völlig erfassen): obwohl manche ferner stehen, erkennen wir in ihnen doch ehrlichere Pfadsucher zu großer Kunst als im lärmenden Schwarm hundert anderer, die mehr Aufsehens von sich machen. Was ist ihrer Geradheit und Ehrlichkeit gegenüber etwa die in Dialoge abgezogene Philistrosität eines Otto Ernst, der eben mit seinem „Tartüff, der Patriot" (Leipzig, Stackmann) glücklich zum sensationellsten Clou gelangt ist: zu einer Komödie mit dem Grafen Zeppelin als Akteur? „Noch nicht dagewesen": diesen Schlangenmenschenspruch aus den Jahrmarktbuden kann man mit vollem Fug über diese neueste „deutsche Komödie" als Motto setzen; leider freilich nicht mehr. Denn im übrigen erstickt ein Mensch mit einigem Geschmack beinahe an dem in drei Akte gepreßten Bierbankräsonnement dieses Stücks, von dem wir hier nur reden, weil in den nächsten Wochen wahrscheinlich andere zu viel von ihm reden werden.

Übrigens: bei derlei Stücken muß gewiß manchen unserer katholischen Kreise das Herz im Leibe weinen, die immer wieder verlangen, daß unsere Autoren „aktuelle Probleme" aufgreifen. Wir Inferioren! Denn da sind wir mit dem Zeppelinproblem also wieder zu spät gekommen ...

Aber ich denke, die Kunst hat doch schönere Bereiche als es die Gefilde der aktuellen Alltäglichkeit sind. Und ein anderer ist offenbar auch dieser Ansicht, — ein Dichter, dessen Talent von Tag zu Tag reicher und blühender sich entfaltet, wiederum eine Schwalbe aus Beurons rauschendem, von Jörgensen so warm geliebtem Klostergarten: Timotheus Kranich. Seine Bücher „Schlichte Spende', und „Fink und Nachtigall" sind mir die liebsten von allen denen, die uns diese Dichter der Stille geschenkt; denn es sind die leisesten, vertrautesten. „Heimweh-Poesie" hat er seine Dichtung selber einmal genannt; wie ein verschüchterter, in die kalte Weite des fremden Raums geschleuderter Vogel erscheint sie:

Mit stetem Wandertriebe
Sucht sie in Gott ihr Nest.

In Naturbildern voll der satten Stimmung und der engsten Prägnanz, wie wir sie an Greifs Achtzeilern bewundern, versucht er sich; sachlich, fast nüchtern scheinen diese Lieder oft auf den ersten Blick vor uns zu stehen, die Empfindung scheint gewaltsam zurückgedämmt. Lieder an seine Mutter voll schöner Innigkeit schließen sich an, Stimmungsbilder und Spruchweisheiten sind knapp geformt. Leis hingehaucht, gleich den in Lila und Rosa schüchtern aufleuchtenden Bildern von Puvis de Chavannes, der stilistisch der Beuroner Malerschule nahesteht, sind die meisten dieser Stimmungslieder:

So still ist die Nacht —
Nur mein Herz hört' ich schlagen;
Es redet mit Macht
Von vergangenen Tagen.

Mir ist es so bang
Bei dem dunklen Erinnern —
Und die Nacht ist so lang
Und kein Stern ist im Innern.

Sein Schönstes aber sind seine religiösen Lieder. Das ist eine durchaus monastische Poesie, die nur bei meditierendem Ruhen an den Altarstaffeln erblühen kann, die in Anmutungen und Anrufungen gipfelt, die zwei Lieblingsworte hat: „Liebe" und „Licht". Ein leiser Ton von Resignation, ja von Schwermut klingt darein: es ist die Schwermut, die die Seele überkommt bei der Sehnsucht nach drüben. Kein einziges dieser Lieder würde sich zum Volkskirchenliede eignen;

aber fast alle könnte man im engeren Kreise eines Konvents zur Betrachtung sprechen und singen. Wenn man die Bücher weglegt, überkommt es einen plötzlich, als hätte man einen Strauß von Lilien und Passifloren in Händen gehabt.

Und das ist doch, denk' ich, das schönste Ziel alles Schreibens und Meißelns, alles Tönens und Dichtens: daß wir einen andern beglückt, seine Seele geläutert, sein Herz erhoben haben. Nicht daß wir einen Sprühregen blitzender Formkünste rauschen, nicht daß wir erdrückende Elendsbilder auftauchen lassen. Glücklich ihr, die ihr Dichter der Stille seid! Ihr mögt nicht heranreichen an die Großen und Größten der Dichtung, aber euer Los ist nicht minder glücklich: ihr senkt vielleicht doch in manches Herz das, wonach die arme Medea mitten unter der bronzenen Pracht der argivischen Paläste vergebens weint: ein „einfach Herz und einen stillen Sinn".



Aus Zeitschriften und Büchern.

Das Staatslexikon der Görresgesellschaft (3. Auflage) findet, wie die „Kölnische Volkszeitung" konstatierte, „auch in zahlreichen, nicht auf dem Boden der von dem Werke vertretenen Weltanschauung stehenden Tagesblättern und Zeitschriften eine höchst ehrenvolle Aufnahme". Und zwar wird nicht nur die gediegene wissenschaftliche Haltung der einzelnen Artikel anerkannt — was ungleich mehr besagen will, man läßt die katholische Weltanschauung und ihre Anwendung auf Politik und Staatswissenschaft als grundsätzlich berechtigt, als gleichberechtigt gelten neben der liberalen und konservativen Auffassung.

So schreibt die in Hannover erscheinende Zeitschrift „Das Recht" über das Werk: „Jedes Staatslexikon ist naturgemäß auf einer bestimmten Weltanschauung und Staatsauffassung aufgebaut. Während das Rechtslexikon von Rotteck und Welcker in den 1840er Jahren und dann das Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater ums Jahr 1860 den damaligen gemäßigten Liberalismus vertrat, steht das von Wagener herausgegebene Staats- und Gesellschaftslexikon auf evangelisch-konservativer Grundlage. Das Staatslexikon der Görresgesellschaft trägt die Signatur, welche die Weltfirma Herder ihren großen Enzyklopädien und Sammelwerken ... mit Glück aufzuprägen verstand: es ist katholisch, national und modern. Wenn in den grundlegenden Artikeln die christliche, die katholische Auffassung des Staatslebens, des Völkerrechts, der Volkswirtschaft zum Ausdruck kommt, so wird hiebei stets den Verhältnissen der Neuzeit Rechnung getragen."

Was hier für die Staatswissenschaft erstrebt und erreicht worden ist, genau dasselbe strebt der „Gral“ für die „Literatur an. Sollen denn nicht auch Literaturwerke möglich sein, denen von Außenstehenden die Signatur katholisch, national, modern zuerkannt wird?! Wir meinen, es gibt schon etliche Werke dieser Art, und wollten oder könnten wir Katholiken auf literarischem Gebiete mit derselben selbstbewußten Initiative und Einigkeit vorangehen wie auf politischem, wir würden bald noch ganz andere Erfolge sehen.

Oder sollte hier eine Analogie ausgeschlossen sein — in der Politik Selbständigkeit, in der Literatur Gemeinsamkeit, Verwaschenheit? Man wird das schwerlich beweisen können. Von Kunst- und Literaturfragen gilt dasselbe, was von politischen und staatswissenschaftlichen Fragen: die einen wie die andern ragen in ihren Tiefen und Höhen in die religiös-kirchliche Sphäre hinein; hier wie dort stehen für den katholischen Volksteil praktische Interessen von gewaltigem Umfang auf dem Spiel, hier wie dort sprechen Ehre und berechtigtes Selbstgefühl ein gewichtiges, ein zwingendes Wort.

Noch eins! Das Staatslexikon ist eine selbständige, eine exklusive Leistung der deutschen Katholiken auf dem Boden und nach den Normen ihrer Weltanschauung, es ist und soll sein der Ausdruck, der Ausbau des katholischen Staatsgedankens. Und das Werk ist gelungen, und man freut sich dessen. Man hat aber nicht erlebt, daß durch diese Tat katholischer Selbständigkeit die konfessionelle Spaltung erweitert, die hermetische Absperrung der Katholiken herbeigeführt oder daß der katholische Volksteil von der nationalen Kultur abgeschnitten worden wäre. Das sind aber gerade die Einwände, die man einem katholischen Literaturprogramm ängstlich abwehrend entgegenhält. Sollten wirklich in der Literatur so schreckliche Folgen zu gewärtigen sein, während das gleiche Experiment auf politischem so ungefährlich ablief? Mg.

Vom Geiste der echten Kritik. Der 3. Jahrgang des „Gral“ steht sichtbar im Zeichen der Kritik. Und es wird ihm niemand einen berechtigten Vorwurf daraus machen können. Denn so wie wir große Künstler brauchen und suchen, so notwendig brauchen wir eine hochentwickelte Theorie der Kunst, eine reine, verstehende Kritik. Neben einem Novalis, Brentano, Eichendorff hatte die Romantik auch zwei Schlegel.

M. Herbert verlangt vom schaffenden Künstler nur Teilnahme an positiver Kritik; er soll nur loben, begeistern, nur über Bücher schreiben, die „tief, wahrhaftig, menschlich und voll ewiger Gütigkeit sind“. Richard von Kralik betont den Wert der praktischen Kritik, „die zur Tat, zum Werk anregen will“ und preist als die höchste die ästhetische Kritik, „die durch Form und Gehalt für sich selber ein Kunstwerk bildet“.

Nachdem nun so „Der Gral“ seit dem Beginn seines Bestehens für die hohe Bedeutung auch der positiven und künstlerischen Kritik eingetreten ist, wollen wir jetzt auch einmal einen der ersten führenden Geister des romantischen Bildungsideals zu Worte kommen lassen und hören, was A. W. Schlegel über den Geist echter Kritik denkt.

Eine Verurteilung des Überwiegens der nur zerstörenden negativen Kritik ist es, wenn er sagt: „Häufig macht man sich von der Kritik eine falsche Vorstellung, als bestände sie bloß in dem Scharfsinn, welcher die Fehler eines Kunstwerks aufzudecken weiß.“ Aber Schlegel verlangt vom guten Kritiker nicht nur den Willen, sein Auge auch für die bleibenden Schönheiten des Kunstwerkes zu öffnen und sie hervorzuheben, sondern auch die Fähigkeit einer unbefangen objektiven, großzügigen, verstehenden Würdigung. „Ein echter Kenner kann man nicht sein ohne Universalität des Geistes, d. h. ohne die Biegsamkeit, welche uns in den Stand setzt, mit Verleugnung persönlicher Vorliebe und blinder Gewöhnung uns in die Eigenheiten anderer Völker und Zeitalter zu versetzen, sie gleichsam aus ihrem Mittelpunkte herauszufühlen, und was die menschliche Natur adelt, alles Schöne und Große unter den äußerlichen Zutaten, deren es zu seiner Verkörperung bedarf, ja bisweilen unter befremdlich scheinenden Verkleidungen zu erkennen und gehörig zu würdigen . . . Innere Vortrefflichkeit entscheidet allein, und wo diese vorhanden ist, soll man sich nicht an Äußerlichkeiten stoßen. Auf die Wurzel unseres Daseins muß alles zurückgeführt werden: ist es da entsprungen, so hat es auch unbezweifelt seinen Wert; ist es aber ohne einen lebendigen Keim nur von außen angehängt, so kann es kein Gedeihen, noch wahres Wachstum haben. Manche auf den ersten Blick glänzende Erscheinungen im Gebiete der schönen Künste, ja wohl gar solche, deren Gesamtheit man mit dem Namen eines goldenen Zeitalters beehrt hat, gleichen den Gärten, welche die Kinder anzulegen pflegen: ungeduldig, eine sogleich fertige Schöpfung ihrer Hände zu sehen, pflücken sie hier und da Zweige und Blumen ab und pflanzen sie ohne weiteres in die Erde; anfangs hat alles ein herrliches Ansehen, der kindische Gärtner geht stolz zwischen den zierlichen Beeten auf und ab, bis es damit bald ein klägliches Ende nimmt, indem die wurzellosen Pflanzen ihre welkenden Blätter und Blumen hängen lassen und nur dürre Reiser zurückbleiben, während der dunkle Wald, auf den nie eine künstliche Pflege gewandt ward, der vor Menschengedenken zum Himmel emporwuchs, unerschüttert steht und den einsamen Betrachter mit heiligen Schauern erfüllt.“

Welch eine hohe Auffassung von dem Wesen und der Würde der Kritik! In der Tat, es ist schwer, ihr völlig gerecht zu werden. Doch „Der Gral“ und die Seinen wollen es versuchen.

Karl Jakubczyk.



Kritische Gänge.

Von Albert Christiani.

Es ist zum Erstaunen, wie sehr ein bereits bekannter Schriftsteller seine Leser bisweilen zu überraschen vermag. Dieser Gedanke kam mir unlängst bei der Lektüre von Felix Hollaenders letztem Roman Agnes Feustels Sohn. Berlin, „Harmonie“, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. Kl. 4°, 431 S., Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.— u. 7.50. Wir wissen ja, daß dieser Autor von den anrüchigen „Kneipenromanen“ seiner mißleiteten jüngeren und vorgeschritteneren Männlichkeit schon vor etwa einem halben Dutzend Jahren um ein Bedeutendes zurückgekommen ist, wenn auch sein damaliges Werk von erfreulicher psychologischer Vertiefung: „Der Weg des Thomas Truck“, noch auf die dekadente Richtung wies. Daß aber in dem heutigen Vollvierziger und Dramaturgen des Berliner Deutschen Theaters noch ein so grünes, wucherndes Stück naiver Romantik steckt, wie dies „Agnes Feustels Sohn“ zum Teil bekundet, hat mich lebhaft wundergenommen. Der Anfang der Geschichte ist freilich „modern“ genug. Da verliert sich ein blutjunges Ding urplötzlich, wie unter Suggestion, an einen wildfremden Menschen, der ebenso jäh, auf Nimmerwiederkehr, aus ihrem Leben scheidet. Ihre vergötternde Leidenschaft setzt sich dann in die aufopferndste Mutterliebe um, indem sie ihr Kind unter heißem Ringen vor äußerer und innerer Not, vor den Gewalttätigkeiten einer rohen Umgebung und einer angebornen Naturveranlagung schützen muß. Der Sohn des Mannes, dem diese Frau ihr Bestes gab und bewahrte, lernt aus glühender Liebe zu ihr den niegesehenen Vater verachten und hassen. Das letztere Gefühl verstärkt sich durch das Leiden und den Tod der Mutter. Da tritt in das verödete Dasein des Knaben die Liebe eines ebenfalls vereinsamten Mägdleins adeliger Geburt — und der Romantik, von der ich oben sprach, ist damit Tür und Tor geöffnet.

Die beiden Kinder genießen miteinander eine Fülle reiner, idyllischer Freuden, entfliehen gemeinsam, werden eingeholt und getrennt. Der Knabe gerät in eine Schmierentruppe, entwickelt sich rasch zum träumerischen Jüngling und unter der Anleitung eines genialen Kauzes zum Künstler, kann aber der Jugendfreundin die gelobte Treue nicht halten, da er sich von einer hochbegabten „Kollegin“ erobern laßt. Mit ihr kommt er an eine Bühne der Großstadt, wo sie, das auffallendere von den beiden ausgeprägten Talenten, dem Geliebten eine glänzende Zukunft eröffnen will und dabei der brutalen Begehrlichkeit eines Schuftes zum Opfer fällt. Gegen diesen

wendet sich nach ihrem Tode noch einmal in furchtbarem Ausbruch die bis dahin allmählich abgeebbte Wutfähigkeit des Helden, den der feige Gegner heimtückisch niederstößt. Der Schwerverwundete wird aber gerettet und kehrt unter der Pflege der plötzlich — man weiß nicht recht klar, wie — von neuem aufgetauchten Baronesse zu einem geläuterten, schöneren Leben zurück. Denn auch der Haß gegen den ungekannten Vater hat sich, durch wohltätigen Anschluß an dessen feingebildeten Bruder, zu milder, gemütvoller Wehmut und die tiefwurzelnde trotzige Verschlossenheit zu reuiger, fruchtbarer Selbsterkenntnis, zu hingebender Liebe und Dankbarkeit gelöst.

Diese gut vorbereitete und logisch fein begründete Wandlung bildet den Kern des von zahlreichen plastisch herausgearbeiteten Personen und Situationen belebten Buches, das unsere Anteilnahme ebensosehr durch naive wie durch schicksalsdurchschütterte Herzenstöne gewinnt, leider aber zugleich durch brutale Wiedergabe einzelner individueller und sozialer Miß- bzw. Lasterverhältnisse abstößt, ebenso durch verschwommene moralische Verkennungen unbefriedigt läßt. Auch verschiedener Übertreibungen sowohl nach der Tatsachen- wie der Gefühlsseite hin macht der Autor sich schuldig; zumal die Frauenliebe erscheint in erster Linie unter dem Gesichtspunkte des Hypnotischen. Dennoch können wir weder dem Verfasser, noch dem Helden, noch der Erzählung gram sein, so viel weiche — mitunter freilich weichliche — Treuherzigkeit, so viel feinsinnige, blutwarme Beobachtung steckt in dieser. Zum Vollkünstler stempelt „Agnes Feustels Sohn" den Autor gewiß noch nicht, wohl aber zum Dichter, der das Zeug hat, sich einst ganz zurecht zu finden und dann Vollwertiges, weil Tiefgründiges, zu schaffen.

Gleiches gilt von dem noch jüngeren Wilhelm Schussen, im Leben W. Frick genannt und als Realgymnasiallehrer zu Schwäbisch-Gmünd tätig. Seine rasch verbreiteten Erstlingswerke „Vincenz Faulhaber" und „Meine Steinauer" kenne ich nicht. Dennoch hat auch er mich überrascht in seinem Neuesten: Johann Jakob Schäufeles philosophische Kuckuckseier. Stuttgart 1909, Deutsche Verlagsanstalt. 8⁰, 158 S. Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50. Denn der Anfang ließ mich auf mehr barocken, sogar zynischen denn echten Humor schließen. Doch siehe da! Sehr bald stellte sich dieser ein und blieb dem Buche bis zum Schlusse treu. Daß er immer auf den Grund schürfe, vorwiegend in feinsinnigen Auffassungen und Ausführungen sich verzweige, läßt sich freilich nicht behaupten. Im Gegenteil flattert er des öftern mit Behagen auf der Oberfläche hin, greift urwüchsig keck und derb zu, auch wohl mal klotzig daneben. Doch als Ganzes genommen bergen diese „posthumen" Lebens- und Anschauungsaufzeichnungen eines verkrüppelten und kinderreichen kleinen Schreibers, als deren bloßen Herausgeber und Bevorworter Schussen sich ausspielt, eine Fülle von sonnigem Optimismus, der sich

im letzten Grunde an Gott und das Gute hält, hinter dem alltäglichen Häßlichen poetisch verklärend das feiertägliche Schöne sucht und findet, ein beträchtliches Stück zarter Güte und lachender, ausgleichender Selbstironie umschließt, aber auch der strengen Wahrheit in gesundem Gerechtigkeitssinne Mittel und Wege schaffen hilft. Der sprichwörtliche schwäbische Gemütsreichtum kommt hier, auf Grund natürlicher philosophischer Veranlagung, zu schalkhaft und zugleich vergeistigt wirkender Geltung: berufene Heimdichtung hat wieder einmal die subjektiv engen Grenzen der Gattung übersprungen und die Schwelle der Universalkunst betreten. Ob und wie weit der Autor von da aus noch vorzudringen vermag, muß sich allerdings erst zeigen.

Psychologische Filigrankunst, mit der Gesamtprägung großzügiger Weltkunde, weist der Roman Thora des Schweden Gustaf af Geijerstam auf, dessen frühen Tod wir jetzt beklagen (Berlin, Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane, 1. Jahrgang, Oktober 1908 bis September 1909, 5. Band. 8⁰, 193 S. Geh. 80 Pf., geb. Mk. 1.—). Diese Geschichte einer Ehe aus den 60er Jahren in nordischem Milieu fernab der Heerstraße hat zum Mittelpunkte eine zunächst süß knospenhafte, dann in herber seelischer Entbehrung fraulich ausreifende Gestalt, die dem um zwanzig Jahre älteren Manne mit allem guten Willen zu der als gottgegebene Pflicht erkannten Gattenliebe in ein sie fremd und kalt anödendes zweites Heim folgt. Die beiden Herzen können, trotz gegenseitiger ehrlicher Absicht, den Weg zueinander nicht finden. Doch die Treue wird hier wie dort gewahrt, und in der Sterbestunde des Mannes vollzieht sich eine lichte und warme Annäherung, durch die dem jungen Weibe leise, aber sicher der innere Lösungs- und Befreiungsprozeß mittels Selbsteinkehr und allmählich wachsender Erkenntnis des eigenen Ungenügens und dessen Abstellungsmöglichkeit einsetzt. Die Liebe zum Kinde, zur doppelt heiligen Pflicht öffnet ihr ein neues reiches Leben, nachdem ihr die sie für immer beglückende Kunde von einer ihr schon in der Mädchenjugend erblühten, aber jetzt nicht mehr zu verwirklichenden großen Neigung geworden ist. An die einst gescheute und gefürchtete Scholle bindet sie jetzt die Muttersorge für ihren Sohn, der diesen Boden einst sein eigen nennen und bebauen soll. Ihren Untergebenen wird sie eine gute Herrin; Männer und Frauen kommen von weither um ihren Rat und ihre Hilfe. Man preist sie glücklich, weil sie sich selber aufgegeben hat, weil sie nichts für sich begehrt, sondern alles anderen darbietet. Und wie das Alter naht, sieht sie rückschauend das Bild ihres Lebens in immer schöneren Linien. „Wie in einem Traum, der mit dem Ernst des Alltags gar nichts zu tun hat, wird es ihr klar, daß das Höchste im Leben das ist, was der Mensch nie greift und faßt, was über allen Grenzen ist.“

Mehr auf die Stimmung glänzender Technik als feingesponnener Verinnerlichung zielt Felix Saltens nicht nur kulturhistorisch,

sondern auch typographisch interessante Erzählung Herr Wenzel auf Rechberg und sein Knecht Kaspar Dinckel. Berlin, S. Fischer. 8°, 116 S. Pappband Mk. 2.50, Ganzpergamentband Mk. 4.—. Mich hat Richard Weitbrechts angeregte Besprechung im Februarheft des „Eckart" zu dieser Lektüre getrieben, die den Ausschnitt eines einzigen Tages aus dem Leben Karls V. während dessen Hofhaltung zu Augsburg dicht vor Ausbruch des Geldernschen Krieges gibt. Der Held ein junger, böhmischer Ritter und Anverwandter Granvellas, wird von diesem zum Eintritt in des Kaisers Heer geladen. Wie er dem Rufe folgt, erfährt er innerhalb 24 Stunden ein Stück Schicksals, das ihm zunächst den Hochmut und die weltliche Lust in Herz und Hirn jagt, ihn dann aber jäh die Eitelkeit derartiger irdischer Herrlichkeit erkennen läßt, so daß er spornstreichs aller Anlockung zu Ruhm und Ehren den Rücken wendet und auf sein heimatliches Schloß zurückkehrt. Das Bewußtsein aber, an einem ehrlichen jungen Gesellen durch Leichtsinn einen inneren Treubruch mit verhängnisvoller äußerer Folge begangen zu haben, macht ihn zu einer Art Philosophen, der das Fazit alles Urteilens dahin zieht: „Die Menschen reden und wissen nichts voneinander; und man kann es ihnen auf keine Art beweisen, wie sie Unrecht tun." Just dieses Resultat möchte ich für Richard Weitbrecht unterstrichen sehen. Sein „Reden" über das vorliegende Buch, an dem er treffend die „derbe, uns manchmal recht zynisch anmutende Erzählungsart" hervorhebt, gipfelt in einem hohen Lobe der hier übermittelten Charakterzeichnung des „noch immer problematischen" Karl V., die nach ihm uns diesen Fürsten in seiner „tiefsten Art" zeigen soll. „Und ich glaube," setzt er hinzu, „diese Zeichnung ist fast in jedem Zuge richtig, wie auch Dutzende kleiner Züge, Redewendungen, Andeutungen, Geschehnisse uns das Bild jener Zeit mit einer Eindringlichkeit vor Augen stellen, die in geschichtlichen Erzählungen nicht oft zu finden ist." Die letztere Satzhälfte soll unbestritten bleiben. Aber wie sieht es mit Saltens Charakterbild des vielgeschmähten Kaisers aus? Nach meiner Überzeugung ist es eine wenn nicht völlig, so doch zum größten Teile nachweisbare Karikatur, wie auch das hier geschaffene Porträt des Erzkanzlers Granvella und mehr noch seines Sohnes, des derzeitigen Bischofs, späteren Kardinals, der Wahrheit widerspricht, wenn nicht direkt ins Gesicht schlägt. Der Autor selbst lenkt am Schlusse gewissermaßen ein, indem er Ritter Wenzel das Zugeständnis in die Feder legt: „Und was weiß ich vom Kaiser, als daß er in jener Unglücksstunde zornig gewesen?" Der berühmte Literarhistoriker und Kritiker aber nagelt eine Fehlzeichnung als getreueste Wiedergabe fest!

Der von Salten vorzüglich getroffene Chronistenstil, den wir als ein Hauptbelebungsmittel historischer Prosaepik begrüßen dürfen, fehlt der weit ins 14. Jahrhundert zurückgreifenden „Thüringer Waldgeschichte" Antonie Jüngsts: Reginald von Reinhards-

brunn. Zweite Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 8⁰, 326 S. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 3.60. Hier ist die Sprache unserer Zeit zur Darstellung längst vergangener Ereignisse gewählt worden. Aber die edle Weise ihrer Behandlung sichert dem traulich anmutenden Vortrage nachhaltige Wirkung. Nur der Dialog sollte bisweilen einfacher und die eingewobene Natursymbolik hie und da vorsichtiger gehalten sein. Sonst aber macht das Buch ganz den Eindruck ungewollter und zugleich zielbewußter Schlichtheit, deren liebenswürdige Gestaltungskraft in ethischer Tiefe und poetischer Innigkeit wurzelt. Auch hier steht ein junger Ritter im Mittelpunkte, aber was er erlebt, ist ein volles, ungemein bewegtes Schicksal, das ihn aus der Klosterstille in die stürmische Kriegswelt, aus Kindesunschuld in Sünde, Unruhe und Unglück führt, bis er sich zu dem verlassenen Friedensport zurückfindet. Die Charakteristik ist fein und wenn auch weich, so doch plastisch, die Naturschilderung anmutig und lebensvoll. Ich habe das mir schon vor Jahren liebgewordene Buch mit erhöhtem Interesse gelesen und mich des abermaligen Beweises gefreut, daß „Echtes bleiben muß".

Mit einer geschichtlichen Erzählung leitet M. v. Greiffenstein, die wie Antonie Jüngst Lyrik, Epik und Prosaepik pflegt, ihren jüngsten Band ein: Bunte Astern, Skizzen und Erzählungen für die Jugend und das Volk. Münster i. W. 1909, Verlag der Alphonsus-Buchhandlung. 8⁰, 278 S. Geb. Mk. 3.60. Daß die historische Skizze mit dem Mädchen von Spinges als Heldin zu Häupten steht, ist wohl dem diesjährigen tyrolischen Landesjubiläum zu danken. Gut und eindringlich erzählt, erreicht sie dennoch meines Erachtens verschiedene andere der Sammlung nicht an poetischem Wert. Ich nenne da in erster Linie „Die Sünde des Lanzenstoßes": von scharf- und feinsinniger Psychologie und dichterisch packender Ausführung; in zweiter „Versöhnt" und „Das Geheimnis der letzten Stunde"; in dritter die modern gefaßte Alexiussage „Unsere liebe Frau weiß sich zu helfen" und den entzückend frisch geschriebenen „Blockkalender". Das ganze Buch ist getragen von tief religiöser Tendenz, die jedoch in den hier ungenannt gebliebenen Teilen künstlerisch nicht zu genügender Auslösung kommt. Als edle Unterhaltungslektüre dient aber alles und jedes in der Serie, obwohl ganz gewiß nicht, wie der Untertitel irreführend zu besagen scheint, ausschließlich für Jugend und Volk; auf jene dürfte im Gegenteil einzelnes als zu fern, weil zu hoch, wirken.

Von M. Herbert liegt wieder ein bedeutsamer Novellen- und Skizzenband vor: Lebens-Ausschnitte. Graz 1909, Styria. 8⁰, 178 S. Geb. Mk. 3.—. Auch hier hätte ich die erste Skizze nicht an die Spitze gestellt; die von den übrigen gebotene Auswahl wäre für Vollkommeneres reich genug gewesen. Man lese z. B. „Das Lied von Gott", „Die neue Kirche", „Die Versuchung des

Paters Hieronymus", „Atropos", „Auf Gottes Wegen", „Niedergefahren zur Hölle", „Ein Armeseelenmärchen", um von neuem die erstaunliche Ideen- und Empfindungsfülle, die hervorragende Gestaltungskraft und Konzentrationswucht dieser seltenen Frau zu bewundern. Ich kenne niemand unter den heutigen Prosaepikern, der ihr an Unerschöpflichkeit des Themenquells gleichkäme. Und weil sie so mit vollen Händen ausstreut, darum werden wir unwillkürlich ihr gegenüber kritischer und anspruchsvoller als bisweilen gerecht sein dürfte. Ein Tribut, ihrer Begabung, ihrer Größe gezollt, bleibt's immerhin. — Auch die Lebens-Ausschnitte, aller Herbertschen Eigenart und Vorzüge voll, haben mir den Wunsch nach teilweise strengerer Durcharbeitung, rücksichtsloserer Sichtung, gedämpfterem Tempo und ein paarmal nach weniger „Unerbittlichkeit" in der Konsequenzziehung wachgerufen. Aber was ich bei einer Autorin wie dieser beanstande oder gar ablehnen möchte, gäbe für ein minderes Talent noch immer eine respektheischende Leistung. Und auch von dieser Sammlung gilt der Hauptsache nach, was ich neulich von den „Lebensliedern" sagte: Nur eine M. Herbert konnte sie schreiben. Einiges davon gehört zu dem Besten der Gesamtgattung: ein Lob, das allen Tadel wenn nicht löscht — was nicht sein kann und nicht sein soll —, so doch überreich aufwiegt.



Bücher-Anzeigen.

Charlotte Lady Blennerhasset, Maria, Königin von Schottland. 1542—1587. Nach den neuesten Forschungen und Veröffentlichungen aus Staatsarchiven dargestellt. Mit 14 Originalillustrationen. München, Jos. Köselsche Buchhandlung. 8°. 387 S. Geb. Mk. 5.20.

Zweifellos eine bedeutende Arbeit, die auf dem betreffenden Gebiete von keinem wirklichen Interessenten übersehen werden darf. Aber mich persönlich befriedigt sie nicht eigentlich. Ich weiß, die Autorin ist eine Deutsche; dennoch sage ich: Englische Kühle durchfröstelt das ganze Buch, das unter dem Zwange übergewissenhaften Strebens nach Objektivität entstanden zu sein scheint. Eben dadurch dürfte die Verfasserin in ihre Ausmalung des vorliegenden Charakterbildes zu wenig Licht gebracht haben, ähnlich wie Pitt aus lauter Menschenliebe menschenfeindlichen Anwandlungen zu unterliegen pflegte. Auch spielt bei ihr das Hörensagen, das Wenn' Soll und Freilich noch eine viel zu große Rolle. Und aus den fragwürdigen „Kassettenbriefen", aus dem Geiste der Zeit sowie aus der Art der Umgebung der unglücklichen Schottenkönigin dieser ein bislang unbewiesenes Verbrechen (Ermordung Darnleys) zu konstruieren, ist meines Erachtens schlechthin unangängig. — Kenner haben Lady Blennerhasset ein nicht völliges Ausschöpfen des tatsächlich vorhandenen einschlägigen Gesamt-Forschungsmaterials vorgeworfen — wie weit mit Recht, kann ich nicht entscheiden. Jedenfalls habe ich den Eindruck, daß in ihr der noch immer umdunkelten Sache Maria Stuarts kein absolut großherziger Anwalt erstanden ist, da ein solcher alle und jede Wahrheitsmöglichkeit zugunsten des Klienten sorgfältigst zu erwägen und abzuwägen hat. Zudem finden sich im Texte innere

Widersprüche; wiederholt hat man die Empfindung, als fühle sich die Autorin selber auf Glatteis. Ein paar äußere, allerdings auffällige Ungenauigkeiten schreibe ich schlankweg aufs Konto des Druckfehlerteufels, trotz der angefügten stattlichen Berichtigungstabelle. — Daß das Lebensbild zugleich ein hochinteressantes Zeit- und Kulturbild geworden ist, versteht sich bei dieser glänzend veranlagten und geschulten Darstellerin von selbst. E. M. Hamann.

Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg, Aus Kunst und Leben. Dritte, verbesserte Auflage. Mit 6 Tafeln und 118 Abbildungen im Text. Freiburg 1908. Herdersche Verlagsbuchhandlung. Gr. 8⁰. VIII und 396 S. Mk. 6.—. Geb. in Leinwand Mk. 7.50, in Halbfranz Mk. 9.—.

Wir dürfen wohl annehmen, daß das vorstehende Werk, das 1905 veröffentlicht und im selben Jahre zum zweiten Male aufgelegt wurde, vielen Lesern des Gral bekannt ist, wenn auch des letzteren Gründung später als die Entstehung des bedeutsamen Buches fällt. Die jetzige Auflage kündigt sich als verbesserte an, aber eine einheitlichere Eingliederung des Stoffes hat auch sie, zu meinem Bedauern, nicht gebracht. Mir persönlich wenigstens zerreißt eine übergangslose Kapitelaneinanderreihung wie „Gedanken über Raffaels Cäcilia", „Helgoland", „Leo XIII. (Rede zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Pontifikates)", „Der Gemäldefund von Burgfelden in Württemberg" beim fortgesetzten Lesen in etwa die Stimmung. Und das bedeutet selbstverständlich ein Lob für Stil und Inhalt. Dieser umfaßt, außer den vier genannten, folgende Kapitel: Das religiöse Bild für Kind und Haus; Bilder aus Venedig: Venezia die Einzige, San Marco, Dogenpalast, Markusplatz, Architekturbild der Stadt, Gang durch die venezianische Malerschule Bellini, Torcello; Deutschlands Riesentürme († Stadtpfarrer Eugen Keppler); Michelangelos Jüngstes Gericht; Christliche und moderne Kunst (Rede, gehalten bei der neunten Generalversammlung der deutschen Gesellschaft für christliche Kunst); Siena; Die Rottenburger Dombaufrage (Rede, gehalten am Feste Peter und Paul 1904 zu Rottenburg). Der Schluß-Artikel ist insofern der Eckstein des Gesamtwerkes, als er bekennt, jenes sei einzig um des Rottenburger Dombaues willen entstanden, habe keinen anderen „Lebenszweck", als Geld für die Rottenburger Dombaukasse zu verdienen. Nun, daß die Lebensäußerung dieser Kepplerschen Schrift eine mannigfache ist, auch bezüglich der individuellen Zielerreichung und Zweckverwirklichung im jeweiligen Leser, zeigt die verhältnismäßig starke Verbreitung. Keine Frage: das Buch ist so reichlich gelesen worden um seiner selbst, nicht um des Rottenburger Dombaues willen. Der Rottenburger Bischof ist eben selbst ein guter Baumeister: er schlägt Brücken zwischen Autor und Publikum, welche dauern und den einmal begonnenen Verkehr unterhalten. Man braucht nur ein paar Seiten des Textes zu überfliegen, um zu ahnen, wie viel dieser Mann uns zu übermitteln vermag. Die Kunst führt das erste Wort, aber nicht nur der christliche Ästhetiker, auch der christliche Kulturhistoriker, Philosoph, aktuelle Natur- und Menschenbeobachter hat Anregendes, Beherzigendes, Tiefes, Bleibendes zu sagen. Und all das in gemütsinniger, persönlich geprägter, edler, nicht selten klassisch schöner Sprache. So wird uns Kepplers „Aus Kunst und Leben" zum Freunde, dessen Gegenwart wir wiederholt mit so viel Freude als Gewinn aufsuchen. E. M. Hamann.

G. Rohr, Empfehlenswerte Schriften für katholische Töchter (und Frauen). Hamm (Westf.) 1908. 190 S. Breer und Thiemann. 8⁰. 7. Auflage. 41.—45. Tausend.

Dieser wichtige Ratgeber hat sich ideell und praktisch glänzend bewährt. Die gegenwärtige Auflage wird durch Artikel über Herders Konversationslexikon und „Lesen und Bücher" eingeleitet. Der Stoff teilt sich in: Religiöses, Geschichte, Erd-, Natur-, Länder-, Völker-, Heimatkunde, einschließlich Naturbetrachtung und

Reisebeschreibungen, Schöne Literatur, Zeitschriften, Musikalisches, Verschiedenes, endlich — unter „Anhang“ — französ. und englische Bücher zusammengestellt von P. Küchler und Dr. J. Pfeifer. „Vorbemerkungen“ orientieren über das jeweilig ins Auge gefaßte Alter der Lesenden rc. Bisweilen erfährt ein genanntes Buch besondere Herhorhebung; hier steht man bezüglich der so gemachten Ausnahmen nicht immer klar. Begreiflicherweise werden, je nach der Individualität des Beurteilers, Wünsche laut werden nach Aus- und Einschaltung, aber als Haupteindruck drängt sich der Klar- und Weitblick des Herausgebers auf. Um auch eine kritische Bemerkung zu machen: die Themata Frauenbildung und -frage sowie Soziales hätten in eine Sonderrubrik, nicht in die sehr verallgemeinernde „Verschiedenes“ einbezogen werden sollen.

Cordula Peregrina (C. Wöhler), Des Weißen Sonntags Himmelsglück. Festgabe zur ersten heiligen Kommunion. Ausgabe II. Erste Auflage. Kevelaer (Rheinl.), Josef Thum. Kl. 8°. 224 S. Geb. Mk. 2.—.

Eine Vorrede enthält das Lebensbild der sel. Imelda Lambertini, Schutzpatronin der Erstkommunikanten. Der Hauptinhalt umschließt religiöse Lyrik der bekannten tieffrommen Konvertitin. Der erste Teil enthält Kommunion- und Sakramentslieder, der zweite Lieder zu Ehren des götttichen Herzens Jesu und der allerseligsten Jungfrau. Literarisch steht das Buch als Gesamtheit entschieden nicht hoch; dazu ist viel zu wenig gesiebt und gefeilt worden. Schiede man etwa die Hälfte des Textes aus: das Werk würde noch immer seinem Zwecke dienen, weit besser dienen. Und manche der jetzt als unkünstlerisch wirkenden Gedichte könnten durch mehr oder weniger erhebliche Streichung und Überarbeitung ästhetisch gerettet werden. Immerhin wird das Buch an sich literarisch „gerettet“ durch eine Reihe wirklich schöner Lieder sowie durch die oft ergreifende gläubige Gemütsinnigkeit, die das Ganze trägt und durchdringt. Eine neue Auflage müßte aber die oben gegebenen Winke befolgen und auch das Motiv des „Tränentals“ etwas weniger berücksichtigen. Unserer Jugend darf das Leidenstema sicher nicht vorenthalten, es soll ihr aber auch nicht pessimistisch aufgedrängt werden. m—

Josef Liensberger, Im Heiligen Land. Pilgerbriefe, der Jugend gewidmet. Zweite, vermehrte Auflage. Mit Titelbild und 33 in den Text gedruckten Abbildungen. Freiburg i. Br. 1908, Herder. 12°. VIII und 124 S. Geb. Mk. 1.20.

Diese Gabe empfehle ich mit warmer Freude. Das hier Dargebotene ist so anspruchslos wie gewinnend, so schlicht wie reich und tief. Besonders reizvoll mutet in der Darstellung das ständige Hin- und Herweben zwischen einst und jetzt, zwischen Schauen und Sichversenken, zwischen äußerem und innerem Erlebnis an. Gerade letzteres gestaltet sich für empfängliche Gemüter zu dauernder Segenswirkung.

Hans Neunert, Nur treu! Eine Erzählung für die Jugend. Mit 16 Bildern von Oskar Lorenz. Freiburg 1908, Herder. 8°. IV und 70 S. Kart. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50.

Eine frisch und kräftig erzählte Dorfgeschichte, mit fest umrissener Charakteristik und gut ausgetragener Tendenz: Der Adel echter Standhaftigkeit, der Sieg des Guten über das Böse. Für meinen Geschmack spielt reichlich viel Intrige herein. Aber schließlich: das Thema Bauerntücke ist so erprobt, daß seine Einführung auch hier gerechtfertigt erscheinen dürfte. Die Illustrierung, zumal die Silhouettierung, verdient freundliches Lob.

Gräfin Marie Corniani-Ouvaroff, Große und kleine Kinder. Erzählung für die Jugend. Freie Bearbeitung von Gräfin Erika Maria von Pfeil. Mit 17 Bildern von H. K. Günther. Freiburg i. Br. 1909, Herder. 8°. VIII. und 248 S. Mk. 2.—, geb. Mk. 2.80.

Alles ist hier aus dem ureigenen Kindesleben herübergenommen, bisweilen ein wenig gar zu unmittelbar, da der sehr jugendliche Leser bekanntlich die Poesie der Alltäglichkeit noch nicht auszukosten vermag. Aufregende Handlung muß und soll es ja nicht sein. Aber etwas mehr (tendenzumhüllende) Handlung wäre zweifellos gut angebracht. In der sonst klaren und anziehenden Personenzeichnung wünschte ich die des lügenhaften jungen Mädchens gemildert.

Manuel Schnitzer, Das Buch von Peter und Fann. Berlin W. 30, Konkordia Deutsche Verlags-Anstalt. 8°. 195 S. Mk. 2.250.

Der Inhalt des Buches wurde dem Herausgeber von einer jungen Mutter mitgeteilt, die — nach M. Schnitzers Worten — „früh erkannt hatte, daß herrlicher nichts auf der Welt ist als das Wunder einer werdenden Menschenseele, und nichts heller und heiterer." Das Buch hat demgemäß seine lichten und wirklich traulichlieben und stimmungsvollen Seiten, die nicht nur in die Kindes-, sondern auch in die Mutterseele tiefere Blicke gewähren. Nicht „allzu"tiefe. Es fallen zwar, zumal in der ersten Hälfte, allerlei feine pädagogische Bemerkungen, aber die im ganzen sehr natürliche, nur bisweilen zu breite Darstellung bezeugt eine mitunter schlimmer als oberflächliche pädagogische Praxis. — Das „Gebet" S. 20 gibt zu denken nach der Richtung gewisser elternlicher Gedankenlosigkeiten hin.

Emma v. Brandis-Zelion, Gesühnt. Roman. Vierte Auflage. Paderborn, Junfermannsche Buchhandlung (Albert Pape). 8°. 279 S. M. 3.—.

Dies in der Art der älteren Schule katholischer Schriftstellerinnen abgefaßte Werk ist 1885 zuerst veröffentlicht, hat aber nach 1900 die dritte und vierte Auflage gefunden: ein Beweis, daß die heutige Generation der ethisch und religiös gut basierten Erzählung mit ihrer recht lebhaft bewegten Darstellung noch freundlicheren Willkommen bereitete, als die frühere es tat.

Henry Wittmann, Mariano Torrent. Roman. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 8°. 378 S. Geb. 4.50.

Das der Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern gewidmete Buch führt uns nach deren Heimat, nach Spanien. Mariano Torrent ist Zögling des Priesterseminars zu Barcelona. Als ihn das Los zum Militärdienst trifft, kaufen ihn seine Oberen nicht frei, weil sie ihm den priesterlichen Beruf absprechen zu müssen glauben. Er selbst möchte ihm dennoch mit allen idealen Kräften zustreben. In seine Rekrutenzeit fällt der kubanische Aufstand. Im Kampfe gegen die „Rebellen" steigt Mariano zur Sergeanten-, dann zur Offizierswürde auf. Die standesrechtliche Erschießung seiner Lebensretterin, einer den Aufständischen verbundenen Frau, bewirkt einen heftigen Zwiespalt in seinem Vaterlandsgefühl, der erst durch Spaniens Unglück bei Abwehr der amerikanischen Invasion zu reinem, vollem Patriotismus ausgelöst wird. Nach Barcelona zurückgekehrt, findet er seine durch den Krieg verwitwete Schwester in den drückendsten Verhältnissen. Bei deren baldigem Tode adoptiert er ihr Töchterchen, nachdem ein beredtsamer Freund seine noch immer sehnsüchtige Absicht, Priester zu werden, für immer entkräftet hat. Zur besseren Erfüllung der neuen Pflichten übernimmt er einen subalternen Beamtenposten, in dessen Freistunden er sich zu einem erfolgreichen Schriftsteller emporarbeitet. Das Ende der Erzählung sieht ihn vermählt mit einer Jugendgefährtin, die ihn stets

bewußt, die er lange unbewußt geliebt hat. Ein leises Heimweh nach dem erhabenen Beruf, für den ihm die Berufung fehlte, mischt sich bei dem schönen Schlußakkord bei. — Die Darstellung ist objektiv, anregend, farbenfroh, mit unverkennbarem Zug nach psychologischer Vertiefung. Der Kritiker wird hie und da Mängel aufdecken, zumal betreffs der Motivierung: aber das ändert die Tatsache nicht, daß wir es hier mit einer ausgesprochenen Bereicherung unserer bessren Unterhaltungsliteratur zu tun haben.

Johannes Rothensteiner, Am sonnigen Hang. Neueste Lieder und Gedichte. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandlung. Kl. 8⁰. 182 S. Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.30.

Der deutsch-amerikanische Autor hat sich schon früher durch seine „Lieder aus Amerika" mit dem Obertitel „Hoffnung und Erinnerung" liebenswürdig bei uns eingeführt. Liebenswürdigkeit ist auch das Gepräge seiner letzten Sammlung. Das „Sonnige", ja das Lieblich-Zarte wiegt vor. Wie Hopfner läßt er eingestandenermaßen „den Trübsinn nicht ein". Wohl, gleich jenem und fast noch mehr, den tiefen Ernst, zumal in dem 3. Kapitel: den „Gestalten", die zum Teil aus dem aktuellen sozialen Leben herausgehoben sind. In den zwei ersten Kapiteln: den „Liedern und Vermischten Gedichten", findet sich manches Kleinod, so: Widerhall, Abend am Rhein, Am Wege, Leuchtkäfer, In fremder Stadt, Wintermorgen, Meine Muttersprache, Segen des Schmerzes, An der Krippe von Bethlehem. Rothensteiners gottinnige Naturliebe trägt den Zug des Anmutig-Unwiderstehlichen. Seine Sprache ist poetisch-sinnig, der Rhythmus tadellos durchgeführt.

Dr. Eduard Loewenthal, Zeitgenössische Dichter und Denker am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Berlin 1908, Otto Dreyer. 8⁰. 44 S.

Mir ist diese Leistung unverständlich. Derjenige, der den hervorragendsten Platz darin einnimmt, ist der Autor selbst; ihm wird, was keinem sonst, eine reichliche Seite zuteil. — „Es sind nur solche Schriftsteller berücksichtigt, die sich entweder auf belletristischem Gebiete irgendwie (!!) hervorgetan, oder solche, die zur Erweiterung des menschlichen Wissens Wesentliches beigetragen haben." Fabelhaft, wie viele „solche" fehlen! Von uns Katholiken rede ich ja nicht. Aber um nur einen der anderen zu nennen: Ibsen lebte ja doch noch „am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts"! — Das Büchlein kann nur durch gewissenhafte Überarbeitung und Ergänzung Sinn bekommen.

Richard Hutschiner, Das adlige Schützenfest. Erzählung. Berlin 1908. Egon Fleischel & Ko. 181 S. Mk. 3.—.

Wie feiner, weltferner Äolsharfenklang geht es durch diese stille, reinliche Dichtung aus der Zeit des Rokoko, da auch das Tragische sich mit rosentragendem Puttenkranz umschlang. Ein leiser, nun schelmisch, nun schmerzlich lächelnder Humor durchdringt diese gehaltene Vortragsweise eines unbestrittenen Künstlers, der hier aber die eigentlichen Tiefen des Gefühls wie der Anschauung unberührt läßt.

rms.

Gustav Gamper, Die Brücke Europas. Erster Teil. Schkeuditz 1908. Verlag von W. Schäfer. 12⁰. 87 S. Br. Mk. 1.—, geb. Mk. 2.—.

Bei Erscheinen der „Gedichte" dieses in der Musik, Malerei und Poesie sich betätigenden Idealisten hat der Kunstwart in letzterem ein neues lyrisches Talent begrüßt, indem er sein kräftiges Formgefühl und die ditto Farben seines Pathos, die hohe Anschaulichkeit mancher seiner lyrischen Stücke, die idealische helle Schönheit seiner Anschauung feierte. Damit war das weitere Interesse für das nach-

folgende Werk Gampers geweckt. „Die Brücke Europas“ ist der St. Gotthard und, im weiteren Sinne, die Schweiz selbst, über die das Schweizer Volk zur künftigen „Völker-Eidgenossenschaft“ Europas vorschreiten soll. Er ist ein stolzer, vollbewußter Schweizer, dieser schwärmerische Liebhaber seiner Heimat, der Gottfried Kellers Ausspruch: „Des Mannes höchstes Gut ist sein Volk“, den vom hohen Vaterlandsgefühle durchdrungenen Büchlein vorsetzt. Hymnusartiger Vers und rhythmische Prosa wechseln darin ab, beide nicht selten noch heiß mit dem Ausdruck ringend, dann wieder zu souveräner Sprachgewalt aufstrebend. Das Ich des Dichters steht, trotz des Themas, inmitten: kein Wunder bei einer derartig noch im Gärungsprozeß sich befindlichen vielseitigen Künstlerpersönlichkeit. Nicht alles in der Sammlung trägt künstlerisches Gepräge. Einzelnes wirkt sogar als überflüssig, mit einem scharfen Zuge nach dem Much ado about nothing hin. Aber ein starkes Versprechen umschließt dieses Bändchen, das dem Schmutze fernab ins Leben reifte. —n.

Heinrich Keller, Unterlehrer Straub. Roman. Berlin 1908. Egon Fleischel & Ko. 8⁰. 281 S. Mk. 3.50.

Ein temperamentvolles, aber ungründliches und ungerechtes Buch. Vorwurf: das „Heldentum“ eines Wiener Lehrers, der im Kampfe gegen heuchlerisches oder schwächliches „Muckertum“ in Kirche und Schule um der letzteren „Freiheit“ ein Martyrium durchzumachen hat, bis dieses der Sieg eines unerhofften Erfolges nach der Richtung weiteren rationalistischen Dauerlaufes krönt. Na also! — Einer urteilskräftigen Vergleichsziehung sei das opus empfohlen. —r—.

Der Gralburg-Türmer.

[Unter diesem Titel wollen wir eine ungezwungene Rundschau über wichtige und interessante Ereignisse im Literaturleben als regelmäßige Rubrik unserer Zeitschrift angliedern. Diese Rundschau kann und soll auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, aber doch unsere Arbeit und die Auswirkung unseres Programms nach und nach in wünschenswerter Weise ergänzen.]

Propst Landsteiner †. Am 3. April d. J. hat der österreichische Dichter Karl Landsteiner, Propst in Nikolsburg, das Zeitliche verlassen. Er war am 30. August 1835 zu Strizendorf in Niederösterreich geboren, wurde 1860 zum Priester geweiht und hat als Gymnasialprofessor in Wien und Krems verdienstvoll gewirkt. Zehn Jahre lang (1876—86) bekleidete er das Amt eines Gemeinderates der Stadt Wien, im Jahre 1886 wurde er als inful. Propst nach Nikolsburg berufen. Landsteiner hat sich im Epos, im Drama, in der Lyrik, hauptsächlich aber im Zeitroman mit mehr oder weniger Erfolg versucht; seine lyrischen Gedichte, obwohl über das Durchschnittsmaß hinausragend, sind heute fast ganz vergessen, auch die Bühne vermochte er sich nicht zu erobern, obgleich sein gedankentiefes Mysterium „Der Antichrist“ die meisten dramatischen „Schlager“ jener Zeit an literarischem Wert weit übertrifft. Verhältnismäßig am meisten äußeren Erfolg wurde seinen Romanen zuteil, die zumeist als großgeschaute Zeitbilder konzipiert und auch heute noch aktuell sind, so namentlich „Ein Jünger Ahasvers“ und „Die Geister des Sturmes“. Wären diese Romane 20 oder 30 Jahre früher erschienen, so wäre ihnen wenigstens in katholischen Kreisen wohl ein großer Erfolg beschieden gewesen; aber damals fing schon die scharfe kritische Luft zu

wehen an, die zwar manchem Unkraut den Garaus machte, aber auch auf manches noch entwicklungsfähige Reis den ertötenden Reif der Erfolglosigkeit legte. Vielleicht legt man jetzt auf sein Grab die Blume liebevoller Anerkennung, die im Leben ihm nur spärlich blühte!

Eine Grillparzer-Ausgabe der Stadt Wien. Der Wiener Stadtrat hat den Beschluß gefaßt, das Andenken des größten österreichischen Dichters, Franz Grillparzers, durch die Veranstaltung einer würdigen kritischen Ausgabe seiner sämtlichen Werke zu ehren, und hat den Professor der deutschen Sprache und Literatur an der deutschen Universität in Prag, Dr. August Sauer, den bewährten Kenner von Grillparzers Leben und Werken, mit der Herstellung dieser Ausgabe betraut, die im Verlage der Buch- und Kunsthandlung Gerlach & Wiedling in Wien in 25 Bänden erscheinen wird. Sie soll neben allen abgeschlossenen dichterischen und prosaischen Arbeiten auch die Entwürfe und Fragmente, die Studien und Tagebücher, die Briefe von dem Dichter und an ihn, endlich die von ihm verfaßten Aktenstücke in umfassender Weise vereinigen. Zur Vervollständigung des in der Wiener Stadtbibliothek bereits aufgesammelten bedeutenden Handschriftenschatzes wendet sich der Bürgermeister von Wien an alle Besitzer von Handschriften Grillparzers, insbesondere an alle Bibliotheken, Archive, Theater, Vereine, Verlagsbuchhandlungen, Autographensammlungen ꝛc. mit der Bitte, dem Herausgeber alles zerstreute einschlägige Material zugänglich zu machen. In Betracht kommt alles, was sich von Grillparzers Hand erhalten hat; ferner Druckexemplare seiner Werke, in welche er Verbesserungen eingetragen hat, Bücher oder Manuskripte, welche er mit Bemerkungen versehen hat; alte Abschriften, die auf Grillparzers Originale zurückgehen, ältere Theatermanuskripte seiner Dramen, handschriftliche Sammlungen seiner Gedichte und Epigramme, Briefe an ihn oder über ihn und seine Werke, Dokumente über sein Leben, Dekrete, Kontrakte ꝛc.; auch seltene Drucke, besonders Einzeldrucke seiner Gedichte. Endlich werden auch bloße Hinweise auf erhaltene Handschriften oder versteckte Drucke erbeten. Die Zusendung von Handschriften wird an die Direktion der Wiener Stadtbibliothek (Wien I, Rathaus) erbeten, wo für feuersichere Aufbewahrung und pünktliche Rücksendung sowie für Vergütung der Kosten Sorge getragen wird.

Preisausschreiben. Der neu gegründete „Literatur-Verlag" in Essen-Ruhr schreibt einen Preis von 1200 Mk. für den besten Roman und einen Preis von 800 Mk. für das beste Drama aus. Die Preise gelten zugleich als Honorar für die erste Auflage, für jede weitere Auflage erhält der Autor ein Honorar in derselben Höhe. Die Manuskripte sind bis 15. August d. J., in der üblichen Weise mit Kennwort versehen, an den Verlag einzusenden.

Neu erschienene oder zur Besprechung eingesendete Bücher

aus dem Gebiet der schönen Literatur und Literaturgeschichte.

(Die von katholischen Autoren oder Verlegern stammenden Bücher sind in der ersten Abteilung (I) zusammengestellt. — Wenn nicht anders bemerkt, sind die Preise in Mark angegeben. — Die Aufnahme eines Buches in dieses Verzeichnis bedeutet noch keine Empfehlung.)

I.

Aus Vergangenheit und Gegenwart. Erzählungen, Novellen, Romane. Kevelaer, Butzon & Berker. Jed. Bändchen Mk. —.30. 94. Lambrecht, Nanny, Familienehre. Erzählung. (103 S.) 1908. 95. Girndt, Otto, Der Wassermann. Erzählung. (92 S.) 1908. 96. Gotthelf, Jerem., Die schwarze Spinne. Eine Erzählung. (96 S.) 1909.

Eichendorff, Jos. Frhr. v., Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. Mit 18 Abbildgn. nach Phil. Grot, Johann u. Edm. Kanoldt. (124 S.) Leipzig, C. F. Amelang. 1909. Geb. in Satin m. Goldschn. Mk. 3.—.

Hansjakob, Heinr., Reiseerinnerungen. Volksausg. Stuttgart, A. Bonz & Co. Jeder Band Mk. 2.—, geb. in Leinw. Mk. 3.—.

Kommet alle zu mir! Erzählungen für unsere Kommunionkinder. Hrsg. vom Verein kathol. deutscher Lehrerinnen. (255 S. mit 1 Farbdr.). Limburg, Limburger Vereinsdruckerei. 1909. Geb. in Leinw. Mk. 1.—.

Pocci, Des Grafen Frz. Puppenspiele, ausgewählt und eingeleitet v. Karl Schloß. (287 S. mit Vignetten). München, G. Müller. 1909. Mk. 2.50; geb. Mk. 3.—.

Sammlung Kösel. Kempten, J. Kössel. Geb. in Leinw. j. Bd. Mk. 1.—. 26. 27. Welter, Prof. Dr. Nikol., Geschichte der französischen Literatur. (X, 324 S.). 1909.

Sonnenschein. Geschichten für Kinder und ihre Freunde. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benzinger & Ko. Kart. jedes Bändchen Mk. 1. 5. Düker, Elsb., Aus meinem Stübchen. Erzählungen. 167 S.

Stolz, Alban, Wilder Honig. Fortsetzung der „Witterungen der Seele". (1849 bis 1864). Billige Volksausg. 4. Aufl., mit dem Wanderbüchlein aus dem Jahre 1848". (VII, 673 S.) Freiburg i. B., Herder. 1908. Mk. 3.—; kart. Mk. 3.40; geb. in Leinw. Mk. 3.80.

— Dürre Kräuter. 2. Fortsetzung der „Witterungen der Seele". Billige Volksausgabe. 4. Aufl. (VII, 592 S.) Freiburg i. B., Herder. 1909. Mk. 2.40; kart. 2.80; geb. in Leinw. 3.20.

Thrasolt, Ernst, De profundis. Geistliche Gedichte. 2. Aufl. (VIII, 128 S.) Kempten, J. Kösel. 1908. Mk. 1.50; geb. Mk. 2.50.

II.

Achleitner, Arth., Das Postfräulein. Hochlandroman. (Umschlag: 2. Aufl.) (279 S.) Leipzig, G. Müller-Mann. 1909. Mk. 4.—.

Beiträge, Münchener, zur romanischen und englischen Philologie. Hrsg. von H. Breymann u. J. Schick, Leipzig, A. Deichert Nachf. XLV. Simbart, Dr. Max, Lord Byrons Einfluß auf die italienische Literatur. (XVI, 85 S.) 1909. Mk. 2.60.

Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, hrsg. v. Prof. Dr. Ernst Elster. Marburg, N. G. Elwerts Verl. Nr. 10. Draeger, Dr. Otto, Theodor Mundt und seine Beziehungen zum jungen Deutschland (V, 179 S.) Mk. 1.60.

Dehmel, Rich., Lebensblätter. Novellen in Prosa. 4. Tausd. (188 S.) Berlin, S. Fischer Verl. 1909. Mk. 3.50; geb. Mk. 4.50.

Dehmel, Rich., Zwei Menschen. Roman in Romanzen. 8.—10. Tausend. (181 S.) Berlin, S. Fischer Verl. 1909. Mk. 3.50; geb. Mk. 4.50.

Ebner-Eschenbach, Marie v.: Ein Buch für die Jugend. Aus meinen Schriften. 2. Aufl. 6.—10. Tausend. (96 S.) Berlin, Gebr. Paetel. 1908. Geb. in Leinw. Mk. 1.—.

Ertl, Emil, Gesprengte Ketten. Novellen. Umschlagzeichnung v. Jos. M. Auchentaller. (355 S.) Leipzig, L. Staackmann. 1909. Mk. 4; geb. in Leinw. Mk. 5.—.

Flaischlen, Cäsar, Neujahrsbuch. Spruchblätter. Altes und Neues. 2. Aufl. (52 Bl. in Fksm. m. Bildnis.) Berlin, E. Fleischel & Co. 1908. Mk. 2.—.

Gutzkow, Karl, Dramatische Meisterwerke. Mit einer Einleitung von Paul Schaumburg und dem Bilde des Dichters. (XVI, 61; XV—XVIII, 76; XV—XVIII, 74 und XV—XX, 82 S.) Halle, O. Hendel. 1909. Geb. in Leinw. 1.75; Geschenkausg. Mk. 2.—.

Hedenstjerna, Alfr. af, Eva. Ein Frauenschicksal. Roman. Aus dem Schw. v. Ernst Brausewetter. (195 S.) Leipzig, W. Strübig. 1909. Mk. 2.—; geb. Mk. 3.—.

Hesses, Max, Volksbücherei. Leipzig, M. Hesse. 1909. Jede Nr. Mk. —.20. 510. Wildes, Osk., Ballade vom Zuchthause zu Reading. Übers. u. aus dem Zusammenhange seines Lebens erklärt von O. A. Schröder. Mit 1 Bildnis des Dichters. (72 S.) Geb. in Leinw. Mk. —.60. 514. 515. Dichter und Denker IV: Schlossar, Ant., Anastasius Grün (Graf Anton Alexander Auersperg). Sein Leben und Schaffen. Mit 6 Bildnissen und 5 Abbildungen. (190 S.) Geb. in Leinw. Mk. —.80.

Hillgers illustrierte Volksbücher. Berlin, H. Hillger. Jed. Bd. Mk. —.30; geb. Mk. —.50. 119. Schiller: Worte der Weisheit. Ausgewählt von Herm. Kölling. Mit biograph. Einleitung. (96 S. mit Abbildungen.)

Keyserling, E. v., Bunte Herzen. 2 Novellen. (251 S.) Berlin, S. Fischer Verl. 1909. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

Lange, Dr. Wilhelm, Hölderlin. Eine Pathographie. Mit 2 Schriftproben und 1 Stammtafel. (XII, 223 S.) Lex. Stuttgart, F. Enke. 1909. Mk. 9.—.

Laubes, Heinr., gesammelte Werke in 50 Bänden. Unter Mitwirkung von Alb. Hänel hrsg. von Heinr. Hub. Houben. 7.—22. Bd. (156, 154, 180, 191, 177, 176, 175, 221, 255, 230, 290, 236, 226, 310, 270 u. 279 S.) Leipzig, M. Hesse. 1908. In 2 Bde. geh. je Mk. 2.50; geb. in Leinwand Mk. 3.—; in Halbfrz. je Mk. 4.—.

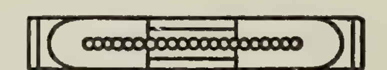
Mays, Karl, illustrierte Reiseerzählungen. (Neue Ausg.) Freiburg i. B., F. E. Fehsenfeld. Jeder Bd. Mk. 4.—; geb. in Leinwand Mk. 5.—; auch in 300 Lfgn. zu Mk. —.40. Band 6: Winnetou II.

Mombert, Alfr., Der himmlische Zecher. Ausgewählte Gedichte. (114 S.) Berlin, Schuster & Loeffler. 1909. Kart. Mk. 1.—.

Shaw, Bernard, Major Barbara. Komödie. Deutsch von Siegfr. Trebitsch (250 S.) Berlin, S. Fischer Verl. 1909. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

Viebig, C., Das letzte Glück. Schauspiel. (125 S.) Berlin, E. Fleischel & Ko. 1909. Mk. 2—; geb. Mk. 2.—.

Wilde, Osc., Das Bildnis des Mr. W. H. — Lord Athur Savieles Verbrechen. Deutsch v. Fel. Paul Greve. 3. u. 4. Tausend. (184 S.) Minden, J. C. C. Bruns. 1909. Mk. 1.50; geb. Mk. 2.—.



Herausgeber: Der Gralbund. — Verantwortlicher Chefredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. Mitredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Bamberg. — Dr. Wilhelm Oehl, Wien 19/2, Nußdorf. — Verlag: Friedrich Alber, Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

3. Jahrg. | 15. Juni 1909. | 9. Heft.

An Martin Greif.

Von Lorenz Krapp.*)

In deines Alpenvorlands Einsamkeit,
Wenn herbstlich Nebel durch die Wipfel regnen
Und in tiefblauer Luft ein Pirol schreit,
Dort mein' ich oft, ich müßte dir begegnen.
Das große Aug' ins letzte Licht gesenkt,
So seh' ich dich am falben Rain dort gehen
Wie einen, der verschollner Zeiten denkt
Und den des Märchens Schauer stumm umwehen.
Und Traumgestalten wandeln um dich her:
Marino naht, in Schmach und Gram versunken,
Und Korfiz Ulfeldt hoch vorm Dänenheer
Sprengt übers Blachfeld und es sprühn die Funken.
Im Jugendglanz, in goldner Rüstung Pracht,
Ragt Konradin, die sturmgefällte Eiche, —
Francescas Haupt taucht aus der finstern Nacht
In des Infernos totem Schattenreiche.

O, Wunderbares hat dein Geist gesehn!
Du gingst durch Riminis verschlafne Gassen,
Und überm Sund bei wilden Nordsturms Wehn
Flohst du mit Korfiz hin in Zorn und Hassen.
Du sahst das rosenüberstreute Schiff,
Das Agrippina trug von Bajäs Küsten
Zum mörderischen, windumbrausten Riff,
Zum schweren Tod nach Leiden und nach Lüsten.
Du sahst vor Prinz Eugen die Türken fliehn,
Umwogt von Schlachtgebrüll und Pulverqualme,

*) Die historischen Namen im Gedicht sind Titel von Greifs Werken.

Du sahst den bleichen Todescherub ziehn
Und über Agnes halten seine Palme. ...

Und doch: dann seh' ich noch ein andres Bild.
Du hemmst den Schritt, du senkst die hohe Stirne.
Schon tönen ferne Glocken weich und mild
Und Abendleuchten glüht am Alpenfirne.
Da stammelt plötzlich leisen Laut dein Mund:
Von Schmetterlingen, die auf Blüten glänzen,
Von Ährenfeldern und vom dunklen Rund
Der Wälder, die das stille Land umkränzen.
Des Scheinbar-Unscheinbaren ein Prophet —,
Läßt du vom goldnen Klang des Lieds verklären
Den leisen Hauch des Winds, der kommt und geht,
Das ahnungsvolle Zittern in den Ähren.

Kraftvoll und zart ... So ragst du hoch allein. ...
Indes der Korybanten Schwärme rauschen,
Senkst du das Haupt und läßt im Abendschein
Uns längstversunknen Tempelglocken lauschen. —
Nicht Meteoren gleichst du, die — verbraust —
In Nacht verlodern jählings, wie sie kamen;
Nein, wenn du zu der Dichtung Sternen schaust,
Glänzt auch in ihrem ew'gen Kranz dein Namen!

Erinnerungen und Gedanken an Martin Greif.

Ein Blatt zu seinem 70. Geburtstage (18. Juni 1909).

Von Dr. Lorenz Krapp.

Nur zweimal in meinem Leben habe ich Martin Greif gesehen; aber noch heute steht sein Bild in greifbarer Lebendigkeit vor mir: — die gedrungene Gestalt, das große Haupt, die leuchtenden Augen, eine Stimme wie jene Uhlands, von dem Achim von Arnim in einem Briefe an Wilhelm Grimm vom 3. Juli 1818 erzählt: „Sein Sprechen ist ein steter Kampf mit dem Munde", weil ihn Gedanken auf Gedanken während des Redens überströmten. Als ich als blutjunger Münchener Student damals ge-

meinsam mit dem jetzigen Universitätsprofessor Kosch, seinem Biographen, in dem schlichten, dunkelgetönten Zimmer in der Linprunstraße vor ihm saß und er uns die Hand drückte, empfanden wir beide es zuinnerst: so und nur so haben wir ihn uns gedacht, genau mit diesen tiefen und in sich versunkenen Augen; denn so müssen tiefinnerliche Dichter seit allen Zeiten geblickt haben. Und wir zwei glückseligen jungen Menschen redeten den ganzen Münchener Frühlingstag von dem Eindruck, den seine milde Greisengestalt auf uns gemacht; und den Büschel Vergißmeinnicht, den ich mir aus dem von Blumen reich erfüllten Zimmer mitnahm, habe ich noch heute zwischen den Blättern seiner Bücher liegen.

Der tiefe Eindruck, den mir in jener Zeit freudigster Jugend der greise Altmeister machte, ist noch immer unverwischt. Greif ist in unserer Zeit auf zwei Gebieten, dem der Lyrik und Dramatik, der typische Repräsentant der klassischen Tradition gegenüber der Moderne. Er setzt in direkter Linie das Werk Schillers und Grillparzers auf dramatischem, das Werk Goethes auf lyrischem Gebiete fort. Die Modernen eifern zumeist wider ihn; selbst der bewegliche und ehrliche Geist Rich. M. Meyers kann ihm nur mit Mühe gerecht werden und verzerrte einmal sein Charakterbild durch eine der bei Meyer viel angewandten Anekdötchen, hier der Geschichte von einem schweren Raupenhelm. Wie direkt entgegengesetzt er und die neuen Richtungen sind, zeigt eine von Michael Georg Conrad berichtete, von Landsberg (Die moderne Literatur, Berlin 1904, S. 81) wiedererzählte Geschichte. Bei einem Bankett geraten Ibsen, der konsequenteste Dramatiker der Moderne, und Martin Greif aneinander, und der nordische Dichter macht nachträglich seinem Groll über Martin Greifs „unzeitgemäße“ Dichtung Luft: „Was wollte denn eigentlich dieser Martin Greif? Ich verstehe nicht. Was schreibt er denn für Dramen? Die Dramen von Leuten, die längst tot sind, die er niemals gekannt hat. Kann man über Unbekannte Dramen schreiben? Was gehen den Martin Greif die Toten an? Er soll sie doch in Ruhe lassen und die Lebendigen dramatisieren, soviel er will. Jetzt stört er die bayerischen Fürsten in ihrer Grabesruhe. Wenn er mit diesen fertig ist, kommen wohl die hohenzollerischen daran. Es ist wahr, es gibt genug tote Fürsten. Die Geschichte ist groß. Aber das ist heute doch nicht die Aufgabe der Dramatik.“ Und als Conrad ihn darauf aufmerksam machte, daß Ibsen doch auch einen Catilina geschrieben habe, antwortete er prompt: „Oho! Erstens war Catilina kein König, sondern ein Anarchist. Zweitens war ich damals

noch kein Dramatiker, sondern Apotheker. Catilina war des Apothekers erster dramatischer Versuch. Ist Martin Greif jemals Apotheker gewesen? Also!"

Nach diesen Ausführungen Ibsens wären, scheint mir, die größten Künstler eigentlich die Photographen. Man sieht, welche Kluft zwischen der Moderne und allen Kunstdoktrinen der Vergangenheit klafft. Bei allem Respekt, den wir dem Dramatiker Ibsen schulden mögen: als Theoretiker ist er in solchen Proben doch kaum ernst zu nehmen.

Nein, lieber Martin Greif, du Unzeitgemäßer, da halten wir es doch lieber mit dir. Mit dir und den Feiertagsstimmungen, die uns aus deiner Kunst überfluten, mit deiner Sehnsucht nach Großem und Heroischem, nach Schlichtheit und Einfachheit, nach deutschen Blumen und deutschen Liedern. —

Denn ein deutscher Dichter vom Scheitel bis zur Sohle ist Martin Greif. Es ist heute an solchem Tage, wo man dem Dichter lieber einen Strauß Junirosen überreichen möchte anstatt eines bedruckten Papiers mit Jubiläumsgedanken, nicht unsere Absicht, streng kritisch und literarhistorisch alle seine einzelnen Werke zu zergliedern. Da müßten wir nur wiederholen, was seine zwei Biographen Prem und Kosch in ihren vorzüglichen Greifbüchern schon sagten. Nur die großen Grundzüge seines Schaffens können wir hier aufzeigen.

Am weitesten ins Land gedrungen sind die Werke Martin Greifs, des Lyrikers. Es ist schon allein ein Zeichen der echten Größe seiner Kunst, daß er als Lyriker in keine Schule, in keine literarische Richtung sich einfügen läßt. Er hat ein Schauspiel „Liebe über alles" geschrieben, das er selbst ein „romantisches" nennt. Aber er ist kein Romantiker und keiner ihrer Nachzügler; er ist seine eigene Provinz, sein eigenes Reich, er ist nur Martin Greif.

Gewiß, mit der Heidelberger Romantik (Brentano, Arnim und Görres) teilt er vieles: das Volksliedhafte, Schlichte der Dichtung, die Verwendung von Volkssitten und -gebräuchen, die dichterische Gestaltung von Ahnungen, Gesichten und inneren Schauern. Aber seine Kunst zerfließt nicht ins Weiche, Traumhafte. Wenn Brentano von dichterischen Visionen erzählt, sehen wir ihn oft gleichsam sich auf dem Lager unruhig wälzen und im erschreckten Halbschlaf stammeln; bei Greif aber haben wir die Empfindung, daß er wachend bei einem Gang durch den grünen Isartalwald oder die breiten Straßen Neu-Münchens die Traumgesichte der Nacht über-

denkt, ordnet und nun mit kühler Überlegenheit erzählt. Er ist heute, wo das Wesen der Lyrik wieder in einer Art trunkener, halbbewußter Hingerissenheit gesehen wird, ein Lyriker, dessen fast objektiv zu nennende Haltung an den Epiker gemahnt. Darum schalten Toren auch seine Empfindungskraft matt und kühl. Gewiß: es ist ein Unterschied zwischen Eichendorffs bestrickend süßer Macht der Empfindungen, wenn er überm dämmernden Wald und den blitzenden Marmorbildern das Schloß seiner Kindheit schwermütig im Abendrot ragen sieht, und Greifs „Erinnerung an die Kindheit", die annähernd denselben Stoff behandelt:

Mir ist so sanft und still zumut
Wie nicht seit vielen Jahren,
Die Brust ist mir so ausgeruht
Als hätt' ich nichts erfahren.

Woher das Glück mir zu Besuch,
Und alles Leid vergessen? —
Durchblättert hab' ich heut' ein Buch,
Das ich als Kind besessen.

Fast bürgerlich mutet dieses Gefühl der Kindheitserinnerung an gegenüber der aristokratischen Hoheit des Eichendorffschen. Aber es ist deswegen nicht minder wahr und tief. Es verschweigt vielleicht das Tiefste noch in der Brust des Dichters; es ergeht Greif hier wie der tiefsinnig gezeichneten Gestalt Albrecht Dürers in seinem „Hans Sachs": „Das Bild, das wir im Innern tragen, erreichen wir im Bilde nie"; aber gerade durch dies Verhaltene, Andeutungsvolle seiner Lyrik weckt er im Hörer und Leser den Willen, weiterzudenken, weiterzufühlen und über dem Gedichte selbst mitzudichten.

Fast überkommt uns die Empfindung, daß das keusche Gefühl des Dichters ihm oft wehre, das Tiefste seines Wesens zu entschleiern. So machen seine Lieder, besonders die Naturlieder, oft den Eindruck des Abgebrochenen, oder wie Wilhelm Grimm einmal von Arnim sagt, den Eindruck eines Gemäldes, das auf drei Seiten einen Rahmen hat, nach der vierten Seite aber offen ist und sich in der Unendlichkeit der ahnenden Gefühle verliert. Man betrachte sein Lied: „Spätherbst im Gebirge":

Im Hochwald herrscht Verlassenheit,
Sein Laub ist halb verblichen,
Die Berge sind schon angeschneit,
Der Sommer ist entwichen.

Wohl schimmert noch ein lichtes Grün
Auf winterlichen Hängen,
Und spätgeborne Dolden blühn,
Die hin zur Sonne drängen.

Läßt uns nicht schon, rein sprachlich, das „Wohl“ der zweiten Strophe hier eine mit „Doch“ begonnene Weiterführung des Liedes erwarten? Aber Greif gibt sie nicht. Der offene Rahmen der vierten Seite läßt uns ins Grenzenlose, in die herbstlichen Nebel, in die Dämmerungen der Empfindung weiterschweifen. Greif beutet die Empfindungen des Lesers nicht aus, sondern regt sie an.

Die Stoffe seiner Lyrik sind zahlreich. Vor allem ist er der Meister des Naturbilds. Ganz wie die neuere Landschaftsmalerei stellt er seine Naturbilder vor uns hin: er setzt keine heroischen Menschen hinein wie Prell, er gibt keine absichtlich aufgesuchten schönen „Veduten“, sondern einfache, ungesucht ihm begegnende Landschaftsbilder. Er sucht die Natur nicht, sondern sie begegnet ihm von selbst, und so einfach sie auch sein mag: immer ist sie ihm wert. „Gebüsch und Tann umziehen den Ackergrund in Ruh'“; das Ährenfeld liegt im Mittagsglanz, und die Halme streift ein leiser Windhauch; milder Nachsommer liegt über den Wiesen: solche einfache Motive genügen ihm. In zwei Vierzeilern schließt er alle Eindrücke gewöhnlich ein, wie überhaupt straffe Konzentration, größte Knappheit eines seiner Merkmale ist. Wenn wir sehen wollen, wie er alle Eindrücke und Gefühle zusammenstrafft, während die Romantiker es liebten, sie in die blaue Endlosigkeit verströmen zu lassen, brauchen wir nur das Gedicht „An der Schneidmühle“ zu lesen. Es behandelt denselben Stoff wie das Lied „Dort unten in der Mühle“, fast mit wörtlichen Anklängen.

Bei einer Schneidemühle
Halt' allemal ich still:
Die Säge, wie ich fühle,
Zur Ruh' nicht kommen will.

Kaum ist ein Baum zerschnitten,
Kommt schon ein andrer dran.
Es geht durchs Herz mir mitten,
Als sei mir's angetan.

Was Justinus Kerner in 24 Zeilen sagt, sagt Greif in seinem Achtzeiler. Aber wenn man bei Kerner die flutende Fülle des Gefühlslebens bewundert, wird man bei Greif nicht minder be-

wundern, wie verdichtet er das Gefühl gibt und doch fast gleichstarke Wirkungen erreicht.

Seelische Stimmungsbilder sind es weiterhin, die er uns als Lyriker zeichnet. Die keusche Frische erster, reiner Liebesempfindung („Denkst du an den Sommertag?") weiß er so gut zu treffen wie den schmerzlichen Verzicht auf Liebesglück. Greif ist unverehelicht geblieben; darum ist diese Gruppe klein. Zahlreicher und bezeichnender für ihn sind die Lieder der Erinnerung an die Kindheit und an geliebte Menschen, sowie die träumerischen Ausblicke in die Zukunft. So seine an Uhland gemahnende „Ahnung im Mai":

Es kommt einmal ein Maientag —
Wer weiß, wie bald er dämmern mag!
Der Blüten streut rings um dich her,
Doch dir wird keine duften mehr,
Der Strahlen sendet durch die Welt,
Doch dir ins Aug' kein Strahl mehr fällt,
Der Lieder weckt im Jubelton,
Doch dir erklang das letzte schon.
Es kommt, es kommt ein solcher Tag —
Wer weiß, wie bald er dämmern mag!

Von solchen Ahnungen bis zum rein geistlichen Liede ist es kein weiter Weg. Freilich: von Greif stammen sehr wenig Lieder, die man als „religiöses Gedicht" ansprechen könnte. Außer dem „Christenlied" aus seinem Drama Nero gehört hieher fast nur der ergreifende Zyklus „Der Zweifler". Aber nichtsdestoweniger ist Greif ein christlicher Dichter im wahrsten Sinne des Wortes, aus dessen Werken der Widerschein seiner in vielfacher Seelennot erprobten christlichen Weltanschauung leuchtet. Sein Schaffen ist so rein, daß man jedes seiner Werke einem Kinde in die Hand geben könnte; — und wir halten das für ein hohes Lob, denn unreine Quellen fließen nur durch die Dichtungen aller künstlerischen Verfallzeiten. Wie wahr mutet Martin Greif an in seinem Prolog zum „Hans Sachs":

Es kann kein Gruß so glockenrein
Auf Einen Ton gestimmter sein:
Des Höchsten Lob, des Nächsten Heil,
Sie haben einig an ihm teil.

Viele Widmungsgedichte, Vaterlandsgesänge, Epigramme und Sentenzen schließen sich an. Und als Krone seines lyrischen und

epischen Schaffens stehen dann seine Balladen vor uns. Ihr Meisterwerk ist das „Klagende Lied“, in dem alle Schauer des Ahnungsvollen, alle Mächte des Tragischen uns umfangen. Es ist die alte Sage von den zwei Königskindern, deren jedes regieren will, und vom Schwestermorde um der Herrschgier willen darin gestaltet. Aber wie ersteht in den wechselnden Metren und Rhythmen dieser großen Dichtung die alte blutige Zeit der Helden und Hirten vor uns! Mit solchen Dichteraugen sehen nur die wahrhaft Gottbegnadeten.

So ist seine Lyrik ein Garten mit Blüten, die nicht neu und fremd sind: keine Victoria regia entfaltet darin den Kelch ihrer erotischen Schönheit und keine schwülen Tazetten duften. Heide-, Hochlands- und Waldblüten: nichts weiter wächst auf dem Ackerland seiner Kunst. Aber gerade das danken wir ihm. Die würzige Kraft deutscher Heilkräuter ergreift uns, und die deutschen Waldwipfel umwehen uns bei seinem Gesang. —

Man hat viel darüber gestritten, wer größer sei: Greif der Lyriker oder Greif der Dramatiker. Lassen wir den Streit! Denn er ist belanglos gegenüber der Tatsache, daß auf der dramatischen Linie Schiller-Grillparzer Martin Greif eines der größten dramatischen Talente bedeutet.

Das moderne Drama steht bekanntlich rein theoretisch schon in striktem Gegensatz zu der klassischen Doktrin, wie sie Freytag formulierte. Die alten Begriffe: Anfang, Steigerung, Ende, erregendes Moment und Moment der letzten Spannung sind darin beseitigt; „Fetzen der Wirklichkeit“, „Ausschnitte aus dem Leben“ zu geben, heißen die Schlagwörter. In erster Linie interessieren die moderne Dramatik die Charaktere; die Handlung ist ihr Nebensache. Des weiteren ist das Charakteristikum der modernen Dramatik das Milieu, die Stimmung, die Tonart der Dichtung. Bei Shakespeare und den deutschen Klassikern spielt die Umgebung kaum mit, in der die Geschehnisse vor sich gehen. Heute hingegen ist die Handlung nur ein Ausschnitt aus dem Milieu. Nach dieser Theorie schufen Hauptmann und seine Jünger. Man sieht: man kann auch die Unfähigkeiten und Irrtümer eines Schaffenden in ein System bringen und dem staunenden Volke als neue Theorie aufdrängen.

Zu dieser Gruppe zählt Greif freilich nicht. Er steht theoretisch völlig bei den Klassikern.

Seine dramatischen Werke sind „Corfiz Ulfeldt, der Reichshofmeister von Dänemark“, „Nero“, „Marino Falieri oder die

Verschwörung des Dogen von Venedig", „Prinz Eugen", „Francesca von Rimini", „Liebe über alles", ferner die Hohenstaufentrilogie „Heinrich der Löwe", „Die Pfalz im Rhein" und „Konradin, der letzte Hohenstaufe", endlich die drei vaterländischen bayerischen Dramen „Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf", „Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg" und der in Reimversen geschriebene „Hans Sachs". Auch das Demetriusfragment Schillers hat Greif zu ergänzen versucht, doch scheint ihm der Versuch selbst nicht gelungen; die Ausgabe seiner gesammelten Werke enthält diese Arbeit nicht.*)

Der „Corfiz Ulfeldt", das Erstlingswerk seiner Dramatik, behandelt einen ähnlichen Stoff wie des schauerlichen Titanen Grabbe Jugendwerk „Herzog Theodor von Gothland". Aber reitet Grabbe im Teufelsspuk einer verseuchten Phantasie auf die dumpfen Höhen des Blocksbergs, so erreicht Greif schon hier seine kraftvollsten Wirkungen durch eine klassische Mäßigung bei aller Gewalt der Gefühle. Corfiz Ulfeldt wird durch das Mißtrauen und die Ränke des dänischen Hofes in offene Rebellion gedrängt; sein mit dem Gedanken einer Revolte anfangs nur scheu spielender Geist wird zum offenen Aufruhr gejagt durch die Mißgunst der neidvollen Königin. Aber seines Sohnes und sein eigenes Leben ist der Preis dieser Auflehnung gegen das alte Recht. Es ist im Kerne derselbe Stoff wie bei Marino Falieri, dem Dogen von Venedig. Als Greis vermählt er sich mit einer jugendblühenden Frau; weil man die Ehre dieser seiner reinen und edlen Gattin schmäht, verlangt er von den störrischen Großen Venedigs strenge Strafe für den Übeltäter. Aber die Signoria verurteilt den Schmäher, weil er einer der Ihren ist und der Doge ein strenges Regiment führt, nur zu einer lächerlich geringen Strafe; und Falieri ist dem Gespötte aller preisgegeben. Da empört er sich: die Unterdrückten Venedigs ruft er auf zur Rache an den verbrecherischen Adeligen; er will die Nattern, deren Übermut und Frivolität den Staat zerstören, zertreten. Aber der Plan, der selbst ein Verstoß gegen die Gesetze des Staates ist, wird entdeckt; Marino Falieri endet auf dem Block des Scharfrichters. „Die alten Bräuche soll man ehren, sie sind gut", heißt es einmal bei Grillparzer; wer gegen das „alte Recht" frevelt, ist des Todes, und sei seine Leidenschaft noch so edel.

Ich weiß nicht, wie weit Greifs „Marino Falieri" von Grill-

*) Die Dramen wie die „Gedichte" (6. Auflage) und die „Neuen Lieder und Mären" (3. Tausend) sind bei C. F. Amelangs Verlag in Leipzig erschienen.

parzers „Ein treuer Diener seines Herrn“ angeregt ist. Auch dort ist die Schmähung der Gattenehre Anlaß zu Mord und Aufruhr: aber Bancbanus, der beleidigte Gatte, unterdrückt dort um der Treue gegen seinen Herrn willen die Vergeltung an den Schmähern. Mir scheint Greifs Lösung seelisch wahrer als die Grillparzers.

Eine Beobachtung ist schon an diesen beiden Dramen Greifs wichtig. Wir mögen in dem Buch der modernen Dramatik Seite um Seite umschlagen: fast überall werden wir auf ein und dasselbe Thema stoßen: das mehr oder minder breit entwickelte Thema vom Verhältnis der Geschlechter. Nichts anderes wird berührt. Um nichts anderes kreist die gaukelnde Phantasie der Poeten.

Aber wir müssen uns doch klarmachen, welch trostlose Armut darin liegt. Wo eine allgemeine große dramatische Blütenperiode war oder wo ein einzelner als großer Dramatiker aufstand, da wuchsen die Stoffe vielfältig empor, da schossen die Themen wie sprossende Halme aus dem Boden. Wo sind die vielfältigen Stoffe eines Shakespeare oder Schiller hingeraten? Das Verhältnis von Königen und Untertanen, von Vätern und Kindern, von Gesetz und Willkür, von Recht und Unrecht: alle diese Verhältnisse, aus denen grandiose Stoffe geformt werden könnten: wer behandelt sie heute von den Modernen? Martin Greif gehört noch zu den wenigen, die ihnen nachgrübelten. Und schon dafür allein sind wir ihm dankbar.

Gewiß, er geht an dem heute fast allein herrschenden Dichterthema nicht vorbei, er hat auch eine ergreifende Tragödie der Liebesleidenschaft geschrieben: die von der unseligen Zuneigung Paolo Malatestas und seiner Brudersbraut Francesca von Rimini. Wenn man sehen will, wie eine reine Dichterseele auch den heikelsten Stoff edel und rein formen kann, dann lese man Dantes Francescaszene und Greifs Drama! Hier brennt die Leidenschaftsglut Romeos und Julies; während man etwa bei Heyses Francescadrama die Geigen aus dem Venusberg lüstern klagen hört, ist hier alles in die Schimmer der unerbittlichen Idee getaucht: der Sünde Sold ist der Tod.

Aber das Höchste im Drama hat Greif doch an größeren Konflikten erreicht. Sein Meisterwerk im Drama ist für mich stets sein „Nero“ gewesen. Hier ist es ihm gelungen, den schrecklichen Tyrannen voll von Blutgier und verruchten Lastern, als der uns Nero in der Phantasie lebt, rein menschlich zu erfassen, ihn als einen schwachen Charakter zu zeichnen, den Angst vorm Tod, lächerliche Eitelkeit und Ruhmgier zu den grausigsten Verbrechen treiben.

In dem dritten Akt dieses Dramas sehe ich das Erschütterndste, menschlich Ergreifendste und doch mit klarem, edlem Maße Gestaltete, was seit Schiller und Grillparzers „Goldenem Vließ" die deutsche Dramatik hervorbrachte. Es ist das der Aufzug, in dem geschildert wird, wie Nero seine Mutter Agrippina töten läßt. Im Anfang des Aktes steht ein blühendes Lenzidyll zwischen Mutter und Sohn — Agrippina will in wirklichem Ansturm der Mutterliebe wieder mit Nero eins sein; Versöhnung und einen neuen Frühling der Mutter- und Kindesliebe träumen sie, die beiden Gottverfemten, wie zur Entsühnung ihrer dunklen Verbrechen. Aber Neros böser Geist Poppäa gießt ihm wieder den Gifttrank des Mißtrauens und der Furcht vor der Mutter in die Seele, und so erleidet Agrippina den entsetzlichen Tod. Dämonischer Schauer lagert über der Szene, da Nero droben in den blühenden Gärten am Meer sitzt; — die Nacht fällt nieder, und zitternd lauscht er aufs dunkle Meer hinaus, ob er nicht das Bersten des Schiffes hört, dem er die Mutter zum Untergange anvertraute. Über all dem furchtbaren Chaos von Gatten- und Muttermord, von Leidenschaften und Schuld aber steigt ferne im Hintergrunde die junge Zeit herauf: die Zeit des Kreuzes und des Sieges, und wie Hebbels große Nibelungendichtung ausklingt im Worte „Im Namen dessen, der am Kreuz erblich", spricht auch in Greifs bestem Drama über Neros verachteten Leichnam Akte, die Verlassene und Christin, das prophetische Wort: „O Nero! Erbarme Gott sich dein: die Liebe herrscht."

Die tiefen Schauer von Furcht und Mitleid wie hier weckt von den vaterländischen Stücken Martin Greifs eigentlich nur eines: Agnes Bernauer, das schöne Baderskind von Augsburg, die Gattin Albrechts von Bayern, die im Jahre 1435 in der Donau bei Straubing ertränkt wurde. Die Charaktere sind prachtvoll geschaut; eine glänzende Gestalt — eine der wenigen sympathisch gezeichneten Priestergestalten der neueren Kunst — ist vor allem der Dechant des Klosters zu Indersdorf, Niklas Prunner, der edle Freund und Seelenführer des armen Albrecht. Das Stück ist das am häufigsten aufgeführte Greifs. Aber es aufzuführen, mußten Provinzstädtchen sich entschließen, selten nur Bayerns Hauptstadt. Welche Flut von dramatischen Talenten muß in Bayern und seiner Hauptstadt alle Straßen überströmen, daß man Greifs ergreifende, vom Feuer lautersten Vaterlandssinnes glühende Dichtungen für nicht wert genug hält, über die Bretter einer Bühne zu gehen. Dafür haben selbst Königliche Theater dort Wichtigeres

zu tun: die faulen Äpfel und Idiotismen Philippis und französischer Schwankmeister überfluten das Residenztheater. Man gewinnt unwillkürlich den Eindruck, als glaubte Bayern, bayerisches Vaterlandsgefühl gedeihe um so besser, je verborgener man es verkümmern lasse. Die gleiche trostlose Erscheinung wie im Wien des vorigen Jahrhunderts gegenüber Österreichs größtem patriotischen Dichter Grillparzer. . . .

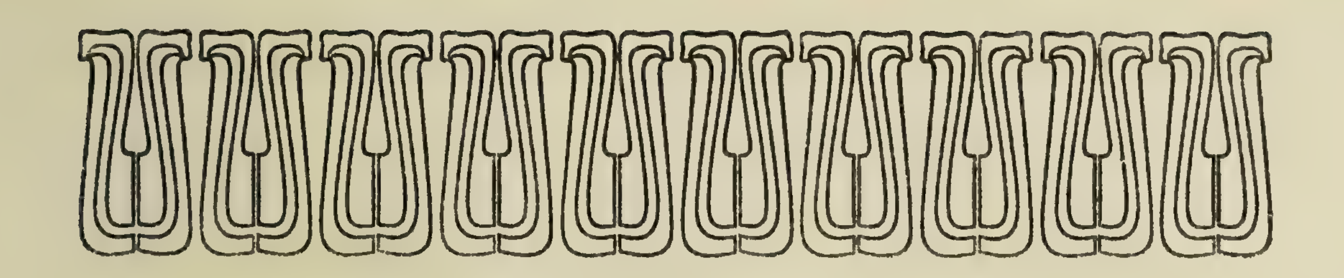
Ein Übermaß der Anerkennung hat Greif überhaupt nie bedrückt. Während Paul Heyse, der unsäglich geringere Geist gegenüber Greif, an den „weinblauen Wogen" der italischen Seen seit Jahrzehnten ein geruhiges Alter genießen kann; während selbst ein Otto Erich Hartleben sich eine Villa in halkyonischer Schönheit am Gardasee erdichten und in stillem Segelboot sich schaukeln konnte: Greif hat es nicht gekonnt. In einer Mietwohnung nach der andern hat er sich in München eine stille, helle Dichterklause gesucht; ganz wie Grillparzer im Alter.

Aber er hat es seiner Mitwelt nicht übel genommen. In stiller Besinnlichkeit, in seinem milden, versöhnlichen Temperament hat er sich hingesetzt und seinen „Hans Sachs" geschrieben, den die alten behäbigen Nürnberger auch verkennen, bis Kaiser Maximilian ihn hoch zu Ehren emporhebt und die guten Meistersingerlein staunend erkennen, was für ein Großer doch in ihrer Mitte weilte. —

Lieber, herrlicher Martin Greif! Auch dein Kaiser Maximilian wird noch kommen. Kein einzelner wird es sein und auch kein Kronengeschmückter; sondern das **Volk**, dein ganzes deutsches Volk, das du so sehr geliebt, und dem du überm Gebrause und Dunkel der aufgeregten Zeit die ruhig brennenden Sterne ewiger Ideale gezeigt hast. Viel Geräusch lärmender Meistersingerei wird dann verschollen sein; aber wie aus einem stillen Tempel in tiefem Wald her wird noch deine Stimme gleich Glockentönen rufen. Du weißt es ja selbst, und es ist dein bester Trost; denn jenes schöne Wort von dir ist ein wahres Prophetenwort:

> Ich steh' im Schatten meiner Zeit
> Und warte auf Unsterblichkeit.





Walters Rückkehr in die Heimat.

Festspiel von Martin Greif.

Personen.

Walter von der Vogelweide.
Ein Hirte.
Ein Jäger.
Ein Klausner.
Die Muse.
Kreuzfahrer.

Ort der Handlung: Walters Heimat.

Zeit: 1228.

Die Szene stellt eine Gegend an dem Eisack in Südtirol vor. Ein Zug Kreuzfahrer, in welchem sich Walter befindet, bewegt sich über die Bühne. Aus einer nahen Klause vernimmt man ein Glöcklein. Die Sonne ist im Untergang begriffen.

Gesang der Kreuzfahrer.

(Kreuzlied W. v. d. V. 1. Str.)

„Der du die wahre Minne,
Hilf unserm schwachen Sinne,
Gott, stark vom Anbeginne,
  Bewahr' die Christenheit!
Der armen Welt zum Frommen
Bist du herabgekommen,
Das Joch hast du genommen:
  Nun end' auch dieses Leid!

Erlöser von den Sünden,
Daß durch das Meer wir finden,
Wird uns dein Geist entzünden,
  Sind wir nur fromm erkannt.
Dein Blut hast du vergossen,
Den Himmel aufgeschlossen:
So laß uns unverdrossen
  Befrein das Heil'ge Land.

Wir weihn dir, was uns eigen,
Du magst uns Hilf' erzeigen,
Den Bösen bring zum Schweigen,
Der Seelen raubt zum Pfand!"

(Indem das Glöcklein verstummt, hält der Zug etwas inne. Walter tritt aus demselben heraus.)

Walter. Ihr Pilgrime und Waller, da noch die Herberg' weit,
Vergönnt mir hier zu rasten auf eine kurze Zeit,
Dann ziehn getrost wir weiter und fort zum Meeresstrand,
Wo sich das Kreuzheer sammelt zur Fahrt ins Heil'ge Land:
Ihr tragt die starken Schilde und das geweihte Schwert,
Doch haltet ihr den Sänger des gleichen Heiles wert.

(Die Kreuzfahrer ziehen vollends über die Bühne, eine Höhe empor, hinter deren Felsen sie verschwinden.)

Es ist die alte Heimat, ihr Bild verblich mir nie,
Ich glaube, selbst im Sturme, zur Nacht erkennt' ich sie;
Wohl nimmermehr verirrt' ich mich als ein Weidmann hier:
Das Tal und alle Berge, sie reden traut zu mir
Und, wär' ich nicht gefahren unstet durch manches Land,
Ich könnt' es nimmer glauben, wie lange Zeit entschwand —
So find' ich alles wieder und wollt's benennen auch,
Ob ich gleich Fremdling scheine nach lieber Heimat Brauch:
Der Fluß, der schäumend ziehet und toset an mein Ohr,
Es sind des Eisacks Fluten, die eilen wie zuvor.
Darüber im Geklüfte der jähe, wilde Bach,
Er ruft mit seinem Brausen wie einst mir Sehnsucht wach,
Und jenseits ob der Tiefe das hohe Zinnenschloß,
Gott weiß, wie manche Welle daran vorüberfloß,
Seit ich emporgeschauet nach ihm das letztemal!
Es stand so hehr wie heute im roten Abendstrahl.
Gegrüßt, ihr schattigen Wälder, die ich so oft durchzog,
Drin bei des Hifthorns Schalle der Hirsch ins Dickicht flog,
Gegrüßt, ihr blumigen Heiden, von manchem Quell getränkt,
Gegrüßt, du blauer Himmel, der sanfte Wolken senkt!
Von deiner hohen Milde erfüllt den wonnigen Sinn,
Hauch' ich in deine Lüfte den süßen Namen hin:
Tirol, du Land der Väter, wo meine Wiege stand,
Es grüßt dich meine Seele, geliebtes Heimatland!
Dein dacht' ich alle Tage, im Glück wie in der Not,
Dein werd' ich fortgedenken und fahr' ich in den Tod.

(Das Glöcklein des Eremiten beginnt das Ave zu läuten.)

Horch, horch, das Glöcklein hurtig, fürwahr beim rechten Wort
Begann es droben wieder und fährt zu rufen fort!
Da ich den Schall vernommen, der uns zu gelten schien,
Mir war, ich säh' den Klausner sein Silberglöcklein ziehn
Und säh' sich leise rühren die alte Wunderlind',
Davor ich oft gekniet, gebetet als ein Kind.

(Die Glocke setzt einen Augenblick aus.)

Mich rief der Abendsegen zurück ins Vaterhaus,
Der Mutter Stimme hört' ich aus ihrem Klang heraus,
Doch wie sie dringend mahnte, da brach das Glöcklein ab,
Gib ihr die ewige Ruhe in ihrem stillen Grab!

(Pause, während der es ausläutet.)

Es war der erste Kummer, da ich für Gram zu jung,
Doch frischer leben Freuden in der Erinnerung:
Ob ich in Blumen spiele, so war mir bald zumut,
Und auf dem Finger wiege den Falken meiner Hut,
Ob ich zum Erker blicke hervor aus wildem Tann,
Wo ich von Lenz und Minne mein erstes Lied ersann.

(Eine Hirtenflöte wird vernommen, deren Klang stets näher kommt.)

Ihr fernen Jugendtage, wie rosig glimmt ihr auf
Und steiget immer heller und goldener herauf:
Dort war es, auf der Wiese, wo ich so froh und bang
Das erstemal im Reigen die Allerliebste schwang,
Und dort am Murmelbache, dort war es wonnesam,
Wo ich von ihrem Munde den ersten Kuß mir nahm,
Doch an der gleichen Stelle, eh' noch ein Jahr vorbei,
Wir schieden, eh' wir wußten, was doch das Scheiden sei.
Wohl hätt' ich viel zu fragen, wollt' einer Rede stehn —
Doch sieh, ein Hirte nahet, er hat mich schon gesehn.

(Ein Hirte kommt aus dem Gebirge hernieder.)

Walter. Du kommst wohl unterweilen von deiner Alm herab?
Der Hirte. Wir hüten dort zu zweien, ich bin der ältre Knab'.
Walter. Führt nicht nach einem Hofe im Walde dieser Steg?
Der Hirte. Ihr habt Euch wohl, Herr Ritter, verirrt vom rechten Weg?
Walter. Du Fant, ich bin der Gegend viel kundiger denn du,
Lang eh' du warst geboren, trug ich die Kinderschuh'.
Der Hirte. Wie soll der Hof wohl heißen, vielleicht ich weiß es dann?
Walter. Er heißt die Vogelweide. Was schaust du mich so an?

Der Hirte. In meinem ganzen Leben hört' ich den Namen nit,
Doch seht, da kommt ein Jäger, dem teilt die Frage mit.
(Der Hirte geht ab, ein Jäger tritt auf.)

Walter. O sage, mein Geselle, bist du hier wohl bekannt?
Jäger. Das mein' ich, an den Rechten habt Ihr Euch just gewandt:
Ich dien' dort auf dem Schlosse schon manches lange Jahr,
Dem Fremden so getreue, als ich's dem Stammherrn war.
Walter. Wie, nimmer haust es oben, das herrliche Geschlecht,
Das auf der Ahnen Sitze gewaltet fromm und recht?
Jäger. Dem Vater und dem Sohne kam noch der Enkel nach,
Den jung und unvermählet ein Herr im Strauß erstach;
So ward die Burg verwaiset — —
Walter. Halt an, ich weiß genug!
Jäger. Auch lobt' ich neue Sitten nicht mit dem gleichen Fug.
Walter. Doch, kannst du mir nicht sagen von jenem biedern Mann,
Der dort sein Erb' bewohnte, tief in dem grünen Tann,
Zwar nicht an Gut gesegnet, doch edel von Geblüt
Und edler noch an Tugend in seinem Hochgemüt?
Es war ein Stamm, begabet mit holder Kinder Reis,
O, melde von ihm alles, was die Erinn'rung weiß!
Sprich, leben sie noch alle, wer schafft an seiner Stell'?
Spar nicht die werten Worte, doch rede, Wackrer, schnell!
Jäger. So nennt das Haus vor allem, ob Zins es hebt und Fron?
Walter. Es ist die Vogelweide.
Jäger. Nie hört' ich je davon.
Dort, sagst du, war's gelegen? Wohl an des Berges Hald' —
Der Grund ist umgebrochen, gereutet ist der Wald
Und, wollt Ihr mir nicht glauben auf mein erfahren Wort,
So sehet nach, Ihr findet es wohl nicht anders dort.
Walter. Du gibst mir schlimme Kunde, so also steht es hier?
Jäger. Was frommte mir zu trügen, die Wahrheit sagt' ich dir.
(Walter steht in Gedanken.)
Wie, hat Euch meine Märe so gar betrübt gemacht?
(Walter winkt ihm, sich zu entfernen.)
Behüt' Euch Gott der Herre, ich wünsch' Euch gute Nacht!
Walter (setzt sich auf einen Feldstein). O Zeit, wer dir vertrauet! Dein Sinn ist Unbestand,
Hienieden ist kein Bleiben, kein wahres Vaterland.
(Ein Klausner tritt auf.)

Klausner (für sich). Gewappnet und gegürtet, ein edler Rittersmann,
Der in so hohen Jahren noch Mut zur Fahrt gewann!
Es scheint, er hat vom Zuge ermüdet sich getrennt,
An seinem ernsten Wesen man seinen Sinn erkennt.
Ich red' ihn an. — Herr Ritter, Ihr seid wohl fahrensmüd?
Wenn Euch mein Dach genüget, mein Bett von Schilf und Ried,
So kommt in meine Klause, sie ist Euch aufgetan:
Wenn Ihr Euch ausgerastet, zeig' ich den Weg Euch an.

Walter. Nimm Dank für deine Milde, der Pfad ist mir nicht neu,
Nur eins, ehrwürdiger Vater, berichte mir getreu:
Du bist nach deinem Stande vertraut mit Wald und Flur,
Blieb von der Vogelweide nicht übrig eine Spur?
Wohl bist du, wie ich sehe, selbst fremd in deiner Klaus',
Doch, wo wir lange wohnen, da gelten wir zu Haus.

Klausner. Ich hab' seit vierzig Jahren schon dort das Heiltum inn',
Seit meinem frommen Bruder der Tod ward zum Gewinn;
Doch alle diese Tage vernahm ich nichts von ihr:
Ihr Name ist vergessen, vergessen wie bald wir.
Nur einmal, ja, ich hörte, daß dort ein Hof bestand
Und, die darauf gesessen, gezogen aus dem Land. —
Begehrst du sonst noch Kunde, so frage, was du willt,

(Da Walter nicht antwortet)

Wohl weiß ich, daß kein Reden geheime Trauer stillt.

(Der Klausner entfernt sich.)

Walter (der, das Haupt in die Hand gestützt, die Knie übereinandergeschlagen, wie ihn die Manessische Handschrift darstellt, dasitzt).

„O weh, wohin geschwunden sind alle meine Jahr';
Hat mir mein Leben geträumet oder ist es wahr?
Was ich für wahr gehalten, war es kein bloß Gesicht?
Darnach hab' ich geschlafen und doch, ich weiß es nicht.
Nun bin ich aufgewachet und ist mir unbekannt,
Was mir zuvor war kundig wie meine andre Hand.
Das Land und auch die Leute, da ich von Kind erzogen,
Die sind mir fremde worden, recht als es sei erlogen.
Die meine Gespielen waren, die sind nun träg und alt;
Das Feld ist umgebrochen, verhauen ist der Wald.
Wann nicht das Wasser flösse, so wie es weiland floß,
Fürwahr, ich müßte wähnen, mein Unglück seie groß.

Mich grüßet mancher träge, der eh' mich kannte, wohl.
Die Welt ist allenthalben der Ungenaden voll:
Wenn ich gedenk' an manchen einst wonniglichen Tag,
Die sind mir so zerronnen wie in das Meer ein Schlag.
O immer mehr o weh!"

(Während der letzten Worte verklärt sich der Himmel. Abendrot bedeckt die Berge; die Muse schwebt in einer Wolke nieder.)

Muse. Was träumest du und klagest, du wunderalter Mann?
Was schuf dir solches Wehe, daß jeder Trost zerrann?
Was kümmert dich das Glücke, ob es dein ganz vergaß?
Du bist ein hoher Sänger, des freue dich nur baß!
Wenn längst kein Mensch mehr lebet, der hier gemühet sich,
Die spätesten Geschlechter, sie denken noch an dich.
Wenn alles Traum erscheinet und eitel Nichts und Wahn,
Du wirst beharrlich wandeln auf deiner Ruhmesbahn!
Es strömet Glanz vom Lichte, du bist ein rechter Stern,
Du wirst gesehen werden am Himmel nah und fern,
Von keinem Neid berühret, vom Alter nicht versehrt,
Wird dein Gesang erschallen, stets allen Edeln wert.
Ja, Streit wird sich erheben, wo deine Wiege stand,
Bis endlich dich gewinnet zurück dein Heimatland,
Das nimmer dir entsagte, durch dich hinfort erhöht,
Und, wenn die höchsten Kronen man ihm dagegen böt',
Ja, währen wird und dauern bis in die fernste Zeit
Das Denkmal hohen Dankes, das dir dein Volk geweiht.

Walter. Wer bist du, hohe Fraue, die mir solch Los verspricht?
Daß du nicht niedrer Abkunft, verrät der Augen Licht.

Muse. Ich bin des Liedes Muse. Erheb' dich wohlgemut
Und walle deine Wege, sie sind geweiht und gut.

(Die Muse entschwebt langsam, den Sänger grüßend. Walter sieht ihr bewegt nach. Währenddem tauchen die Kreuzfahrer höher auf dem Berge wieder auf und man hört stets verhallender ihren Chorgesang. Auch das Eremitenglöcklein ertönt kurz.)

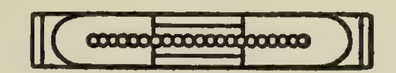
Gesang der Kreuzfahrer.

(Kreuzlied W. v. d. V. 2. Str.)

„Dies kurze Leben schwindet,
Der Tod uns sündig findet;
Nur wer sich Gott verbindet,
Der mag der Höll' entgehn.
Bei dir wird Gnad' gefunden;
Wir heilen Christi Wunden,
Der Fesseln erst entbunden,
Wird bald man Wunder sehn.

O, Königin der Frauen,
Laß deine Hilf' uns schauen,
Sein Blut ließ er uns tauen.
Den uns dein Schoß einst gab.
Sein Geist mag uns geleiten,
Die Finsternis bestreiten,
Den Heiden Furcht bereiten,
Sie beugen seinem Stab.
Israel ist bezwungen,
Es schreit mit bangen Zungen,
Der Ruf ist hell erklungen:
Erlösen wir das Grab!

(Während der Gesang verklingt, fällt der Vorhang.)



„Unmoderne“ Ästhetik.*)

Eine prinzipielle Untersuchung von A. J. Peters.

Der sogenannte moderne Zeitgeist ist in seinem innersten Wesen und Wirken Loslösung des Menschen von Gott. Der Mensch soll verweltlicht werden. Und zwar von Grund aus verweltlicht werden. Verweltlicht im exklusivsten Sinne des Wortes. Jede pflichtmäßige Rücksichtnahme auf Gott und Gottes Gesetz, auf die Religion und die in der Religion wurzelnde Sittlichkeit wird vom modernen Zeitgeiste auf allen Gebieten des Kulturlebens in

*) Prof. A. Meyenberg hat jüngst in seinen höchst anregenden „Wartburgfahrten“ (auf die wir ausführlich zu sprechen kommen werden) einen beherzigenswerten Gedanken ausgesprochen: von der Klärung des Dichtergemütes durch das Evangelium, durch die scholastische Philosophie und Theologie. Wenn die Dichtkunst einer solchen Klärung bedarf, um das höchste zu leisten, wie viel mehr bedarf die Ästhetik dieser Klärung! Der literarische Streit im katholischen Lager kommt im Grunde hauptsächlich davon her, weil führende katholische Geister sich eine Ästhetik angeeignet haben, die geboren ist aus der modernen Irrlehre der Unabhängigkeit des Menschen von Gott. Was könnte da zeitgemäßer sein, als an dieser Stelle einem allseitig gebildeten, philosophisch geschulten Theologen das Wort zu geben, damit er die Grundlagen der Ästhetik gerade von jenem Standpunkt aus erörtere, den Meyenberg zur Klärung des Dichtergemütes so warm empfiehlt. Den Befähigungsnachweis zu dieser Klärungsarbeit hat der Verfasser des vorl. Artikels im vollsten Maße erbracht durch seine neueste Schrift: „Klerikale Weltauffassung und freie Forschung“ (Wien, G. Eichingers Verlag), eine Schrift, die wir geradezu als ein Musterbeispiel jener sachlichen, vornehmen, fruchtbringenden Polemik hinstellen möchten, die nach Kraliks Ausführungen im „Gral“ (III, 6) geradezu ein belebendes und schaffendes Prinzip in den Geisteskämpfen der Menschheit darstellt.

Bann und Acht erklärt. Die moderne Religion ist ureigenste Sache der einzelnen Persönlichkeit und mag, je nach Bedarf und Belieben des individuellen Gemütes, im stillsten Herzenswinkel ungestört in phantasievoller Beschaulichkeit und empfindsamer Rührseligkeit leben und weben. Die alte Religion aber, die den Menschen an objektiv gegebene Wahrheiten und Gebote bindet, widerspricht dem modernen Empfinden der verinnerlichten menschlichen Persönlichkeit. Pflichten gegen Gott, die im öffentlichen Leben unverletzliche Geltung beanspruchen, widersprechen der modernen Kulturauffassung des autonomen Menschen. Nur unmoderne Menschen, welche die moderne Zeit nicht verstehen, nur inferiore und rückständige Geister, deren Denken noch immer an mittelalterlichen Fäden weiterspinnt, vermögen sich zu dieser modernen Auffassung nicht zu erschwingen.

Ausläufer dieser modernen Anschauungsweise sind auch in gebildete katholische Kreise eingedrungen. Das kann niemanden wundernehmen, der die heutige weltliche Hochschulbildung in Erwägung zieht. Zu dieser gesellt sich der Mangel an gründlicher religiöser Bildung, der sich gerade bei gebildeten Katholiken nur allzu häufig bemerkbar macht. Überdies ist unter den gebildeten Katholiken vielfach die Gewohnheit eingenistet, belehrende katholische Bücher und Schriften überhaupt nicht, hingegen akatholische Schriften und Bücher unterschiedslos zu lesen. Man will nicht für inferior und rückständig gelten, man fürchtet den Vorwurf konfessioneller Absonderung, man meint sogar, dem Katholizismus selbst einen Dienst zu erweisen, wenn man ihn der modernen Kulturauffassung möglichst anpaßt oder doch wenigstens ihr gegenüber nicht offen geltend macht. Und so klingt auch in gebildeten katholischen Kreisen das unkatholische Motiv von der reinlichen Scheidung des Religiösen und des Weltlichen in mannigfachen Variationen nach. Kunst und Wissenschaft, Politik und Wirtschaftsleben werden als autonome Gebiete proklamiert, die von der Religion und der auf sie gegründeten Sittlichkeit unabhängig sein müssen.

Der Gral hat sich auf dem Gebiete der Literatur zum modernen Zeitgeiste in Gegensatz gestellt. Er ist mit offenem Visier auf den Kampfplatz getreten. Sein Programm ist ausgesprochen katholisch. Also „unmodern“. Ist es darum auch prinzipiell verfehlt? Oder bewahrheitet sich vielmehr an den ihm widersprechenden modernen Anschauungen der alte Erfahrungssatz, daß die Kühnheit im Behaupten nicht immer im geraden Verhältnisse steht zur Klarheit

im Unterscheiden der Begriffe, im Begründen der Aufstellungen und im Durchschauen der sich logisch aus ihnen ergebenden Konsequenzen?

Die Prüfung dieser Fragen bildet den Gegenstand der vorliegenden Untersuchung. Eine solche prinzipielle Untersuchung ist allerdings ein ganz und gar unmodernes Unterfangen. Denn die moderne Anschauung ist Dogma. Schlechthin Dogma. Ein Dogma, das sich absolut auf keine Diskussion und auf keine Transaktion einläßt. Gewohnt, seine Anschauungen und Bestrebungen als die undiskutierbaren Ergebnisse und Forderungen der fortgeschrittenen Kultur aufzustellen, stigmatisiert der moderne Zeitgeist von vornherein jede abweichende prinzipielle Stellung als kulturfeindliche Rückständigkeit und deren Begründung als „dogmatische“ Befangenheit und spitzfindige „Dialektik“, die keine Diskussion wert ist. Wer sich indes sein Recht des selbständigen Denkens und Urteilens wahrt, läßt sich durch derlei wohlfeile große Worte von der Ausübung dieses Rechtes nicht abhalten.

Bevor wir in diese Untersuchung eintreten, müssen wir uns das Programm des Gral kurz vergegenwärtigen. Ich bemerke jedoch, daß ich das Prinzip der kulturhistorischen Kontinuität, zu dem sich der Gral in seinem Programme bekennt, nicht in meine Erörterung einbeziehe.

Der Gral hat von allem Anfange an seine programmatischen Sätze mit jeder nur wünschenswerten Deutlichkeit aufgestellt, indem er genau und bündig erklärte, was er nicht behauptet und nicht will und was er behauptet und will.

Der Gral behauptet nicht, daß überhaupt jede wahre Kunst notwendig ein religiöses Moment oder gar ein religiöses Glaubensbekenntnis irgendwie zum Ausdrucke bringen müsse. Er erblickt auch nicht das Wesen der katholischen Kunst und Literatur in dem äußerlich ausgedrückten katholischen Glaubensbekenntnis. Er behauptet nicht, daß in den Werken katholischer Künstler und Dichter das künstlerische Moment gegenüber der Betonung des katholischen Standpunktes zurücktreten müsse oder gar vernachlässigt werden dürfe, noch auch daß die künstlerische Minderwertigkeit eines solchen Werkes durch die darin ausgedrückte katholische Tendenz aufgewogen oder doch gedeckt werden könne.

Der Gral behauptet, daß es auch eine rein natürliche, nicht religiöse und nicht katholische Stoffwelt für das künstlerische Schaffen gibt, die von einem katholischen wie von einem andersgläubigen oder ungläubigen Künstler zum wahren künstlerischen Ausdrucke

gebracht werden kann. Der Gral behauptet, daß die Kunst als solche nicht das Monopol einer bestimmten Weltanschauung ist, weder der katholischen noch einer andersgläubigen noch der monistischen oder atheistischen. Er behauptet aber auch, daß die ausdrückliche Betonung der katholischen Welt- und Lebensanschauung in einem Kunstwerke an und für sich dessen rein künstlerischen Wert in keiner Weise beeinträchtigt. Er behauptet, daß der katholische Künstler von seinem ureigenen Rechte Gebrauch macht, wenn er seinem künstlerischen Schaffen das Gepräge seiner katholischen Überzeugung aufdrückt. Der Gral verlangt aber, daß dieses katholische Gepräge einer Kunstschöpfung künstlerischen Charakter trage, das heißt nicht als ein dem Stoffe äußerlich gegebener künstlicher Aufdruck erscheine, sondern innerlich den Stoff durchdringe, mit anderen Worten, daß die katholische Dichtung sich im eigentlichen Sinne als eine lebenswahre und lebenswarme Schöpfung offenbare, die durch die Persönlichkeit des Künstlers innerlich erlebt und belebt, in natürlicher Unmittelbarkeit aus dieser hervorquelle.

Ist schon in diesen Aufstellungen des Gral das eine und das andere Steinchen des Anstoßes für das sogenannte moderne Empfinden enthalten, so liegt doch der eigentliche große Stein des Anstoßes in dem Grund- und Leitsatze, zu dem sich der Gral in seiner Auffassung des Verhältnisses der Kunst zur Religion und Sittlichkeit offen bekennt. Der Gral behauptet nämlich, daß ihm die Religion als das Verhältnis zu Gott mit ihren Lehren und Geboten und Pflichten unbedingt höher steht als die Kunst. Und zwar nicht bloß in der Theorie. Der Gral behauptet auch, daß die Kunst nicht völlig und schrankenlos frei, sondern wie alle menschliche Betätigung den Gesetzen Gottes unterworfen ist und darum den Forderungen der Religion und den Geboten der Moral untergeordnet werden muß. Der Gral nimmt folgerichtig auch Stellung dagegen, wenn, zumal in katholischen Organen, Werke, die den Glauben und die Sittlichkeit gefährden, ausschließlich und einseitig vom rein künstlerischen Standpunkte besprochen und empfohlen werden.

Die progammatische Auffassung und Stellung des Gral wird von Kralik mit folgenden kurzen, aber inhaltsvollen Worten gezeichnet: „Nicht nur deshalb nennen wir uns katholisch, weil wir nichts schreiben wollen, was gegen die katholische Weltanschauung ist, oder weil wir überzeugt sind, daß uns das katholische Bekenntnis nicht in unserer ästhetischen Freiheit hindert, sondern deshalb, weil wir die Schätze und Vorteile dieser Weltanschauung ganz und gar ausnützen wollen, weil uns diese Anschauung Hilfen,

Formen, Stoffe, Ziele, Perspektiven, Offenbarungen, Erhebungen gibt, wie keine andere.“ *)

Vor dem Forum der modernen Ästhetik gilt diese grundsätzliche Auffassung und Stellungnahme des Gral für durchaus rückständig und unhaltbar. Die Kunst ist nach dem Urteilsspruche dieser Ästhetik absolut selbstherrlich, völlig unabhängige Selbstgesetzgeberin, gänzlich beziehungsloser Selbstzweck. Moralgebote und religiöse Lehren haben für das Gebiet der Kunst keine Geltung; das künstlerische Schaffen ihnen unterordnen, heißt dessen Lebensnerv unterbinden. Der Künstler kennt für sein künstlerisches Schaffen nur ein Gebot, das der inneren Notwendigkeit, die ihn instinktmäßig treibt, alles das, was sich in seinem Innern widerspiegelt und regt, so wie es sich darin widerspiegelt und regt, zu gestalten. Jede anderweitige „Tendenz“ ist mit der künstlerischen Darstellung der reinen Schönheit unverträglich; sie ist ein Zwang, der das freie Spiel und Wesen der schönen Kunst zerstört. Die Kunst kennt und nimmt keine Rücksicht auf irgend etwas, was außer ihr liegt, sie genügt sich selbst, sie regelt sich selbst, sie bezweckt sich selbst um ihrer selbst willen; abgelöst von jeder Beziehung auf etwas über ihr Stehendes, lebt und webt sie allein in sich selbst und für sich selbst — mit einem Wort: „l'art pour l'art“.

Die Kunst ist selbständig. Gewiß. Sie hat ihr eigenes Gebiet, auf dem sie sich nach eigenen Gesetzen selbständig bewegt. Sie hat ihren eigenen Gegenstand und ihre eigene Bestimmung und Aufgabe; sie soll und will das Schöne darstellen und durch diese Darstellung den Genuß des Schönen, den sogenannten ästhetischen Genuß, vermitteln. Mit der Verwirklichung dieser Aufgabe ist die künstlerische Leistung als solche an sich und unmittelbar abgeschlossen. Diese Aufgabe stellt sich somit als der Zweck dar, den die Kunst und die künstlerische Tätigkeit an sich und unmittelbar allein im Auge hat und anstrebt. Die Kunst ist also in einem wahren Sinne des Wortes sich selbst Zweck. Sowenig mithin die Kunst als solche, an sich und unmittelbar, den praktischen Gebrauchszweck ihrer Schöpfungen beabsichtigt, ebensowenig verfolgt die Kunst als solche, an sich und unmittelbar, religiöse oder moralische Tendenzen.

Aber aus dem Gesagten folgt keineswegs, daß die Kunst völlig beziehungslos sei. Beziehungslos ist überhaupt gar kein Wesen und gar keine Tätigkeit. Alle Wesen und alle Tätigkeiten haben vielfältige Beziehungen, die ihnen teils infolge ihrer Natur und

*) Der Gral, 1. Jahrgang, 51.

natürlichen Wirksamkeit wesentlich, teils unter gewissen Umständen eigen sind. Die „Relationslosigkeit“ der Kunst und des künstlerischen Schaffens ist ein leeres Wort. Aber es tönt und imponiert darum den vielen, die bekanntlich glauben, wenn sie nur Worte hören, „es müsse sich dabei doch auch was denken lassen“.

Ebensowenig folgt, daß die Kunst außer ihrem unmittelbaren Zwecke keine weiteren Zwecke habe. Bei jeder Tätigkeit läßt sich nicht nur der nächste und unmittelbare Zweck, sondern auch ein sogenannter entfernter Zweck unterscheiden; nicht nur der Zweck, auf den die Tätigkeit ihrer eigentümlichen Natur nach gerichtet ist, sondern auch der Zweck, den der Tätige durch seine Tätigkeit erreichen will und der ihn zur Tätigkeit antreibt. Warum sollte diese Unterscheidung nur auf die Kunst und den Künstler allein keine Anwendung finden dürfen?

Zunächst ist es doch wohl klar, daß der Zweck, der den Künstler zum Schaffen eines Kunstwerkes antreibt, nicht in der Kunst selber liegen muß. Es ist nicht notwendig, daß der Künstler zur Betätigung seiner Kunst sich rein nur um der Kunst willen bestimmen lassen muß. Das beweist auch die tatsächliche Erfahrung. Das beweisen die Preisausschreiben und der dadurch angeregte Wettbewerb der Künstler. Ehrgeiz, aber auch Not und Gewinnsucht können dem Künstler den Meißel oder den Pinsel oder die Feder in die Hand drücken und haben es tatsächlich auch schon getan; nicht minder die Absicht, den Patriotismus zu begeistern, den religiös-sittlichen Nutzen seiner Mitmenschen zu fördern, Gott und die Religion zu verherrlichen. Aber aus welcher Absicht auch immer der Künstler sich zur Betätigung seiner Kunst bestimmen läßt, das Kunstwerk, das er schafft, wird als solches nicht nach dem Zwecke bemessen und bewertet, der ihn zu dessen Hervorbringung veranlaßte und antrieb, sondern allein danach, ob sein Kunstwerk den inneren Gesetzen der Kunst gemäß, ob es schön ist. Das Werk eines Künstlers ist nicht darum ein Kunstwerk, weil es nützlich oder patriotisch oder sittenrein oder religiös ist, sondern einzig und allein darum, weil und insofern es schön ist. Treffend sagt der englische Lehrer in dieser Hinsicht: „Maßgebend für das Lob, das einem Künstler als solchem gebührt, ist nicht die Absicht, in welcher er sein Werk schafft, sondern die Beschaffenheit des Werkes.“ *)

Sodann ist es eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß die schöne Kunst naturgemäß einen mächtigen Einfluß auf die Ver-

*) S. Th. 1, 2. q. 57. a. 3. c.

edelung des Menschen und auf die Hebung der Kultur ausübt. Andererseits kennt das menschliche Leben höhere notwendigere Interessen und Aufgaben als den bloßen Schönheitsgenuß als solchen. Das wird kein vernünftig denkender Mensch in Abrede zu stellen wagen, ob er nun gläubig oder ungläubig ist. Aus welchem Grunde sollte es also dem Künstler verwehrt sein, seine Kunst, ganz im Einklange mit ihrer Natur, auf die Veredelung der Menschen zu beziehen und einem Zwecke dienstbar zu machen, der unleugbar höher als der bloße ästhetische Genuß ist?

Es wird gesagt, die Veredelung des Menschen, beispielsweise des Lesers, folge aus der Lesung einer kunstschönen Dichtung von selbst und naturgemäß. Ganz wohl. Aber was soll daraus gefolgert werden? Daß darum der Dichter diese Veredelung nicht eigens und ausdrücklich zu bezwecken braucht? Gegen diese Folgerung ist nichts einzuwenden. Daß darum der Dichter diese Veredelung niemals eigens und ausdrücklich bezwecken darf? Diese Folgerung wäre unlogisch. Denn was zur naturgemäßen Wirkung eines Kunstwerkes gehört, das kann der Urheber dieses Werkes wenigstens als einen entfernteren Zweck auch ausdrücklich erstreben, zumal wenn diese Wirkung an innerem Werte den bloßen ästhetischen Genuß als solchen überragt. Nur die reinste Willkür vermag dies zu leugnen.

Die Behauptung, daß ein solcher außerhalb der Kunst gelegener und vom Künstler ausdrücklich ins Auge gefaßter Zweck dem Künstler einen Zwang antue, der die Freiheit und das Spiel, das Wesen der schönen Kunst zerstöre, ist eine Phrase. Das künstlerische Schaffen als solches vollzieht sich nach künstlerischen Gesetzen mit künstlerischen Mitteln. Und es bleibt seinem nächsten und unmittelbaren Zwecke voll und ganz treu. Denn eben erst dadurch, daß es seinen nächsten und unmittelbaren Zweck verwirklicht, kann das Kunstwerk jenen entfernteren Zweck erreichen, und je vollkommener es seinem nächsten Zwecke gebracht wird, je stärker seine künstlerische Wirkung ist, desto wirksamer und vollkommener vermag es den entfernteren Zweck zu erreichen. Die künstlerische Gestaltung des Werkes wird somit durch einen solchen entfernteren Zweck nicht nur nicht vergewaltigt oder geschädigt, sondern eben um dieses Zweckes willen desto intensiver vom Künstler ins Auge gefaßt. Cervantes schrieb bekanntlich seinen Don Quixote zu dem ausgesprochenen Zwecke, um den verderblichen Ritterromanen ein Ende zu machen; zur Abfassung des zweiten Teiles dieses Kunstwerkes bestimmte den Dichter die Absicht, einem inzwischen

erschienenen gleichnamigen Machwerke den Weg zu verlegen. Bekanntlich hat sich aber weder der eine noch der andere Zweck als Zwang erwiesen, der das freie Spiel der künstlerischen Dichtung zerstört oder auch nur beeinträchtigt hätte, und namentlich der zweite Teil zeigt trotz seiner Tendenz den Dichter in der Gestaltung der Charaktere und in der Feinheit der Darstellung auf der Höhe der Kunst.

Je idealer und höher in den Augen des Künstlers der Zweck dasteht, dem er sein Kunstwerk zu weihen beabsichtigt, desto geeigneter ist dieser Zweck, das künstlerische Schaffen anzuregen und dessen innere Energie herauszutreiben. Ein Dichter zum Beispiel, der aus innerster Überzeugung seine Kunst in den Dienst der Nation oder der Religion stellt und sich die Hebung des Nationalsinnes oder die Weckung patriotischer Gefühle oder die Verherrlichung Gottes und göttlicher Taten ausdrücklich zum höheren Zwecke seiner Dichtung setzt, wird gerade aus diesem höheren Zwecke nicht allein Erhebung und Begeisterung zu seinem künstlerischen Schaffen gewinnen, sondern sich auch mächtig getrieben fühlen, sein ganzes künstlerisches Können in der Dichtung zum möglichst vollendeten Ausdrucke zu bringen. Ein Pindar und Sophokles und Calderon würden über die Phrase vom „Zwange des Zweckes“, der die Freiheit und das Wesen der schönen Kunst zerstöre, nur lachen.

Der Grundsatz der modernen Ästhetik, daß die Kunst von jeder wie immer gearteten Rücksicht auf einen nicht in ihr selbst gelegenen Zweck völlig abgelöst und durchaus beziehungslos sei, ist also in seiner unbedingten Fassung unhaltbar. Vollends tritt seine Haltlosigkeit zutage, wenn er in das Licht der christlichen Weltanschauung und Lebensauffassung gerückt wird.

Die christliche Weltanschauung und Lebensauffassung ist für uns Katholiken die unverrückbare Norm, nach der wir alles grundsätzlich beurteilen und bewerten. Wir glauben an Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, alles Sichtbaren und Unsichtbaren. Wie Gott der letzte Grund aller Geschöpfe ist, so ist er auch ihrer aller Endzweck. Wie es kein Ding gibt, das nicht sein ganzes Dasein von Gott hat, so gibt es auch kein Ding, das nicht mit seinem ganzen Dasein der Verherrlichung Gottes hörig ist. Allen Geschöpfen ist die Beziehung zu Gott unaustilgbar eingeschaffen, zu Gott als ihrem Urgrunde, von dem sie ihr Sein und die es bestimmende Norm haben, zu Gott als ihrem Endzwecke, auf den sie innerlich hingeordnet sind.

Der Schluß auf die Kunst ergibt sich von selbst. Auch die Kunst ist ein Geschöpf Gottes. Auch der Kunst ist die doppelte Beziehung auf Gott, ihren Urgrund und Endzweck, wesentlich. Auch die Kunst ist Gottes Gesetzen unterworfen und Gottes Verherrlichung dienstpflichtig. Es ist beschämend, diese selbstverständlichen Sätze dem sogenannten modernen Kulturbewußtsein ausdrücklich entgegenstellen zu müssen. Aber dieses Kulturbewußtsein hat den Sinn des von Gott abgefallenen Menschen derart betört und seinen Verstand derart verwirrt, daß er im widersinnigsten Gerede einen Orakelspruch des modernen „Denkens“ zu vernehmen wähnt, der blindgläubig nachgesprochen werden muß und dem nur von rückständigen Geistern widersprochen werden kann. Oder läßt es sich etwa anders denn als eine Widersinnigkeit bezeichnen, wenn menschliche Wissenschaft und menschliche Kunst an die Stelle Gottes gesetzt werden? Steht der moderne, von Gott abgefallene Mensch mit der Anbetung, seiner Kunst und seiner Wissenschaft etwa auf einer höheren Stufe der Einsicht als der Holzschnitzer, von dem der Prophet Isaias mit bitterer Ironie sagt, daß er das eine Stück des von ihm gepflanzten Baumes in seinen Backofen schiebt und das andere Stück zu einem Götzenbilde schnitzt, das er anbetet und anfleht: „Hilf mir, denn mein Gott bist du?“ *)

Nach der christlichen Weltanschauung hat Gott dem Menschen Einsicht und Sprache, Augen und Ohren, ein empfängliches und sinnendes Herz gegeben, damit er die Werke Gottes verstehe, ihren Urheber erkenne und lobe, Gottes Gesetz beobachte und so sich der ewigen Glückseligkeit würdig mache.**) Der gesamte Reichtum der Natur, ihre Erzeugnisse, Früchte, Erscheinungen, Kräfte, ihre Schönheiten, ihre Mängel, alles hat nach der Absicht des Schöpfers für den Menschen endlich und letztlich nur die Bedeutung von Mitteln zur Erreichung seines ewigen Zieles. Weder die Erkenntnis noch der Genuß von irgendwelchen noch so edlen Geschöpfen hat für den Menschen die Bedeutung eines absoluten Selbstzweckes. Von Gott und für Gott geschaffen, findet darum der Mensch in der Erkenntnis und im Genusse der Geschöpfe nicht den Abschluß seines Strebens, nicht die Ruhe seines Geistes und seines Herzens. Von Gott und für Gott geschaffen, kann der Mensch tatsächlich sich nicht in dieser Welt seiner Natur gemäß ausleben. Von Gott und für Gott geschaffen, muß der Mensch vernünftigerweise alle seine Tätigkeit, alle seine Ausbildung, alle

*) Is. 44.
**) Vgl. Sir. 17.

seine Interessen, alle seine Einzelzwecke seinem ewigen Endziele einordnen und grundsätzlich unterordnen. Die Heilige Schrift drückt dieses sehr kategorisch aus: „Ob ihr esset oder trinket oder ob ihr etwas andres tuet, alles tuet zur Ehre Gottes.“ Im Lichte dieser christlichen Grundlehren das Leben und die Welt anschauen, bedeutet für den überzeugten Katholiken nicht, die natürliche und freie Entwicklung des selbständigen Geisteslebens hemmen, nicht, die Natur mit dogmatischen Tendenzen verquicken, sondern einfach der realen Wahrheit gemäß denken und handeln.

Der Schluß auf die Kunst und auf den Künstler ergibt sich wiederum von selbst. Die Kunst ist nicht absoluter Selbstzweck. Auch sie ist ihrer innersten Natur und Bestimmung nach für den Menschen ein Mittel, das er gemäß der Absicht des Schöpfers zum Erstreben und Erreichen seines ewigen Zieles verwerten soll. Und wie die Kunst ihres geschöpflichen Wesens und ihrer darin wurzelnden Beziehung zu Gott nicht entledigt werden kann, ebensowenig kann der Künstler von seinem letzten und höchsten Ziele, das er als Mensch hat, und von den sich daraus ergebenden sittlichen Konsequenzen losgelöst werden. Was für jeden vernünftigen Menschen gilt, daß er nämlich seine gesamte Tätigkeit dem Streben nach seinem ewigen Endziele einordnen und unterordnen muß, das gilt auch vom Künstler. Gilt für jeden Christen die Mahnung der Schrift, daß er alles, was er immer tut, zur Ehre Gottes tun soll, so gilt sie auch für den christlichen Künstler und sein künstlerisches Schaffen. Auch der Künstler ist verpflichtet, sich und seine Kunst in den Dienst der Verherrlichung Gottes zu stellen. Das will selbstverständlich nicht sagen, daß der Künstler oder doch jeder christliche Künstler die Verpflichtung habe, wenigstens das eine oder das andere Mal einen religiösen Stoff für seine künstlerische Tätigkeit zu wählen. Das will auch nicht sagen, daß der Künstler die Verpflichtung habe, jedes einzelne seiner Werke mit bewußter ausdrücklicher Absicht auf die Ehre Gottes zu beziehen. Es will vielmehr vor allem sagen, daß nach der christlichen Weltanschauung und Lebensauffassung der Künstler als solcher keine Ausnahmestellung in der Schöpfung einnimmt und daß sein künstlerisches Schaffen als solches keinen von dem großen Schöpfungszwecke unabhängigen und unbedingten Selbstzweck hat; und folglich weiterhin, daß der Künstler, der seine künstlerische Tätigkeit mit bewußter ausdrücklicher Absicht in den Dienst der Verherrlichung Gottes stellt, dadurch sich und sein künstlerisches Schaffen nicht nur nicht in ein der Kunst fremdes Joch spannt, sondern vielmehr der inner-

sten Natur und Aufgabe der Kunst entsprechend und seiner eigenen höchsten Bestimmung gemäß handelt.

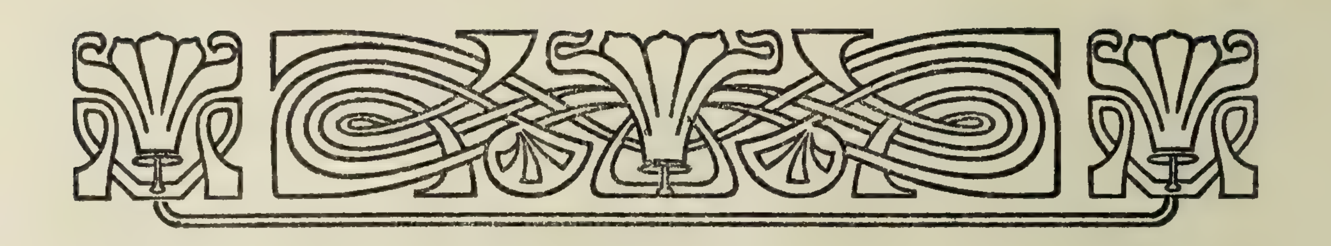
Für jeden, der von der Weisheit des Schöpfers einen Begriff hat, ist es von vornherein selbstverständlich, daß durch diese christliche Weltanschauung und Lebensauffassung die besondere Eigenart und nächste Aufgabe der Kunst in keiner Weise verkümmert wird. Die Hinordnung der Geschöpfe auf Gott ist ja nicht etwa ein ihnen von außen angetaner Zwang, sie ist ihnen von ihrem Schöpfer in ihre innerste Natur hineingeschaffen und hineingedrückt. Sie fällt daher durchaus mit der den einzelnen Geschöpfen eigenartigen Naturstrebigkeit zusammen. Wie also jedes andere Geschöpf, so soll nach der weisen Absicht des Schöpfers auch die Kunst ihre letzte und höchste Bestimmung eben dadurch erfüllen, daß sie ihrer eigentümlichen Natur und nächsten Aufgabe gemäß sich auswirkt. Denn eben darin offenbart sich die Weisheit und Güte des allmächtigen Schöpfers, daß, indem die einzelnen Geschöpfe, jedes nach seiner eigenartigen Veranlagung, das ihnen Naturgemäße anstreben, alle diese mannigfaltigen Einzelbewegungen zur wunderbaren Harmonie der großen Weltordnung zusammenstimmen, die in der Verherrlichung Gottes ausklingt.

Das ist die herrliche Perspektive, die der christliche Glaube und die von ihm erleuchtete christliche Philosophie dem denkenden Geiste eröffnet. In erhabener Einfachheit zeichnet sie der englische Lehrer mit wenigen Strichen. „Im Universum ist ein jedes Geschöpf um seiner eigenen Tätigkeit und Vollkommenheit willen da. Dann aber sind die niedrigeren Geschöpfe der höheren wegen; so sind die unter dem Menschen stehenden des Menschen wegen. Alle einzelnen Geschöpfe aber sind um der Vollkommenheit der Gesamtschöpfung willen da. Noch weiter aber ist die Gesamtschöpfung mit allen ihren einzelnen Teilen auf Gott als auf ihren Endzweck hingeordnet, indem darin abbildlich die göttliche Güte sich darstellt zur Verherrlichung Gottes. Die vernunftbegabten Geschöpfe haben überdies in besonderer Weise zu ihrem Endziele Gott, den sie durch ihre Tätigkeit, durch Erkennen und Lieben, erreichen können.“*)

Aus unserer bisherigen Untersuchung folgt, daß der Grundsatz der modernen Ästhetik, der die Kunst als beziehungslosen Selbstzweck hinstellt und dem Künstler jedwede Beabsichtigung jedes nicht unmittelbar in der Kunst als solchen gelegenen Zweckes verbietet, zur christlichen Weltanschauung und Lebensauffassung unleugbar in schroffem und unversöhnlichem Widerspruche steht.

(Schluß folgt.)

*) S. Th. 1. q. 65 a. 2. c.



Dante als Lyriker.

Balladen und Sonette, verdeutscht von Richard Zoozmann.

[Von den nachfolgenden drei Balladen ist Nr. 1 — deren letzte Strophe leider ein Fragment bildet — noch nicht übersetzt worden; Nr. 3 ist besonders reizend und scheint zur Zeit der Entstehung des Neuen Lebens verfaßt worden zu sein.]

Ballade 1.

1.

Eine Ballade bin ich, neu und klein,
Die singend vor euch spricht,
Um Kunde zu verleihn
Von euerm Knecht, des Herz vor Liebe bricht.

2.

Ich kann euch Worte sagen
Von ihm, genau so wahr
Wie jene, die da wirkt in seinem Sinne.
Madonna, schmerzgeschlagen,
Ruft er euch immerdar
Und stirbt an Seufzern, die sein Herz birgt innen.
Er weinte also, als ich ging von hinnen,
Daß er wohl schon gestorben,
Wenn ihm nicht Trost erworben
Die Güte Amors, der von euch ihm spricht.

3.

Mit ihm sprach Amor wahrlich
Von euers Stolzes Macht,
Der euch mit jeder Tugend hat umgeben!
Er rühmt's so wunderbarlich,
Daß sich sein Herzleid sacht
Gemildert hat und er noch weilt im Leben!
Doch fühlt sein Herz so große Qual durchbeben,
Daß Hilfe ihm nicht taget,
Wenn ihr sie ihm versaget,
Den ihr verletzt, und wann, das wißt ihr nicht. —

4.

Da ihr ihn einst empfinget
Mit ersten Grußes Heil,
Das ihr nur jenen spendet, die euch ehren,
Als ihr des Wegs so ginget,
Habt ihr mit spitzem Pfeil
Sogleich vermocht, das Herz ihm zu versehren:
Drauf mußte ihn der Liebe Glut verheeren
Mit euers Auges Strahlen:
So grausam sind die Qualen,
Daß ich auf euer Mitleid tu Verzicht.

5.

Nicht heisch ich eure Gnade,
Madonna, weil mir bangt,
Daß euch vielleicht der Zorn darob erreichet:
Doch eines nur euch grade
Zu sagen mich verlangt,
Da ich wohl weiß, daß ihr den Engeln gleichet.
— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Nur dies will ich euch sagen,
Mitleid mit seiner Seele sei euch Pflicht!

Ballade 2.

1.

Weil dir bewußt, wie jung du bist und schön,
Daß Amors Glut mir gleich die Brust versenge,
So panzerst du dein Herz mit Stolz und Strenge.

2.

Da du dich nun so stolz und streng erhoben,
Bis, wie du willst, des Todes Hand mich schlug,
So glaub' ich, tust du dies nur, zu erproben,
Ob Amors Macht zu töten stark genug:
Doch weil sein Joch ich mehr als andre trug,
So rührt dich wenig meiner Schmerzen Menge;
Trieb seine Kraft dich einmal in die Enge!

Ballade 3.

1.

Auf Amors Wiesenbette
Ich einsam jüngst erblickte,
Die einen Pfeil mir schickte
Ins Herz, daß nichts mich rette.

2.

Als ich sie also schweben
Sah blumensammelnd hier,
„Ich bin dir ganz ergeben“,
Sprach ich, mich nähernd ihr.
Und lächelnd her zu mir,
Den Herzleid übermannte,
Die holden Augen wandte
Das Mägdelein, das nette.

3.

Als ich ihr blieb zur Seite,
Zwang sie zur Antwort sich:
„Ob es dein Mund bestreite,
Du bist verliebt in mich;
Ich sehe ja, wie dich
Gefaßt hat das Verlangen!“
Seitdem blieb ganz ich hangen
Am Mägdlein gleich der Klette.

4.

Für Pulisena fühlte
Achill nicht heißern Brand,
Als mich die Glut durchwühlte,
Die ich für sie empfand,
Seit sie an mich gewandt
Solch Wort, von süßem Klange
Gleich eines Engels Sange,
Dort auf dem Rasenbette.

5.

Sie suchte von den Blüten
Die schönsten dann heraus
Und sprach: „Mit solchen Hüten
Gehn die Verliebten aus.“
Dann hielt sie sich den Strauß
Dicht an die blonden Locken:
Und dann, nach kurzem Stocken,
Gab sie mir dies Bukette.

6.

Hold knixend sich empfehlend,
Nahm Abschied sie von mir,
Ließ mich zurück im Elend
Auf blühendem Revier,
Ich war gebunden schier
Mit salomonischem Knoten.
Drum sei euch dargeboten
Hier diese Kanzonette.

(Fortsetzung folgt.)



Zwei Freudenbecher.

Den Blütenbecher bot mir dar die Welt,
Von allen Freuden einen heißen Tropfen —
In wilder Glut fühlt' ich die Pulse klopfen
Durch meine Hand, die ihn umfangen hält.

Da sah ich, wie ein Herz, voll warmem Blut,
Vom Himmel schwebte, gleich dem Kelch der Rose ...
Und durstig trank ich aus dem Purpurschoße
Den Gottestau — und es verglomm die Glut.

Der Taumelbecher glitt mir aus der Hand,
Und jeder Tropfen — eine welke Blüte ...
O Jesuherz, ich dank' es deiner Güte,
Was ich an Glück und jungen Freuden fand!

P. Timotheus Kranich, O. S. B.



Lichtseele.

Du warst von jenen großen Seelen eine,
Die unsichtbare Königskronen tragen
Und auch in dunklen, sturmgebornen Tagen
Umglommen sind von segensmildem Scheine.

Von jenen Seelen, die empor in reine,
Verklärte Höhen sonnendürstend ragen,
Indes der Leib, in Erdennot geschlagen,
Sich wundestößt an spitzigem Gesteine.

Nun bist du frei und ledig jeder Schranke,
Und wie der Aar um Firnenhäupter kreist,
So schwebst du still vor Gottes ew'gem Throne.

Du junge Seele, himmelssehnsuchtskranke,
Nun leuchtet auf, entflammt vom heil'gen Geist,
Die längst du trugst, — die lichte Königskrone!

Richard Seyß-Jaquart.



Shakespeare und die Moderne.

Von Richard v. Kralik.

Ein Freund bezweifelte, ob ich für alle in meinem Aufsatz über Polemik (Gral III, 6) so kurz angedeuteten Behauptungen die Beweise beibringen könne, insbesondere hielt er es für mehr als gewagt, daß ich Shakespeare seiner Zeit gegenüber als konservativ und regenerativ schildere, nicht vielmehr als modernen Vorwärtsstürmer. Zur Antwort greife ich ganz einfach in eine meiner Mappen, wo

das ganze Material für Shakespeares Weltanschauung aufbewahrt ist und exzerpiere daraus die Stellen, die sich auf sein Verhältnis zu den damaligen Moderichtungen beziehen. Ich beschränke mich dabei auf die direkten Anspielungen, ich verzichte auf Schlüsse und Kombinationen.

Im Epos „Lucretia“ stellt der Dichter die Zeitwerte den Ewigkeitswerten gegenüber. Die Zeit ist die geschäftige Dienerin, der Lakai der Ewigkeit (Str. 139). Sie ist die Mitschuldige der Nacht. Gelegenheit ist wieder die Sklavin des Scheusals Zeit (133 f.). Nur die gute, alte, liebe, wenn auch linkische Zeit, wird gelobt (193). Vgl. Str. 247 und 253. In „Venus und Adonis“ und besonders in den Sonetten wird es als Hauptaufgabe der Kunst gepriesen, das Ewige, das Bleibende, die Idee zu retten vor der Zerstörung, vor der Veränderung der Zeit (Son. 1, 5, 6, 15, 16, 18, 19, 24). Die Poesie ist das Mittel der Verewigung (55). Die Weltgeschichte wiederholt sich immer (59, 106). Die Poesie erhält das bleibend Gute an einem jeden (74), den Geist, den bessern Teil (81, 100, 101, 107). Sie ist so eine Art Alchymie (114). Man soll nicht der „Narr der Zeit sein“ (116, 124).

Ich durchgehe nun die Dramen nach ihrer beiläufigen chronologischen Ordnung. Salisbury sagt in König Johann (5, 2): So groß ist der Verderb der Zeit, daß wir zur Pfleg' und Heilung unsers Rechts zu Werk nicht können gehen, als mit der Hand des harten Unrechts und verwirrten Übels.“ Damit will der Dichter wohl auch seine Zeit charakterisieren. Bestimmter äußert sich der Bastard (1, 1) über die Mode: „Wer nicht den Beigeschmack der Mode hat, der ist ja nur ein Bastard seiner Zeit, und dies nicht bloß in Tracht und Lebensart, in äußerlichem Wesen und Manier, nein, auch aus innern Kräften zu erzeugen süß süßes Gift für des Zeitalters Gaum. Will ich dies schon nicht üben zum Betrug, so will ich's doch, Betrug zu meiden, lernen. Mir soll's die Stufe der Erhöhung ebnen.“ Bedeutsam ist auch Pembrokes Sentenz gegen alles Übertriebene (4, 2): „Der Handwerksmann, der's allzugut will machen, verdirbt aus Ehrgeiz die Geschicklichkeit.“

Im „Kaufmann von Venedig“ wird vor den drei Kästchen die Geckerei, die trügerische Zier, die Scheinwahrheit verurteilt, „womit die schlaue Zeit auch Weise fängt“ (3, 2). Lorenzo schilt über das modische Spielen mit Worten, wie es heute jeder Narr treibt, der um ein Wortspiel, ein spitzes Wort die Sache preisgibt (3, 5).

Merkwürdig stark ist der antimoderne, gegenfortschrittliche, konservative Zug in „Ende gut" betont. Den König labt es sehr, wenn er vom alten Grafen sprechen kann: „In der Jugend hatt' er den Witz, den ich auch heut' bemerke an unsern jungen Herrn. Doch scherzen die, bis unvermerkt ihr eigner Spott sie trifft, bevor ihr Leichtsinn sich in Ehre birgt. Solch ein Mann wär' wohl ein Muster dieser jüngern Zeiten, das, wohl befolgt, sie als Rückschreitende erweisen würde" (1, 2). Er wollte nicht leben „als Schnuppe nur für jüngere Geister, deren rasche Fassung nur Neues nicht verschmäht und deren Urteil, nur ihrer Kleidung Vater, ohne Dauer noch vor der Mode stirbt". Er wünschte sich aus dieser modischen Zeit hinweg. Diese modischen Hofleute sind „die Agraffen auf der Mütze der Zeit. Sie paradieren von da herab mit der rechten Haltung des Ganges, des Essens und des Sprechens und bewegen sich unter dem Einfluß des rezipiertesten Gestirnes, wenn auch der Teufel den Tanz führte" (2, 1). Dem gegenüber wird das Ewige, Echte charakterisiert. Der modische Höfling sucht mit derselben gedankenlosen Antwort allen zu dienen (2, 2). Er kommt dem Verständigen vor wie eine allgemeine Beleidigung (2, 3). In solcher leichter Nuß kann kein Kern sein. Seine Seele steckt in seinen Kleidern (2, 5).

Die Modepoesie wird auch in der „verlorenen Liebesmüh" verspottet. In ihr wohnt „ein extravaganter Sinn, voll von Formen, Figuren, Gestalten, Gegenständen, Ideen, Erscheinungen, Erregungen, Wandlungen; diese werden empfangen im Uterus des Gedächtnisses und geboren durch die reifende Kraft der Gelegenheit" (4, 2). Ihr Ideal ist, scharf zu sein und sentenziös, gefällig ohne Possenreißerei, witzig ohne Affektation, kühn ohne Unverschämtheit, gelehrt ohne Einbildung und neu ohne Ketzerei. Der Humor erhaben, der Diskurs peremptorisch, die Zunge gefeilt, das Auge ambitiös, der Gang majestätisch, das allgemeine Betragen eitel, lächerlich, thrasonisch, gesucht, geschniegelt, affektiert, seltsamlich, gleichsam peregrinös. Sie spinnen das Garn ihres Wortschwalls aus, sie sind fanatische Phantasmen, zieraffige, affenzierliche, ungesellige Gesellen, Folterknechte der Orthographie. Sie sind bei einem großen Sprachenschmauß gewesen und haben die Abfälle gestohlen" (5, 1). Der Modeaffe, bei Frauen der Süße genannt, pickt Witz auf wie eine Taube Erbsen, er hausiert mit seiner Ware, schnürt das Weibsvolk um den Finger, hätte als Adam selbst Eva verführt. „Glaubt dieser Mensch an Gott?" fragt die Prinzessin; denn „er spricht nicht wie ein Mensch, den

Gott geschaffen hat" (5, 2). Könnte man alles das nicht auch von manchen modernen Schriftstellern und Schriftstellerinnen sagen?

In „Heinrich IV." (erster Teil 1, 3) wird die Mode verspottet mit ihren vielen Feiertags- und Fräuleinsworten. Und im zweiten Teil (2, 2) heißt es: „So treiben wir Possen mit der Zeit, und die Geister der Weisen sitzen in den Wolken und spotten unser." In Heinrich V. wird der Modeton verspottet, die neumodischen Flüche aus der Soldatensprache. Unter den „Mißzierden des Zeitalters" (3, 6) ist wohl auch Ben Jonson gemeint, der Rivale Shakespeares, dessen Humore in Nym verspottet werden, hier und in den „Lustigen Weibern".

In „Viel Lärm um Nichts" heißt es: „Die Mode ist ein grotesker Spitzbube, der alle das hitzige Blut zwischen 14 und 35 herumdreht. Er hat nun an die sieben Jahre das Schelmenhandwerk mitgemacht und geht jetzt herum wie ein vornehmer Herr" (3, 3). Wer lügen kann, dünkt sich ein Herkules (4, 2). Dummdreiste, freche Buben, Modegecken wissen ein halb Dutzend grimmige Worte usw. (5, 1). Das Lustspiel ist etwa 1598 aufgeführt.

In „Wie es euch gefällt" wird die Sitte alter Zeit gelobt, die Treue der alten Welt, gegenüber der Sitte dieser Zeiten (2, 3). Der modische Ehrbegriff wird verspottet (5, 4). In „Was ihr wollt" ist die Vorliebe für die alte, volkstümliche Dichtung ausgesprochen. Der Herzog verlangt (2, 4) „das alte schlichte Lied von gestern abend. Mich dünkt, es linderte den Gram mir sehr, mehr als gesuchte Wort' und luftige Weisen aus dieser raschen wirbelfüßigen Zeit." Und wieder: „Sing uns das Lied von gestern Abend; es ist alt und schlicht. Die Spinnerinnen in der freien Luft, die jungen Mägde, wenn sie Spitzen weben, so pflegen sie's zu singen; 's ist einfältig und tändelt mit der Unschuld süßer Liebe, so wie die alte Zeit." Dagegen sind jetzt „die Worte so falsch geworden, daß ich keine Gründe darauf bauen mag" (3, 1). „Ich fürchte, dieser große Tölpel, die Welt, wird ein Zierbengel werden" (4, 1).

Und nun „Hamlet". Mehr Inhalt, weniger Kunst! ist sein ästhetischer Grundsatz (2, 2). Ihm gilt kein Schein (1, 2). Das Beste ist fürs große Publikum wie Kaviar fürs Volk (2, 2). Die Zeit ist aus den Fugen (1, 5). Wer ertrüg der Zeiten Spott und Geißel! (3, 1.) „In dieser feisten, engbrüstigen Zeit muß Tugend selbst Verzeihung flehn vom Laster (3, 4). Der Pöbel gebart, „als finge die Welt erst an, als wär' das Altertum vergessen und Gewohnheit nicht bekannt, die

Stützen und Bekräftiger jedes Worts" (4, 5). Die Modernen sind wie Kibitze, mit der halben Eierschale auf dem Kopf aus dem Nest gelaufen. Sie machen Umstände mit ihrer Mutter Brust. Sie haben, wie viele von diesem Schlag, in die das schale Zeitalter verliebt ist, nur den Ton der Mode und den äußerlichen Schein der Unterhaltung erhascht. Aber man hauche nur, und die Blasen platzen (5, 2). Das Zeitalter wird seit drei Jahren so spitzfindig, daß der Bauer dem Hofmann auf die Fersen tritt (5, 1). Der Dichter konstatiert also 1602 den Fortschritt der „Moderne".

Auch in „Julius Cäsar" klagt Brutus über diese Zeit (1, 2). Dagegen wird Lepidus geschildert als Vertreter des immer unmodernen Modismus: „Ein Mensch von dürftigem Geiste, der sich nährt von Gegenständen, Künsten, Nachahmungen, die alt und schon von andern abgenutzt erst seine Mode werden" (4, 1).

In „Macbeth" proklamieren die Hexen als das täuschende Prinzip die Ästhetik des Modernismus: „Schön ist häßlich, häßlich schön" (1, 1), d. h. es gibt keine festen Ideen, alles geht ineinander über, alles entwickelt sich.

Im „Lear" heißt es: „Es ist der Fluch der Zeit, wenn Tolle Blinde führen" (4, 1).

In „Antonius und Kleopatra" will Antonius ein Kind der Zeit sein; Cäsars Wahlspruch aber ist, ihr Herr sein (2, 7). Darum siegt er. Knapper und klarer kann die entscheidende Formel nicht geprägt werden.

In „Maß für Maß" heißt es auf die Frage „Was gibt es Neues?": Nichts, außer daß Rechtschaffenheit dem Tode nah ist. Nur dem Neuen wird nachgefragt, und es ist ebenso gefährlich, in irgendeiner Lebensbahn alt zu werden, als es schon eine Tugend ist, in irgendeinem Unternehmen standhaft zu bleiben. Dies Neue ist alt genug und dennoch das Neue des Tages (3, 2).

In „Troilus" zeigt der Dichter, wie durch schlechte Literatur die staatliche Autorität untergraben wird. Die Nachahmungskunst stellt mit läppischen Witzen durch lächerliche Gesten die Großen dar, äfft die höchste Majestät des Herrschers. Die Größe wird jammerhaft verdreht und ausgerenkt, durch Redefetzen agiert, die wie geborstene Glocken klingen, durch Hyperbeln aus Typhons brüllendem Schlund. Jede Gabe dient Possenreißern zum Spott. Dies steckt an, ruft Parteiungen hervor, schwächt durch Mißtrauen, erhöht die Gefahren (1, 3). Die Zeit trägt ein Ränzel auf dem Rücken voll von Almosen für Vergessenheit, ein riesiges Scheusal

voll Undankbarkeit. Getan zu haben heißt ganz aus der Mode dahängen wie ein rostiges Panzerhemd bei anderm Denkmalsplunder. Was sie jetzt tun, gilt mehr als deine früheren, größeren Taten. Denn die Zeit ist wie ein Wirt nach neuester Mode, der lau die Hand dem Gast beim Abschied reicht, doch dem, der kommt, die Arme wie zum Flug entgegenstreckt. In einem Zug ist alle Welt verwandt, daß sie einstimmig preist den neusten Tand, wenn auch nur umgeformt aus altem Stoff. Was in Bewegung ist, fällt eher ins Auge als Ruhendes (3, 3). Aber das Ende krönt das Werk, und Zeit, die alte Weltschiedsrichterin, bringt einst das Ende. Sei's ihr heimgestellt! (4, 5.)

In „Timon" heißt es von der Welt: „Sie nutzt sich ab im Lauf. Sonst gibt's nichts Erzählenswertes. Die Menschenbrut verrenkt sich noch zu Aff' und Pavian" (1, 1). Aber „keine Zeit ist so schlimm, wo man nicht ehrlich sein könnte" (4, 3). „Du dienst der Zeit, wenn die Zeit dir dient" (3, 2).

Gegen die ungerechte Kritik der Zeitmeinung wendet sich der Dichter in „Heinrich VIII.": „Was notwendig ist, das dürfen wir nicht lassen nur aus Furcht, boshaften Krittlern zu begegnen, die gleich gierigen Fischen jedem Fahrzeug folgen, das neu getakelt ist, doch nichts erreichen als eitles Lungern. Unsre beste Tat gilt einem kranken oder schwachen Dolmetsch oft nicht als unsre, oft verfehlt. Die schlechteste, dem gröbern Sinn zusagend, schreit man oft als beste aus. Wenn still wir stehn aus Furcht, daß jede Regung man verhöhn' und mäkle, so wurzeln wir auf unsern Sitzen fest und sitzen da, Prunkbilder" (1, 2).

Dies mag einstweilen genügen. Noch mehr Gewicht bekommen alle diese Stellen über Shakespeares konservative Haltung in der Poesie, wenn wir sie durch seine ebenso konservativen Grundsätze in der Politik und in der Religion ergänzen und abschließen wollten. Aber das würde zu weit führen. Wir bekommen schon aus den angeführten Stellen den Eindruck, daß es zu Shakespeares Zeit (und wohl zu allen Zeiten) ebenso zuging wie heute. Immer steht einer Kunst mit Ewigkeitswerten eine Zeitkunst mit flüchtigen Modewerten gegenüber. Immer überglänzt diese Modekunst jene Ewigkeitskunst, bis die Zeit, bis die neue Mode die Mode von gestern gestürzt hat in dauernde Vergessenheit. Immer scheiden sich die Geister in echte Genien und in Irrlichter. Immer sehen diese Irrlichter mit Überhebung auf die echten Künstler herab, da sie den größeren Erfolg vorübergehend für sich haben. Immer wieder vergessen sie, daß ihre Vorgänger das gleiche Schicksal

hatten, das ihnen morgen bevorsteht. Immer wieder wähnen sie, daß sie eine Ausnahme bilden, daß nun wirklich etwas Neues beginne und daß das Ewige für immer abgetan sei. Immer wieder ahnen sie nicht, wie lächerlich sie sich vor der Weltgeschichte machen. Shakespeare hat sie geschildert, so daß sie ihr eigenes Porträt auch heute noch wiedererkennen könnten.

Schließlich noch eine Bemerkung. Die angeführten Stellen sind um so beweisender, da ihnen gar keine entgegengesetzten Aussprüche zur Seite stehen. Auch das kann ich mit Sicherheit aus meinen vollständigen Exzepten dartun. — Gleich ausführliche Belege kann ich für jeden meiner andern Sätze auf Wunsch beibringen.



Heilige Minne.

Dem Italienischen des hl. Alphonsus nachgedichtet
von P. Alois Pichler, C. O. G. R.

Der Seelentraut.

Immer will ich sagen, singen:
Schönster aller Menschenkinder,
Über alle liebenswürdig,
Daß ich liebend für dich stürbe!

Fahl die schönsten Blüten scheinen,
Matt Demanten und Rubine,
Dunkel selbst die Glanzgestirne,
Wenn ich sie mit ihm vergleiche!

Hörst du seinen Köcher klirren?
Hörst du seine Pfeile schwirren?
Immer zielt er, immer trifft er.
O die Wunden, wie sie glühen!

Andre Weisen stets ersinnt er,
Widerspenstige zu zwingen,
Jede einzig, jede sicher,
Jede ganz unüberwindlich.

Hörst du, wie des Vaters Abglanz,
Ganz bestrickt von Menschenminne,
Eingehüllt in Kinderwindeln,
Minne heischt mit leisem Wimmern?

In die Werkstatt aus der Wiege
Wandert, der die Welt gebildet.
Holz behackt zu schlichten Tischen,
Der die Engel nährt im Himmel.

Geißeln, Dornen, Nägel, Stricke
Singen heiße Minnelieder.
Helle Sterbeseufzer dringen
Liebe fordernd zur Geliebten.

Brot ist unser bester Bissen,
Liebesglut im Weine glühet.
Ist's ein Wunder, wenn zur Hülle
Jesus Brot und Wein sich kürte?

O, er kennt die Minnekünste,
Scheut nicht unerhörte Mühen,
Gilt es, Liebe zu erringen,
Gilt es, Seelen zu bezwingen.

Seine Minne, bald voll Süße,
Atmet Anmut, Gnade, Güte;
Läßt uns bald in Frost erzittern,
Seiner Strenge Herbe fühlen.

Ewig liebt er, feurig, innig,
Hat mir so das Herz entzündet,
Wahrt das glühe eifersüchtig,
Als ein sichres Pfand der Minne.

Welt, nach Liebe geht dein Wünschen,
Wankelmüt'ge, falsche Dirne?
Ew'ge Treue will ich lieben,
Die erstrahlt in Himmelszierde.

Jesus im Tabernakel.

Hingab sich der Hirt voll der Güte.
Da ging es ihn schauernd an,
Wer nun wohl die Lämmlein behüte
Vor grimmiger Wölfe Zahn.

Treu möcht' er sie weiden und hegen
Als Hirt auf ewiger Alm,
Als Licht auf finsteren Wegen,
Als Schirm und als nährender Halm.

Er will durch ein Wunder erfüllen
Die Wünsche edelster Art,
Die sehnenden Herzen stillen
Mit süßester Gegenwart.

Wohl ist er im Zelte verborgen,
Entkleidet jeglicher Pracht,
Ist dennoch ein flammender Morgen
Für alle, die fliehen die Nacht.

Die frierenden Herzens gegangen
Zu Jesus — o Wunder, o Glück —
Sie kommen mit brennenden Wangen
Vom göttlichen Mahle zurück.

Ihr Liebenden, die ihr vermählet
Der himmlischen Süße und Glut,
Erzählet der Welt, o erzählet,
Wie gut der Heiland, wie gut!

Du Herzensbeherrscher, der immer
Mein harret hier minneentbrannt,
Mein Lieben sei stets wie der Schimmer
Der Lampe hieher gebannt.

Ich will mit gehaltenen Sinnen
Im Vorhof des Heiligsten stehn,
Bis einst in entzückendem Minnen
Die trennenden Schleier vergehn.



Kritische Gänge.

Von Albert Christiani.

„Ein geistreicher Populärphilosoph von großen Gesichtspunkten und energischer Willkür, vielfach tätig als Kunstfreund, Erneuerer alter Kunstformen, überall ein leidenschaftlicher Verfechter des nationalen Gedankens bei ausgesprochen katholischer Richtung." So charakterisiert Richard M. Meyer den „Ästhetiker" Kralik, von dem Storck sagt, daß er als solcher, „eine ungewöhnlich vielseitige Natur", in hervorragender Weise die deutsche Kunst nach dem Ideal der Romantik anstrebe und in diesem ob auch „vielfach einseitigen" Streben verdiene, allgemein gehört zu werden. Lindemann-Ettlinger kennzeichnet ihn als „genial", E. M. Hamann als „Universalgenie im guten Sinne", als den „bedeutendsten, katholischen, zugleich den glänzendsten und tiefsten" der lebenden Dichterphilosophen. Das Neueste aber ist, auf unserer Seite den Wiener Meister herabzusetzen: als mittelmäßigen Epigonen, als pathologischen Vielschreiber. Though this be madness, yet there is method in it, werden die zahlreichen unbedingten Bewunderer des derartig Angegriffenen denken. Ich selbst gehöre nicht zu den „unbedingten". Um so eher darf ich an dieser Stelle auf das jüngste der unter sich ideell verbundenen dramatischen Eigenwerke Kraliks eingehen, selbst auf die Gefahr hin, daß es schon von anderer Seite für den „Gral" besprochen wird oder werden soll. Der mir freigegebene Raum gestattet an sich keine Ausführlichkeit; zudem verträgt und verdient das Buch mehrfache Beleuchtung.

Genau besehen, sind es sieben Reihen — der Autor nennt sie Historien — dialogisierter Wandelbilder, die sich unter dem Gesamttitel Die Revolution zu einer die ganze mächtige Staatenaufrüttlung nahe, auf und jenseits der Schwelle des 19. Jahrhunderts konzentriert wiedergebenden dichterischen Abspiegelung vereinen.*) Kralik überrascht diesmal insofern, als man von der durch Richard M. Meyer betonten Leidenschaftlichkeit im Herausarbeiten der nationalen Idee nichts merkt. Tatsächlich könnte eine Stoffbehandlung kaum objektiver durchgeführt werden, als es hier geschieht; ich sehe sogar voraus, daß man den scheinbar vollständigen Mangel an subjektiver Wärme tadeln und beklagen wird. Meines Erachtens mit

*) Die Revolution. Sieben Historien von Richard Kralik. I. Das Königsgericht. II. Die Schreckensherrschaft. III. Der Sohn der Revolution. IV. Drei Kaiser. V. Eine Kaiserhochzeit. VI. Der Befreiungskampf. VII. Der heilige Bund. Ravensburg, Friedrich Alber. Gr. 8⁰. 569 S. Geb. Mk. 7.—.

Unrecht. Denn erstens vernimmt der intensiv zuhorchende Kundige **wohl** den Taktschlag des Künstlerherzens, das diese Kolossalleistung durchpulst; zweitens aber verlangt die Bewältigung des gewaltigen Themas geradezu einen Hochstand historischer und philosophischer Überschau, der die feineren Einzelzüge der schaffenden Dichterpersönlichkeit nur noch sehr geschärften inneren Sinnen herleihen dürfte.

Kraliks universales Auffassungs-, Durchdringungs- und Amalgamierungstalent, das allein ihm schon den Ruhm der Genialität sichert, kommt in der „Revolution" zu verblüffender Geltung. Man sagt sich bald: Dieser Mann beherrscht sein erwähltes Riesengebiet mit souveräner Sicherheit. Möglich, daß er hie und da augenfällig von der bisher vollgültigen Überlieferung abweicht: jedenfalls wird er auch vollgültige Gründe dafür ins Treffen senden können. Denn wenn jemand, so ist Kralik äußerst gewissenhaft beim historischen Unterbau seiner Schöpfungen. Wir wissen, wie unbekümmert ein Shakespeare gerade hierbei verfuhr, mit einem Divinationsbewußtsein, das ihn freilich des öfteren drollig „vorbeifahren" ließ. Zum Ausgleich bot er schier unfehlbare Charakterzeichnungen. Kralik kommt ihm in etwa darin nahe, nur daß seine Stiftführung ersichtlicher als das Ergebnis der Forschung denn als das der Intuition wirkt. Einen Shakespeare hat die Welt eben nur einmal. Aber ein echter Künstler kann ihm nachstreben, ohne an eigener Ursprünglichkeit zu verlieren.

Das tut denn auch hier Kralik, in Darstellung und Stoffverteilung. Gleich dem großen Briten bedient er sich häufigen Wechsels der Sprachgewandung — Prosa und Poesie — wie der Szenen. Jede der sieben Historien umschließt 12 Verwandlungen, die bühnenmäßig wohl am besten durch einfache Mittel à la Shakespeare angedeutet würden. Übrigens dürfte der ungewöhnliche Personenreichtum für viele den Gedanken einer Aufführung von vornherein ausschließen: die Zahl der Einzelcharaktere bewegt sich zwischen 55 und 75. Unter ihnen finden wir hervorragende und hervorragendste Geschichts- und Kulturträger jener Zeit: die französischen, österreichischen, preußischen, sächsischen Herrscherfamilien, den Zaren, den Papst, Lafayette, Danton, Robespierre, Marat, Charlotte Corday, Camille Desmoulins, Talleyrand, Fouché, Dunois, Lannes, Murat, Ney, Davoust, Bernadotte, Enghien, Nelson, Auersperg, Liechtenstein, Esterhazy, Schwarzenberg, Metternich, Radetzki, Dolgorukow, Kutusow, Schuwaloff, York, Wellington, Blücher, Hofer, Speckbacher, Straub, Haspinger, Katharine Lanz, Goethe, Grillparzer, Brentano, Friedrich Schlegel, Haydn, Beethoven, Franz Schubert, Hegel, Chateaubriand, Frau v. Staël usw. Aus ihren Gesprächen, wie denen der Bürger, Krieger, Bauern, Frauen, hallt die Stimme der Weltgeschichte wider. Im Mittelpunkte aber steht der „Sohn der Revolution" mit all seinen menschlichen Vorzügen, Fehlern und Unzulänglichkeiten: der korsische Titan,

dessen atemraubende Laufbahn sich in markanten Einschnitten vor unsern Augen abspielt bis kurz vor seiner Abführung nach St. Helena, das für die „Revolution" kein Entwicklungsstadium mehr bezeichnet.

Diese lobenswerte Ökonomie macht sich nicht überall geltend. Für meinen Geschmack wird hie und da etwas zu viel, wohl auch mal zu lang geredet, setzt der Humor, im allgemeinen des Verfassers vom „Dichtertrank" würdig, bisweilen reichlich breit ein. Ein paarmal sogar glaubte ich das helle Lachen des Autors vor demjenigen seines Publikums zu erlauschen; ich kann mich aber irren und hoffe, es zu tun. Jedenfalls gebührt dem Gesamtwerke, in dem wie in einem Fleisch und Blut gewordenen Kaleidoskop die Hauptcharaktere bis zu ihrer organischen Ausgestaltung wiederkehren, rückhaltlose Anerkennung, Bewunderung. Der oft rhythmische Takt der Prosa wirkt nicht selten wie reine Poesie. Groß und schön ist die Eigenart und Tiefe der die Handlung einleitenden, durchwebenden und zusammenfassenden Allegorien, in denen des Dichters Allgewalt die Gestalten unseres Glaubens, der Mythe, der Sage, der eigenen und anderer Phantasie lebendig werden läßt: Gott Vater, Sohn und Geist, die Himmelskönigin, Raphael, Gabriel, Luzifer, Engelchöre, Genien und Äone, Horen und Musen, Luft- und Wassergeister, Riesen und Zwerge, Karl den Großen, Knecht Ruprecht und den getreuen Eckart, Held und Heldin, Pfarrer und Apotheker aus „Hermann und Dorothea", desgleichen den Eduard der „Wahlverwandtschaften". Das katholische und nationale Prinzip aber leuchtet vor, mit künstlerischer Unaufdringlichkeit.

So bleibt Kralik auch hier nicht nur sich selbst getreu, sondern überbietet noch in mehr als einer Beziehung das bisherige Beste seines Wesens, seiner Richtung und seiner Kunst. Wir aber dürfen uns des abermals bekundeten „Aufwärts" dieses nicht Alles-, wohl aber — was mehr bedeutet — außergewöhnlichen Vielkönners freuen, der eben kraft seiner Kraft: der empfangenen wie ausgewirkten, in erstaunlicher Weise quantitativ und qualitativ weit mehr leistet als die allermeisten der anderen Sterblichen.

Ein ebenfalls begeisterter Verfechter des vertieft nationalen Gedankens ist der Elsässer Friedrich Lienhard, der sich aus Sturm und Drang bald zu achtunggebietender, zielsicherer Festigkeit durchgerungen hat. Heimatliebe, Heimatkraft ist auch das Thema seines fünfaktigen Trauerspiels König Arthur, das 1900 erschien und jetzt zum drittenmal aufliegt.*) In seiner still leuchtenden Poesie erinnert mich das Stück an Tennysonsche Dichtung. Aber es ist eine Poesie der Prosa, und so völlig vermag sie uns nicht darüber hinwegzutäuschen, daß wir nicht doch hie und da nach dem noch eindringlicheren Zauber des Verses verlangten, dessen bewährter Meister

*) Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Kl. 4⁰. 114 S. Br. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Lienhard ja ist. Die Charakteristik dagegen hat mich unmittelbar angesprochen. Dieser edle alternde Arthur, der das noch immer wache germanische Heldenfeuer seiner Brust unter den zähmenden Willen christlicher Friedensliebe zwingt und durch diesen fortgesetzten inneren Sieg äußerlich unterliegt; dieser seinen Idealen leidenschaftlich opfernde Barde Merlin; dieser heimtückische Britenfürst Mordred; diese tapferen, mannhaften Kaledonier und Angelsachsen; diese entzückend naiven schottischen Waldkinder; last not least diese durch Sehnsucht, Sünde und Reue zu Treue und Sühne gelangende Ginevra: sie alle sind mit den Augen des Psychologen geschaut, mit dem Herzen des Dichters empfunden, mit der Kraft des Künstlers verlebendigt und uns nahegebracht.

So restlos gilt dies sicher nicht von Max Halbes neuem Werke (in Prosa): Das wahre Gesicht. Drama in fünf Akten und einem Vorspiel (München, Albert Langen. 8°. 222 S. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—). Halbe ist die Stimmungsmanier seiner „Jugend“ verhängnisvoll geworden; deren Massenerfolg haben die nachfolgenden bedeutenderen, auch heimatfrohen Stücke nicht annähernd zu erreichen vermocht. Das vorliegende wird darin nicht besser fahren, obwohl der Dichter hier tatsächlich so etwas wie das vom Waschzettel rühmend Zuerkannte gefunden zu haben scheint: den heroischen Stil. Die Handlung führt in des Autors westpreußische Heimat, nach Danzig, zur Zeit der polnischen Herrschaft: etwa auf der Halbscheide des 17. Jahrhunderts. Der Emporkömmling Andreas Zierenberg hat sich im Heere zum Kapitän aufgeschwungen und die Tochter des Grafen Belicky, Woiwoden von Marienburg, geehelicht. Nach seiner Rückkehr aus polnischer Gefangenschaft erwählt ihn der Rat seiner Vaterstadt zum Feldobrist. Aber nur das äußere Glück ist dem unmäßig Ehrgeizigen hold; das innere, häusliche fehlt ihm. Die Liebe seines herrisch, zugleich abgöttisch begehrten Weibes hängt seit den Mädchenjahren einem anderen an. Als dieser, der glänzende Ratsherr Sebastian Meinerts, nach langer Trennung von neuem in ihre Kreise tritt, bricht sie mit ihm jenem die Treue. Zierenbergs Eifersucht wird im ersten Moment dieser Wiederbegegnung aufgestachelt; doch hält er sie im Zaum, um so mehr, als er des einstigen Jugendgefährten und jetzigen Nebenbuhlers Hilfe zu weiterem Aufstieg brauchen kann. Im entscheidenden Augenblick aber, da er mit dem Polenkönig gegen seine Vaterstadt gemeinsame Sache machen will, wird ihm der Beweis des an ihm selbst begangenen schmählichen Verrates. Wie er diesen an dem falschen Freunde und der ehrlosen Gattin zu rächen herbeieilt, findet er letztere sterbend von eigener Hand und erhält die Botschaft von des ersteren Tode infolge schweren geheimen Siechtums. Da tritt ein zweiter früherer Jugendfreund und jetziger Hasser: der Danziger Syndikus Jobs Hamel, aus Liebe zur Heimat herzu, um ihn feurig an seine Pflicht gegen diese zu

mahnen. Und Andreas Zierenbergs Antwort lautet: „Landsknechte! Kampfgenossen! Macht Eure Zeche fertig! Wir stürmen noch heute vor Mitternacht das polnische Lager!“ Dennoch fühlen wir, daß ihn im tiefsten Grunde auch jetzt Ehr- und mehr noch Rachsucht treibt.

Um die ungebändigten Leidenschaften von Haß und Liebe handelt es sich überhaupt bei allen vier Hauptpersonen, die sämtlich nur unseren Intellekt — diesen freilich in hohem Grade —, nicht das Gemüt zu interessieren vermögen. In den Umrissen sind sie klar und wuchtig gezeichnet, in der Motivierung mit psychologischem und künstlerischem Scharfsinn, teilweise bis zur Tiftelei, ausgeführt. Das sorgfältig von ihnen der Welt gegenüber zugedeckte innere Leben spielt sich vor unseren Augen ab, schimmert immer wieder durch Lug und Trug, bricht zuletzt unwiderstehlich durch. Aber der oft gegen Halbe erhobene Vorwurf, daß er an Zustandsmalerei und gewaltsamer Herbeiführung der Lösung haften bleibe, kann ihm auch hier nicht erspart werden.

Eigenartig bedeutsam, obwohl nicht wahrhaft bühnenmäßig, erscheint Heinrich Lilienfeins dreiaktiges „deutsches Spiel“: Der schwarze Kavalier, dem der Verfasser ein dreiaktiges griechisches Spiel: „Olympias“, zu einem metrischen Bande beigefügt hat (Berlin, Egon Fleischel & Ko. 8°. 207 S. Mk. 3.—). Des erstgenannten Dramas Hauptzug ist der kulturhistorische. Die Zeit ist der Dreißigjährige Krieg um 1635, der Ort ein Waldgebirge im südlichen Mitteldeutschland, Schlupfwinkel armer, mit ihrem Schulzen und wackerem Pfarrer geflüchteter Dörfler, denen eine von ihnen genährte Strauchritter-Soldateska zweifelhaften Schutz gewährt. Der jugendliche Hauptmann dieser „teutschen Musketiere“ hat bessere Tage gesehen, die er nicht vergessen, aber auch nicht wieder heraufführen kann. So fügt er sich dem Drange der Verhältnisse und umwirbt des Schultheißen Tochter. Unmittelbar vor der Eheschließung unterliegt er der Glut einer früheren, wilden Liebe. Er will das durch einen Zufall in die Gefangenschaft seiner Untergebenen geratene Mädchen retten; dessen Leichtsinn aber läßt es als Opfer der eifersüchtigen Tücke seiner Verlobten und deren Sippe fallen. Es wird als Hexe angeklagt und meuchlings getötet. In verbissenem Haß und Liebesschmerz ruft da der schwer Getroffene zur Hochzeitsfeier einen „vornehmen“ Freund herbei, der als „schwarzer Edelmann“ erscheint und mit der Braut den Tanz beginnt, dem sämtliche der Bauern und Musketiere folgen. Der fremde Kavalier ist — der schwarze Tod, dessen mörderische Gewalt alle niederzwingt.

Das Elend, die Roheit, der Wahn jener Schreckensperiode, zumal unter den niederen und ärmsten Klassen, wird hier durch erdachte Personen in Sprache (volkstümlichem Vers), Handlung und szenischer Umrahmung zu kulturhistorisch treuem Ausdruck gebracht, der jedoch nicht zu unmittelbar überzeugender Wirkung ausreicht. Es ist schade

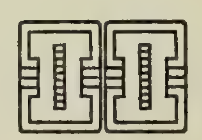
darum, denn allerlei Tiefes und Künstlerisches steckt in dem Ganzen, auf dessen ballademäßigen Charakter „mit dem Stich ins Grauen“ Karl Frenzel treffend hingewiesen hat.

Olympias dürfte gleichfalls geringeren äußeren Erfolg ernten; die altklassischen Stoffe und Gestalten „ziehen“ heute doch nur noch bei starkem dramatischen Nerv. Und eben der fehlt diesem Stück, trotz des Talents und der entsprechenden Anläufe, die es bekundet. Die Heldin, Alexanders Mutter, opfert nach dessen Tode mit einer mich seltsam an Kleist's Penthesilea erinnernden Leidenschaft, die sich immer rückhaltloser zum Gipfel der Grausamkeit steigert, alles und jedes einem Wahn: dem Glauben an die Wiederkehr ihres Sohnes, den sie in Dyonisos vergöttlicht zu sehen meint. Die Sprache ist edel-klangvoll, aber Charakteristik und Handlung lösen sich nicht vollkräftig ab — ein hochstrebendes Wollen scheiterte am Ungenügen der vorhandenen Mittel.

Ähnliches läßt sich über Hugo von Hofmannsthals 1899 veröffentlichtes „Theater in Versen“ sagen, das vor kurzem, nach viermaliger Gesamtauflage, in Einzelausgaben erschien: Die Frau im Fenster. Ein Gedicht in einem Akt (Berlin, S. Fischer. 8°. 49 S. Geh. Mk. 1.—, geb. Mk. 2.—); Die Hochzeit der Sobeide. Dramatisches Gedicht (ebda. 8°. 117 S. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—); Der Abenteurer und die Sängerin. Ein Gedicht in zwei Aufzügen (ebda. 8°. 155 S. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—). Hofmannsthal ist bekanntlich vor allem lyrischer Symboliker von gedämpft-blendender, farbenüberströmter Sprache, deren musikalischer Gehalt den der seelischen Tiefe und der schöpferischen Kraft ziemlich auffällig überragt. Als solchen zeigen ihn auch die drei obengenannten Stücke, nach deren kritisch-aufmerksamer Lektüre man über die Möglichkeiten wie die Grenzen dieses einseitig stark begabten Autors kaum mehr im Zweifel sein dürfte. In ihrer Aufeinanderfolge bedeuten sie fraglos eine — nicht allzu verheißungsvolle — Entwicklung nach aufwärts. Mir persönlich ist „Die Frau im Fenster“ nicht zu „dunkel“, sondern zu verschwommen, zu schwulstig übertüncht, mit einem Stich nicht „ins Grauen“, sondern ins Widerwärtige, Widernatürliche. — Poetischer empfunden und gedacht, aber nicht frei von (stilistisch gemilderten) Kraßheiten gibt sich „Die Hochzeit der Sobeide“. Das nach einer alten persischen Stadt verlegte Motiv ist modern europäisch genug. Ein junges Weib wähnt sich geliebt von einem Menschen, der ihrer Liebe völlig unwert ist. Sie gesteht letztere ihrem edlen Manne, der sie, aus Rücksicht auf ihr „Glück“, zu jenem entläßt. Furchtbar enttäuscht kehrt sie zurück und gibt sich selbst den Tod. Sterbend bekennt sie dem Gatten ihren Irrtum und ihre jetzt zu ihm erwachte Liebe. — Am bedeutendsten ist entschieden „Der Abenteurer“ mit dem cagliostroartigen Helden. Die von vielen, auch von Richard M. Meyer gerühmte hervorragende Tiefsinnigkeit der Symbolik, mit

der dies Gedicht „die tragische Ironie des Menschenlebens“ ausdeutet, kann ich freilich nicht darin finden: nach meiner Ansicht liegen die Parallel- und Gleichnisziehungen sogar recht nahe der Oberfläche und können auch auf dem Wege der Anregung nicht viel weiter führen. Daß es aber poetische Anregung bietet, und zwar mannigfacher Art, ist unbestreitbar und daher an sich, in gewissem Sinne, dankenswert. Zudem tritt das Streben nach Vertiefung kräftiger, zugleich weniger anspruchsvoll hervor, und der Schmelz der Stimmung hat bisweilen einen berückenden Glanz.

Die Symbolik zur Allegorie, die Allegorie zum Märchen verdichtet Karl Schönherr in dem rasch neu aufgelegten Werke: Das Königreich. Märchendrama in vier Akten (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 8⁰. 114 S. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—). Dieses Königreich ist eine Welt, in deren Höhenregion die reine erbarmende Liebe dem Teufel böser Lust hat weichen müssen. Ganz insgeheim verband sie sich dann mit der getretenen, jedoch in sich gefriedeten Demut. Der Sproß dieser zwei: die lautere, verklärende Kunst, neigt sich elementar zu dem noch unberührten Frohsinn. Aber beide entgehen nicht der Versuchung, beide unterliegen der Verführung: die Unreinheit triumphiert über die Reinheit; der Caritas Glaube an das Gegenteil erweist sich als frommer Wahn. — So etwa gestaltet sich der symbolische Gedankengang des nicht gerade ursprünglichen, jedoch charakteristischen Werkes, das den Sieg des Pessimismus über den Optimismus als ungeschriebenen Nebentitel trägt. Aber es quillt über von psychologischem Anreiz, ist durchwoben von melancholischem Humor, durchtränkt von süß wehmütiger Poesie. Negativ beweist es die große Wahrheit, daß die Unschuld das Paradies der Menschheit bedeutet, in das selbst der Teufel, von dem holden Liebreiz bezwungen, reuig einkehren würde, wenn — die Menschheit dieser Reue Glauben schenkte. Ergriffen legt man das Buch aus der Hand — und sinnt, wie es wäre, wenn Dichter wie dieser zur Wahrheit des Erlösers durchdringen wollten.



Stilles Wasser.

Der Fluß geht still, im Grunde
Der Frühlingshimmel blaut.
Kein Rauschen, kein Flüstern, nur manchmal
Verloren ein Gurgellaut.

Dann ist's, als ringe der Sehnsucht
Stummgeborener Drang,
Als stöhne die Seele der Wasser
Nach Klang, nach erlösendem Klang.

Josef Weingartner.



Bücher-Anzeigen.

Johannes Jörgensen, Die lieblichste Rose. Aus dem Dänischen übertragen von Richard von Kralik. Ravensburg, Friedrich Alber. 8°. 158 S. Geb. Mk. 3.50. Band 7 der Gralbücherei.

Als ich dies Buch gelesen hatte, sagte ich mir: Es gehört ein Jörgensen dazu, um uns den vielleicht tiefsten, gottinnigsten Mystiker Deutschlands so eigenartig nahezubringen; es gehört ein Kralik dazu, um, ganz aufgehend in selbstentsagender Hingebung an das zu übertragende Werk, dem fremden Verfasser so kongenial nachzugehen, ihn uns so unmittelbar verstehen zu lassen. „Die lieblichste Rose" ist eine stark konzentrierte, einheitliche Wiedergabe der Heinrich Susoschen umfangreichen Schriften, mit Jörgenschem Feuer und Tiefglanz, mit Kralikscher Schlichtheit und Wucht. Die wertvollen „Anmerkungen" enthalten willkommene Zusätze von des Verdeutschers Hand.

Bischof Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Mehr Freude. Ein Ostergruß. 5.—8. Tausend. Freiburg i. Br. 1909, Herder. 8°. VI u. 200 S. Mk. 1.80, geb. in Leinwand Mk. 2.60, in Juchten Mk. 5.—.

Das 1.—4. Tausend war innerhalb 14 Tagen verkauft: für mich wieder mal ein ergreifendes Zeichen, wie sehr es den Deutschen doch noch immer nach „mehr Freude" rechter Art verlangt. Ich sagte: „noch immer". Bischof Keppler selbst beweist, daß es zur Gewinnung von mehr wirklicher Freude der hier wahren Fortschrittslosung: Zurück! bedarf, nämlich zurück zu Christus, „zur Enthaltsamkeit und Selbstüberwindung, zur Redlichkeit, Treue und Liebe, — zu allen jenen hohen Gütern, welche die moderne Menschheit in ihrem Bildungswahn und Kulturdunkel verächtlich behandelte". Das Buch ist eine Erweiterung jenes Aufsatzes (Von der Freude) in „Aus Kunst und Leben", mit dem der Verfasser, nach eines Berufenen Urteil, den größten Meistern des ziselierten Gedankens an die Seite gerückt ist. Um das jetzt Vorliegende erschöpfend zu würdigen, könnte man wiederum ein Buch schreiben. An dieser Stelle muß ein kurzer, warmer Hinweis genügen. — Der Autor läßt dem Zitat viel Raum: mit Recht, denn die Welt will nun einmal handgreifliche Bestätigungen, daß in großen Dingen nicht etwa bloß ein, sondern beileibe mancher weise Mann „just so" gedacht hat. Aber ein Hervorragender wie Keppler zitiert nicht nur: er führt und schenkt zugleich, bewahrt auch stets seine volle, eindringliche Ursprünglichkeit. Wie tief, hoch und weit er sein Thema faßt, deuten schon die Kapitelüberschriften an: Das Recht auf Freude, Freude und Neuzeit, Moderne Freudenmörder, Zuviel Freuden und zuwenig Freude, Freude und Kunst, Freude und Volkslied, Freude und Jugend, Freude und Christentum, Des Christen Freude, Die Freude und die Heilige Schrift, Die Freude im Alten Testament, Der Neue Bund und die Freude, Freude und Heiligkeit, Galerie fröhlicher Menschen, Mehr Freude, Kleine Freuden, Freude und Dankbarkeit, Freude und Erziehung, Freude durch Freude, Freude und Seelsorge, Freude und Naturgefühl, Freue dich. Wer die

Kapitel selbst liest, so wie er soll, wird eine echte, lebenwirkende Freude in sich erstehen fühlen: jene kostbare Heiterkeit, unter deren Himmel, nach Jean Pauls Ausspruch, alles wächst — nur kein Gift.

Ottomar Beta, „Old Iniquity“. Der Schlüssel zu Goethes „Faust“. Eine Zurückweisung verflachender Ausleger. Leipzig 1908, Theodor Fritsch. 8°. 18 S. Mk. —.50.

Der Verfasser ist mit seinem ehemaligen Londoner Lehrer Julius Faucher der Meinung, daß im Faust „alles stehe“. Die Würdigung der Faustschen „Vision“ in der Sterbeszene, da jener ein freies Volk auf freiem Grunde erschaut und damit, d. i. durch den Vollzug des Vernichtungssieges seitens des Altruismus über den Individualismus in ihm selbst, „den höchsten Augenblick, die Ewigkeit der Äonen erlebt“, hat unsern Autor nach eigenem Bekenntnisse zuerst dazu gebracht, des Altmeisters Monumentalwerk als Ganzes aufzufassen und es „gleichsam vom Ende her aufzurollen, mühelos, — ohne etwas unterzulegen“. Von da ab schien sich ihm „alles von selbst zu ergeben. Aber freilich cum grano salis, mit einem Pfund Salz.“ Nun ja, der Mann freut sich seiner selbsteigenen Werteinschätzung. Das Haupt der „flachen Ausleger“ aber ist ihm Herm. Türck, der Weimarer Faust- und Hamletforscher. — Beta's Schriftchen mit den nationalökonomischen und inner- wie außerpolitischen Anwandlungen liest sich amüsant genug, selbst wenn man dabei literarhistorisch und philosophisch nicht auf seine Rechnung kommen sollte. Es ist auch tiefer anregend, indem es verschiedene Hauptseiten des Lebens- und Charakterbuches Goethes aufschlägt. Daß man diesem aus der Mißauslegung seines Faust: „Im Anfang war die Tat!“ eine patriotische Gloriole weben könne, war mir überraschend neu, obwohl einen nachgerade innerhalb des Goethekults nichts mehr überraschen dürfte. Da es aber der Ton ist, der die Musik macht und dieser Ton in „Old Iniquity“ auf dem Resonanzboden des Geistvollen schwingt, so läßt man sich wohl allerlei gefallen, was man einem plumperen Kommentator — massiv ist auch ein Ottomar Beta bisweilen — dick anstreichen würde.

Rudolf Hans Bartsch: Vom sterbenden Rokoko. Umschlag und Buchschmuck von Alfred Keller. Leipzig 1909, L. Staackmann. 8°. 251 S. Brosch. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

Der Autor von „Zwölf aus der Steiermark“ und „Die Haindlkinder“ ist am literarischen Himmel wie eine Rakete aufgeschossen. 1909 hat ihm nun auch noch den Bauernfeldpreis gebracht. Von der vorliegenden Novellensammlung aber scheinen die ersten 5000 Exemplare im Handumdrehen verkauft worden zu sein. An sich rechtfertigen sie diesen Erfolg kaum, wie interessant und, wenigstens zum Teil, künstlerisch ausgestaltet sie sich auch geben mag. Der Waschzettel hat schon recht, wenn er dem Buche Humor, Geist und eine gewisse Wehmut, die sich freilich zumeist hinter einer leichtfertigen Rokoko-Maske versteckt, nachrühmt; auch darin, daß er den hier angeschlagenen „galanten Ton“ jenes tändelnd und anmutig frivolen Zeitalters für vorzüglich getroffen erklärt. Aber hie und da wirkt er, wenigstens für mich, nicht durchaus echt, sondern deutsch-französelnd mit einem Stich ins Breite und Gröbere. — Wegen seines oft leichtfertig wirkenden Gepräges können wir das Buch nicht empfehlen.

Heinrich von Schoeler, Kaiser Tiberius auf Capri. Historischer Roman. Leipzig 1908, Schuzle & Ko. 8°. 274 S. Brosch. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

Eine auf gründliche Quellenforschung gestützte dichterische Reinwaschung des Alten von Capri, und zwar — lobenswerterweise — eine solche „reinlicher“ Art. Der Lokalton, die kulturgeschichtliche Farbenskala ist vorzüglich getroffen. Aber das Einzelne verschlingt ein wenig zu sehr das Ganze; die Detailliersucht, das ge-

lehrte Beiwerk beschwert den Fluß der an sich etwas mageren Handlung. Die Personen aber sind gut verlebendigt, zumal der Kaiser. Wer ein treues, anregendes Bild jener Zeit und Zeitläufte gewinnen will, lese das Buch.

Anton Schott, Die Asgarden. Ein Prager Studentenroman. Kevelaer, Jos. Thum. 8⁰. 271 S. Brosch. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.60.

Dieser II. Band der fesch ausgestatteten „Bücherhalle" interessiert durch seine flotte Darstellung neuester Zustände und vor allem Mißstände im Zusammenleben von Deutschen und Slaven auf dem Boden jener Stadt, die lange als ein Hochsitz ältester deutscher Kultur galt und gelten konnte. Der Kampf zwischen Deutschtum und Tschechentum ist ein Hauptmotiv; ein zweites ist das des Duellunfugs. Wir haben allen Grund, den durch solch begabten Autor vollzogenen Anschnitt der leidigen Berechtigungsfrage betreffs schlagender Verbindungen freundlich zu begrüßen. Unser Dank würde noch lebhafter sein, wenn Schott das Thema eben noch tiefer gefaßt hätte: an der Wurzel, an der ausgesprochen christlichen, katholischen Grundanschauung. Er hätte das tun können, ohne irgendwie in Tendenzmeierei zu verfallen, um so leichter, als er sichtlich nirgend seine katholische Überzeugung zu verleugnen gewillt ist. Ich rechne „Die Asgarden" nicht zum Besten, wohl aber mit zum Anregendsten dieses Dichters. Schilderung, Personenzeichnung und Handlung sind, wenn nicht vollendet, so doch liebevoll frisch und lebendig herausgearbeitet, die beiden letzteren freilich nicht abgeschlossen, dem gesteckten Vorwurf gemäß: ein Studentenleben bietet an sich keinen wirklichen Abschluß. Das Buch verdient weitere Verbreitung, nicht nur unter den Musensöhnen und den Familien, aus denen jene hervorgehen.

Anna Croissant-Rust, Winkelquartett. Eine komische Kleinstadtgeschichte. München 1908, Georg Müller. 8⁰. 286 S. Mk. 4.—.

Otto Julius Bierbaum hat geurteilt: „Dieses Buch soll all denen empfohlen sein, die Hartlebens Mahnung beherzigen wollen: ‚Lerne zu lachen, ohne zu grinsen'. Es enthält alles, was die komische Muse nur selten auf einmal hergibt: Humor, Witz, Drolligkeit." Ja, aber auch noch anderes: Karikatur und Zynismus. Wer die beiden in den Kauf zu nehmen sich nicht geniert, mag oft genug an der lebensprühenden Darstellung sein helles Ergötzen haben. Talent, und zwar ein wenngleich einseitig betontes, so doch urwüchsiges Talent, steckt ja in der Zusammenstellung dieses eine karnevalistische Lebensmusik aufführenden Winkelquartetts, das dem nicht allzu anspruchsvollen und — nicht allzu ernst zu nehmenden Psychologen lustige Problemlösungen aufgibt.

Paul Alexander, Das Recht auf Liebe. Schauspiel in vier Akten. Stuttgart 1908, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 8⁰. 152 S. Mk. 2.50.

Nietzschesche Übermoral von einem dichterisch veranlagten Seelenkenner lyrischdramatisch umgesetzt! Das Stück scheint für den flüchtiger Zusehenden den Schluß zu ziehen, daß *wider* die Sitte kein festes Glück zu erringen ist. Aber der Autor umkleidet die Heldin, die wider die Sitte handelt, mit dem Martyrium der Wahrheit, und damit hebt sich jedes Dauerresultat auf. Viel Fleiß und Liebe, ja Begeisterung ist an einen undankbaren Stoff, an ein zerbröckelndes Prinzip verschwendet. Aber ein tiefer Blick in die Untiefen der modernen Psyche wird uns gewährt.

Cäsar Fleischlen, Zwischenklänge. Altes und Neues. Stimmungen, Briefblätter, Von Festtagen und Werktagen, Dies

und Das, Singlieder. Berlin 1909. Egon Fleischel & Ko. 12⁰. 176 S. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Das ist ein Büchlein zum Liebhaben: gehaltreich und anmutig, rein und frohsinnig, reich an prachtvollen Naturstimmungen und unwiderstehlichen Antrieben zu Selbsteinkehr. Neben dem Humor spricht auch die Satire ein Wort, aber kein allzu lautes. Die Trinklieder, harmloser Art, werden ihre Freunde finden.

E. M. Hamann.

Th. H. Pantenius, Aus meinen Jugendjahren. Drittes und viertes Tausend. Leipzig 1908. R. Voigtländers Verlag. 8⁰. 296 S. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Wenn ich vor einem Romancier der älteren Schule Respekt habe, so ist es Pantenius: ein aufrechter, positiver Protestant mit nicht allzuvielen Vorurteilen gegen den Katholizismus, mit einem großen, warmen Herzen und einem hellen, auch lichtspendenden Verstande. In dem vorliegenden, reichlich breit und zeitweilig plauderhaft ausgesponnenen Werke folgen wir ihm mit Vergnügen nach Kurland und Berlin in seine Knaben- und Jünglingszeit, lassen uns zuvor gern von seinen Ahnen und deren Geschicken berichten. Der bunte kulturhistorische Einschlag leiht der Darstellung einen Hauptreiz. Hoffentlich erfolgt bald eine Fortführung dieser gewissenhaften autobiographischen Arbeit.

Friedrich Koch-Breuberg, Eliud. Roman aus der Zeit Christi. Regensburg 1909. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 8⁰. 223 S. Brosch. Mk. 2.40.

Man kann ein literarisch anregendes und ethisch wertvolles Erzählwerk schaffen, ohne daß dieses in die Reihe der höheren Kunstgattung einzustellen wäre. Just dies gilt von dem obengenannten Roman, der alles andere als ausschließlich, aber doch in erster Linie, eine ausgezeichnete Lektüre für die vorgeschrittenere Jugend, besonders die männliche, bietet. Die lebendig und nachhaltig wirkungsvoll durchgeführte Handlung und Charakteristik geht in ihrem Endziel durchaus aufs Wahre im besten, ewigen Sinne.

—rms.

P. Isidor Hopfner S. J., Frohe Gesellen. Graz 1909. Verlagsbuchhandlung Styria. 8⁰. 164 S. Geh. Mk. 1.40, geb. Mk. 2.—.

Wie frischer Frühlingswind aus sonnenüberstrahltem Gebirgsland weht es uns hier entgegen. Viel echt Persönliches steckt in dem Büchlein und ein gutes Stück dichterischer Unmittelbarkeit, künstlerischen Könnens. Kindliche, jauchzende Unbekümmertheit, bewußt-genießender reiner Frohsinn, schelmischer Humor und hie und da ein ernstes, gedankenschweres Erwägen und Abwägen: das alles spricht zu uns in diesen flott hingeworfenen Versen, die jedoch auch der gewissenhaften Feilung nicht entraten. Warme Naturfreude und Heimatliebe, lichte, echte Frömmigkeit kommt zu überzeugender Äußerung. Nicht alle der Gedichte sind vollberechtigt, aber manche, und das ist kein kleines Lob. Das Kapitel „Die Tafelrunde der Frohen" scheint mir reichlich breit geraten, ebenso unter den erzählenden Gedichten „Die opferfrohe Mutter" mit dem mehr als bekannten Thema. Besondere Erwähnung verdient u. a. das in kristallklaren Distichen dahinfließende Der Bodensee, ferner unter den rein lyrischen Sachen: Des Sängers Abendstimmung, Das Lied, Das ungeborene Lied, Die Mutter des Frohsinns, Das Brot des Lebens, Die Vorsehung, Das Lied der Lieder.

Joh. Fahrnberger, Zyklamen. Lieder und Hymnen. Im Selbstverlage. Druck von J. Kehl in Krems. 12⁰. 31 S.

Über dies Bändchen ist vor allem zu sagen, daß es viel zu früh erschien. Die gute Absicht des Verfassers sei anerkannt. Vielleicht liefert er noch Beweise eines

wirklichen Talentes. Das an seine österreichische Heimat gerichtete Anfangsgedicht und das der Himmelskönigin gewidmete Schlußgedicht lassen in etwa dieser (leisen) Hoffnung Raum.

Gisela Harden, Blätter im Winde. Leipzig 1908. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 12⁰. 172 S.

Auch diese Sammlung ist nicht existenzberechtigt, wenngleich an sich weniger leichtwiegend als die vorgenannte. Einige gute Ansätze sind vorhanden, aber noch viel mehr Unbestimmtes und Schwankendes. Die Verfasserin nennt sich „verwegen jung". Das Adverb gibt sich, nach Durchblätterung des Ganzen, als von unfreiwilliger Komik. „Verwegen" wirkt höchstens der Mangel an Interpunktion, die Nachtrag-Anhängerei an die zwei Hauptkapitel und die Benennung des letzten unter diesen. Von Sturm ist nämlich in den „Frühlingsstürmen" absolut nichts zu merken.

Adalbert Glan, Praeterita. Verse. Leipzig 1908. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 12⁰. 136 S.

Dieser Autor will sehr ernst genommen werden. Warum er zu seinem Buche und dessen Einteilung: Juvenilia, Aestiva und Auctumnalia, keine deutschen Bezeichnungen fand, weiß ich nicht. Der dadurch entstandene Zug des Anspruchsvollen prägt sich tatsächlich dem Gesamtinhalt auf. Nichts eigentlich Unmittelbares, alles Vorerwägung, Absichtlichkeit. Aber Talent steckt drin. Der Hochflug erprobt sich jedoch mehrfach als Ikarusflug. Bemerkt sei des Verfassers Bekenntnis, daß „längst der Himmel" ihm „ist ausgeräumt". —rms.

Raabes „Hollunderblüte". Eine Studie von **Marie Speyer**. (Deutsche Quellen und Studien. Herausgegeben von Wilhelm Kosch. 1. Heft.) Regensburg 1908, J. Habbel. 8⁰ (126). Br. Mk. 2.40.

Die lang vernachlässigte Pflege der literarhistorischen Forschung auf katholischer Seite scheint nun einer intensiven Betätigung auf diesem wichtigen wissenschaftlichen Gebiet zu weichen, und fast gleichzeitig tun sich drei Sammelpunkte für germanistische Abhandlungen auf: Julius Schwering gibt bei Heinrich Schöningh „Münsterische Beiträge zur neueren deutschen Literaturgeschichte" heraus, Wilhelm Kosch folgt ihm mit „Deutschen Quellen und Studien", die Habbel in Regensburg verlegt und die schon im Titel an ein hohes Vorbild, Scherers „Quellen und Forschungen", erinnern, und seit etlichen Wochen liegen die ersten Hefte der von Franz Jostes bei Aschendorff in Münster herausgegebenen „Forschungen und Funde" vor. Dieses rege Leben an den Universitäten Münster und Freiburg in der Schweiz ist freudig zu begrüßen, steht doch zu erhoffen, daß der Anteil der deutschen Katholiken an der Nationalliteratur, der namentlich seit den Tagen der Romantik aus der Geschichte des deutschen Geisteslebens nicht mehr wegzudenken ist und doch von zünftiger Seite fast geflissentlich ignoriert wird, in diesen Studien mit der Zeit quellenmäßig untersucht und gebührend gewürdigt wird.

Daß tüchtige Kräfte am Werke sind, die hier literarhistorischen Untersuchungen obliegen, beweist Marie Speyers Studie über Wilhelm Raabes entzückende Novelle „Die Hollunderblüte", mit welcher die Sammlung von Kosch verheißungsvoll eröffnet wird. Der Schauplatz der Novelle, die Kosch eine „satte Spätfrucht am vollen Baum der Romantik" nennt, ist der uralte Prager Judenfriedhof, den Raabe mit allem Zauber der Poesie umhüllt hat. Die Wurzeln dieser vielleicht schönsten aller Raabeschen Dichtungen leiten zurück zur Romantik. Romantische Säfte kreisen in Stamm und Ast, nur der Gipfel ragt in kalte, klare Wirklichkeitsluft hinein. Speyer hatte die Aufgabe, in einer scharf zusehenden Analyse des Kunstwerkes die romantischen Voraussetzungen und die realistischen Wirklichkeitszüge zu sondern und klarzulegen und seine Stellung in der romantischen Literatur wie im Gesamtschaffen Raabes zu

bestimmen. Beides tat sie mit souveräner Beherrschung des ganzen Stoffes und mit so feinfühligem Verständnis, daß man Kosch zu diesem glücklichen Präludium seiner Sammlung gratulieren muß. Es ist erfreulich zuzusehen, mit welcher Sicherheit Speyer die mannigfaltigen Fäden aufdeckt, die von der Romantik zu Raabes Novelle und verwandten Dichtungen sich spinnen. Durch Heranziehen der übrigen Werke Raabes gewinnt sie fruchtbare Gesichtspunkte zur Betrachtung und Erläuterung der „Hollunderblüte“ und gelangt zu interessanten Aufschlüssen über manche Bedingungen des dichterischen Schaffens bei Raabe und zu einer geschickten Formulierung seiner Weltanschauung. Die wissenschaftliche Tüchtigkeit und die geschmackvolle Darstellung werden diesem Beitrag zur Raabe-Literatur nicht bloß beim wissenschaftlich interessierten, sondern auch beim rein genießenden Teil der zahlreichen Raabe-Gemeinde viele Freunde gewinnen. Franz Ranegger.

M. E. delle Grazie, Heilige und Menschen. Roman. Leipzig 1909. Breitkopf & Härtel. 8⁰. 416 S. Mk. 4.—.

Vor ungefähr 15 Jahren war's, als ich zum erstenmal ein Buch dieser Autorin las. „Ein modernes Epos“ nannte es sich im Untertitel, und im Haupttitel „Robespierre“. Ein grandioses Talent sprang einem daraus entgegen, aber man sah auch bereits dessen äußerste Möglichkeiten aufs Brutale und Dekadente hin. Damals zählte die Verfasserin 30 Jahre. Zehn Jahre soll sie — man denke: ein junges Mädchen! — zur Herstellung dieses Hauptwerkes verwertet haben. Es ist ein von ihr nie mehr erreichtes Hauptwerk geblieben, trotz der langen Schöpfungsreihe, die sich daran knüpft. Und nun ich heute dieses letzte opus durchgelesen aus der Hand legte, sagte ich mir: „So muß es kommen, wenn Berufene Ziel, Weg und Mittel starrsinnig verkennen.“ — Ich halte „Heilige und Menschen“ für ein Jammergebilde, zumal eine M. E. delle Grazie dahinter steht. Das ursprünglich so starke Talent reckt sich auch hier noch bisweilen auf, aber meist nur in jäher oder theatralisch-ohnmächtiger Gebärde; die Schwere der gewöhnlichsten Materie zwingt es in den Staub. Schlimm ist's nur, daß die sackgrobe, bisweilen in den grellsten Farben ausgemalte Tendenz seitens der ungezählten Feinde unserer Kirche wieder aufs nachdrücklichste ausgeschlachtet wird. „Natürlich“ richtet sie sich gegen Priestertum und „Nonnenwesen“. Mit Aplomb opfert M. E. delle Grazie an den Altären antiker Götter. Aber Haeckel ist ihr aktueller Prophet! „Es geschieht ihnen beiden recht“, fühlt man sich versucht, mit Rahel zu sagen. — Woher denn dieser fanatische Haß, diese widerliche Angriffsmethode und Verfolgungssucht der Autorin? Besser, man forscht nicht nach. Der „persönlichen Noten“ gibt es so viele in der Welt — und die persönlichste zählt in just solchen Fällen oft zu der schlimmsten Art. —n.

Prof. Dr. Bauer, Eduard Mörike 1804—1875. Eine Betrachtung. Hildesheim 1909. Hermann Helmke. 8⁰. 15 S. 20 Pfg.

Derartige Veröffentlichungen sollten wir warm begrüßen. Sie sind bestimmt und geeignet, die Kenntnis von und die Liebe zu unseren großen Dichtern in weite Kreise, mitten ins Volk zu tragen und diesem eine lautere, unschätzbare Genuß- und Bildungsquelle zu eröffnen. Nur wäre etwas mehr „Kritik“ erwünscht: ein wirkliches Gegenüberstellen von Vorzügen und Mängeln sowohl betreffs des Charakter- wie des Dichterbildes.

Olga Wohlbrück, Du sollst ein Mann sein! Roman. Leipzig, Grethlein & Ko. 8⁰. 595 S. Br. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

Die routinierte, aber wohl gar zu fruchtbare Autorin bekundet in diesem spannenden, reichlich breit angelegten Roman gute sittliche Grundsätze, die jedoch bei Behandlung des Häßlichen, Unreinen nicht immer klar genug zur Ausprägung kommen. Der Hauptvorwurf ist die Herausbildung eines jugendlichen männlichen Charakters zu zielbewußter Reife durch eine bunt bewegte Schicksalsführung; später tritt die Lebensschulung seiner Gattin hinzu.

Neu erschienene oder zur Besprechung eingesendete Bücher

aus dem Gebiet der schönen Literatur und Literaturgeschichte.

(Die von katholischen Autoren oder Verlegern stammenden Bücher sind in der ersten Abteilung (I) zusammengestellt. — Wenn nicht anders bemerkt, sind die Preise in Mark angegeben. — Die Aufnahme eines Buches in dieses Verzeichnis bedeutet noch keine Empfehlung.)

I.

Brackel, Ferdinande Freiin v., Die Enterbten. Nachgelassener Roman. 4. Tausf. (411 S.) Köln, J. P. Bachem, 1909. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—.

— Letzte Ernte. 5 Novellen. (339 S.) Köln, J. P. Bachem, 1909. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—.

Bücher, die, der Rose. Ebenhausen bei München, W. Langewiesche-Brandt. Jeder Band kart. Mk. 1.80, geb. in Leinwand Mk. 3.—. 9. Band: Droste, Anette Freiin v. Droste-Hülshoff, Briefe, Gedichte, Erzählungen. (1.—25. Tausend.) (415 S.) 1909.

Domanig, Karl, Der Tiroler Freiheitskampf. Dramatische Trilogie mit einem Vor- und einem Nachspiele. Des Gesamtwerkes zweite, durchaus verbesserte Auflage. 3 Tle. Kempten, J. Kösel, 1909. Mk. 4.80, in 1 Bd. geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Hillern, Wilhelmine v., Am Kreuz. Ein Passionsroman aus Oberammergau. Ausg. in 1 Bd. 2. Aufl. (497 S.) Stuttgart, Union, 1909. Mk. 5.—, geb. in Leinw. M. 6.—.

Jensen, Wilhelm, Sonne und Schatten. Roman. 2. Aufl. (353 S.) Berlin, Gebr. Paetel, 1909. Mk. 6.—, geb. in Leinw. Mk. 7.—.

Jörgensen, Johannes, Beuron. Übers. v. Jos. Mayrhofer. (134 S.) Hamm, Breer & Thiemann, 1909. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.—.

— Die lieblichste Rose. Aus dem Dän. von Rich. v. Kralik. (158 S.) Ravensburg, F. Alber, 1909. Geb. in Leinw. Mk. 3.50.

Magagna, Paul, Für Gott, Kaiser und Vaterland! Patriotisches Festspiel zum 100jährigen Jubiläum des Tiroler Freiheitskampfes. (12 S.) Meran, C. Jandl, 1909. Mk. —.30.

Rieger, Seb. (Pseud. Reimmichl), Bergschwalben. Geschichten. 2. Aufl. (III, 243 S.) Innsbruck, H. Schwick, 1909. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50.

Sienkiewicz, Henrik, Der alte Diener und sein Enkelkind. Deutsch v. Theophil Kroczek. (146 S.) Berlin, O. Janke, 1909. Mk. 1.—.

Weingartner, Jos., Das jüngste Tirol. Ein Musenalmanach. Hrsg. v. W., Buchschmuck v. Jos. Garber. (144 S.) Ravensburg, F. Alber, 1909. Geb. Mk. 2.60.

Wiemann, Bernard, Am Wege des Lebens. Novelle. (67 S.) Kempten, J. Kösel, 1909. Kart. Mk. 2.—.

II.

Arndts, Ernst Mor., sämtliche Werke. Bearbeitet v. E. Schirmer. Magdeburg, Magdeburger Verlagsanstalt. Subskr.-Pr. je Mk. 3.—, geb. je Mk. 4.—.

Biberfeld, Karl, „Der Osten“. Ein schles. Jubiläumsalmanach. Hrsg. anläßlich des 50jährigen Jubiläums der „Breslauer Dichterschule“. (80 S. mit 7 Bildnistaf.) Jauer, 1909 (Breslau, Koebner). Mk. 1.50.

Boccaccio, Giovanni di, Das Leben Dantes. Deutsche Übertragung v. Otto Frhrn. v. Taube. (73 S.) Leipzig, Inselverlag, 1909. Geb. Mk. 8.—.

Busch, Wilhelm, Schein und Sein. Nachgelassene Gedichte. (VII, 95 S., mit Bildnis und 1 Fksm.) München, L. Joachim, 1909. Geb. in Leinw. Mk. 3.—, in Halbldr. Mk. 4.—, Büttenausg. geb. in Leder Mk. 8.—.

Ebner-Eschenbach, Marie v., Ein Buch, das gerne ein Volksbuch werden möchte. Aus den Schriften v. E.-E. (258 S.) Berlin, Gebr. Paetel, 1909. Geb. Mk. 2.—.

Ernst, Otto, 70 Gedichte. Neue und alte Verse. 16.—20. Tausend. (VII, 135 S.) Leipzig, L. Staackmann, 1909. Mk. 1.—.

Gregori, Ferd., Michelangelo. Neun Szenen aus Gobineaus „Renaissance". Nach Ludw. Schemanns Verdeutschung als Festspiel für eine vereinfachte Bühne eingerichtet. (VII, 63 S.) Straßburg, K. J. Trübner, 1909. Mk. 1.20.

Hauptmann, Gerhart. Kritische Studien. (43 S. mit 1 Abbildg. u. 4 Tfln.) Hirschberg, Schles. Druckerei und Verlagsanstalt, 1909. Mk. —.50.

Herders sämtliche Werke. Hrsg. v. Bernh. Suphan. 14 Bde. (III, 710 S.) Berlin, Weidmann, 1909. Mk. 9.—, auf Schreibpap. Mk. 13.—.

Hofmiller, Jos., Versuche. (261 S.) München, Süddeutsche Monatshefte, 1909. Mk. 2.—.

Kleist, Heinrich v., Sämtliche Werke u. Briefe in 6 Bdn. Hrsg. v. Wilh. Herzog. 2. Bd. Amphitryon. Der zerbrochene Krug. Penthesilea. (503 S.) Leipzig, Inselverlag, 1909. Mk. 4.50.

Ompteda, Geo Frhr. v., Droesigl. Roman (Buchschmuck v. Kurt Tuch). 2. Aufl. (373 S.) Berlin, E. Fleischel & Ko., 1909. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.

Raabe, Wilh., Drei Federn. 3. Aufl. Neue Ausg. (VII, 226 S.) Berlin, O. Janke, 1909. Mk. 3.—.

— Gutmanns Reisen. 2. Aufl. (270 S.) Berlin, O. Janke, 1909. Mk. 3.—.

— Hastenbeck. Eine Erzählung. 3. Aufl. (231 S.) Berlin, O. Janke, 1909. Mk. 3.—.

Schanz, Frieda, Kinderballaden. Titelzeichnung von Horst-Schulze. (83 S.) Leipzig, F. Eckardt, 1909. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Schlaf, Johs., Am toten Punkt. Roman. 2. Aufl. (425 S.) München, G. Müller, 1909. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—.

Seiler, Prof. Dr. Johs., Die Anschauungen Goethes von der deutschen Sprache. Vom Deutschen Sprachverein gekrönte Preisschrift. (VII, 239 S.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1909. Mk. 3.—, geb. in Leinw. Mk. 4.—.

Stratz, Rud., Die armen Reichen. Roman. Illustriert von Oskar Bluhm. (270 S.) Stuttgart, Union, 1909. Mk. 3.—, geb. in Leinw. Mk. 4.—.

Voß, Rich., La perduta gente. Selbsterlebtes. Mit einem Bilde des Dichters und einer eigenen biographischen Einführung. (VII, 206 S.) Jena, H. Costenoble, 1909. Mk. 2.—, geb. in Leinw. Mk. 3.—.



Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

Gralknappen in M. Nur Geduld! Es wird schon Klarheit geschaffen werden. Einstweilen lassen wir die Gegner ruhig kritteln und schimpfen, sie machen damit die beste Reklame für den „Gral". Widerspruch ist das Zeichen aller echten und großen Werke und gerade der Widerspruch fördert ihr Wachstum. Vom Wachstum des „Gral" werden Sie bald eine Kunde erhalten, die Ihre Hoffnungen weit übertrifft! Darum wacker voran, bis das Hundert voll ist!

Herausgeber: Der Gralbund. — Verantwortlicher Chefredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. Mitredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Bamberg. — Dr. Wilhelm Oehl, Wien 19/2, Nußdorf. — Verlag: Friedrich Alber, Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

3. Jahrg. | 15. Juli 1909. | 10. Heft.

„Unmoderne" Ästhetik.

Eine prinzipielle Untersuchung von A. J. Peters.

(Schluß.)

Mit dem Grundsatze von der absoluten Beziehungslosigkeit und Tendenzlosigkeit der Kunst hängt der andere Grundsatz innigst zusammen, der die unbedingte Freiheit und völlige Unabhängigkeit der Kunst von den Gesetzen der Sittlichkeit verkündet. Auch dieser soll einer kurzen Prüfung unterzogen werden.

Es ist einleuchtend, daß die Kunst die ihr eigentümlichen Gesetze und Regeln nicht der Moral entnimmt. Moral und Kunst sind zwei verschiedene selbständige Gebiete. Nicht die Gesetze der Moral bilden den Maßstab, an dem der künstlerische Wert eines Kunstwerkes gemessen und gewürdigt wird, sondern die Gesetze der Kunst. Die Kunst betrachtet und behandelt ihren Gegenstand nicht vom moralischen, sondern vom künstlerischen Standpunkte, das heißt unter der Rücksicht der Schönheit und der Freude an der Schönheit, gleichviel ob dieser Gegenstand eine Erscheinung der Natur oder eine Handlung oder ein Problem des Menschenlebens ist. Sowenig die Kunst als solche ihren Gegenstand nach dem Gesichtspunkte der mechanischen und chemischen und physiologischen Vorgänge und Gesetze betrachtet, ebensowenig betrachtet die Kunst als solche ihren Gegenstand nach dem Gesichtspunkte der moralischen und religiösen Lehren und Vorschriften.

Aber deswegen ist die Kunst nicht schlechthin selbstherrlich, so daß sie über sämtliche Gesetze aller anderen Disziplinen erhaben wäre und sich darüber eigenmächtig und willkürlich hinwegsetzen könnte. Eben weil die Kunst ihren Gegenstand den verschiedensten Gebieten entnimmt, kann sie sich auch nicht von den Gesetzen entbinden, die auf jenen Gebieten Geltung haben. Das liegt in der Natur des Gegenstandes. Die Kunst mag und soll ihn unter

ihren eigenen Gesichtspunkt rücken; aber sie kann ihn nicht nach eigener Willkür von den Gesetzen loslösen, die für seine Natur bestimmend und maßgebend sind. Auch der genialste Baukünstler ist und bleibt in seinem künstlerischen Schaffen an die Beachtung des Gesetzes der Schwere gebunden. Bei den künstlerischen Darstellungen von Naturerscheinungen haben die Naturgesetze auch ein Wörtchen mitzureden. Und der Dichter muß bei seiner Darstellung von menschlichen Handlungen und Problemen die Gesetze der Logik und Psychologie befolgen. Aber weder die Naturgesetze noch die logischen und psychologischen Gesetze sind auf dem Boden der Kunst gewachsen. Wenn sich nun die künstlerische Selbständigkeit und Freiheit mit der Beachtung dieser Gesetze verträgt und vertragen muß, so ist schon im vorhinein nicht recht ersichtlich, warum gerade die Beachtung der Sittengesetze mit der Selbständigkeit und Freiheit der Kunst unverträglich sein soll.

Aber will und soll denn der Dichter nicht die reale Wirklichkeit des Menschenlebens schildern? Und geht diese reale Wirklichkeit nicht vielfach ihren Weg unbekümmert um die Sittengesetze, nicht selten im offenen Widerstreite gegen sie? Für die Handlungen und Probleme des Menschenlebens sind doch erfahrungsgemäß die Sittengesetze nicht so bestimmend und maßgebend, wie es die Naturgesetze für die Vorgänge in der Natur sind. Die Sittengesetze können also auch nicht für die künstlerische Darstellung von menschlichen Handlungen und Problemen bestimmend und maßgebend sein.

Auf den ersten Blick scheint dieser Gedankengang zutreffend. Vor einer genaueren Prüfung jedoch hält er nicht stand.

Allerdings sind die menschlichen Handlungen nicht in der Weise an die Sittengesetze gebunden, wie die Vorgänge in der Natur an die Naturgesetze gebunden sind. Die Vorgänge in der vernunftlosen Natur stehen unter der unwiderstehlichen Leitung der Naturgesetze und vollziehen sich diesen gemäß mit Notwendigkeit. Weil mithin Wesen und Wirken der vernunftlosen Geschöpfe eine ihnen vom Schöpfer eingeprägte feste Regelung und unübersteigliche Umgrenzung erhalten haben, wird durch dieses Wirken, so wie es tatsächlich *ist*, ohne weiteres auch die vom Schöpfer gewollte Ordnung in der Welt der vernunftlosen Geschöpfe verwirklicht. Daher wird die Naturordnung im engeren Sinne schlechthin die Ordnung des *Seins* genannt. Der vernunftbegabte Mensch hingegen ist Herr über seine Handlungen, er ist frei. Aber er ist nicht ungebunden. Der Schöpfer hat ihn an das Gesetz der sittlichen Ordnung gebunden, das sich dem Menschen

durch das Bewußtsein von persönlicher Pflicht und Verantwortlichkeit kundgibt. Dieses Gesetz gebietet dem Menschen, daß er und sein Handeln so und nicht anders sein soll. Deshalb wird die sittliche Ordnung die Ordnung des Seinsollenden genannt. Nicht in dem Sinne, als hänge die Verwirklichung der sittlichen Ordnung von der Entschließung des Menschen ab. Der Mensch kann den Endzweck der sittlichen Ordnung nicht vereiteln, weil dieser von dem absolut heiligen göttlichen Vernunftwillen als ein unbedingt notwendiger gewollt ist und deswegen auch unbedingt verwirklicht wird, zur Seligkeit oder zur Unseligkeit des einzelnen Menschen, je nach dessen frei getroffener Wahl. Der Mensch kann sich durch den Mißbrauch seiner Freiheit gegen das Gesetz der sittlichen Ordnung auflehnen, aber er kann sich nicht vom Gesetze der sittlichen Ordnung losbinden.

Und der vernunftbegabte Mensch ist unvergleichlich wesentlicher und unlöslicher an das Gesetz der sittlichen Ordnung gebunden, als die Naturdinge an die Naturgesetze gebunden sind. Gott konnte, ohne zu seinem Wesen in Widerspruch zu treten, die Dinge und Kräfte der Natur auch in anderen gesetzlichen Verhältnissen zueinander und zum Ganzen regeln. Denn das „So-und-nicht-anders-Sein“ der gegenwärtigen Naturordnung und der von ihr bedingten Naturgesetze liegt weder in der göttlichen Weisheit notwendig begründet, weil die absolute Weisheit die Ideen zu unzähligen anderen verschieden gearteten Naturordnungen in sich birgt, noch in der göttlichen Macht, weil die absolute Macht unbegrenzt ist, sondern hat seinen Grund im freien göttlichen Willen, dem es kraft freier Entschließung beliebt hat, gerade die gegenwärtige Naturordnung ins Dasein zu rufen. Dagegen kann Gott kein vernunftbegabtes Wesen erschaffen, dessen Verhalten nicht an die gleichen Normen der sittlichen Ordnung gebunden wäre. Ebensowenig als Gott ein vernunftbegabtes Wesen erschaffen kann, dessen Erkennen nicht nach den gleichen Normen des logischen Denkens geregelt wäre. Denn das „So-und-nicht-anders-Seinsollen“ der sittlichen Ordnung hat seinen letzten Grund in dem wesenhaft und notwendig heiligen Vernunftwillen Gottes, wie die Unveränderlichkeit der Denkgesetze in der wesenhaft und notwendig wahren göttlichen Intelligenz begründet ist. Darum steht der vernunftbegabte Mensch mit allen Fasern seiner Natur in der sittlichen Ordnung unverrückbar eingewurzelt. Er kann sich und sein Handeln in Widerspruch zum Gesetze der sittlichen Ordnung stellen, aber er kann sich und sein Handeln unter gar keinen Umständen der

ihm grundwesentlichen Beziehung zum Gesetze der sittlichen Ordnung entledigen.

Aus dieser kurzen Darlegung ergibt sich eine wichtige Schlußfolgerung. Kann der Mensch sich und sein Handeln nicht von der Beziehung zur sittlichen Ordnung loslösen, so kann auch die Darstellung des Menschen und des menschlichen Handelns eben diese Beziehung nicht außer acht lassen. Der heutzutage nur zu oft unternommene Versuch, das menschliche Handeln und die Probleme des menschlichen Lebens von ihrer Beziehung zur sittlichen Ordnung isoliert zu betrachten und darzustellen, führt daher naturnotwendig zu einer wesentlich lückenhaften und verstümmelten Betrachtungs- und Darstellungsweise. Der Mensch und sein Handeln gehört nun einmal seinem wirklichen Wesen nach nicht in die bloße Ordnung des Seins schlechthin, sondern unverrückbar in die Ordnung des Seinsollenden. Er wird darum auch nicht seinem wirklichen Wesen gemäß betrachtet, wenn er schlechtweg und ohne weiteres nur auf das hin angeschaut wird, was er ist und tut oder vielmehr zu sein und zu tun beliebt. Der Mensch wird erst dann seinem wirklichen Wesen gemäß betrachtet, wenn er auf das hin angeschaut wird, was er sein und tun soll, das heißt, wenn er im Lichte der sittlichen Ordung angeschaut wird. Muß jede künstlerische Darstellung der Natur ihres Gegenstandes Rechnung tragen, so muß es die künstlerische Darstellung von menschlichen Handlungen und Problemen des Menschenlebens ebenfalls tun. Kann diese die logischen Gesetze nicht beiseite stellen, weil sie der Natur ihres Gegenstandes wesentlich sind, so kann sie auch das Gesetz der sittlichen Ordnung nicht unbeachtet lassen, weil die Natur ihres Gegenstandes auch zu diesem in wesentlicher und unlösbarer Beziehung steht.

Zu der gleichen Schlußfolgerung gelangt man, wenn man die Sache von einem anderen Standorte prüft. Der Mensch hat eine geistig-sinnliche Natur, er ist ein animal rationale. Das Animalische, das Sinnliche erscheint jedoch im Menschen nicht wie im Tiere fertig abgeschlossen und fest geregelt. Während das Tier von seinem natürlichen Instinkte innerhalb bestimmter Schranken zweckmäßig geleitet ist und daher Gesetz und Ordnung seiner animalischen Natur nie durchbricht, kann der Mensch die ausschweifendsten Reizmittel und Genüsse für seine animalischen Triebe ersinnen und deren Begehrlichkeit ins Maßlose steigern und auf diese Weise sogar zu unnatürlichen und widernatürlichen Ausschreitungen kommen. Andrerseits zeigt sich das sinnliche Vorstellungs- und Begehrungs-

vermögen im Menschen empfänglich für die höheren Ideale und Interessen des Menschenlebens und befähigt, von ihnen berührt, bewegt und angezogen zu werden. Das Animalische, das Sinnliche erscheint somit als ein wesentlicher Bestandteil der menschlichen Natur, aber als ihr niederer Teil, der einer Ergänzung und Leitung und nicht selten einer energischen Bemeisterung durch einen höheren Teil bedürftig ist. Dieser höhere Teil ist die Vernunft. Erst durch sie kommt Ebenmaß und Ordnung in die menschliche Natur. Die Vernünftigkeit ist darum das eigentümliche und unterscheidende Merkmal der menschlichen Natur. Hieraus ergibt sich klar, daß für den Menschen das Animalische, das Sinnliche als solches nicht das einfachhin Natürliche ist. Einfachhin natürlich ist dem Menschen das Vernunftgemäße. Menschlich im wahren und vollen Sinne des Wortes handelt der Mensch, wenn er die Gesamtenergie seiner geistigen und sinnlichen Kräfte unter der Führung der Vernunft betätigt.

Das Vernunftgemäße ist nun eben das Sittliche. Das Gesetz der sittlichen Ordnung ist ja nicht ein Gesetz, das von außen her an den Menschen herantritt. Vielmehr ist die menschliche Vernunft als das geschöpfliche Abbild der göttlichen Vernunft auf das Gesetz der sittlichen Ordnung innerlich veranlagt und hingeordnet. Diese innere Veranlagung und Hinordnung offenbart sich sowohl in dem der Vernunft natürlichen Bewußtsein von sittlicher Pflicht und Verantwortlichkeit als auch in der ihr natürlichen Nötigung, das sittlich Gute zu billigen und das sittlich Schlechte zu verurteilen. So ist das Sittliche zugleich das Vernunftgemäße, das, was der vernünftigen Natur als solcher an und für sich angemessen und folglich dem Menschen einfachhin natürlich ist. Und das Unsittliche ist zugleich das Vernunftwidrige, das, was der vernünftigen Natur als solcher an und für sich unangemessen und folglich dem Menschen einfachhin naturwidrig ist. Ein Mensch, der sich gegen das Gesetz der sittlichen Ordnung auflehnt, verstößt also eben dadurch gegen das innere Gesetz seiner Natur, verkehrt ihre Ordnung und entstellt ihr Ebenmaß.

So und nicht anders ist die menschliche Natur in der Wirklichkeit geartet. Dieser wirklichen Eigenart der menschlichen Natur muß die künstlerische Darstellung von menschlichen Handlungen und Problemen gerecht werden. Das Gesetz, das der Natur des darzustellenden Gegenstandes ihr eigentümliches und unterscheidendes Merkmal eindrückt, kann füglich für die künstlerische Darstellung dieses Gegenstandes nicht völlig belanglos sein. Das Gesetz, von

dem die Ordnung und das Ebenmaß der Natur des darzustellenden Gegenstandes wesentlich bedingt ist, kann füglich von der künstlerischen Darstellung dieses Gegenstandes nicht als völlig gleichgültig angesehen werden. Hat mithin der Dichter Handlungen darzustellen, die dem Gesetze der sittlichen Ordnung widerstreiten, so muß die Darstellung den vernunft- und naturwidrigen Gegensatz solcher Handlungen zum Gesetze der sittlichen Ordnung hervortreten lassen. Ähnlich wie der Dichter die logischen und psychologischen Anomalien eines Narren darstellt, indem er sie in ihren Gegensatz zum logisch und psychologisch Normalen bringt. Deswegen braucht der Dichter nicht als Moralprediger aufzutreten, sowenig er in dem vergleichsweise angezogenen Beispiele die logischen und psychologischen Gesetze lehrhaft darzulegen hat.

Der modernen Ästhetik, die unter dem Banne der modernen Ethik steht, fehlt leider das Verständnis und der Geschmack für die wahre Eigenart der menschlichen Natur und des menschlichen Handelns. Daher die ausgesprochene Vorliebe so vieler modernen Dichter für die Darstellung des entfesselten Sinnlichen und Animalischen. Und zwar für eine Darstellung, die weit entfernt, in zügellosen Ausschreitungen eine Verunstaltung und Verzerrung der menschlichen Natur erblicken zu lassen, in ihnen vielmehr die natürliche Entfaltung der menschlichen Natur oder gar die überlegene Kraftfülle einer ungewöhnlich hervorragenden menschlichen Persönlichkeit sich ausdrücken läßt. Am Maßstabe der menschlichen Natur gemessen, wie diese in der Wirklichkeit geartet ist, nimmt sich eine solche Darstellung genau so verständig und geschmackvoll aus, wie wenn die Dichtkunst einen Narren, der sich von den logischen Gesetzen emanzipiert, als den wahren Weisen schildern, oder wie wenn die Malerei und die Bildhauerei Krüppel und Mißgeburten als die Ideale höher entwickelter menschlicher Formschönheit mit Vorliebe zur Darstellung bringen wollte.

Schon die Natur des darzustellenden Gegenstandes verbietet es also, daß die künstlerische Darstellung menschlicher Handlungen und Probleme völlig abgelöst und unabhängig von jeglicher Rücksichtnahme auf die Sittlichkeit sei. Und ebenso liegt es in der Natur des dargestellten Gegenstandes, daß bei der Beurteilung und Bewertung solcher Darstellungen auch die Anlegung des sittlichen Maßstabes nicht minder berechtigt ist als die des logischen und psychologischen Maßstabes.

Solchen objektiven Erwägungen vermeint die moderne Ästhetik die Spitze abzubrechen, indem sie das Wesen der Kunst in die

Selbstoffenbarung des Künstlers verlegt. Gemäß dieser Anschauung liegt das eigentliche Merkmal des Ästhetischen und des Künstlerischen darin, daß der dargestellte Gegenstand durch die Persönlichkeit des Künstlers charakterisiert, d. h. so dargestellt wird, wie diese in ihrer individuellen Eigenart ihn innerlich geschaut und erlebt hat. Maß und Satz soll deshalb dem künstlerischen Schaffen ausschließlich die Subjektivität des Künstlers geben. Den Künstler als solchen kümmert somit weder die Rücksicht darauf, wie die Dinge objektiv gewertet werden, noch die Rücksicht darauf, ob die subjektive Eigenart, wie er die Dinge schaut, Verständnis und Billigung findet. An nichts lehnt er sich an außer an sich selbst. Er folgt einzig und allein seinem inneren Drange und will nichts andres als sich selber in seinem Werke aussprechen und ausleben. Indem er dies tut, prägt er seinem Werke das unauslöschliche Merkmal des ästhetisch Schönen ein; je vollständiger und kraftvoller er es tut, desto größer ist der ästhetische und künstlerische Wert seines Werkes.

In dieser modern-ästhetischen Anschauung vom Wesen der Kunst ist Wahres mit Falschem vermengt. Gewiß soll ein Kunstwerk das Gepräge der individuellen künstlerischen Persönlichkeit tragen, die es geschaffen hat. Gerade unter dieser Rücksicht liegt im künstlerischen Schaffen ein unverkennbarer Zug der Gottähnlichkeit des Menschen. Wie alles, was Gott erschaffen hat, in irgendeiner Weise die urbildliche innere Vollkommenheit des göttlichen Künstlers abbildlich widerspiegelt, so ist auch die menschliche Kunstschöpfung ein Spiegelbild der menschlichen Künstlerseele. Aber hier springt sofort ein gewaltiger Unterschied in die Augen. Der göttliche Künstler ist in seiner schöpferischen Tätigkeit völlig unabhängig und durchaus selbstherrlich. Er bedarf keines vorliegenden Stoffes, sondern bringt selber durch sein Machtwort diesen aus dem Nichts hervor; er bedarf keiner ihm von außen kommenden Einwirkung und Anregung, sondern ist selber in sich der absolute Urquell aller Ideen, die er in seiner Schöpfung zum Ausdrucke bringt. Nicht so der menschliche Künstler. Sein Schaffen ist nicht schlechthin schöpferisch, sondern nur in einem gewissen beschränkten Sinne. Er bedarf der Anregung und des Stoffes. Die schöpferische Tätigkeit des menschlichen Künstlers ist naturgemäß abhängig von der geistigen und sichtbaren Welt, in die er hineingestellt ist, und naturgemäß gebunden an die Gesetze, von denen diese geistige und sichtbare Welt beherrscht wird.

Noch in anderer Hinsicht ist der Subjektivismus des Künstlers

nicht schrankenlos. Auch die Schönheit hat ihre Gesetze, die wie für das Genießen so nicht minder für das Schaffen schöner Werke maßgebend sind. Sie haben ihren Stempel allen großen Kunstschöpfungen aller Zeiten und aller Völker aufgedrückt. Ob der Grund dieser allgemeinen Schönheitsgesetze vom ungläubigen Philosophen in den chimärischen „objektiven Geist der Menschheit“ und in die „Gattungsvernunft“ oder aber vom christlichen Denker in die dem absoluten Urquell alles Schönen ebenbildlich veranlagte Natur des Menschen verlegt wird: in jedem Falle erscheint die schrankenlose Autonomie der künstlerischen Subjektivität als ein Wahn. Wohl muß ein echtes Kunstwerk aus der innersten Künstlerseele geboren werden. Aber darum ist nicht alles, was aus dem Inneren einer Künstlerseele geboren wird, auch schon ein Kunstwerk. Wohl muß sich im echten Kunstwerke die Persönlichkeit des Künstlers widerspiegeln. Aber darum ist nicht jedes Spiegelbild jeder Künstlerpersönlichkeit auch schon ein echtes Kunstwerk. Gegen derlei unlogische Umkehrungen erhebt das vernünftige Denken Einspruch. Sie beruhen auf der bewußten oder unbewußten Voraussetzung des modern-ästhetischen Subjektivismus, der die individuelle Persönlichkeit des Künstlers zur absolut höchsten Instanz im Reiche des Schönen erhebt.

Ich will hier nicht näher darauf eingehen, wie dieser autonome Subjektivismus folgerecht der weitgehendsten Geschmacksverirrung und Geschmacksverwirrung Tor und Tür öffnet. Auch nicht darauf, wie er die Gefahr in sich birgt, die Künstler zu isolieren und abseits des Lebens zu stellen, sie von- und gegeneinander abzuschließen und mit superiorer Geringschätzung der großen Vergangenheit und überhaupt alles dessen zu erfüllen, was nicht zur eigenen Richtung paßt. Ich will aber jenen Grundsatz noch kurz vom sittlichen Standpunkte prüfen. Eine solche Prüfung ist gerade ihm gegenüber um so mehr am Platze, als er seine Geburtsstätte nicht in der Ästhetik, sondern in der Ethik hat. Sehr richtig sagte Professor Jodl in seiner Antrittsvorlesung, die er bei Übernahme des Lehramtes der Ästhetik an der Technischen Hochschule hielt, daß dieser Grundsatz ein Nachklang jenes Liedes von der Selbstherrlichkeit des Individuums sei, das zuerst auf ethischem Gebiete gesungen wurde.*)

Künstler und Mensch sind, wie schon gesagt, nicht voneinander zu trennen. Jeder Mensch aber untersteht mit allen seinen

*) Über Bedeutung und Aufgabe der Ästhetik in der Gegenwart. „N. Fr. Pr.“ vom 20. 4. 1902.

überlegten und frei gewollten Gedanken, Gefühlen, Entschließungen, Worten und Handlungen dem Gesetze der sittlichen Ordnung. Also auch der Künstler. Jeder Mensch ist auch für die naturgemäßen Folgen seines Redens und Tuns verantwortlich. Also auch der Künstler. Von jedem Menschen wird Gott Rechenschaft fordern. Also auch vom Künstler. Und diese Rechenschaft wird Gott vom Künstler nicht nach der Norm modern-ästhetischer Ansichten, sondern nach der Norm der von Gott gegebenen Sittengebote fordern. Das sind Grundlehren der christlichen Dogmatik und Moral.

In jeder Menschenseele regen sich manche Vorstellungen und Empfindungen, die vor der Vernunft nichts weniger als einwandfrei sind. Das findet ein jeder ohne Ausnahme an sich selber zu beobachten Gelegenheit, der auch nur mit einigem Ernste den alten Weisheitsspruch: „Erkenne dich selbst“ auf sich zur Anwendung bringt. Das katholische Dogma von der Erbsünde gibt die Erklärung dieses den Menschen verdemütigenden, aber unleugbaren Sachverhaltes. Die Künstlerseele bildet hier keine Ausnahme. Eine wie hervorragende Empfänglichkeit und Befähigung auch immer dem sinnlichen Vorstellungs- und Begehrungsvermögen einer Künstlerseele eigen sein mag, um das Schöne zu erfassen und zu gestalten, so verleugnet dieses sinnliche Vermögen auch in ihr nicht seine niedere animalische Natur. Den Folgen der Erbsünde ist auch der Künstler unterworfen. Auch der Künstler ist daher nicht berechtigt, ohne weiteres und unterschiedslos alles, was sich in ihm dranghaft regt, für eine Erhebung seines Schönheitsgefühles und seiner künstlerischen Begeisterung zu halten. Auch er ist nicht berechtigt, ohne weiteres und unterschiedslos alles, was sich in ihm dranghaft regt, auszusprechen. Wie jeder andere Mensch hat auch der Künstler die sittliche Pflicht, sein Inneres zu regeln und zu ordnen. Und gerade er hat diese Pflicht in doppeltem Maße, weil er in seiner Kunstschöpfung seine innere Persönlichkeit nach außen offenbaren will. Die modern-ästhetische Forderung des schrankenlosen Sich-Auslebens der Künstlerseele ist also ein unsittlicher Grundsatz.

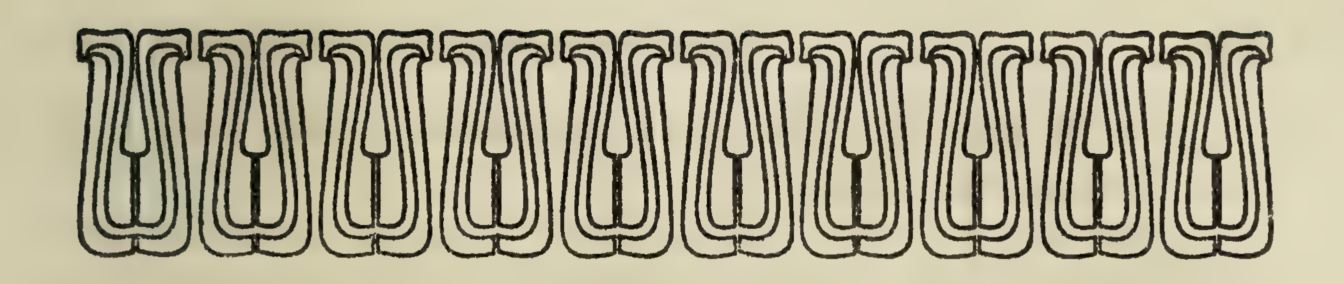
Der Künstler ist aber ganz besonders verpflichtet, sein Inneres nach der Sittennorm zu regeln, weil er für die Wirkungen seines Werkes verantwortlich ist. „Wehe jenem Menschen, durch welchen das Ärgernis kommt.“ Dieses furchtbar ernste Wort unseres Erlösers hat für den gläubigen Christen bedingungslose Geltung. Keine Kunsttheorie vermag daran das geringste zu ändern oder zu mildern. Daß die modern-ästhetische Theorie von der unbe-

dingten Freiheit und Unabhängigkeit der Kunst tatsächlich die verderblichsten Wirkungen und Ärgernisse im Gefolge hat, liegt vor aller Augen zutage. Und solchen Wirkungen und Ärgernissen steht diese Theorie grundsätzlich kühl bis ans Herz hinan gegenüber. Als die „Neue Freie Presse“ sich gedrängt fühlte, zur Verteidigung dieser Theorie gegen die „Kaiserliche Trompete“ von Berlin zu leitartikeln, schrieb sie den bezeichnenden Satz: „Die Kunst muß ihren Weg ganz aus sich selber gehen, gleichviel wohin er sie führe, auf die Menschheitshöhen und in den Glanz oder in den ‚Rinnstein‘ und ins Verderben.“ *)

Wann und unter welchen Umständen dem Werke eines Künstlers unsittliche und ärgernisgebende Wirkungen zur Last fallen, das näher zu bestimmen liegt außerhalb der Aufgabe dieser Untersuchung. Hier handelt es sich nur um die Feststellung, daß der Leitsatz der modernen Ästhetik, der den Künstler durchaus und überhaupt aller und jeder Verantwortlichkeit für die unsittlichen Wirkungen seines Werkes enthebt, den Grundprinzipien der Ethik und insbesondere der christlichen Ethik widerstreitet.

Es ist unmöglich, daß ein wahrer Leitsatz, folgerecht durchdacht, zu widersittlichen Konsequenzen auf irgendwelchem Felde menschlicher Tätigkeit führe. Die modern-ästhetischen Leitsätze von der Beziehungs- und Tendenzlosigkeit und Ungebundenheit der Kunst führen, wie diese kurze Untersuchung gezeigt hat, folgerichtig zu widersittlichen Konsequenzen. Sie sind also nicht wahr. Der Grund ihrer Abirrung von der Wahrheit liegt darin, daß sie nicht auf einer vorurteilslosen Erwägung des Wesens und Zweckes der Kunst beruhen, sondern zu ihrer Voraussetzung die von Gott grundsätzlich losgelöste moderne Ethik haben. Mit dieser stehen und fallen sie. Im Dienste dieser wirken sie. Wie von der modernen Ethik, die doch ihren weiten „wissenschaftlichen“ Mantel über die tollsten und einander widersprechendsten Theorien ausbreitet, tendenziös nur das eine Moralsystem ausgeschlossen wird, das Gott als den Urgrund und Endzweck alles Geschaffenen betrachtet und in der pflichtgemäßen Unterordnung des Menschen unter Gott und Gottes Gesetz das Wesen der vernünftig-sittlichen Lebensführung erblickt: so liegt jenen modern-ästhetischen Leitsätzen die innerste Tendenz zugrunde, die ungebundene, „beziehungs- und tendenzlose“ Kunst zur Unterwühlung der auf Gott und Gottes Offenbarung gegründeten Religion und Sittlichkeit dienstfertig zu machen.

*) Vom 22. 12. 1901.



Wie ich den phototypischen Normal-roman schuf.

Von Ansgar Albing.

In den Faschingstagen des Jahres 19 . . stürmte mein Freund Benno von Streichwitz, der bekannte Literaturkritiker, mit hochgerötetem Antlitz auf meine Bude.

„Denke dir, Ansgar, was man mir soeben ins Gesicht geschleudert hat . . .!"

Er sah fürchterlich echauffiert aus. Ich dachte schnell allerlei, aber kam nicht schleunig genug zur Formulierung meiner Gedanken, denn Benno fuhr erregt fort:

„Dieser Raimund Müller, dieser . . . dieser . . . dieser . . ."

„Der Schriftsteller?" fragte ich gelassen.

„Dieser Mensch schreibt da in der heutigen Nummer der „Tafelrunde" einen . . . einen . . . einen . . ."

„Artikel?"

„Einen Blech, der seinesgleichen nicht gesehen hat."

„Laß mal sehen", bat ich, da Streichwitz schon mit der Rechten in seinen Sinus fuhr. In der linken Rocktasche fand er nichts und suchte dann nervös und hastig im Kosinus rechts. Auch dort war das Blatt nicht. Ebensowenig in den Taschen des Überziehers. Als Streichwitz sich drei- oder viermal gründlich visitiert hatte, erklärte ich:

„Ich werde mal schauen, ob der Blechartikel auch in meinem Exemplar der ‚Tafelrunde' steht."

Damit ging ich an meinen Schreibtisch, wohin mir Streichwitz auf dem Fuße folgte, um mir die Zeitung mit den Worten aus der Hand zu reißen:

„Und da läßt man mich zuerst vergeblich suchen!"

„Wie konnte ich denn voraussehen, daß du vergeblich suchen würdest, Benno!"

Statt jeder weiteren Bemerkung hielt mir Streichwitz das Blatt hin und deutete auf die dritte Seite:

„Dort! Willst du gefälligst mal lesen?"

„Es ist unnötig. Ich *habe* den Artikel bereits heute früh beim Morgenkaffee gelesen.“

„Und das sagst du mir erst jetzt?“ brauste Streichwitz auf.

Etwas pikiert versetzte ich: „Sollte ich dir vielleicht vom Frühstückstische aus sofort ein Telegramm schicken?“

„Ach, laß doch die ewigen Dummheiten! Sage mir lieber: Wie *findest* du den folgenden Satz dieses ... dieses ... dieses ...“

„Müller.“

„Dieses *Menschen*. Höre mal, was er schreibt: ‚Dr. Benno von Streichwitz mag ein tüchtiger und fleißiger *Kritiker* sein — ein tüchtiger und fleißiger Schriftsteller ist er *nicht*.‘ Wie findest du das, Ansgar?“

„Richtig.“

„Richtig? *Richtig*? Aber sage mir doch: ist das denn nicht eine literarische Ungezogenheit? Und stimmst *du* derselben faktisch bei?“

„Faktisch.“

„Ja — aber —“

„Lies doch den folgenden Satz, Benno.“

Benno schaute mich groß an und las dann weiter:

„Wäre Streichwitz ein wirklicher *Schriftsteller*, so hätte die Welt doch irgendein Opus oder Opuskulum von ihm erlebt. Aber Streichwitz verwendet sein ganzes Talent und seine ganze Zeit auf den Nachweis, was *andere* zu leisten haben, *nicht* leisteten, leisten *könnten* oder doch *besser* hätten leisten sollen. In Summa: wenn Streichwitz niemals geschrieben hätte, gäbe es keinen einzigen Schriftsteller weniger. Und wenn Streichwitz ganze Bände schriebe, so würde die literarische Produktion keinen Zuwachs erfahren. *Mit* oder *ohne* Streichwitz: das Antlitz der Erde wird nicht verändert.“

Mein Freund hielt inne und blickte mich erwartungsvoll an. Als ich schweigend mit einem Bleistift spielte, fragte er:

„Was soll ich nun tun, Ansgar?“

„Schreiben!“ riet ich.

„Natürlich. Ich werde gleich morgen einen saftigen Artikel ...“

Ich legte die Hand beschwichtigend auf seinen Arm:

„Nur keinen Artikel, teuerster Benno!“

„Ja, was denn *sonst*?“

„Ein *Buch* mußt du schreiben.“

„Ein Buch? ein Buch? Wieso ein Buch? Wozu soll ich ein *Buch* schreiben?“

„Damit du zum Schriftsteller wirst. Laß uns doch ein vernünftiges Wort reden, lieber Freund.“

„Ich ...“

„Du schreibst nun seit bald zehn Jahren Kritiken und Referate. Oft ganz brillante — ich gebe es zu. Aber — laß mich ausreden! — aber der Raimund Müller ...“

„Dieser Mensch!“

„Ja, der Mensch Raimund Müller hat doch, bei Licht besehen, ganz recht, wenn er von dir verlangt, du möchtest auch einmal unter die „Schaffenden“ gehen. Meines Wissens hast du außer ein paar Übersetzungen aus dem Französischen und ein paar Literaturkritiken in Aufsatzform nichts Eigenes veröffentlicht ...“

„Ganz recht. Aber ...“

„Aber das muß anders werden, teuerster Benno. Ich als dein ältester Jugendfreund darf dir wohl ein bißchen die Leviten lesen. Schau: ein Dezennium hindurch belehrst du unsere Vers- und Prosadichter, wie sie es machen sollen. Aber du selbst machst es uns nicht vor.“

„Ich leite doch seit sechs Jahren meine Monatsschrift ‚Höhenluft‘. Du bist ungerecht, Ansgar.“

„Hm. Deine Monatsschrift ist — du weißt, ich sage dir nichts aus Schmeichelei — eine unserer allerbesten Publikationen. Ehre und Dank dafür ihrem Herausgeber. Du wirst mir aber doch zugeben — und nach diesem Lobe vielleicht um so bereitwilliger —, daß die Leitung, Organisation und Publikation einer Zeitschrift einen noch nicht zum vollberechtigten Schriftsteller macht. Du hast für deine Revue eine Reihe hervorragender Mitarbeiter gewonnen ...“

„Das bringt nicht jeder fertig. Macht es mir einmal nach!“

„Du hast Mitarbeiter gewonnen. Und mehr als das: einen intelligenten Leserkreis. Du verstehst dich auf das Geschäft — ich meine dies im guten Sinne. Du hast sogar Schule gemacht. Und mehr als Schule. Du hast Koryphäen gemacht oder doch wenigstens bisher noch unbekannte Sterne am literarischen Himmel entdeckt. Alles das sind wahre Verdienste ...“

Streichwitz lächelte, als ich innehielt. Nach langem Schweigen sagte er:

„Aber?“

„Aber du gehörst bis dato nicht zu den ‚schaffenden‘ Schriftstellern. Du machst andere tot und lebendig ...“

„Sehr schmeichelhaft, Ansgar.“

„Wenigstens für die letzteren. Die du tot gemacht hast oder totmachen möchtest, weil sie im Prinzipiellen nicht mit dir übereinstimmen, die werden dir nicht gerade dankbar sein.“

„O, was das betrifft: meine Widersacher wünschen mir wohl ebenso den Tod.“

„Nein, Benno. Nicht den Tod. Sondern daß du leben mögest, aber auch als Schriftsteller. Als Kritiker kennen wir dich nun zur Genüge. Du brauchst als solcher kaum noch weitere Versuche zu machen, uns von dir zu überzeugen. Soll dir die Nachwelt einst auf deinen Grabstein setzen: ‚Er war der größte Springer auf Rhodus, hat aber niemals gesprungen?‘“

Streichwitz schaute gelangweilt zum Fenster hinaus und meinte dann trocken: „Mir scheint beinahe, du gibst ihm recht, diesem ... diesem ... diesem ...“

„Dem Menschen Raimund Müller? Ja, ich kann nicht anders.“

„Bah! Kannst nicht anders. Na, meinethalben! Übrigens ist es mir furchtbar schnuppe. Ich möchte nur eines wissen, nämlich wer sich hinter diesem Pseudonym Raimund Müller eigentlich verbirgt. Der Mensch verfolgt mich seit zwei Jahren ...“

„Hm. Das ist ein Geheimnis. Aber es kann dir doch höchst egal sein, Benno.“

„Ist es mir auch. Nur ärgert es mich, daß der Kerl immer etwas auszusetzen hat. Er findet an jeder Nummer meiner ‚Höhenluft‘ etwas auszusetzen.“

„Höchst gemein,“ gab ich lachend zu, „denn deine ‚Höhenluft‘ ist offenbar ein Blatt, welches einen hohen Grad von Infallibilität beanspruchen darf. Du darfst natürlich in der ‚Höhenluft‘ kritisieren. Aber daß andere sich mit dir dasselbe erlauben, das ist einfach niederträchtig. So etwas verdient eine ernste Rüge; ich werde Raimund Müller sagen, er soll ...“

„Wie? Du kennst diesen ... diesen ... diesen ...“

„Diesen Menschen? Es ist ein Geheimnis. Rühre nicht daran. Ich beschwöre dich bei allen papiernen Götzen, die wir verehren, halte reinen Mund über Raimund!“

Streichwitz griff nach seinem Hute und erklärte ärgerlich:

„Du bist heute ganz absurd, Ansgar. Auf ein andermal. Guten Abend.“

„Ich habe die Ehre“, sagte ich feierlich. Als mein Freund draußen war, lachte ich mich weidlich aus. Aber auch Streichwitz

sollte mich auslachen. Denn am nächsten Ersten stand in seiner „Höhenluft" folgendes zu lesen:

„Der ‚Schriftsteller' Ansgar Albing — welcher übrigens identisch ist mit dem ‚Raimund Müller' der ‚Tafelrunde' — hat unter dem Titel ‚Die Insel Rhodus und die Springergilde' eine Monographie veröffentlicht, deren Erscheinen wohl kaum einem ernstgefühlten Bedürfnis entspricht. Abzulehnen ist zunächst schon die Form Rhodus. Warum hier geflissentlich die römische Form der Endung wählen, wo doch das griechische Rhodos viel bodenständiger lautet! A. hätte inhaltlich und formell von Roda Roda lernen können, der sich über diese und andere Orientalia bereits sachgemäß und vornehm geäußert hat. Die Entstehung der Springergilde sodann konnte viel großzügiger geschildert werden. Nicht auf ihre tatsächliche Geschichte mußte A. den Hauptnachdruck legen, sondern auf das innere Erlebnis der einzelnen Springer. Wer springt, sollte sich dabei weder von Grundsätzen noch von Sprungregeln leiten lassen. Überhaupt ist jede Benutzung eines althergebrachten Sprungbrettes zu verwerfen, denn die ganze neue Entwicklung verlangt nun einmal unabweislich nach dem voraussetzungslosen Hoch- und Freisprung. Jedes Springen nach dem Schema ist ein Zeichen der Rückständigkeit, und vor allem sollten wir mit dem Zweck-Springen gänzlich aufräumen. Man springe, um zu springen, aber nicht um ein Hindernis zu nehmen oder um ein Ziel zu erreichen. Symbolisch findet sich die gemütstiefe und gedankenreiche Mystik des regulär-irregulär normierten Sprunghaften in jener köstlichen Schachfigur verkörpert, die wir den Springer nennen. Albing hätte auch von dem letztgenannten Talente lernen können . . ."

Ich hielt erschüttert inne und griff an meine Denkerstirne. Hatte auch mein Kopf einen Sprung bekommen? Jedenfalls war mein Herz zum Zerspringen voll. Voll von Ideen und Idealen. Aber das noch Unbestimmte mußte sich — ich fühlte es instinktiv — zum dichterischen Erlebnis verdichten. Ich ließ also die ‚Höhenluft', die mir in der neuesten Nummer besonders vornehm erschien, mechanisch auf den Boden fallen und sann unbeweglich etwa zwanzig Minuten über eine passende Verdichtung meiner noch lose durcheinanderwogenden Empfindungen nach. Dabei erschien mir durch wabernde Nebelschleier hindurch die Muse in der Gestalt von „Lally" und mahnte mich, den Roman der Zukunft zu beginnen. Von jäher Begeisterung gepackt, eilte ich an die nächste weißgetünchte Kalkwand meiner Wohnung, tauchte das umgekehrte

Ende eines Besenstiels in einen Topf voll Stiefelwichse und schrieb in großen, selbstbewußten Zügen also an die Mauer:

„Das Glück im Schweinestall."
Zukunftsepopöe von Lally.

Erstes Kap. Itel. Es grunzt. Rauh und fast stahlblau. Hinter dem Grunzen wuppelt es. Das ist der Junge. Der die Schweine hütet. Sie sind sein Glück. Aber das große Glück falbt. Es ist Herbst draußen. Und der Pfarrer will ihn fortjagen. Dann bekommen die frassigen Ferkel einen andern Hütebuben. Und die Stine auch. In der Waschküche weint Stine rippel-rappelige Tränen. Die anderen Weiber grinsen breit. Der Kaplan des Pfarrers geht draußen vorbei. Er betet seinen Rosenkranz. Er hat einen dreieckigen Kopf. Das ist alles.

Zweites Kap. Itel. Der Pfarrer hat den Hütejungen weggejagt. Ganz fort. Ja. Wieso? Was weiß so ein Hochwürden von derlei Menschlichkeiten. Stine schneuzt sich. In ihre Schürze. Die ist furchtbar fettig. Der Kaplan hat sie abgewiesen. Sie will ihrem Kerl nachlaufen. Aber die dummen Bauern sagen: Ach was! Und der Kaplan betet seinen Rosenkranz weiter. Die heiße Luft drinnen in der Waschküche klufft. Und die Weiber reden von Blutwurst. Da stürzt Stine hinaus an das Mistbeet. Wo sie den Hütejungen zuerst gesehen. Der ist schon längst Straßenreiniger. In Köln vermutlich. Oder auch in Berlin. Wenn der Winter kommt, wird er Schnee schaufeln. Von dem Erlös wird er Schnaps kaufen. Um Stines Lippen zuckt es hart und karmoisin, am Himmel gelb und plötzlich. Der Blitz hat in den Schweinestall geschlagen. Das ganze Dorf kreischt und grölt. So sind sie. Stine bekreuzt sich und betet: „Heiliger Paphnutius, gib mir meinen Hütbuben!" Dann geht sie in die Gesindestube. Aber die Weiber rücken von ihr ab. Der Pfarrer sucht die Blattläuse von seinen Rosen.

Drittes Kap. Itel. Schnell. Wie lange noch? Es wimmert vom Kirchturm. Der Bischof kommt. Was kümmert ihn Stines Unglück. Er speist beim Pfarrer. Das ist komisch. Beim Nachtisch drängt sich Stine an den Kirchenfürsten heran. Er redet salbungsvoll und violett. Stine fällt ihm zu Füßen. Zu den Füßen mit der glänzenden Schnalle auf den Schuhen. Der Glanz verwirrt sie. Von dem Hütebuben will sie reden. Aber sie plabbert. Das Wort bleibt ihr in der Kehle stecken. Keinen Ton bringt sie heraus. Sie stürzt fort. In den Mühlen-

bach. Der Bischof folgt ihr nicht. Sie ist verschwunden. Die Trümmer des abgebrannten Schweinestalles rauchen noch. Die Schweine sind nun glücklich. Sie grunzen in der Wohnstube. Die idiotische alte Bäuerin ruft: „Schinke-Tierche, Schinke-Tierche, jo Pläsierche!“ Der Mühlenbach rauscht und plauscht. Und der Bischof fährt gerade vorbei zur Eisenbahn. Er hat keine Ahnung, was aus Stine geworden ist. Auch der Hütejunge nicht. Der sitzt schon in Moabit. Und flicht Strohstühle. Ende. —

Ich hatte nichts weiter hinzuzufügen. Außerdem waren schon drei Wände vollgeschrieben. Die vierte muß freibleiben. Dort möchte ich unter Glas und Rahmen die Jubelhymnen aufhängen, die mein Freund Benno auf ein werdendes Genie verfassen wird.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Morgen werde ich die drei beschriebenen Wände photographieren und sie Benno von Streichwitz anbieten. Dann hat er für die „Höhenluft“ nicht bloß einen typischen, sondern einen phototypischen Roman. Das ist das Allerneueste. Das zieht. Aber ich bin vorläufig erschöpft. Ja.

In stillen Tiefen.

Kennst du die Träne, die das Herz nur weint,
Wenn seine Wünsche sich im Leid verbluten? ...
Ich sah sie schimmern — wie die Sonne scheint,
Da sie versinkt in abendlichen Gluten.

Kennst du das Wort, das auf der Seele Grund
Versunken schläft in stummem Wonnebeben? ...
Ich sah es zittern auf dem Rosenmund,
Wie Falterflügel sich vom Kelche heben. —

In stillen Tiefen träumt die Seligkeit
Und weiß das Glück mit Worten nicht zu sagen;
In stillen Tiefen weint das dunkle Leid —
Und muß die Sonne in den Augen tragen.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.



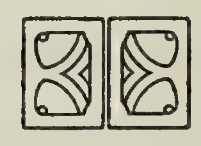
Im Hochwald.

Ob goldene Sonnenfunken
Auf weichem Moose sprühn,
Ob graue Nebelschwaden
Durch feuchte Äste ziehn,
Ob hundert Vögel singen,
Ob alles Leben schweigt:
Noch immer hat sich die Seele
Deinem Zauber, o Wald, geneigt!

Das ferne dumpfe Rauschen
Vom Tal, ich hör' es kaum,
Die Welt, die Menschen, ich selber,
Mir wird's zum fernen Traum.

Die Ströme des Lebens durchrauschen
In tönender Harmonie
Die Schöpfung, jung wie am Anfang —
Erschauernd sink' ich aufs Knie,
In allumfassender Liebe
Benenn' ich Gesträuch und Getier,
Und durch die heilige Stunde
Wandelt der Herr mit mir.

Josef Weingartner.



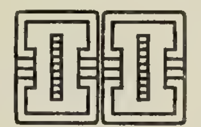
Die Tauben.

(Nach einem Motiv Vierordts.)

In Trient auf lautem Markte in der Südlandssonne Brande
Steht das Bild des Wunderbaren, steht das Eisenbild von Dante.
Wenn des Fremden Schritte abends sich an diesen Platz verirren,
Sieht er um das Haupt des Sängers oftmals wilde Tauben schwirren.
Friedlich schweben in der Hand ihm ihre schneeigweichen Schwingen.
Vögel über Vögel nahen, ihm ein Abendlied zu singen.
Dessen harter Mund gestammelt einst in Beten, Segnen, Fluchen,
Schreckt die weißen Taubenschwärme nicht, die bei ihm Frieden suchen.

Und ein Wort ringt sich vom Munde vielen wohl, die dort gestanden:
„Segen euch, ihr stillen Vögel, die hier ihre Heimstatt fanden!
Heil euch, die nicht schuldvoll zittern vor des Großen Feuerblicken,
Die uns arme Menschenkinder wie ein scharfes Schwert durchzücken!
Frevel, Schuld und banges Ängsten kennt ihr nicht; in Glanz und Frieden
Schwebt ihr über uns Beladnen, uns von Schuld und Irrtum Müden.
Segen euch! Ihr habt den Frieden, den uns Lebensstürme rauben!
Laßt wie euch uns einfach werden! Laßt uns werden wie die Tauben!"

Lorenz Krapp.



Das literarische Leben der katholischen Schweiz.

Von Eduard Korrodi.

I.

Weder Eduard Engel, der ein recht sonderbares Mosaik von Dichtern in zufälliger Wahl als das Bild der Schweizer Dichtung zusammenfügt, noch der unvergleichlich sorgsamere und bedächtigere R. M. Meyer, der, um keine „Massengräber voll toter Autorennamen" zu geben, nur die Gipfel der Schweizer Literatur, diese aber glänzend charakterisiert, noch F. Kummer und A. Bartels sprechen von einem katholischen Schweizer Dichter. Das alte Lied! grollen wir und haben diesmal durchaus — unrecht. Wirklich, denn die Literatur der Katholiken bildete bislang ein gar winziges Segment in der gesamtschweizerischen Literatur. Sie führte gewissermaßen ein verborgenes Veilchendasein, „gebückt in sich und unbekannt". Woher das kommt? Ich würde etwa die folgende Antwort geben, die mir die einzige schien, welche ein bedächtiges Nachsinnen über die kulturgeschichtliche Entwicklung der katholischen Schweiz ergeben konnte.

Für die Weltanschauung und Gesinnung der Literatur während der vier letzten Jahrhunderte schweizerischer Geschichte hat die Reformation durch die Tatsache ihrer raschen Eroberung literarischer Kulturzentren, Zürich, Basel und Bern, entschieden, in denen humanistische und von deutschem Renaissancegeist erfüllte Literaturtendenzen ihre Freistätte fanden. Pointiert gesagt: Die Literatur der Schweiz sprach während vier Jahrhunderten in protestantischen

Zungen. Die stärkste literarische Tradition besaß und besitzt zweifellos Zürich; von jenem Meister Hadloub, dem Minnesänger, den man durch G. Kellers Züricher Novelle nicht mehr vergessen wird, von den literarischen Sammlern, den Rittern von Manesse, geht eine ununterbrochene Tradition bis zu jenen zwei kritischen Sängern Bodmer und Breitinger, die Zürich zum Schlagwort im allgemeinen Literaturstreit gegen die Gottschedische Tyrannis in Leipzig prägten. Die Stadt, die im 18. Jahrhundert den berühmtesten Idyllendichter, den Maler und Poeten Salomon Geßner, beherbergte, sah ein Jahrhundert später über dieselben Brücken und Gäßlein wieder einen ehemaligen Maler, G. Keller, gehen; und wie im 18. Jahrhundert keine Stadt der Schweiz eine solche Fülle von weimarischen Kunstbeziehungen (durch Lavater, Bodmer und H. Meyer) aufwies und so die allgemeinen deutschen Literaturinteressen teilte, so hat Zürich im 19. Jahrhundert seine Kinkel, Herwegh und Fr. Th. Vischer beherbergend, Richard Wagner und seinem feinen Kunstkreise ein Asyl bietend, Männer wie die Maler Böcklin und Rudolf Koller, die Dichter G. Keller und C. F. Meyer in ihren Mauern sehen dürfen. — Zürich hatte gutes literarisches Ackerland, wie Bern, das Niklaus Manuel, seinem reformatorischen Dramatiker, den großen A. von Haller nachsandte als den Johannes, der Klopstock die Wege pfadete. Dem Kanton Bern gehört auch der größte Volksschriftsteller der Schweiz, Jeremias Gotthelf, an. Soll man sich wundern, daß diesen ein tapferer Nachwuchs folgte und jener wirklich nur die Gipfel nennt, welcher die Namen C. Spitteler, E. Zahn, J. V. Widmann und A. Ott ausspricht?

Doch nun die Katholiken? Für die literarische Stellung, die ihnen in der Vergangenheit zukommt, gibt es nur eine Zeichnung, die wahr ist. Und die hat die Farben „Grau in Grau". Heraus mit dem Wort, das eine herbe Erscheinung charakterisieren muß! Es scheint, als ob eine Demarkationslinie — früher hätte ich das temperamentvollere Wort von der chinesischen Mauer vorgezogen — um jene geographischen Teile der Schweiz gezogen worden wäre, die von Katholiken bevölkert sind, und als ob dieses umschlossene Gebiet zur literarischen und künstlerischen Unfruchtbarkeit verurteilte!

Mit dem Urteil schnell Fertige hatten solche Tatsachen kurzerhand in das Schuldbuch der Kultursünden des schweizerischen Katholizismus geschrieben, um der Aufgabe enthoben zu werden, eine historische Erscheinung zu erklären, zu begreifen — und vielleicht teilweise zu entschuldigen. Diese hätten einmal den katholischen Innerschweizer bei der harten, mitunter recht harten Arbeit sehen sollen, wie er in mühseligem Kampfe mit den Mächten der Natur sich sein täglich Brot erobert. „Warum treibt ihr keine Literatur?" Wenn diese dumme Frage eine Antwort verdiente, wäre es die, daß der Innerschweizer solchen Fragern seine Schwielenhand zeigte. Und diese Arbeitshand würde eine alte Binsenwahrheit klar aussprechen, die nämlich, daß alle literarische Kultur

nicht bloß ein ordentliches Maß materieller Kultur und Besitz voraussetzt, sondern gewissermaßen, wenn nicht eine Aristokratie, so doch ein Patriziat von Menschen, die dem Geiste und seinen Ausstrahlungen leben können.

Der Innerschweizer hat keine „Literatur". Zugestanden. Überhaupt keine Poesie? Den Irrtum widerlegt der Zauberbronnen der Volksdichtung, der in der Urschweiz fließt, während sein Wasser in den mit Städtekultur verdorbenen äußern Kantonen immer mehr versiegt. Die Sage und das Volkslied, und wie vielgestaltig und reich können beide sein, haben sich immer mehr in die Bergkantone zurückgezogen. Und bald werden sie auch dort verschwinden; dann schlummern sie in Felsenschründen. Aber ein echtes, starkes Maß volkstümlicher Poesie findet sich noch immer. Diese Tatsache spricht beredt, daß es poetisches Keimland gäbe in der katholischen Schweiz. Was soll der Innerschweizer überhaupt dichten, wo die Natur wie eine einzige grandiose Dichtung vor ihm steht? Ist nicht jede Alpenbesingung von Haller bis zu Byron, von ihm bis zu den Modernen völlig mißglückt? Einfach, weil diese Natur schlechthin Poesie? Man sagt, der Innerschweizer, der Urner und Unterwaldner, der stehe der ihn umgebenden landschaftlichen Schönheit stumm gegenüber! Soll er nicht verstummen, wenn die Lyrismen der Bergsportler auf ihn niederprasseln? — Er kann darum ein ganzer Poet sein, kann das Auge schließen und das ganze heimatliche Bild vor seine Seele malen, das Bild, das er sich in allen Beleuchtungen, bei Mond- und Sternenglanz, bei Gewitter und Nebel, in jeder Färbung der Jahreszeit sich tief, tief eingeprägt.

Auch hinter dem Pflug kann ein Poet stehen, der seine Poesie still wie ein Heiligtum in seiner Brust bewahrt: denn Gefühle beschreiben mag einer reinen Alpenseele fast wie eine Art Prostitution des Innern vorkommen. Geht doch der Schweizer überhaupt nie so aus sich heraus wie der Deutsche. Die Berliner schelten uns dafür „nüchtern", weil wir gewisse Dinge aus der Sphäre unserer Poesie verbannen. Wir antworten ihnen mit Spitteler: „Der Grundzug des schweizerischen Schriftstellers ist das Schamgefühl."

Der größte Prozentsatz der katholischen Schweizer Bevölkerung geht in landwirtschaftlicher Arbeit auf; nur eine geringe Zahl kann also berufen sein, eine aktive Rolle in der Literatur zu spielen; jene, deren mehr geistige Beschäftigung auch jene dichterische Beschaulichkeit gestattet, die die Grundlage des Literaturstrebens und -genießens bedeutet. Und dieser Teil des katholischen Schweizervolkes, trägt der eine Schuld an der literarischen Unfruchtbarkeit? Ja, heißt die redliche Antwort. — Auch heute ist das literarische Interesse in den gebildeten katholischen Kreisen viel weniger lebendig als in protestantischen. Mag sein, daß andere Kulturprobleme sozialer Art noch mehr im Vordergrunde stehen müssen, aber auch die Literaturprobleme verlangen gebieterisch Aufmerksamkeit.

Es ist schwer, Schuldposten zu verteilen; aber kulturelle und literarische Schuldposten gehen nicht nach allgemeinen Verjährungsgesetzen. Gewiß trifft ein Teil derselben die Gymnasien und Seminarien, in denen der Deutschunterricht nicht nur ein überaus spärliches, sondern verzopftes Dasein führte und darum kaum geeignet war, in der entscheidenden Epoche der Jugend den Sinn und die Begeisterung für Literatur zu wecken. Heute sind es besonders die Lehranstalten der Benediktiner, die nicht bloß dadurch, daß sie ihr Lehrpersonal immer mehr mit germanistisch geschulten Lehrkräften zu ergänzen suchen, sondern durch ihre freudige Anerkennung aller positiven Literaturwerte in ihren Kreisen Verständnis für Literatur wecken. Für eine rege Anteilnahme und neuen literarischen Kräftezuschuß steht die Hoffnung auf der Universität Freiburg, von der Jahr für Jahr literarisch gebildete Jünger in die praktische Wirksamkeit übergehen. — Auch ist zu hoffen, daß der warme Appell, den Meyenberg bis in seine „Wartburgfahrten" hinein, das Thema von der Pflicht der Anteilnahme an Literatur und Kunst variierend, geschrieben hat, einmal in Meyenbergs eigenem Vaterlande Widerhall finde. Aber der meilenweite Weg vom glühenden Wort zur mühseligen Tat! Jenen, die in glühender Sprache Kulturideale verkünden, dankt wenigstens die öffentliche Meinung. Die praktische Auswirkung solcher Ideale, die beharrliche Kleinarbeit, die geschickte literarische Organisation, kurz jene Dinge, die gewöhnlich keinen öffentlichen Dank sich einheimsen, auf die letzten Endes alles ankommt, warten ihrer Lösung. — Vielleicht könnte die literarische Sektion des Schweizerischen Volksvereins — sie führt zwar den offiziellen unpraktischen Namen „Belletristische Sektion" —, in der zurzeit die Ruhe des Friedhofs herrscht, durch literarische Vorträge, Veranstaltung von Rezitationsabenden, Anschluß an außerschweizerische katholische literarische Vereinigungen jenes rege literarische Leben anstreben, in dem die ältere Garde mit der jüngeren in friedlichem Wettstreit und unter gegenseitiger Förderung — worunter nicht gegenseitige Anpreisung gemeint ist — in die alten Schläuche neuen Wein führte. Das wäre „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen".

II.

Die Gradmesser literarischen Lebens nach außen sind die Zeitschriften. An der Spitze steht die feinste Revue: die Bibliothèque universelle. Auf deutscher Seite korrespondiert ihr nichts Ähnliches, wie überhaupt die französischen Revuen, die gediegene „Semaine littéraire", die von französischen Freiburger Professoren redigierte „Revue de Fribourg", die das poetische Genre vorzüglich pflegende „Voile latine" im allgemeinen feinerer Führung sich erfreuen. — Die deutsche Schweiz hat eine ansehnliche Zahl Revuen; „Die Schweiz" ist die populärste, „Wissen und Leben" noch sehr jung, aber über vor-

zügliche Mitarbeiter verfügend; das literarische Orakel will die „Berner Rundschau“ sein. — Diesen Organen darf die katholische „Schweizerische Rundschau“ mit ihren allgemeinen Gesichtspunkten sehr wohl an die Seite gestellt werden, zeichnet sich sogar durch ihre vornehme Gesinnung aus. Sie sollte der Brennpunkt des literarischen und kulturellen Lebens der Katholiken werden. Schade nur, daß sich in ihren Dienst nicht alle Federn stellen, die das Geheimnis des guten Stils besitzen. Würden sich in ihr in der Behandlung kultureller und religiöser Fragen immer so feine Essayisten wie etwa A. Gisler und L. Schneller begegnen und der literarische Essay mit etwas mehr Grazie gepflegt, d. h. würde man nicht eine so doktrinäre Form für nötig halten, bebrillt erscheinen, wo es nichts frommt, dann könnte die Schweizerische Rundschau einen weiten Wirkungskreis gewinnen. — Doch zeichnen wir einmal ein paar Silhouetten der Männer, die dem literarischen Leben den warmen Puls geben. Nicht bloß die Politesse, sondern gewissermaßen das Talent würde zwar einer Dame den Vortritt geben: Isabelle Kaiser. Sie hat das seltene Glück, von zwei Sprachstämmen, dem französischen und deutschen, geliebt und gekannt zu werden. Aber auch die Bilder weniger Bekannter können interessieren. — Kennen Sie zum Beispiel den Dekan des Benediktinerklosters in Disentis, P. Maurus Carnot? Nein. Kann niemandem verargt werden. Denn die paar Theaterstücke wie „Der Friedensengel“ und „Feurige Höhlen“ — der andern Namen vergaß ich — verpflichteten nicht, seinen Namen sich zu merken. Dagegen ist Carnot ein flotter Erzähler und literarischer Essayist mit einer überaus ausgeprägten literarischen Gesinnung, mit einem Heimweh zu den Urkräften der Romantik begabt, ein Graljünger, ehe „der Gral“ war. — In seiner Klause webt Romantik. Man muß etwa den Namen Fr. Schlegel nennen, um in Maurus Carnot einen feurigen Apologeten für ihn zu finden. Und um Fr. Schlegel verstehen zu können, ich meine nicht bloß sein literarisches Werk, sondern auch die Persönlichkeit, muß einer frei und nichts weniger als engherzig sein. — Brentano ist Carnots lieber Geselle, und der Droste-Hülshoff strebt er im religiösen Liede nach. — Seine Erzählungen „General Dumont“, „Steinbock und Adler“ und vor allem „Bündnerblut“ sind beste schweizerische Erzählerart. Ganz leise fließt hie und da ein Tröpflein Melancholie in dessen Werke. Er ist der einzige, der die Tradition des historischen Romans von C. F. Meyer zu einem Gipfel geführt, weiter pflegt, die Gestalten gerade aus seiner Heimat, Graubünden, nehmend, die der Erzähler des „Jürg Jenatsch“ zu seiner Wahlheimat erkor. — Doch das Persönlichste sind Carnots Gedichte. Auf die literarische Wage gelegt, würden sie seine andern poetischen Versuche aufwiegen. Mehr als das. Sein Versbuch, das länger in der Truhe zu verwahren keinen Sinn hat, wird wahrhaft ein Buch für „die stille Gemeinde“

werden. Feierlich und festlich, innerlich und wahr wird jeder Vers sein; viele gute Gedichte, kaum ein schlechtes werden darin stehen, — manche Gedichte sogar, die uns mit dem Banne der reinsten Schönheit belegen. Bis dahin merkt euch den Namen: Maurus Carnot.

Die Silhouette eines gar feinen, stillen und vornehmen Künstlers, Fridolin Hofer, durfte ich früher im „Gral" entwerfen. Samt und Seide ist seine Poesie! Und streng bleibt er als sein eigener Pförtner: Mittelmäßigem gibt er den Laufpaß. Nicht groß ist die Welt, aus der seine „Stimmen aus der Stille"*) emporrauschen, aber gesteht, eine schöne Welt — eine Isola bella, schönfarbig, wenn auch kein Böcklinrausch über den Dichter gekommen ist.

Aus anderem Holz geschnitzt ist die Poesie des Seminardirektors J. Grüninger in Schwyz. Hofer ist der Stillere, der Beschaulichere, ein bißchen ästhetischer Grübler; Grüninger dämpft seine lyrischen Töne weniger, ist mehr Temperament. Die schöne Bewegung der schweizerischen Volksschauspiele, die ein wahres Meisterwerk wie Arnold Otts „Karl der Kühne" zeitigte, förderte er durch seinen „Hadrian von Bubenberg", der wirklich kräftige Schweizerfarbe hat, wenn nur — die Effekte in herkömmlicher Häufung, das Klirren der Brusthelme und Panzer uns weniger Eisen und Stahl und mehr schlagende Herzen und Seelen empfinden ließen. — Gut ist Grüningers Lyrik, besser seine Novellistik. Unter einem kapriziösen, nein, wirklich laßt uns keinen Euphemismus schreiben, unter einem schlechten Titel: „Rast und Unrast"**) schlummern Gedichte mit herrlichen „gefirmten Augen" — ein gestohlenes Stormwort —, und solche mit stürmischer, froher Lebensgebärde. Seid keine Beckmesser und berechnet ihm nicht klügelnd nach, wie da und dort Goethe, Eichendorff und Heine, Mörike auf ihn eingewirkt haben könnten! Oder wenn ihr es tut, dann vergeßt nicht hinzuzufügen, daß die Art, wie er Töne und Formelemente von diesen übernimmt, nur auf die äußere sprachliche und stilistische Oberfläche seiner Gedichte geht: Er erlaubt sich eigene Empfindungen in Form zu gießen, und sie kommen wirklich nicht aus der Retorte einer modernen Dichterakademie.

Wohl mag manchmal scheinen, daß seine Verssprache zu unberührt geblieben sei von jenen Problemen, die nach der technischen Seite der Stefan George-Kreis zu lösen suchte. — Die Schweiz ist überhaupt in der Literatur etwas konservativ, sie hat keine Saisonmoden und schämt sich mitunter eines Kittels nicht, der nicht à la dernière gearbeitet ist. Was verschlägt's, wenn nur ein ganzer, prächtiger Kerl drinsteckt! — Grüningers Lyrik geht, wie uns nach der Sammlung erschienene Gedichte beweisen, nach Überwindung aller äußern rednerischen Gebärden, nach individueller Prägung. Diese

*) Benziger u. Ko., Einsiedeln.
**) Benziger u. Ko., Einsiedeln, 1907.

Entwicklung wird ihn zu jener schlichten, groß wirkenden lyrischen Beredsamkeit führen, die das unscheinbare Wörtchen in das Purpurbad der Poesie tauchend, adeln und erheben kann. — Vom Versbanne befreit, eine behagliche Ellenbogenfreiheit im Erzählen zeigend, schrieb Grüninger ein Bändchen Skizzen „Junges Volk"*), geboren aus der lebhaftesten Anschauung. Denkt euch einen feinen Beobachter mit im Grunde fröhlichen Augen, wenn unter der Stirn auch manch ernste Gedanken hausen! Der schlenkert fürbaß durch sein Dörflein oder Dorf, hat viel zu grüßen, junges und altes Volk, besonders das junge, dem er tief in die Augen geschaut, aus denen er alle Wonne der Jugend trinkt. Ach, und so süße, eigene Erinnerung! Wie in einem kleinen Menschenhirn eines Buben oder Mädels seltsame Gedanken und krause Vorstellungen leben, das prägt sich ihm ein. Und so erzählt er mit Fabulierlust, jung mit den Jungen werdend. Ein Psychologe und Pädagoge schaut ihm da oft über die Achsel, aber immer wirft dem Pädagogen der Dichter Grüninger den letzten Trumpf entgegen. — Und es ist stets ein Dichtertrumpf; G. Kellers „Leute von Seldwyla" haben Schule gemacht. Manch einer der Jungschweizer suchte in dieser Linie seine dichterische Art auszuwirken. Ein guter G. Kellerscher Tropfen färbt Grüningers Skizzen „Wichtige Leute"; behaglich ziehen da Menschenseelen und kleine Schicksale an uns vorbei, kleine Lebensringe, in denen eben diese Leute wichtig und bedeutsam sind. Die Sonne eines goldenen Humors geht über ihnen auf. Aber wie das Ländchen seiner Schilderung kein großes ist, doch zu wahrhaft künstlerischer Gestaltung immer groß genug, so wird auch Grüningers Talent in der Dorfnovelle, in der Gestaltung jener Menschen, die er wie seine Hosentasche kennt — Entschuldigung für den banalen Vergleich! — sein Entscheidendes leisten. Vielleicht ist es ein charakteristisches Merkmal der Schweizerliteratur, daß ihre Stoffwelt eine nicht gar große ist; C. F. Meyer suchte dieser Begrenzung zu entrinnen, indem er in den Jagdgründen der Renaissance sich heimisch machte, C. Spitteler, der universellste der Schweizer, indem er Griechentum mit schweizerischem Stifte zeichnete. „Das große, stille Leuchten" geht über Zahns Heimatwerke. In der heimatlichen Erzählung sind auch die starken Wurzeln der Kraft Heinrich Federers, obwohl die Spannweite seines Talentes groß genug ist, auch Dinge und Menschen anderer Zonen zu schildern, wenn — sie ihm wahlverwandt sind. — Ich nannte vorher E. Zahn. Federer darf mit Fug in einem Zuge mit diesem genannt werden, nicht als ob sie gleichgeartet wären, wohl aber weil sie beide große Künstler sind, die wirklich viel können. Federer steht Zahn an Produktion nach, sehr nach, er ist auch der bedeutend Jüngere, er hat auch den großen Romanwurf noch nicht gewagt, aber nicht nach steht er ihm an Darstellungstalent. Zahns Sprache verrät den schwer und bedächtig arbeitenden Meißel, Federer

*) Benziger u. Ko., Einsiedeln.

ist ein Millionär an Bildern und Vergleichen, die nicht etwa nur so wie süß beschwingte Engelein an einer Barockkirche mit einem Füßchen an der Decke aus schwindelnder Höhe schweben, sondern er besitzt Vergleiche, die das untrügliche Zeichen eines Genius sind, der alles in Plastik wandelt, alles, was andere denken oder kaum denken. Was der für prächtige Augen haben muß! Stellt einen fürchterlich prosaischen weißen Würfel vor ihn! Etwas Langweiligeres als einen Würfel gibt es doch nicht? Ich wette, Federer brächte das Kunststück zustande, diesen Würfel zu einem interessanten Wesen zu gestalten! Kurz gesagt, wie alles banal wird, was der Banale betastet, wird alles funkelnde Poesie, was ein ganzer Dichter berührt. — C. F. Meyer rühmt seinem Dante in „der Hochzeit des Mönches" nach: „Seine Fabel lag in ausgeschütteter Fülle vor ihm. Sein strenger Geist aber wählte und vereinfachte." — Die ausgeschüttete Fülle hat Federer immer, und gar oft wird er auch „strenger Geist und vereinfacht". — Wie viel ausgeschüttete Fülle zeigt die sicher in glücklichen Stunden geborene Novelle „Vater und Sohn im Examen", die sich in einem Preisausschreiben der Zeitschrift „Daheim" unter mehr als zweitausend Bewerbern mit einem andern Schriftsteller den Erfolg errang! Hermann Hesses Schülernovelle ist ergreifend, aber ich kann mir Schöneres denken: etwa eine Novelle, in der wohl eine traurige, rührende Wolke die Sonne des Humors verdeckt. So geschieht es in Federers Novelle. — Der Franzose Daudet oder vielleicht der Autor des „Leberecht Hühnchen" hätten in der Art etwas schreiben können. Ob zwar so? Kaum. Federer hat den Fehler, so darf man diese Unart wohl schelten, daß er seinen Novellen und Skizzen nicht erlaubt, einmal geschwisterlich beisammen — es wäre eine rotbackige und recht interessante Schar — in einem Bande zu erscheinen. Auch Gedichte feinster Tönung liegen in seiner Truhe, und ob sie zwar so gern das Tageslicht begrüßten uud bitten: „Meister, Meister mein", es antwortet ihnen der Dichter, ein literarischer Skrupulant: „Reif sein heißt alles!" Vielleicht kann Überreife auch die Frische verbannen! — Von Federer haben wir nun wenigstens das einzige Franziskanerbuch*) bekommen.

Es ist geradezu rührend, wie diese beiden Künstler, der Schweizer Maler Fritz Kunz und Federer, Hand in Hand einen so schlichten und rührenden, ja feurigen Hymnus auf den Poverello, jeder in seiner Weise, sangen. Die Innerlichkeit und edle, einfache Gebärde der Franziskusbilder wirkt groß und rührend, ja diese Kunst vermag das Höchste: Unter ihrem Banne falten wir fromm die Hände. Darf überhaupt zu solcher Kunst noch ein Kommentar geschrieben werden? Ja, wenn es in so unbeschreiblich herrlicher Weise wie der Federers geschieht. Sabatiers François d'Assise ist gewiß ein sublimes Buch, Schnürers Franziskus gewiß die schönste deutsche Monographie,

*) Verlag der Christl. Kunst in München. 1908.

Jörgensens Franz gewiß ein bedeutendes Werk. Doch diese Franziskusdarstellungen sind prächtige Federzeichnungen, das Franziskusbuch Kunzens und Federers allein dünkt uns das koloristische Bild, das Bild, das wirklich farbig geschaut war. Fromme Einfalt hat es sich ausgedacht, aber Künstler haben es ausgeführt. Federer hat das Herz des Heiligen, wie auch der Maler Kunz, beschrieben, — eine wahrhafte Seelenbiographie, die lebendig protestieren darf, daß das Pergament allein der heilige Bronnen sei, aus dem Erkenntnis quillt. Er wünscht am Ende seiner Musik gewordenen Dichtung, „daß von den mächtigen Bildern und den geringen Wörtlein, die sie begleiten, ein solches Franziskuslächeln auch auf die Leser dieses Buches wehe und sie ein bißchen zufriedener und froher mache, als sie es schon sind". — Fürwahr, nun weiß ich auch, wie jenes Lächeln heißt, das so oft Federers Kunst auslöst: dieses freudige und stille Lächeln — vielleicht ein Franziskuslächeln? Daß es aber „geringe Wörtlein" bewirken könnten, da erlaube man einen Zweifel. Solches vermögen — nur Dichter.

Dichter, sagte ich, nicht Ästheten, denn die Schweiz hat keine Ästheten und Artisten. Schon der „Nurliterat" ist fast eine gesellschaftliche Unmöglichkeit. Unsere Dichter sind im praktischen Leben stehende Männer; ob vielleicht dieser Umstand „Die Wirklichkeitsfreude in der neueren Schweizer Dichtung"*) nährte? Ein starkes Maß Wirklichkeitsfreude färbt die Werke Georg Baumbergers, den große politische Organisationsarbeit und die Leitung eines ersten katholischen Schweizer Blattes doch an reicher Schriftstellertätigkeit nicht behindert. Baumberger ist unzweifelhaft das stärkste journalistische Talent der Schweiz. Freilich dies ist auch wahr: Es gewinnt der Journalist, was der Poet verliert. Zwei Seelen, ach! Sie reißen sich um ihn. Nur mitunter, und dann gleichsam mit der Uhr in der Hand, tauscht Baumberger und wählt die Feder des Poeten. Dann entstehen so herrliche Bücher wie „Juhu-Juhu", „Questa la via", „Grüß Gott" und „Aus sonnigen Tagen". — Soll ich offen sein, dann teile ich die Werke „Blaues Meer und Schwarze Berge" und sein letztes, nicht sein bestes, „Im Flug an südliche Gestade"**) dem Journalisten Baumberger zu. Dagegen hat Baumberger der wunderbaren Gestalt, dem „Seligen Niklaus von Flüe"***) ein Buch geweiht, das mit innerm Anteil geschrieben wurde und in der Schweiz zu einem nationalen Buch werden kann. — Ein Buch von Baumberger aufschlagen, heißt ein Fenster aufreißen, durch das köstliche, frische Bergluft hereinströmt.

Da wären ein paar Silhouetten! So ganz rasch hingeworfen, wie es auf dem engen Raum ging; manchmal sind sie nicht so ver-

*) Die Wirklichkeitsfreude in der neueren Schweizer Dichtung von O. F. Walzel. Cotta. 1908.

**) Alle genannten Werke sind bei Benziger u. Ko., Einsiedeln, erschienen.

***) Verlag von J. Kösel, Kempten.

schieden, und man könnte vergleichend an allen das schweizerische Muttermal herausfinden. Ihre Zahl wäre nicht unschwer zu vergrößern, man könnte etwa von P. Masarey, einem vornehmen Lyriker, von dem Luzerner M. Schnyder, von Fr. A. Herzog, Anna Stauffacher sprechen und jüngern Schaffenden! Doch galt es Wesenszüge, gleichsam die Handschrift von ein paar Richtunggebenden zu umschreiben.

Eine gewisse Enge des poetischen Horizontes als ein Charakteristikum der Schweizerliteratur darf nicht schlankweg geleugnet werden, z. B. die Tatsache, wie aus Schweizerkreisen kaum je eine dramatische Potenz — oder man müßte den Volksschauspieldichter A. Ott als solchen betrachten — hervorgegangen ist. — Auch die Erscheinung, daß von all den Genannten kein einziger einen größeren Romanwurf gewagt, gibt zu denken. Merkwürdig, soziale oder kulturelle Fragen, Probleme religiöser Art, die Geister zittern und flammen lassen, bewegen kaum die Dichtung, obwohl ihr ein entschiedener Gegenwartszug eigen. — Auch den historischen Roman, die literarische Freskomalerei im großen Stile, wagt keiner. Und doch hätte solchen Versuchen eine Tradition unter die Arme gegriffen.

Im Banne der Prosawerke Kellers steht entschieden die jüngere schaffende Generation. Für das Gedicht scheint sie aber mehr zu dem Poeten auf Kilchberg, C. F. Meyer, zu pilgern. — Die Weltanschauung der Schweizer Dichtung, nicht bloß die der Katholiken, hat sich ein altes Schweizerideal erhalten: Alpenhöhe und Firnenlicht!

„In meinem Wesen und Gedicht,
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten."

Ein Berliner Literaturmacher spöttelte über den poetischen Schweizerhorizont: uns fehle der Sinn für die Weite. — Für die Weite! Vielleicht. Er mag im Flachland von Berlin, wenn ich malitiös sein will, besser gezüchtet werden. Doch dies ist unser Glauben: Unsere Heimat prägt uns vertikale Linien mehr ein und hat uns den Blick in die Höhe nicht verengt. Diesen Höhenzug der Schweizer Literatur haben die Schaffenden unter den Katholiken der Schweiz wie eine nationale Pflicht zu betrachten: Aus diesem Grunde schon haben sie die Pflicht der regsten Anteilnahme am literarischen Leben, indem sie zur Stunde noch nicht jene zählenden Faktoren sind, die sie sein sollten, und hoffentlich einmal werden. Wenn nicht, dann wird das Urteil nicht zu herb sein: Jedes Volk hat die Literatur, die es verdient. — Auch keine, wenn es ihm gleich ist.





Aus Zeitschriften und Büchern.

Gegen die literarischen Leichenbitter. — Immer öfter finden wir in unserem Kampfe gegen die neueste katholische Mode, in allen Tonarten das geistige und materielle Elend der Katholiken zu bewinseln und sich so den Feinden zum Gespött geradezu auszuliefern, erwünschte Bundesgenossen. Der Herausgeber der „Apologetischen Rundschau", Dr. phil. et theol. C. M. Kaufmann, fordert im 9. Heft seiner Zeitschrift von den deutschen Katholiken mehr Selbstbewußtsein, denn die Selbstmißachtung frißt an unserem Lebensmute:

„Es ist nun einmal so: tritt einer fesch auf, urteilt er über die schwierigsten Fragen glatt ab ohne sich viel um Distinktionen und Einschränkungen zu kümmern, hat er vor allen Dingen den Anschein dem Fortschritt zu dienen, dann kann er des Beifalls sicher sein! Karl Muth und neuerdings Pfarrer Falkenberg (Herchen) haben uns Katholiken erklärt, daß wir in der Literatur rückständig sind. Unsere Rückständigkeit auf allen anderen Gebieten ist ja eine längst bekannte Tatsache. Wir wissen nichts, wir können nichts, wir leisten nichts, wir haben nichts, wenigstens sind wir auf der ganzen Linie zurück. Das sagt man uns jedes Jahr einige Male, wir werden es auch heuer wieder hören, wenn im Spätsommer die Zeit der Kongresse kommt. Wenn wir nach allen diesen Beteuerungen unserer Inferiorität noch nicht den Mut zu freudiger Lebensarbeit total verloren haben, so ist das ein Beweis, daß immer noch Kraft und Selbstvertrauen in uns Katholiken steckt. ...

Wäre die angebliche katholische Inferiorität eine Konsequenz der katholischen Religion, dann wäre sie — das kann schlechthin zugegeben werden — ein Zeichen für die Inferiorität dieser Religion selbst. Denn es kann keinen Widerspruch geben zwischen wahrer Kultur und der wahren Religion, dem Katholizismus. Wenn wir unter Kultur die möglichst hohe Entwicklung auf allen geistigen und materiellen Gebieten verstehen, dann ergibt sich sofort, daß der Katholizismus der stärkste Kulturträger und, wie Hermann Schell trefflich ausführte, das mächtigste, ja wahrste Prinzip des Fortschrittes ist. Zur Kultur gehört in erster Linie die Bildung des Geistes, und die höchste weil übernatürliche Bildung des Geistes ist die Religion, deren vorzüglichster Träger der Intellekt ist. Darum ist der Katholizismus als vollkommenster, ja streng gesprochen als einziger Ausdruck der wahren Religion auch der höchste Kulturfaktor. Auch der natürlichen, wissenschaftlichen Bildung des Geistes leistet der Katholizismus gewaltigen Vorschub, weil er in seinen ewigen Wahrheiten

die großen Linien weist, auf denen sich die Wissenschaft zu bewegen hat, wenn sie nicht Irrwege gehen will. Schon aus diesen Andeutungen geht hervor, daß der Katholizismus der materiellen Kultur kein Hindernis, sondern ein förderndes Element ist."

Kaufmann hat recht: In der Tatsache, daß wir uns jetzt schon jahrelang den Inferioritätsjammer leisten können, ohne daß die Schaffenden und Genießenden ganz den Mut verloren haben, steckt ein Beweis der unverwüstlichen Lebenskraft des katholischen Idealismus. Das könnte sich keine andere Partei oder Gruppe leisten ohne selbstmörderische Absichten. Aber auch der stärkste Bogen bricht, wenn er zu straff gespannt wird. Und es ist höchste Zeit, mit dem Spannen einzuhalten, denn der Bruch ist näher, als die meisten denken!



Kritische Gänge.

Von Albert Christiani.

Heute von einigen katholischen Veröffentlichungen und Wiederveröffentlichungen.

Die prosaepische Sammlung „Aus Vergangenheit und Gegenwart"[1]) hat ihr hundertstes Bändchen erreicht. Das ist eine Art Jubiläum, dessen „Feier" ein Wort des Eingehens und, sagen wir es gleich rund heraus, der Anerkennung verdient. Es versteht sich von selbst, daß bei der hier trotz wirklich vorzüglicher Ausstattung gebotenen Billigkeit eine durchgehende Künstlerschaft nicht zu erwarten ist, um so weniger, als es sich bei Auswahl der Verfasser in erster Linie um Persönlichkeiten unserer Tage handelt. Da unmöglich ein hohes Honorar ausgezahlt werden kann, so ist es erklärlich und verzeihlich, wiewohl alles andere als wünschenswert, wenn auch die hervorragenderen Mitarbeiter sich da und dort auf ein „vergessenes" Manuskript im Pulte besinnen.

Dennoch läßt sich feststellen, daß hier unserm Volke eine im ganzen vortreffliche Unterhaltungslektüre eröffnet wurde, die um so schwerer ins Gewicht fällt oder doch fallen sollte, als sie auf Massenverbreitung zugeschnitten ist. Ein für den angestrebten Zweck besonders hoch zu schätzendes Kennzeichen springt sofort ins Auge: das der sittlichen Reinheit; dazu tritt das zweite einer ersichtlich angebahnten gesunden Modernität. Gerade angesichts des hierin bereits Erreichten können wir nur raten, die eingeschlagene Richtung weiter bzw. nachdrücklicher zu verfolgen. Unser Volk ist doch schon ein gut Stück vorwärts gekommen in der allgemeinen Wertung auf

[1]) „Aus Vergangenheit und Gegenwart." Erzählungen, Romane und Novellen. Preis für jedes (gut broschierte, aufgeschnittene) Bändchen 30 Pf.

das Künstlerische hin; die einschlägigen Ansprüche auch des breiteren Publikums steigen merklich. Das ist eine Tatsache, die man nur begrüßen kann und der man mit allen möglichen Kräften entgegenkommen sollte. Darum: lieber in solchem Falle weniger materiellen als weitdringenden künstlerischen und vor allem ethischen Erfolgs — das gilt für die Autoren. Und ferner: lieber aktuell Erstklassiges von bereits „freigegebenen" Dichtern als an sich (nicht relativ!) Minderwertiges von ob noch so oft und ehrenvoll genannten lebenden — das gilt für den Verlag.

Nun, wie schon angedeutet, „Aus Vergangenheit und Gegenwart" kann sich, wenn auch der wachsenden Vervollkommnung offen und gewiß zugängig, nach den verschiedenen Seiten hin sehen lassen, und zwar kann es dies nicht nur katholischen, sondern auch nichtkatholischen Leserkreisen gegenüber. Denn ohne seine katholische Grundlage zu verleugnen, wirkt es nie verletzend, und da sein Inhalt zum nicht geringen Teil auf das wahrhaft Volkstümliche, im eigentlichen wie im gehobenen Sinne, geht, so bleibt es eine klaffende Ungerechtigkeit, wenn die Sammlung in öffentlichen Bibliotheken unter dem Vermerk „Für Katholiken" eingestellt ist.

Vor mir liegt die letzte Zehnbändchenreihe: 91. „Die letzten Tage vor Paris" von J. T. Kujawa, eine von einem sächsischen Katholiken nach Selbsterlebtem frisch und fröhlich, ohne künstlerische „Aspirationen" wiedergegebene Szenen-Abspiegelung aus jener bedeutungsvollen Zeit, in die sich unser Volk noch lange mit besonderer Vorliebe wird zurückversetzen lassen; 92. „Frühlingsstreiche" von Joseph Oswald, ein Büchelchen voll harmloser Studentenstreiche in sonnigharmloser Unterhaltungsdarstellung; 93. „Der Blutfasching von Ringstaden" von Anna von Krane; 94. „Familienehre" von Nanny Lembrecht, ohne Merkmal der rassigen Eigenart dieser stark Umstrittenen, aber auf gediegenen Grundsätzen, zumal dem der Duellunfugbekämpfung, aufgebaut und teilweise spannend in seiner scharfen Beobachtung heutiger Zustände und Mißstände; 95. „Der Wassermann" von Otto Girndt, psychologisch gut geschaut, jedoch an künstlerischer Wirkung der zweiten angefügten Erzählung des gleichen Verfassers: „Die Frau des Kommandanten", nachstehend. Anmutig und tief ist die Anna von Kranesche Schlußskizze „Im Vorbeigehen"; 96. „Die schwarze Spinne" von Jeremias Gotthelf; 97. „Gerichtet" von Anton Schott, besonders der Motivierung nach nicht zum Besten dieses oft markigen Epikers gehörend (obwohl seinem eigentlichen Bereich, dem Volksleben des „Waldes" entnommen), aber doch kräftig schmackhafte literarische Kost; 98. „Ohne Halt und Hort" von Antonie Jüngst, eine warm empfundene Darstellung verschuldeter und unverschuldeter Tragik im Geschick einer vornehmen Familie; 99. „In der Klostermühle" von M. Albert, im Stoff der vorgenannten Schottschen Geschichte verwandt, jedoch sorgsamer, wenn auch weicher, in der Charakter-

zeichnung, sprachlich ihm teilweise gleichwertig, mitunter überlegen; 100. „Der Roman der Marquise" von Isabelle Kaiser.

Der aufmerksame Leser wird meine Hervorhebung dreier Bändchen mittels schlichter Titelanführung bemerkt haben. Auf diese drei möchte ich hier etwas näher zurückkommen.

1. „Der Blutfasching von Ringstaden" von Anna von Krane. Diesem „Blatt aus einer süddeutschen Chronik" hätte kein Anhängsel beigegeben werden sollen, wie drollig, ja humorvoll der „Schwank" derselben Autorin, „Peter Sutors Brautfahrt", sich auch liest. Die englische Bühne liebt bekanntlich die unmittelbare Aufeinanderfolge von Tragödie und Posse; die deutsche Literatur sollte auf solche Naturwidrigkeiten nicht hereinfallen.

Denn eine Tragödie ist „Der Blutfasching von Ringstaden". Nach der Legende „Vom Menschensohn" kenne ich nichts Besseres seitens dieser Dichterin, jedenfalls nichts Ausgeglicheneres, wuchtiger Konzentriertes. Diese Geschichte von Afra, der Schmiedstochter, um deren Liebe ein Mann zum Schuft, ein zweiter zum Henker, ein dritter zum Helden, sie selbst zur Märtyrerin, eine Familie heimat- und rechtlos, ein ganzer Ort dem Unfrieden und heißen Kampfe ausgeliefert wird, ist prachtvoll erzählt; kaum das eine oder andere Mal, daß sie leise aus dem Rahmen herausfällt. Dazu das blutrote Hereinragen mittelalterlicher Kriegsläufte und Gefahren, ohne bestimmte Konturen des Schauplatzes und der Zeit, so daß ein abtönender, sagenhafter Schein die stark bewegte, düstere Handlung überwölbt, deren Ausgang jedoch eine befreiende Wirkung ausübt.

2. „Die schwarze Spinne" von Jeremias Gotthelf. Hier haben wir es mit einem wenn nicht fehlerlosen, so doch ausgesprochenen Kunstwerk zu tun. Mit Recht bezeichnet es Max Behr, der sich um die redigierende Herausgabe Gotthelfscher Schriften für die Butzon & Berckersche Sammlung verdient macht, als des genialen Schweizers vielleicht seltsamstes Erzeugnis. Der auch sonst bei jenem bemerkbare „phantasierende Zug" tritt mit besonderer Zielsicherheit und Kraft „symbolischer Gestaltung" zutage. Behr macht auch auf den wirkungsvollen Unterschied zwischen der traulichen Wirklichkeitsschilderung der Rahmeneinleitung und der grandios-schauerlichen Plastik der Haupthandlung aufmerksam. „Man glaubt nicht, daß der Mann, der ein solches Idyll aus Kleinigkeiten zu komponieren versteht, bald darauf Worte findet für die grausigen Schrecken der ‚Schwarzen Spinne', zu denen er so natürlich und harmlos überleitet": für die furchtbaren Bilder der Pest, die hier als Folge blasphemischer Untat hingestellt wird, von der nur Gottesfurcht und Gottesliebe erlösen kann. Als die Menschen dies erkennen und danach handeln, weicht die Plage von ihnen, und der Segen mehrt sich allerwege. „Aber wie gerade in den Birnbaum, der am flüssigsten genährt wird und am stärksten treibt, der Wurm sich bohrt, ihn um-

frißt, welken läßt und tötet, so geschieht es, daß, wo Gottes Segensstrom am reichsten über die Menschen fließt, der Wurm in den Segen kommt, die Menschen bläht und blind macht, daß sie ob dem Segen Gott vergessen, ob dem Reichtum den, der ihn gegeben hat, daß sie werden wie die Israeliten, die, wenn Gott ihnen geholfen, ob goldenen Kälbern ihn vergaßen."

An diesem Beispiel sehen wir Gotthelfs harmonisierende Überleitungs- und Anwendekunst, deren Eindringlichkeit derjenigen seiner Darstellung schier gleichkommt. Eben deshalb darf er auch wagen, was hundert anderen mißlingen würde: eine Verkörperung des Entsetzens, ohne das ethische und künstlerische Resultat zu verfehlen. — Die Bearbeitung Behrs hat nach des letzteren Ausdruck „einerseits die Dialektwörter durch allgemein verständliche ersetzt, andererseits allzu Grelles und Übertriebenes gemildert, so daß jeder Erwachsene, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, zugreifen kann, um sich durch grausigen Spuk und Seelenbedrohung zum frommen Seelenfrieden Jeremias Gotthelfs durchzuarbeiten". — Eine Frage bleibt immerhin: ob derartig phantastisch starke Literatur für weitere Kreise empfehlbar ist. Nach meinem Dafürhalten: ja, aber nur bei seltener Verabreichung. Unser Volk liebt das Drastische, und es kann ihm nicht schaden, ihm im Gegenteil nur nützen, wenn es, wie in diesem Fall, mit dem Geiste echter Frömmigkeit durchglüht und mit dem Genie des Künstlers geformt ist.

3. „Der Roman der Marquise" von Isabelle Kaiser. Dieser Band verdient es, der „hundertste" zu sein. Isabelles Kunst, in konzentrierten Ausschnitten lichtsprühendes und zugleich von weichem Schmelz umgossenes Leben zu geben, offenbart sich hier in kraftvoller Weise. Und das Herz ist immer dabei beteiligt: das ihre und das unsere, nur daß das ihre, als das des echten Künstlers, über dem Stoffe steht. Ich lernte das Werk in der 1893 erschienenen französischen Urausgabe unter dem Titel „Vive le roi!" kennen. Die vorliegende, von der Dichterin selbst besorgte deutsche Übertragung hinterläßt fast ganz den Eindruck einer Originalarbeit. Die Bild an Bild gereihte Handlung, in deren Mittelpunkt eine edle, fromme Familie aus der Blüte des Adels steht, spielt zur Zeit der französischen Revolutionskriege in der Vendée, von der Isabelle Kaiser sagt, sie sei der Riese der Sage, der unüberwindlich blieb, solang er die Erde berührte: den Boden der Heimat. Ergreifende, erschütternde Szenen ziehen an uns vorüber. Und immer sind sie verbunden mit der geschichtlichen Wirklichkeit, immer zeigen sie neben der Entartung die Vervollkommnung, neben dem tierisch Verrohten das treu bewahrte Göttliche in dem als Ganzes gefaßten Menschen jener Schreckensperiode. Und immer bleibt die, welche sie schuf, die liebend, erbarmend Verstehende der gesunkenen Menschen- und Volksseele, so stark der Abscheu vor dem entmenschten Menschen- und Volkstun in ihr aufstehen mag.

Wie klar und tief sie schaut und empfindet, möge folgende, auch für ihren Stil bezeichnende Stelle beweisen:

> Sie waren es müde, Korn zu säen und Brot zu backen für die Herren: sie verlangten, sich selber daran satt essen zu dürfen. Sie lasen Rousseau und sannen über Voltaire nach. Sie tranken aus dem Becher der Gleichheitslehre, bis sie berauscht waren.
>
> Da sie keinen Gott mehr wollten, vergötterten sie ihre Leidenschaften und weihten einen Kultus der Göttin der Vernunft.
>
> Sie waren alle Brüder, alle Bürger. Sie schrien: „Kein Adel mehr als im Herzen!"
>
> Und sie vergaßen, daß die Emporkömmlinge bald hochmütiger als die Aristokraten, unduldsamer als die Fanatiker würden, um durch Unverschämtheit vergessen zu lassen, daß ihre Mutter Magd und ihr Vater Stallknecht gewesen.
>
> Sie enthaupteten den König, und das souveräne Volk jubelte der Republik zu.
>
> Das Volk regierte wie ein Apostel und herrschte wie ein Tyrann: es säte Ideen aus und erntete Köpfe.
>
> Das Volk war Mörderin und Morgenröte: die Hände voll Blut und die Augen voller Strahlen.
>
> Das Volk war groß: es wollte die Zukunft aufbauen; doch schlug es die Gegenwart in Trümmer.
>
> Die Menschheit war gefangen, das Volk wollte ihr Luft, Sonne und Freiheit verschaffen. Die Erlösung, die es brachte, sah jedoch einer Verzweiflung gleich.
>
> Viele wollten von dieser wütenden Freiheit nichts wissen, und nichts von der Erwerbung irdischer Güter, die ihnen die Hoffnung auf die ewige Seligkeit absprach.
>
> Während das französische Volk dem gesamten Europa die Stirne bot, sprang der Aufstand aus seinem eigenen Schoß. Während es vorwärts schritt, das Haupt in den Wolken, schrie die Vendée „Halt!" Die Vendée glich jenem mit einer Heugabel bewaffneten Bauern, der auf das „Ergib dich!" der Feinde antwortete: „Gebt mir meinen Gott zurück!" und von fünfzig Bajonetten durchbohrt verschied.

Franzosen und Schweizer wollten es der geborenen Republikanerin verübeln, daß sie diesen Triumphgesang der Königstreue angestimmt hat. Sie taten unrecht daran. Denn nicht leicht ein anderer kennt und liebt das Volk, kennt und liebt die wahre Freiheit wie Isabelle Kaiser, die eben darum das Gute und Hohe, wo immer es blüht, zu finden und es den Brüdern zu übermitteln weiß.

Ein anderer schweizerischer Autor hat uns unlängst mit einem ebenfalls von Gottes- und Menschenliebe getragenen Buche beschenkt: „Im Sonnenschein". Ausgewählte Skizzen von Michael Schnyder (Luzern, Räber & Ko., 1909, 8⁰, 404 S., Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—). Es steht mitten im Alltagsleben, durchsonnt und durchflutet von der Poesie der Jugend, der Natur und des Glaubens. Gleichwertig sind die 54 Skizzen nicht; an Quantität und Qualität hätten sie gesichtet werden können und sollen. Aber auch so, wie sie vorliegen: trotz eines gewissen Mangels an künstlerischer Abrundung und Konzentration, bieten sie einen reichen, würzigen Strauß, gepflückt auf Halde und Gipfel, im bergumkränzten Tal, am leuchtenden See-

gestade und in den Gauen italischen Landes. Mich hat der Verfasser gleich im Vorwort gefangengenommen durch die Klarstellung des von ihm zum Titel gewählten Begriffs „Sonnenschein". „Man denke sich darunter das selbstlose Genügen an allem Schönen, das uns in der sichtbaren Welt entgegentritt; das stille Freuen am Reinen, das uns aus der Jugendzeit wie ein Glanz scheinbar vergangenen, in Wirklichkeit unvergänglichen Glückes nachleuchtet; die freudige Lebensbejahung, die Seelenfrische, die uns erhobenen Auges durch die Welt führt und sich durch die Steine, die am Wege liegen und uns ab und zu wehe tun mögen, nicht beirren läßt; den unbesiegbaren Glauben an die Güte der Menschen und an die sieghafte Kraft alles Guten und Schönen."

Man sieht schon hier: in solchem Optimismus, wie in jeglichem überhaupt, herrscht das Gemüt mehr als der Geist, aber ohne diesen hätte er nie entstehen können, vermöchte er nie zu leben. Und doch ist es der Optimismus, der die Welt überwindet in ihrer lastenden Schwere, in ihrer erdrückenden Ausschließlichkeit. — Ich möchte das Buch in vielen Heimen, in allen öffentlichen Bibliotheken wissen. Und für die hoffentlich ganz bald zu ersetzende Neuauflage wünsche ich ihm eine abermalige kritische Durchsicht seitens seines Schöpfers, dem das geliebte und liebende Gotteskind aus den klaren Dichteraugen schaut.

Dichteraugen schauen auch aus Antonie Jüngst's „Consolatrix afflictorum". Erzählungen aus dem 14. Jahrhundert (Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung. Zweite, mit Illustrationen geschmückte Auflage. Gr. 8⁰. 131 S. Geb. Mk. 2.—).

Zu Telgte in Westfalen steht in vielbesuchtem Heiligtum das fromm ergreifende Gnadenbild einer Pietà aus dem 14. Jahrhundert. Das Kunstwerk trägt keinen Namen. Niemand weiß von dem, der es schuf; nur daß er ein berufener Meister, ein tief Gläubiger gewesen sein muß, empfindet ein jeder. Tausende haben sich vor seiner Schöpfung Trost und Kraft geholt. Kein Wunder, daß ein verwandter Künstlergeist den Wegen dieses Unbekannten nachzugehen suchte. Das Lebensbild aber, das er heraufbeschwor, weist Züge ideal konkreter Wahrheit auf, so daß wir uns sagen: So mag es gewesen sein; aus solchen Tiefen der Erfahrung und der Wiedergeburt mag dieses Wunderbare entstanden sein.

Das ist ein großes Lob an sich. Ich habe immer gefunden, daß sobald Antonie Jüngst als Epikerin den Boden der historischen Vergangenheit betritt, ihre eigentliche Kraft, die Kraft der Berechtigung, erwacht. Das gilt in erster Linie von ihrer Dichtung in gebundener, in zweiter von der in ungebundener Rede. „Consolatrix afflictorum" stellt sich in etwa dem neulich besprochenen „Reginald von Reinhardsbrunn" zur Seite; nur daß es fast noch inniger, noch einheitlicher geschaut und erfaßt wurde. Viel Stimmung ruht auf ihm; die

Schilderungen der Natur, die kulturellen Beleuchtungen wirken schön und packend. Der Charakter des Helden, sein unruhiges, zuletzt aber ganz in sich gefestigtes Leben ist anschaulich, überzeugend durchgeführt; die psychologische Motovierung weist gerade bei seiner Zeichnung tiefgründige Feinheiten auf. Die Sprache, hie und da von einem Hauch des ungewollt Veralteten gestreift, ist edel gehoben, im Dialog — das muß hinsichtlich einer folgenden Auflage betont werden — entschieden oft zu gehoben: ein Hüterbub, ein armes Kätnerweib, selbst ein Klausner und ein hochmögender Bürgermeister von Lübeck sprechen nicht „wie die Bücher". Da tut Abhilfe not, und ihre Bewerkstelligung ist leicht. Man könnte ja sagen: „Dieser Dialog ist großenteils aus dem Dialekt herausgearbeitet". Eben darum; nichts muß da mehr gewahrt werden als das Urwüchsige. Und eine so fein gefeilte Rede schlicht gedachter Menschen entbehrt just dieser Eigenschaft.

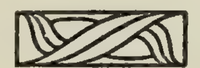
Doch das kann den eigentlichen Wert der Dichtung nicht antasten; der gründet tief und fest. Und tief und fest wird er sich den kongenialen Gemütern eingründen.

Am Schlussr des Buches bewährt sich die Lyrikerin Antonie Jüngst in einem innig empfundenen Gedicht: Consolatrix afflictorum, ora pro nobis!, geschrieben zu der durch Kardinal Fischer vorgenommenen Krönung des Gnadenbildes im Juli 1904.

Urwüchsig gibt sich Anton Schotts Roman aus dem vormärzlichen Walde: „Verkauft" (III. Band der „Bücherhalle", Kevelaer, Rh. Jos. Thum. 230 S. Brosch. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.60). Ich hatte meine rechte Freude an dem Buche. Das ist mal wieder der ganze Schott, an seiner eigensten Stelle. Naturmenschen von lebendigstem Fleisch und Blut, kraftstrotzende, die allemal reden just wie ihnen der Schnabel gewachsen ist; die auch kinder- und tölpelhaft zupatschen oder „zupretzen", wie er es hat, wenn immer ihrer naiven Leichtgläubigkeit ein Schabernack gespielt wird; die mit Muskeln und Nerven von Eisen werken, mit einer Widerstandskraft von Stahl tollen, wenn ihnen Lust und Gelegenheit wird; die leidenschaftlich irren und mit ihrer ganzen Persönlichkeit sühnen, wenn es ihnen gelingt, sich zu bezwingen; die aber auch verschlagen sündigen und versumpfen, wenn sie sich nicht selber treu bleiben. — Und diese mitten hineingestellt in eine von der Kultur quasi unberührt gebliebene Natur: in den „künischen" (königlichen) Wald, dessen Söhne frei sind vom Dienst des Kaisers, außer — daß sie dorthin verkauft werden. Und eben dies ist die Geschichte eines solchen unbewußt Verkauften, der nach 18 Jahren heimkehrt zu den Eltern, um erst dann, wie durch einen Zufall, zu erfahren, welchen Krämersold sie sich an dem eigenen Kind verdienten. Zorn übermannt ihn und Bitterkeit, und als sich auch die ihm so lange treu gebliebene Braut, in mißverstehendem Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit, von ihm wendet,

da befällt ihn Verzweiflung, die ihn an den Rand des Verbrechens treibt. Aber das Gute in ihm siegt, zuletzt siegt auch die Liebe; mit einem beglückenden Ausblick schließt sich der Lebensbund.

Wir brauchen mehr solcher Lektüre; es ist als täte man nach langer Wanderung einen erquickenden Trunk aus dem Waldquell, als rauschten einem uralte Bäume, als strahlte einem das Lächeln schlichter, biederer, warmherziger Kernmenschen. Und das tut so wohl in unsrer modernen Atmosphäre verweichlichender Überfeinerung!



Bücher-Anzeigen.

Hans Eschelbach, Der Abtrünnige. Drama in drei Akten. Ravensburg, Friedrich Alber. 8°. 158 S. Brosch. Mk. 1.80, geb. Mk. 2.40.

Eschelbach ist in der letzten Zeit mehrfach von der katholischen Kritik schlecht behandelt worden. Jedenfalls, wenigstens in dem Maße, mit Unrecht. Daß der Strom seiner Dichtung nicht immer durch fruchtbare Gefilde, sondern hie und da durch Steppenland, blühendes und kahles, läuft: wer könnte und wollte das leugnen. Aber deshalb ihm Kraft des Talents absprechen, geht schon über die Hutschnur.

Dramatische Talentkraft, die aber hier nicht gleichmäßig vorhält, bezeugt auch das obengenannte Stück mit dem vornehmen Juden Simon, zur Zeit der Einnahme Jerusalems durch den Syrerkönig Antiochus, als Helden. Aber er ist kein Held. Er ist ein Schmacht- und Jammerlappen, der sich aus Leidenschaft für sein idumäerisches Weib von den heiligsten Pflichten gegen das Vaterland abhalten läßt. Und Schmacht- und Jammerlappen sind ungefähr alle auftretenden jüdischen und griechischen Männer, außer dem für Großes berufenen Hasmonäer Judas, der aber nur am Schlusse des ersten Aktes erscheint, und Kleanthes, dem ehemaligen Lehrer des Antiochus. Der lapidar, wenn auch mit wirkungsvollem psychologischen Anstrich gezeichnete Antiochus interessiert nur vorübergehend. Dagegen fesselt unsere tiefere Anteilnahme die edelfeurige, patriotische Matrone Mirriam, des Abtrünnigen Mutter. Sie ist der gute Engel Simons, im Gegensatz zu seinem bösen: der Gattin Maranja.

Auch die Motivierung hat Lücken, zumal betreffs der Schicksalsausgestaltung Maranjas. Poetisch schön ist die Sprache, knapp und lebhaft der Dialog, vorwärtsdrängend die Entwicklung, bis sie in den ersten vier Szenen des letzten Aktes erschlafft, um dann wieder allmählich bis zur Hochspannung der Katastrophe anzuschwellen. Der tausendstimmige Volksruf: „Judas, rette uns!", der das Ganze beschließt, gewährt den künstlerisch befreienden Ausblick auf ein kommendes Großes.

ms.

Gertrud Pfander, Helldunkel. Gedichte und Bekenntnisse. Mit einer biographischen Einleitung. Herausgegeben von Karl Henckell. Der „Passifloren" zweite vermehrte Auflage. Bern, A. Francke 1908. 8°. 174 S. Brosch. Mk. 2.80, geb. Mk. 4.—.

Dieser Band ist unlängst im Berliner Literarischen Echo auf Kosten des Isabelle Kaiserschen „Mein Herz" abnorm in die Höhe geschraubt worden. Wir sind ja solche schreienden Ungerechtigkeiten gewöhnt, aber mitunter ist es doch gut, wenn man sie, wie hier, tiefer hängt. — In diesem Falle kehrte für den Kundigen der vergiftete Pfeil auf den Schützen zurück; dem objektiv nicht völlig Selbständigen

aber hätte er zugleich den Geschmack am Pfanderschen Buch für immer verderben können.

Auch ich ging mit einer gewissen Erregung, die dem Vorurteil nicht fern stand, heran. Aber es mußte bald schwinden. Tatsächlich haben wir es hier mit einer echten Dichterin zu tun, deren schweres, früh abgebrochenes Schicksal zudem unser rein menschliches Mitgefühl heischt. Ihre Frage verdient in Bezug auf sie selbst ein entschiedenes Ja: „Wird nicht ein Lied den Weg zum Herzen finden, sobald ein Herz diktiert in Leid und Lieben?" — Mitunter „zermürbt" dieses junge, todgezeichnete Geschöpf einem das Herz. Aber daß es noch auf Erden den Weg zum Frieden fand, läßt uns dankbar aufatmen. E. M. Hamann.

Alfred af Hedenstjerna, Eva. Ein Frauenschicksal. Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Ernst Brausewetter. Leipzig, Wilhelm Strübig, 1909. 8°. 195 S. Brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Dies interessante, gesund empfundene Buch erinnert etwas an Gustaf af Geijerstams Art, nur daß es fester ins Reale, auch Grobkörnigere faßt. Die Heldin wird nach enttäuschungs- und pflichtschwerer Jugend an einen älteren, reichen und gutmütigen Mann verheiratet, den sie nicht eigentlich liebt, aber achtet, bis sie seine brutale Untreue entdeckt. Er spekuliert, verarmt und begeht Selbstmord. Da erwacht ein heißes Erbarmen in ihr, und empört lehnt sie das Ansinnen ab, fürder den Namen des Unglücklichen nicht mehr zu tragen. All ihr liebend stolzes Erwarten setzt sie jetzt auf ihr einziges Kind, einen bildschönen, gutherzigen und klugen Knaben, der aber später plötzlich in der geistigen Entwicklung gehemmt wird, so daß er die Gymnasialstudien nicht beenden kann, sondern zum Postfach übergehen muß. Ihre Hoffnung, daß er doch noch zur akademischen Laufbahn zurückkehren und dem geschändeten Andenken des Vaters neuen Glanz verleihen möge, bricht in Stücke. In Liebe für den Sohn trägt sie dies Opfer, auch das der Einwilligung in seine äußerlich sehr bescheidene Heirat. Nachdem er sie um des Mädchens willen einsam gelassen hat, fühlt sie sich wieder ganz auf sich selbst gestellt, findet aber in entsagungsvoller Arbeit auf der elterlichen Heimscholle ein stilles Genügen.

—m—.

Münchener Jugendschriften. 25 Hefte à za. 64 Seiten. Kevelaer, Butzon & Bercker. Brosch. pro Bändchen 20 Pfg.

Das obige Unternehmen ist schon früher an dieser Stelle warm empfohlen worden. Kürzlich hat die Gesamtsammlung eine Neuausgabe erfahren, in der jedes Einzelheft einen künstlerisch aufgemachten Umschlag mit mehrfarbiger Titelzeichnung in Chromolithographie erhielt: für das farben- und gestaltenfrohe Auge der Jugend eine große Anziehung! Möge das gebrachte Opfer reichen Lohn finden, indem die Verbreitung dieser sittlich kräftigen Jugendlektüre, welche die für Seele und Geist oft gefährlichen Indianer- und Räubergeschichten verdrängen möchte, immer weitere Grenzen ziehe. —r—.



Stimmen der Nacht.

Ist dir's noch nicht in dunkler Nacht geschehn,
Daß ferne Glocken läuteten in Winden,
Und daß du hörtest klagend Stimmen wehn
Gleich Kindern, die nicht mehr den Heimweg finden?

Kam dir in schwerem Traum nicht oft ein Bild
Von Schiffern, die auf stürm'schen Wassern schweben,
Von Wandrern, die in Wäldern schwarz und wild
Verloren irren und um Rettung beben?

Und wenn du auffährst bang aus Schlaf und Ruh',
Scholl's durch der Schatten wogendes Geschwele:
„Erbarme dich, führ uns der Heimat zu!
Erbarme dich, denn wir sind deine Seele!"

Lorenz Krapp.



Turnierplatz.

Zwei Ritter von der schwarzen Brille:

I. Heinrich Falkenberg.

Für die katholische Literatur ist eine verhängnisvolle Zeit angebrochen. Hatte sie früher der unduldsame Freisinn und der romfeindliche Protestantismus durch beharrliches Totschweigen und durch die Inferioritätsparole vom nichtkatholischen deutschen Volke abgeschlossen, so ist jetzt eine rührige und einflußreiche Gruppe mitten im katholischen Lager eifrig an der Arbeit, das bisher unbestrittene Verbreitungsgebiet der katholischen Literatur möglichst einzuengen und viel wirksamer, als die Gegner es konnten, mit dem Inferioritätsschlagwort zu operieren. Das Gefährlichste bei dieser Sache ist, daß die Inferioritätsanklage gegen die katholische Literatur im Namen des Fortschritts erhoben, ja geradezu als ein Mittel zur Läuterung und Erhebung dieser Literatur ausgegeben wird. So kommt es, daß aufrichtige Freunde der katholischen Literatur mit einem Eifer, der einer besseren Sache angemessen wäre, in diese Anklage einstimmen und darin die Zauberformel gefunden zu haben glauben, das bisher verachtete und verhöhnte Aschenbrödel in eine schimmernde, von allen umworbene Prinzessin zu verwandeln.

Der Streit um die Inferiorität der katholischen Literatur ist nun

aus dem Stadium des Zeitungsgeplänkels in die Welt der Bücher aufgestiegen. Zwei ziemlich umfangreiche Publikationen aus neuester Zeit liegen vor, die im wesentlichen auf der Inferioritätsanklage basieren und zugleich, wie es sich ganz von selbst versteht, als Streitschriften gegen den „Gral" und seine Richtung sich geben; allerdings ist dieser Kampf bei Falkenberg nur Nebenzweck, bei Karl Muth selbstverständlich Hauptzweck. Pfarrer Heinrich Falkenberg gab seinem Buche den nicht ganz zutreffenden Titel: „Wir Katholiken und die deutsche Literatur"; Karl Muths neueste Streitschrift segelt unter der pompösen Flagge: „Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis", also im Zeichen einer hochmodernistischen Phrase, in die Welt. Das geflügelte Wort von der „Ironie des Schicksals" wird hier zur Tatsache, denn wir sehen den Urheber des Inferioritätsstreites im katholischen Lager (Veramundus = Karl Muth) mit dem ersten und wohl schärfsten Bekämpfer der von Muth inaugurierten „Katholischen Selbstvergiftung" Arm in Arm als versöhntes Brüderpaar in die Schranken treten, einer ruft den andern im Kampfe gegen den Drachen „Gralbewegung" zu Hilfe.[1]) Die Übereinstimmung ist jedoch nur eine negative, nur im Streite gegen die Leugner der Inferiorität gehen beide miteinander. Die meisten Ausführungen Falkenbergs über die Grundfragen der katholischen Literatur dürften in Muths Augen ein ästhetischer Greuel sein — wie weit es umgekehrt der Fall ist, wage ich nicht zu beurteilen. Falkenberg steht mit dem wesentlichsten positiven Teile seiner Schrift ganz entschieden auf dem Boden unseres Gralprogramms, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wissen. Er wird das sehr ungern hören. Aber was schwarz auf weiß steht, läßt sich nicht leugnen. Falkenberg ist aus diesem Grunde in seinem Kampfe gegen den „Gral" ganz inkonsequent, er hat außer der unwesentlichen Meinungsverschiedenheit über die Inferiorität keinen einzigen sachlichen Grund zu diesem Kampfe, weil er, wie gesagt, in allen wesentlichen Fragen mit uns auf demselben Boden steht. Wenn wir gerecht sein wollen, müssen wir auch anerkennen, daß Muth diesmal im Gegensatz zu seiner gereizten, persönlich gehässigen Polemik im „Hochland" vornehme Ruhe bewahrt, während Falkenberg seine Sache durch persönliche Beschimpfungen seiner — eingebildeten! — Gegner entweiht und einen Ton in seine Polemik hineinträgt, der an die schlimmsten Seiten seiner „Literarischen Ungezogenheiten" erinnert[2]) und sich dreifach

[1]) Falkenberg S. 29.

[2]) Um sich von der Animosität des Herrn Pfarrers Falkenberg gegen den „Gral" und die Gralbündler einen Begriff zu machen, sei eine kleine Blütenlese folgender Urteile und Ausdrücke dargeboten. In meiner Bemerkung im „Gral" (1908, S. 379), daß es uns mißfalle, wenn die katholikenfeindliche ungläubige Welt zum Schiedsrichteramt über intern-katholische Angelegenheiten berufen werde, findet F. ein „Heruntergelümmelt-werden" jener Kritiker, die in nichtkatholische Blätter schreiben. (Diese Auffassung ist unrichtig, es handelte sich an jener Stelle

häßlich von jenen Partien seiner Schrift abhebt, in welchen er als gründlich belesener Literaturkenner und als hochherziger, seeleneifriger Priester uns entgegentritt. Um dieser Partien willen war ich einen Augenblick mit mir selbst im Streite, ob ich nicht in meiner kritischen Würdigung des Buches dieses Gute so stark und entschieden als möglich hervorheben und über seinen wenig edlen Kampf gegen den „Gral" ganz hinwegsehen sollte. Doch ich besann mich darauf, daß mir dieses Hinwegsehen als ein Zurückweichen, als feiger Verrat an meiner Überzeugung ausgelegt werden könnte. Nur über die persönlichen Beschimpfungen werde ich ohne Gegenrede hinweggehen, und überdies möchte ich über allen berechtigten Tadel hinweg die aus dem Ganzen unverkennbar, manchmal sogar mit strahlender Wärme hervorleuchtende gute Absicht des Verfassers anerkennen, der tatsächlich, auf seine Weise und nach meiner Meinung allerdings mit ganz ungeeigneten Mitteln, die katholische Literatur emporheben, fördern und empfehlen will.

An die Spitze seines Buches stellt Falkenberg eine in dieser Schärfe und in diesem Umfang bisher im katholischen Lager unerhörte Inferioritätsanklage, die eigentlich eine literarische Bankerotterklärung der deutschen Katholiken ist. Um den Begriff der Inferiorität fest zu umgrenzen, wirft er folgende Fragen auf: 1. Entspricht die Zahl der katholischen Schriftsteller auf allen Gebieten jener der Nichtkatholiken? 2. Entspricht die Qualität und 3. Quantität der katholischen Leistungen jener der nichtkatholischen? 4. Genügen die katholischen Leistungen, um den Bedarf der Katholiken zu decken? usw. bis 14. Liegt der literarischen Inferiorität eine prinzipielle, notwendige zugrunde?

Alle diese Fragen werden glattweg verneint, mit Ausnahme der letzten, die halb verneint, halb bejaht wird. Die Antworten auf die Fragen bezüglich der „Quantität" erfolgen einfach mit dem Hinweis auf unumstößliche Tatsachen, auf Grund einer rein mechanischen

---

um einen ganz speziellen Fall.) Die Polemik des „Gral" steht nach F. „dialektisch auf einer sehr tiefen Stufe, bald ist sie kindlich naiv, bald von der Art jener Leute, mit denen der kluge Mann nur unter Beistand eines Stenographen verhandelt" (!). Diese Bemerkung ist auf mich persönlich gemünzt, denn es heißt unmittelbar darauf, daß der Hauptredakteur sich wegen dieses Mangels entschuldigt habe. — Es kommt aber noch schlimmer. F. hält es nämlich für eine besonders dringliche Aufgabe, der „unglaublichen Verhimmelung (?) Kraliks" entgegenzutreten. Kralik sei „entweder nur ein mittelmäßiger Epigone" oder „er befindet sich seit Jahren in einem krankhaften Zustande pathologischen Schaffensdranges". Er ist „nicht einmal ein moderner Mensch" (!). — So werden im katholischen Lager Männer behandelt, die ihr ganzes Leben mit Preisgabe persönlicher Vorteile in den Dienst der katholischen Sache gestellt haben! Ist es unter solchen Umständen ein Wunder, wenn heutzutage ein fast heroischer Opfermut dazu gehört, um als katholischer Schriftsteller bei der Fahne auszuharren und dafür ärgeren Schimpf aus den Reihen der eigenen Kampfgenossen als aus dem Lager der Feinde einzuheimsen?

Auffassung (die Zahl der katholischen Schriftsteller im Verhältnisse zur Zahl der nichtkatholischen muß dem Verhältnisse der Kopfzahl der Katholiken und der Nichtkatholiken entsprechen). Wird die Frage so aufgefaßt, so ist Falkenberg augenscheinlich im vollen Rechte; wir leugnen aber entschieden, daß diese grobmechanische Rechnung stimmt, wir verlangen, daß eine Vergleichung nicht auf dieser willkürlichen, falschen, sondern auf einer gerechten Grundlage erfolge. Wir verweisen auf unsere Ausführungen im „Gral" (2. Jahrg., S. 233), die bisher nicht widerlegt wurden.

Solange man sich nicht entschließt, die Zahl jener unkirchlich gesinnten Katholiken, die ihre Schriftsteller in das Lager unserer Gegner entsenden, aus der katholischen Vergleichszahl auszuscheiden, fehlt uns offenbar jede Grundlage für einen auch nur Wahrscheinlichkeitswert besitzenden Vergleich, aus dem mit einiger Sicherheit hervorgehen würde, daß die Zahl der katholischen Schriftsteller der Zahl der nichtkatholischen nicht entspricht. Falkenbergs „Nein" auf diese Frage hat also gar keine sichere Grundlage, demgemäß gar keinen Wert.

Um die qualitative Inferiorität, die literarische Minderwertigkeit der katholischen Literatur zu beweisen, führt F. einige Autoritäten ins Feld, die angeblich diese Inferiorität (aber keineswegs so allgemein wie F.) behauptet haben. Es wäre leicht, aber ein ganz vergebliches Bemühen, diesen Autoritäten andere gegenüberzustellen, die eine solche Inferiorität nicht zugeben. Wer die zeitgenössische Kritik, insbesondere die oft diametral sich widersprechenden Urteile kritischer Autoritäten über Werke lebender Schriftsteller nur oberflächlich kennt, wer ein wenig zusieht, was oft schon nach 10 Jahren von hochgepriesenen Werken übrigbleibt, der muß gestehen, daß die Behauptung von der Minderwertigkeit der Werke katholischer Literatur nicht den Schatten eines Beweises für sich hat, sondern lediglich persönliche Ansichtssache ist. Diese Ansicht auszusprechen, hat jedermann das Recht, nur darf nicht die Meinung erweckt werden, daß diese persönliche Ansicht unfehlbar und unkorrigierbar, mit einem Wort objektive Wahrheit ist.

Die übrigen Fragen Falkenbergs betreffen teilweise eine Inferiorität, die von keinem Menschen geleugnet wird, wie z. B., daß die katholische Literatur weder im eigenen noch im fremden Lager genügend bekannt ist, daß sie nicht das entsprechende Ansehen genießt, daß die Katholiken es sowohl am Interesse als an entsprechenden Leistungen für ihre Literatur mangeln lassen usw., das alles ist ja auch im „Gral" wiederholt beklagt worden. Die restlichen Fragen sind teilweise überhaupt nicht mit Sicherheit zu beantworten, teilweise stehen und fallen sie mit den Fragen unter 1. und 2., weshalb hier kein Anlaß vorliegt, sich weiter damit zu beschäftigen.

Damit wäre eigentlich das erste Kapitel der Falkenbergschen

Schrift erledigt. Das zweite Kapitel, der Kampf gegen die Leugner der Inferiorität, insbesondere gegen den „Gral", verliert jede Grundlage, wenn die Inferiorität nicht voll und ganz bewiesen ist, und damit fällt eigentlich der Anlaß weg, auf dieses zweite Kapitel näher einzugehen.

Wir können nur eine Bemerkung nicht unterdrücken. Falkenberg stellt sich in seinen grundsätzlichen Ausführungen fast vollkommen auf den Boden des Gralprogramms. Das Gute und Rechte, das er will. will auch der „Gral". Ist es nicht geradezu unbegreiflich, daß der im wesentlichen mit uns einige F. die Meinungsverschiedenheit in einem untergeordneten, der freien Diskussion überantworteten Punkte, wie es der Inferioritätsstreit ist, zum Anlaß nimmt, um gegen den Gral das allergröbste Geschütz aufzufahren? Wie F. gewiß ehrlich überzeugt ist, daß er die Inferiorität mit Recht behauptet und durch diese Behauptung nützt, so sind andere Leute ebenso ehrlich überzeugt, daß diese Behauptung unrichtig oder doch nicht bewiesen ist, und daß ihre öffentliche Diskussion uns mindestens ebensoviel schadet als nützt. Jedenfalls steht es fest, daß Leute, die mindestens ebenso urteilsfähig, ebenso belesen, ebenso ehrlich bestrebt sind, die Wahrheit zu finden, den Behauptungen Falkenbergs mit nicht geringerem Recht gegenteilige Behauptungen entgegenstellen. Soll es im katholischen Lager jetzt Brauch und Sitte werden, gegen Glaubensgenossen, die in einer strittigen Sache sich eine eigene Überzeugung gebildet haben und diese erlaubte, ehrliche Überzeugung so vertreten, wie es ihr Gewissen ihnen vorschreibt, wie gegen ausgesprochene Feinde und Schädlinge loszuziehen? Überdies hält es F. nicht für nötig, seine absprechenden Urteile zu beweisen; er spricht einfach sein Urteil und seine Meinung wie unfehlbare Entscheidungen aus und kanzelt alle „Gralbündler" der Reihe nach herunter. Für diese Art der Polemik, die den Gegner als ein moralisch und geistig tief unter der eigenen Höhe stehendes Wesen mit apodiktischen Urteilen, ohne einen Beweis auch nur zu versuchen, der Verachtung aller urteilslosen, blindgläubigen Leser preisgibt, haben wir tatsächlich kein Verständnis! Also Schluß damit!

Diese unerquickliche Erörterung konnte schon aus dem Grunde nicht übergangen werden, weil das Buch Falkenbergs in den nun folgenden Kapiteln soviel des Guten bietet, daß ich meine Kritik nicht anders als in eine ernstgemeinte Empfehlung des Buches ausklingen lassen kann. Ich würde mich jedoch durch diese Empfehlung einer Irreführung der Leser des „Gral" schuldig machen, wenn ich die Grundlosigkeit und Ungerechtigkeit der Angriffe F.s gegen den Gral sowie seine zahlreichen Widersprüche und Übertreibungen mit Stillschweigen überginge.

Die folgenden Kapitel, die Antworten auf die Fragen: Wer ist ein katholischer Schriftsteller? und: Was ist uns die katholische

Literatur? dürften wohl alle „Gralbündler" mit ganz unwesentlichen Einschränkungen von A bis Z unterschreiben. Besonders das letztere Kapitel ist mit herzerquickender Wärme geschrieben und stellt der katholischen Literatur so glänzende Ruhmestitel aus, daß es sich wie ein flammender Protest gegen die literarische Bankerotterklärung der Katholiken im 1. Kapitel aus dem Buche heraushebt. Auch gegen die Ausführungen des folgenden Kapitels: „Also nur katholische Literatur" läßt sich — abgesehen von einigen Übertreibungen (der Seitenhieb auf die „ehrwürdigen Nönnchen" in Trier erscheint doch höchst deplaciert) im wesentlichen nichts einwenden, als daß F. eigentlich hier einen Kampf gegen Windmühlen kämpft. Wo gibt es innerhalb der katholischen Literatur heute eine ernst zu nehmende Richtung, die mit der Vertretung des Grundsatzes: „Nur katholische Literatur für die Katholiken" den völligen Abschluß des katholischen Volksteils von den als echt erkannten Schätzen der National- und Gegenwartsliteratur proklamiert? Der Gral tut das sicher nicht; er hat vom ersten Augenblick seines Bestehens erklärt, daß er alles Echte, Wahre, Gute und Schöne, woher es auch komme, freudig anerkennen wolle; der von F. zitierte Grundsatz: „Das Schlechte und Gefährliche scheiden wir aus, das Gute und Schöne nehmen wir, wo wir es finden und verehren in seiner Vollkommenheit die Frucht des menschlichen Geistes" ist geradezu ein Leitsatz des Gralprogrammes. Damit ist es doch wohl vereinbar, daß wir die überall, am schlimmsten im eigenen Lager vernachlässigte katholische Literatur in den Vordergrund stellen und wir setzen damit nur die von Falkenberg selbst (S. 36) aufgestellten Regeln: „Nie ein anderes Buch zu empfehlen, wenn ein katholisches ebenso gute und bessere Dienste leistet, und bei gleichen Verhältnissen nur das an christlichen Ideen reichere Werk zu empfehlen," in die Praxis um. Die Mahnung Falkenbergs: „Möge nie ein Katholik unsere Literatur hinter die nichtkatholische zurücksetzen!" — Diese Mahnung hat der „Gral" schon seit Jahren erhoben, aber das heißt doch nicht: „Nur katholische Literatur für katholische Leser!" Wer sind denn diese Eiferer, die verlangen, daß in der Presse, in Vereinen usw. **nur** katholische Literatur besprochen, daß das katholische Deutschland vom literarischen Leben der Gegenwart hermetisch abgeschlossen werde? Solange wir die nicht kennen, ist dieses sonst maßvolle und einige prächtige Um- und Ausblicke bietende Kapitel eigentlich überflüssig.

Die weiteren Kapitel „Was ist schlechte Literatur" und über „Konfessionelle Kritik" wiederholen im allgemeinen die gesunden Grundsätze, die unwandelbar auf der katholischen Lehre ruhen, aber leider auch von vielen „modernen" Katholiken heute als „unzeitgemäß" empfunden werden. Bei manchen Stellen mag ja Widerspruch berechtigt sein, aber in allen wesentlichen Teilen wird man diesen Ausführungen zustimmen müssen. Ebenso enthält das Kapitel „Die Wur-

zeln der Übelstände" viele richtige Gedanken. Über Interesselosigkeit des katholischen Publikums, über Mangel an Opferwilligkeit, an Arbeitskräften, über das Laienapostolat usw. wird hier manches beherzigenswerte Wort gesagt, manches folgenschwere Versäumnis, wenn auch nicht aufgedeckt — das ist schon wiederholt geschehen —, so doch wieder nachdrücklich ins Gedächtnis gerufen und zur Diskussion gestellt. Es ist hier leider unmöglich, ins einzelne einzugehen, insbesondere die von Falkenberg an den Zuständen im katholischen Volksbibliothekwesen und im katholischen Buchhandel geübte Kritik auf das rechte Maß zurückzuführen. Das letztere ist übrigens von berufener Seite (H. Herz in der „Köln. Volksztg.") teilweise bereits geschehen. Oft hat man den Eindruck, daß in Falkenberg zwei Seelen sprechen, daß der alte Falkenberg der Selbstvergiftung gegen den modernisierten Falkenberg, der haßt, was er bisher geliebt, und liebt, was er bisher gehaßt hat, geradezu polemisiere. Das alles ist leider geeignet, die gute Wirkung jener Partien des Buches, aus welchen die edle katholische Priesterseele ohne grämliche Verbitterung spricht, stark herabzudrücken. Mit dieser Feststellung müssen wir einstweilen von Falkenberg Abschied nehmen, denn nicht ein zufälliger und inkonsequenter, sondern ein prinzipieller und zielbewußter Gegner ruft uns zum Kampfe und zur Abwehr.

II. Karl Muth.

Nicht so einfach wie mit Falkenberg ist die Auseinandersetzung mit Karl Muth. Falkenberg geht gerade und einfach vor, auch in seinem Angriff; Muth dagegen, der katholische Meister der geistreich schillernden Phrase, steckt voll verblüffender Fechterkünste, und sein brillantester Schachzug ist wohl der Versuch, mit seinen Gegnern vom „Gralbund" einfach die Rollen zu wechseln, uns mit den verpönten, aber sieghaft gebliebenen Waffen religiöser und kultureller Argumente, kurz gesagt, mit unseren eigenen Waffen zu schlagen. Er bekämpft den „Gral" nicht mehr ausschließlich mit literarisch-ästhetischen Gründen, sondern im Interesse der katholischen Literatur, im Interesse der katholischen Kultur und der Religion, die angeblich durch die Gralbewegung geschädigt werden. Die notwendige Konsequenz dieser Schwenkung ist — so paradox das klingt — die feierliche Anerkennung des Gralprogramms, von dem Muth sagt, daß keiner seiner Fundamentalsätze von den Gegnern des „Gral" je verworfen, bekämpft oder stillschweigend fallen gelassen worden wäre! „Sie alle", schreibt er, „haben die Idee der notwendigen Einheit des Guten, Wahren und Schönen als ein unveräußerliches Postulat ihrer Ästhetik angesehen, sie alle haben die Notwendigkeit einer Weltanschauung, und zwar einer allgemein gültigen Weltanschauung für ein irgendwie ersprießliches künstlerisches Schaffen nicht nur anerkannt, sondern

auch betont; sie alle haben als reinste und höchste Norm einer Weltanschauung die katholische Form des Christentums, den Katholizismus, bekannt und verkündigt; und sie alle haben, sei es stillschweigend, sei es laut, das Durchdrungensein des katholischen Dichters von dieser Weltanschauung als Voraussetzung seines Schaffens betrachtet, selbst da — wo seine Motive nicht religiöser, konfessioneller und kirchlicher Natur sind." (S. 19.)

Und an anderem Orte (S. 27) bekennt sich Muth ausdrücklich zum Hochziele der Gralbewegung: „Eine aus katholischem Geist und Empfinden herausgewachsene Literatur von künstlerischer Vollwertigkeit herbeizuführen, dem Katholizismus als Weltanschauung seine erobernde Kraft auch auf dem Gebiete der Dichtung und Kunst zu sichern, das ist der ausdrückliche, ausgesprochene Zweck der Veramundusschrift gewesen."[1])

Ich habe vielleicht noch nie so lebhaft und so siegesgewiß die zwingende Kraft der Gralbewegung — es ist allerdings keine andere, als die uralte Kraft der katholischen Wahrheit — erkannt, nein — gefühlt, nein — durchlebt, wie in dem Augenblicke, da ich diese Sätze in einer Programmschrift Karl Muths las, und einzig und allein um dieses Bekenntnisses willen fühle ich Muths neueste Schrift nicht mehr als einen Schlag gegen die Gralbewegung, sondern als einen der größten, entschiedensten, unglaublichsten Siege dieser Bewegung!

Wie Muth dazu kommt, trotz dieser entschiedenen Zustimmung zu unseren leitenden Programmsätzen doch den „Gral" zu bekämpfen, wird an einem anderen Orte gezeigt werden müssen, denn das läßt sich nicht mit wenig Worten sagen. Es sei nur angedeutet, daß er, — fast ganz in derselben Weise wie Falkenberg, — in seinen theoretischen Ausführungen über das Wesen der katholischen Dichtkunst sich zumeist ganz auf dem Boden unseres Programms bewegt und die Schädlichkeit der Gralbewegung hauptsächlich dadurch zu beweisen sucht, daß er in ihr einen Streit der bewußten Gegensätze sieht, der eine unbefangene dichterische Produktion lahmlegen müsse. So kommt er immer wieder auf seine Theorie hinaus, daß nur ein „unbewußter", toleranter, mehr im Gefühl als im Verstand wurzelnder Katholizismus eine große katholische Dichtung hervorbringen könne.

Der hier zugemessene Raum gestattet mir gerade noch, auf die von Muth neuerdings erhobene Inferioritätsanklage gegen die katho-

---

[1]) Es wird an anderem Orte zu untersuchen sein, in welcher Weise Muth diesen Zweck in seinem praktischen Wirken zu verwirklichen gesucht hat, denn das größte Rätsel in Muths Persönlichkeit liegt in dem Widerspruche zwischen seinen programmatischen Aufstellungen und seinem Wirken. Nie hat der „Gral" z. B. das von Muth entwickelte „Hochland"-Programm bekämpft, wohl aber die Art und Weise seiner tatsächlichen Durchführung.

lische Literatur einzugehen. Hier, im kritischen Teile, liegt die eigentliche praktische Bedeutung seiner neuesten Schrift. Die subtilen, spitzfindigen, oft in schwer verständliche, dunkle Phrasen gewickelten und mit ellenlangen Zitaten beschwerten ästhetisch-philosophischen Auseinandersetzungen Muths werden nur wenig Schaden stiften, denn ihr fortschrittlich-modernistischer Kern ist sorgsam in ein gut katholisches Deckblatt eingewickelt. Aber die Minderwertigkeit und Unzulänglichkeit der katholischen Literatur wird in dieser Schrift so nachdrücklich herausgestellt, daß wohl bei den meisten Lesern etwas davon hängen bleiben muß. Falkenberg ist im Punkte der Inferioritätsanklage, obwohl er seine Vorgänger damit weit übertrumpfte, gegen Muth der reine Waisenknabe.

Muth läßt überhaupt nur eine einzige Kraft unter den katholischen Dichtern als vollwertig gelten, nämlich Enrica v. Handel-Mazzetti. Sie gilt ihm als das erste und einzige katholische Dichtertalent seit den Tagen der Romantik, das „wahrhaft innere Freiheit des Erlebens und ungehemmtes Verstehen fremden Daseins und Schicksals in ihrer Kunst zeigt“.[1]) Alle anderen katholischen Autoren der nachromantischen Zeit bis zur Gegenwart sind ihm nur „achtenswerte Epigonen“ (Weber, Behringer, Helle) oder „gutwillige Halbtalente“.[2]) Das wird in dem Kapitel „Schaffende Antoren“ näher ausgeführt und begründet. „Ein Schlachten ist's, nicht eine Schlacht zu nennen.“ Am schlechtesten kamen natürlich die Gralbunddichter weg, die Muth leider als seine persönlichen Feinde zu betrachten scheint. Kralik ist nur ein Anreger, kein Schöpfer. Seine poetischen „Versuche“ ermangeln des „persönlichen Lebens“. Sein Bestes ist — nachempfunden. Jetzt ist in ihm die letzte Fähigkeit zu einem auch nur Scheinlebendigen erloschen. Nach Kralik werden

---

[1]) Überhaupt sucht Muth in einem eigenen Kapitel nachzuweisen, daß die Frauen mit ihrer „mehr unbewußten Religiosität“ (sic! würde ich hier schreiben, wenn ich Muth wäre) weniger unter der „Abgeschlossenheit und Eingeengtheit des Subjekts“ zu leiden haben, die ein vorwiegend im Intellekt sich aussprechendes Verhältnis zu den höchsten und letzten Fragen mit sich bringe; denn bei ihnen wurzelt dieses Verhältnis mehr in den andern Seelenkräften, Phantasie, Wille, Empfinden. Der starre und unbeugsame Intellekt zeige sich weniger geneigt, Toleranz zu üben und andere mitfühlend zu verstehen; dies sei aber eine Grundforderung des wahren Künstlertums. Es gelte die Befangenheit der Gegensätze, die heute vielfach das allgemeine Bewußtsein erfüllen (infolge der Verschiedenheit der kirchlichen Bekenntnisse), zu überwinden, dann erst sei eine neue Epoche künstlerischer Fruchtbarkeit der Religion zu erhoffen. — Hier haben wir wieder den echten Muth ohne Deckblatt. Also ein Katholizismus, der sich zu keinem andern „Bekenntnisse“, am wenigsten natürlich zur modernen Welt, im Gegensatze fühlt, ein Katholizismus nach dem Herzen der Modernisten, der ruhig auf sich herumtreten läßt.

[2]) S. 164: „Das ist der Grund, warum ich es lieber mit den wahren und echten Begabungen unter den schaffenden Autoren halte als mit gutwilligen Halbtalenten.“ Da er als wahre und echte Begabungen nur Handel-Mazzetti und allenfalls Nanny Lambrecht anerkennt, so folgt daraus, daß alle anderen katholischen Autoren nur „Halbtalente“ sind.

der Reihe nach Domanig und Leo Tepe ganz, Hlatky teilweise umgebracht. Domanigs „Freiheitskampf“ könne man teilweise eine Tragödie der Irrungen nennen ohne dichterisch-künstlerischen Charakter. Hemsteedes Stücke haben nur die äußere Form von Dramen, von dramatischer Anlage der Handlung und der Charaktere kann keine Rede sein. Hlatkys Weltenmorgen hat zwar einige künstlerisch fast vollkommen befriedigende Szenen, aber das Ganze bleibt doch eine Schattenwelt „ohne die runde Fülle des echten Kunstschönen“. Noch schlimmer als diese Dramatiker kommen Paul Keller, M. Herbert und Isabelle Kaiser weg, die einfach wegwerfend in das ziemlich außerliterarische Gebiet der Unterhaltungsliteratur verwiesen werden. Die kritische Hinrichtung aller dieser Dichter wird in jedem einzelnen Falle mit einigen anerkennenden Phrasen gewürzt.

Sehr bezeichnend ist es, daß Muth eine Würdigung der katholischen Lyriker, die nach seinem eigenen Geständnis an Zahl allen andern Begabungen überlegen sind, gar nicht versucht. Vielleicht hat er doch dasselbe gefühlt, was P. Ansgar Pöllmann jüngst in der Bücherwelt aussprach: „Wir Katholiken haben unsere günstigste Position in der Lyrik.“[1]) Deshalb konnte Muth wohl die Lyrik zur Ausmalung seines düsteren Inferioritätsgemäldes nicht brauchen, sie hätte zu viel Licht hineingebracht. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß Muth gegen seine bessere Überzeugung die schwarzen Farben in seinem Bilde so reichlich verwendet. Es ist, vom psychologischen Standpunkte aus betrachtet, eine Unmöglichkeit, daß Muth insbesondere den Gralbunddichtern, die er teilweise mit persönlicher Erbitterung bekämpft, die geradezu den lebendigen Widerspruch gegen seine ästhetischen Theorien und gegen deren praktische Auswirkung im „Hochland“ repräsentieren, objektiv gerecht wird. Es fehlt ihm dazu die allererste und allerwichtigste Eigenschaft eines Kritikers, die Unbefangenheit und Unparteilichkeit den kritisierten Autoren und Werken gegenüber. Es ist für ihn geradezu eine Lebensfrage, nachzuweisen, daß diese Dichter nichts Großes leisten, daß sie keine wahren Dichter sind; denn gäbe er das

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß Pöllmann in einem Vortrage (abgedruckt in der „Bücherwelt“ Nr. 8) dem Inferioritätsvorwurf mit der Behauptung entgegentritt: „Der Katholizismus ist nicht nur nicht inferior, sondern die sogenannte ‚Moderne‘ steht sogar auf seinen Schultern“ (S. 152). „Karl Muth hat den Inferioritätsvorwurf 1890, 10 Jahre nach der Geburt der neuen Lyrik, erhoben. ... Er hat es getan, ohne Historiker zu sein, und darum ward er auch ungerecht in seinem Urteil. ... Muth hat seinen Vorwurf erhoben, ohne Kulturphilosoph zu sein, und er hat ihn erhoben, ohne ausgiebige Kenntnis der deutschen Literatur, nur mit der uns wertvoll gewordenen Energie des Organisators.“ Es ist kein Wunder, daß sich Muth durch dieses Urteil schwer getroffen fühlt und sich, aus seiner vornehmen Rolle fallend, in erregter Weise (S. 160 seines Buches) dagegen wehrt, denn Pöllmann hat als Kritiker wie als schaffender Autor doch ganz andere Befähigungsnachweise erbracht als Muth und legt darum mit seinem Urteil doch eine unvergleichlich größere Autorität in die Wagschale.

zu, so wäre damit bewiesen, daß der ganze künstliche Bau seiner ästhetischen Theorien nicht die geringste tatsächliche Grundlage besitzt. Er weist ja theoretisch nach, daß die konfessionelle Befangenheit, in der die katholischen Dichter heute leben, die „mangelnde große Synthese des religiösen Geisteslebens“ und der Mangel an Toleranz die Ursachen sind, daß unsere Dichter nichts Großes hervorbringen können. Seine Kritik der Leistungen dieser Dichter ist also schon durch seine ästhetische Theorie gegeben, er muß diese Leistungen verkleinern und herabsetzen, wenn er seiner eigenen Theorie nicht widersprechen und dieselbe nicht ad absurdum führen will.

Freilich gerät er, diese Szylla vermeidend, in die Charybdis eines anderen Widerspruches. Er will sein ganzes Buch nur geschrieben haben, um eine „aus katholischem Geist und Empfinden hervorgewachsene Literatur von künstlerischer Vollwertigkeit herbeizuführen.“ Er will das aber tun mit Ausschluß der katholischen Dichter. Er spricht ja allen, ausgenommen Handel-Mazzetti (und wohl Nanny Lambrecht?) die künstlerische Vollwertigkeit ab. Da aber leider nicht die Kritiker, sondern nur die Dichter eine Literatur machen können, und da auch Karl Muth doch wohl vor der Aufgabe zurückschreckt, dem lieben Gott ins Handwerk zu pfuschen und im Handumdrehen einige „unbefangen“ katholische Genies zu schaffen, so ist absolut nicht einzusehen, woher diese erwünschte Literatur kommen und wie sie entstehen soll. Muth mag vom „religiösen Erlebnis“, von „kraftvoller Unbewußtheit der religiösen Instinkte“ noch so klug und dunkel reden, er ändert damit nichts an der einfachen Tatsache, daß diese Dinge keinen Dichter machen und daß ein wirklich begabter Dichter auch dann ein großer katholischer Dichter sein wird, wenn er von diesen Schlagworten nie etwas gehört hat und einfach aus seiner katholischen, treukirchlichen Weltanschauung heraus dichterisch vollendete Werke schafft. „Religiöses Erlebnis“ — wenn dieses moderne Schlagwort etwas bedeuten soll — muß jeder gläubige und aus dem Glauben lebende Katholik haben, also auch jeder katholische Dichter. Nur die „Unbewußtheit“ überlassen wir den unbewußten Katholiken, deren Dichter und Propheten in ihrer Unbewußtheit wiederholt an den Index gestreift haben.

Was über Muths Buch noch zu sagen ist, wird an anderen Orten gesagt werden. Es ist nicht möglich, im knappen Rahmen dieser Zeitschrift alle irrigen Behauptungen Muths zurückzuweisen und allen seinen geschickt verborgenen Widersprüchen nachzuspüren. Nur das eine sei noch gesagt: Solche Bücher stiften nur geringen Nutzen, wohl aber unberechenbaren Schaden, indem sie jene Kräfte, ohne die es keinen Fortschritt in der Literatur gibt, die Kräfte der schaffenden Autoren durch Entmutigung geradezu lähmen und das katholische Publikum von der katholischen Literatur abreden

— ich wiederhole dieses Wort Kraliks mit vollster Überzeugung, weil es ein wahres Wort ist —; indem sie dadurch, daß sie dem katholischen Volke seine Dichter verekeln oder doch als minderwertig erscheinen lassen, nicht nur dem Eindringen der guten, sondern auch der schlechten, nichtkatholischen Literatur Vorschub leisten, dadurch den katholischen Buchhandel schwer schädigen und durch diese Schädigung mittelbar einen neuen schweren Schlag gegen die katholischen Autoren führen. Die „katholische Selbstvergiftung" auf literarischem Gebiet hat sich zum katholischen Selbstmord ausgewachsen. Hg.

Der Gralburg-Türmer.

Am 1. Juni starb in Mitwitz in Oberfranken Guido Maria Dreves. Durch seinen Vater Lebrecht Dreves und seinen Paten Joseph von Eichendorff war schon seine Jugend mit der Romantik verknüpft. Er bewährte sich früh als charaktervoller Lyriker und wandelte als solcher ganz in romantischen Bahnen. Seine „Kränze ums Kirchenjahr" und seine „Schwertlilien" fanden leider kaum die verdiente Beachtung; erfolgreicher war er in seinen hymnologischen Studien, welchen er sich als Mitglied der Gesellschaft Jesu fast ausschließlich widmete, und deren Früchte er in den „Analceta Hymnica Medii Aevi" (50 Bände) in den Jahren von 1886 bis 1907 niederlegte. Als er vor wenig Jahren aus der Gesellschaft Jesu austrat, lebte er in München, später als Schloßkaplan in Mitwitz, seinen wissenschaftlichen Studien. Früh vollendet, hat er das Werk eines langen Menschenlebens verrichtet. Im Volke wird er hauptsächlich durch sein Gesangbuch: „O Christ, hie merk!" fortleben.

In dem an Menschenleid und künstlerischer Erhebung so reichen Leben M. Herberts war der 20. Juni d. J. ein bedeutsamer Markstein. Der „Gral" hat das dichterische Schaffen dieser Frau schon im 1. Jahrgange eingehend gewürdigt. Den katholischen Dichtern flicht man heute keine Kränze, und wenn es doch geschieht, spickt man sie reichlich mit Dornen. Das muß auch M. Herbert gerade in den Tagen erfahren, die ihr besonders den Dank und die Liebe des katholischen Volkes bringen sollten. Zu den Dornen, die ihr das Leben so reichlich wand, hat die „fortschrittliche" katholische Kritik wohl neuerdings die schärfsten gefügt. Ein junger, namenloser Kritiker hat in der Zeitschrift „Über den Wassern" jüngst die Echtheit des Leids, das sich in ihrer Kunst ausprägt, angezweifelt und gemeint, sie kokettiere ein wenig mit den Leidfalten der schmerzhaften Mutter. Der junge Kritiker — dies sei zu seiner Entschuldigung gesagt — hat wohl gar nicht gefühlt, daß er damit dieser Dichterin das Bitterste sagte, was

ihr die Kritik sagen kann, daß er damit ihrer Kunst ans Herz griff. Unechtheit, theatralische Pose, spielerische Vorspiegelung wirklicher Empfindung, das ist wohl das Ungerechteste und darum das Bitterste, was man dieser Frau sagen kann, die in ihren dichterischen Werken so tief, so wahr ist, daß man eher das Gefühl des Ringens der Tiefe ihres Gefühls nach der tiefsten und echtesten Ausdrucksweise hat. Aber das Bitterste, was die moderne katholische Kritik dieser Frau bot, war es noch nicht. Es war Karl Muth vorbehalten, ihr in seiner neuesten Broschüre dieses Bitterste zu sagen, mit einem Federstrich das Ringen dieser Frau nach wahrer, echter Kunst auszulöschen und ihre Prosawerke verächtlich in die — Unterhaltungsliteratur einzureihen. Wenn Karl Muth jemals gezeigt hat, daß er entweder kein Kritiker, oder doch ein einseitiger, befangener Kritiker ist, so zeigt er es mit diesem Ausspruche. Es wäre schade um jedes Wort, die schneidende Ungerechtigkeit dieser Kritik darzutun, die, wenn sie ernst gemeint, beziehungsweise nicht vom Widerspruchsgeist diktiert sein sollte, ein schlagender Beweis für die Unfähigkeit Karl Muths ist, ernstes künstlerisches Streben auf katholischer Seite zu verstehen und zu würdigen. Der „Gral" wird es als seine Pflicht betrachten, dafür zu sorgen, daß die Bäume dieser zerstörenden, unschöpferischen Kritik nicht in den Himmel wachsen, und daß auch für eine M. Herbert einst der Tag komme, der ihr Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Otto von Schaching (Kgl. Wirkl. Rat Dr. Otto Denk in Regensburg) wird von den Bürgern seines Heimatsortes Deggendorf-Schaching durch eine Gedenktafel an seinem Geburtshause geehrt. Der im Zeitalter des Inferioritätsrummels viel zu wenig beachtete Dichter soll den Lesern des „Gral" bald wirksam in Erinnerung gebracht werden.

Wir Katholiken haben jetzt so viel damit zu tun, unsere Literatur in den Augen der Welt herabzusetzen, daß wir zur Ausnützung und Ausmünzung unserer literarischen Schätze keine Zeit haben. So konnte W. Oehl in seinem Aufsatze „Die deutsche Mystik" (Gral III, 3) mit Recht schreiben: „Wir haben unserer eigenen ererbten Reichtümer vergessen, haben den wandelbaren Problemen der Moderne nachjagen müssen, und nun nimmt uns eben diese Moderne, ihrer selbst müde und satt, unser vernachlässigtes Eigentum weg." So macht sich auch jetzt im katholischen Lager, offenbar nur aus Widerspruchsgeist gegen den „Gral", eine Geringschätzung der Romantik geltend, man sucht die Beschäftigung mit der Romantik als „unmodern", als mit der „modern organisierten" Geistesverfassung der deutschen Katholiken in Widerspruch stehend hinzustellen. Diese Furcht, durch Berührung mit der Romantik unmodern zu werden, ist bei den echten Modernen so wenig vorhanden, daß ein Romantiker um den andern

durch glanzvoll ausgestattete Ausgaben zu neuem Leben erweckt wird. So gibt Karl Schüddekopf im Verein mit Heinz Amelung, V. Michels, J. Petersen, A. Sauer, Erich Schmidt, Franz Schultz und R. Steig eine Gesamtausgabe von Brentanos Werken in 18 Bänden bei Georg Müller in München heraus (à Mk. 6.—, geb. Mk. 8.50). Zuerst erschien natürlich „Godwi", das von Brentano selbst verleugnete und der Vernichtung preisgegebene Werk. Die noch im Erscheinen begriffene, wohl erst im nächsten Jahre vollendete Gesamtausgabe bringt auch die andern fast verschollenen Jugendwerke, ferner die religiösen Schriften, insbesonders „Katharina Emmerich" und die Briefe, sowie eine Fülle noch ungedruckten Materials.

Ehe noch Karl Muths neueste Broschüre „Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis" erschienen war, hatte Richard von Kralik seine soeben bei J. Habbel in Regensburg erschienene Gegenschrift: „Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart, ein Beitrag zu ihrer Geschichte", nahezu vollendet. Nichtsdestoweniger ist in dieser Arbeit auch die Antwort auf Muths Broschüre bereits enthalten. R. von Kralik behandelt in 12 Kapiteln die literarische Entwicklung der letzten Jahrzehnte: 1. Es weht der Geist, wo er will. 2. Kulturgeschichtliche Zusammenhänge. 3. Der Streit um die Inferiorität. 4. Reformversuche. 5. „Gottesminne" und Beuroner Kunst. 6. „Hochland" und fortschrittlicher Katholizismus. 7. Der Gralbund. 8. Der Gral. 9. Die Abwehr des Modernismus. 10. Über den Wassern. 11. Meyenberg und Falkenberg. Muths „Wiedergeburt". 12. Epilog. — Eine Zeittafel stellt zum Schluß die charakteristischen Erscheinungen von 1870 bis 1909 annalistisch zusammen. — Die hochaktuelle Broschüre bedarf wohl keiner weiteren Empfehlung, insbesondere wird kein Leser der Muthschen Broschüre an ihr vorüberkommen.

Speziell den Streit um die „Inferiorität" im katholischen Lager behandelt ausführlich und teilweise von ganz neuen Gesichtspunkten eine Broschüre „Totengräber als Ärzte" von F. Wahrmund, die demnächst im Verlage von Friedrich Alber in Ravensburg erscheinen wird. Die Inferioritätsanklage wird in dieser mit verblüffender Sachkenntnis geschriebenen Broschüre einer geradezu vernichtenden Kritik unterzogen, die allen bisher Blinden die Augen weit öffnen und den Verkündigern der Inferiorität voraussichtlich die Sprache verschlagen wird. Den Abonnenten des „Gral" wird diese Broschüre durch Eingliederung in eine besondere Abteilung der Gralbücherei zum ermäßigten Preise zugänglich gemacht werden. Bestellungen auf diese hochinteressante Broschüre werden schon jetzt vom Verlag entgegengenommen.

Erklärung.

Die Unterzeichneten glauben im Namen der erheblichen Mehrzahl katholischer Schriftsteller deutscher Zunge zu sprechen, wenn sie es endlich an der Zeit halten, gegen die seit einem Jahrzehnt fortgeführte, nun neuerdings wieder in Angriff genommene Zerstörungsarbeit innerhalb der bisher so hoffnungsvoll aufgeblühten katholischen Literartur-Bewegung zu protestieren. Seit etwa vier Jahrzehnten ging einem religiösen und einem politischen Aufschwung der deutschen Katholiken auch ein literarischer Aufschwung zur Seite, wie er bisher noch in keinem Jahrhundert seit der Kirchentrennung seinesgleichen hatte. Diesem Aufschwung nun tritt von seiten einer Fraktion — sie nennt sich die fortschrittliche — eine wahrhaft reaktionäre Kritik gegenüber, die bereits erheblichen Schaden angerichtet hat und, wenn sie so weiter fortschreitet, die katholische Literatur zerstören wird.

Jede Kritik, selbst die herbste, die rücksichtsloseste, ist berechtigt und heilsam, sie ist eine willkommene und notwendige Mitarbeit an aller positiven Kulturarbeit, — wenn sie sachlich ist. Die Kritik aber, wie sie in diesem letzten Jahrzehnt — fragen wir nicht nach dem Warum — von einigen Katholiken gegen Katholiken geübt wurde, ist nicht mehr bloß „rücksichtslos", sie ist tendenziös von Mißgunst, ja von offener Gehässigkeit erfüllt. Diese Kritik benörgelt, verdächtigt, verkleinert und verunglimpft in leichtfertiger Weise die Lebensarbeit katholischer Schriftsteller, während sie den Schriftwerken akatholischer Autoren zumeist ungleich freundlicher gegenübersteht, ja ihnen nicht selten mit ungeteilter Bewunderung Weihrauch streut. Sie gibt vor, das katholische Geistesleben wecken und heben zu wollen; in Wahrheit ist sie darnach angetan, es in den Boden zu stampfen.

Bisher mutig schaffende Autoren sind dadurch so angeekelt worden, daß sie ihre Feder am liebsten zerbrechen möchten. Andere und besonders die jüngere Generation wagen es kaum mehr, mit charaktervollen, persönlichen Publikationen hervorzutreten, da deren Vernichtung ihnen gewiß erscheint.

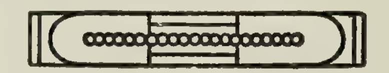
Wieder andere von unselbständigerem Urteil und durch mannigfache Beziehungen und Interessen verknüpft, haben nicht den Mut, offen ihren Unwillen über dieses selbstmörderische Treiben auszusprechen. Die Zweifelhafteren aber werden dadurch überhaupt aus der katholischen Literaturbewegung hinausgedrängt, aus einer Bewegung, die ihnen infolge dieser unleidlichen Verhältnisse als aussichtslos, als verfahren erscheinen muß.

Um so mehr halten es die Unterzeichneten für ihre Pflicht, einen Appell an das katholische Publikum zu richten und es von der drohenden Gefahr der Lage in Kenntnis zu setzen, einen Appell an den katholischen Klerus, einen Appell an die katholischen Politiker, an die katholischen Redakteure und Verleger. Nicht etwa nur das Standes-

interesse und der Ruf einzelner Autoren steht auf dem Spiele, sondern es handelt sich um das Interesse und die Existenz katholischer Geistesarbeit. Wird unsere katholische Literatur zerstört, so wird die Werbekraft der katholischen Ideen auch auf den Gebieten der Politik und der Gesellschaft sinken; um so mehr muß an der Stelle der katholischen die moderne antichristliche Literatur in unserem Volke Eingang finden und damit der Geist der Verneinung immer weiter um sich greifen.

Ansgar Albing. — M. v. Buol. — Clara Commer. — Msgr. Commer. — Dr. Otto Denk. — Domanig. — Eichert. — Anna Esser. — Fabri de Fabris. — Sophie Görres. — M. v. Greiffenstein. — Harrasser. — E. M. Hamann. — L. v. Heemstede. — Hlatky. — Innerkofler. — Gaudentius Koch. — Kralik. — Krapp. — W. Oehl. — A. J. Peters. — Schrott-Fiechtl. — Josef Seeber. — B. Stein. — A. Trabert. — Alb. M. Weiß. — Msgr. S. Waitz.

(Weitere Zustimmungserklärungen werden erbeten.)



Neu erschienene oder zur Besprechung eingesendete Bücher

aus dem Gebiet der schönen Literatur und Literaturgeschichte.

(Die von katholischen Autoren oder Verlegern stammenden Bücher sind in der ersten Abteilung (I) zusammengestellt. — Wenn nicht anders bemerkt, sind die Preise in Mark angegeben. — Die Aufnahme eines Buches in dieses Verzeichnis bedeutet noch keine Empfehlung.)

I.

Aschendorffs Prachtausgaben wertvoller Jugendschriften. Münster, Aschendorff. II. Cooper, James Fenimore: Der letzte Mohikaner. Für die deutsche Jugend bearbeitet, sowie mit Einleitung und Erläuterungen versehen von Oberl. Prof. Dr. O. Heinrichs. Mit farb. Titelbild, 8 Tondr.-Bildern u. 23 Bildern im Texte. 3., durchgesehene Aufl. (VII, 246 S.) 1909. Mk. 3,—.

Brauns Novellen- und Roman-Sammlung. Regensburg, F. Habbel. Jeder Band Mk. 1.60; geb. in Leinw. Mk. 2.—. 26. Frankenstein, H.: Eine geheime Mission. Kriminal-Roman. (293 S.) 1909.

Bücherei, Allgemeine. Mergentheim, C. Ohlinger. Jede Nummer Mk. —.20. 23. Krane, Anna, Freiin v.: Die Glieder einer Kette und andere Novellen. (78 S.) 1909. 25. 26. Weber, Beda: Der Tod eines Dorfkaplans in den Tiroler Alpen. — Gotthelf, Jerem.: Der Sonntag des Großvaters. (86 S.)

Eckerth, W., Das Waltherlied. Gedicht in mittelhochdeutscher Sprache. Mit einem Anhang über die Schriftdenkmale zur Walthersage u. die Walthersage. 2. vermehrte Aufl. (III, 195 S.) Halle, M. Niemeyer, 1909. Mk. 5.—.

Eschelbach, Hans, Der Abtrünnige. Drama. (158 S.) Ravensburg, F. Alber, 1909. Mk. 1.80; geb. Mk. 2.40.

Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im kathol. Deutschland. 1. Vereinsschrift f. 1909. Köln, J. P. Bachem. 1. Meyer, Dr. H., Zur Psychologie der Gegenwart. (104 S.) 1909. Mk. 1.80.

Greif, Martin, Gedichte. Mit einem Bildnis des Dichters von Hans Thoma. 8., verbesserte u. vermehrte Aufl. 14. Tausend. (VII, 427 S.) Leipzig, C. F. Amelang, 1909. Geb. in Leinw. Mk. 5.—; Dünndr.-Ausg. geb. in Ldr. Mk. 7.50.

— General York. Vaterländ. Schauspiel. 5., verbesserte Aufl. (67 S.) Leipzig, C. F. Amelang, 1909. Mk. 1.—.

— Gesammelte Werke in 4 Bänden. 2., durchgesehene und stark vermehrte Auflage. (XIV, 448 S.; VII, 311 S.; V, 518 S. u. V, 539 S. mit Bildnis. Leipzig, C. F. Amelang, 1909. Mk. 16.—; geb. in Leinw. Mk. 20.—.

Hansjakob, Heinrich, Reiseerinnerungen. Volksausg. Stuttgart, A. Bonz & Ko. Jeder Band Mk. 2.—; geb. in Leinwand Mk. 3.—. 4. Alpenrosen mit Dornen. Reiseerinnerungen. (Kopfleisten und Vignetten nach Zeichnung von C. Liebich.) (444 S.) 1909.

Jugend- u. Volksbücherei, Illustrierte. Hrsg.: Kathol. Lehrerverband des deutschen Reiches, Prov. Rhld. Köln, J. Kratz & Ko. 3. Band. Wildermuth, O.: Vier Erzählungen. (Der Peterlie von Emmental. — Eine Königin. — Der Sandbub'. — Schwarze Treue.) Neue, illustrierte Ausgabe für die Jugend ausgewählt und bearbeitet von Richard Ohler. (174 S.) 1909. Mk. 1.50; geb. in Leinw. Mk. 2.30.

Jüngst, Antonie, Gesucht und Gefunden. Tagebuchblätter eines alten Fräuleins. 2. Aufl. (176 S.) Paderborn, F. Schöningh, 1909. Mk. 2.—; geb. Mk. 3.—.

Kosch, Wilhelm, Martin Greif in seinen Werken. 2. Aufl. Mit Greifs Bildnis nach einer Büste von Professor Ger. Busch. (VIII, 174 S.) Leipzig, C. F. Amelang, 1909. Mk. 2.50; geb. in Leinw. Mk. 3.—.

Krane, Anna, Freiin v., Starke Liebe. Roman. Nebst einer Novelle: Der Fluch Adams. (362 S.) Köln, J. P. Bachem, 1909. Mk. 4.50; geb. Mk. 6.—.

Lambrecht, Nanny (Alca Ruth), Was in Venn geschah ... Erzählungen aus der Eifel und der Wallonie. 2. Aufl. (296 S.) Essen, Fredebeul & Koenen, 1909. Mk. 3.20; geb. in Leinw. Mk. 4.—.

Mack, Eugen, Alt-Rothenburg, wohin die Adler schauen vom Hohenzollern und Habsburgstamm. Eine dramat. Dichtung. (54 S.) Ravensburg, F. Alber, 1909. Mk. 1.40; geb. Mk. 1.75.

Nabor, Fel., Johanna, die Jungfrau von Orleans. Histor. Erzählung. (231 S. mit Titelbild.) Klagenfurt, Buch- u. Kunsth. des St. Josef-Vereins, 1909. Mk 1.—; geb. Mk. 1.50.

Reimmichl, Die schwarze Frau. Erzählung aus dem Tiroler Freiheitskrieg. 1.—4. Tauf. (205 S.) Innsbruck, H. Schwick, 1909. Mk. 1.50; geb. in Leinw. Mk. 2.50.

Sammlung historischer Romane. Regensburg, F. Habbel. Jed. Bd. Mk. 1.60; geb. in Leinw. Mk. 2.—. 6. Lytton-Bulwer, Eduard: Die letzten Tage Pompejis. Historischer Roman. Aus dem Engl. von Otto v. Schaching. (XIII, 617 S.) 1909.

Schuler, G. M., Lust und Leid. Lyrisches und Episches. (VIII, 248 S.) Würzburg, F. X. Bucher, 1909. Mk. —.60.

Strobl, J., Ein rheinisches Passionsspiel des XIV. Jahrh. — Eine Handschrift latein. Predigten Bertholds v. Regensburg. Beiträge zur deutsch. Literaturgeschichte aus der Kreuzensteiner Bibliothek. (IV, 58 S.) Halle, M. Niemeyer, 1909. Mk. 2.—.

Wibbelt, Augustin, Mäten-Gaitlink. Gedichte in münsterländ. Mundart (256 S. m. Bildnis.) Essen, Fredebeul & Koenen. Mk. 2.60; geb. in Leinw. Mk. 3.60.

II.

Aus Natur- u. Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich gemeinverständl. Darstellungen. Leipzig, B. G. Teubner. Jedes Bändchen Mk. 1.—; geb. in Leinw. Mk. 1.25. 266. Fritz, Stadtbiblioth. Dr. Glieb: Das moderne Volksbildungswesen. Bücher- und Lesehallen, Volkshochschulen und ver-

wandte Bildungseinrichtungen in den wichtigsten Kulturländern, in ihrer Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Mit 14 Abbildungen im Text. (IV, 114 S.) 1909.

Bahr, Herm., Tagebuch. (268 S.) Berlin, P. Cassirer, 1909. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

— Drut. Roman. (532 S.) Berlin, S. Fischer, Verlag, 1909. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Daur, Alb., Das alte deutsche Volkslied nach seinen festen Ausdrucksformen betrachtet. (VII, 200 S.) Leipzig, Quelle & Meyer, 1909. Mk. 6.—.

Dauthendey, Max, Lusamgärtlein. Frühlingslieder aus Franken. (Den Umschlag zeichnete E. R. Weiß.) (163 S.) Stuttgart, A. Junker, 1909. Mk. 2.50.

Goethes Briefe an Frau v. Stein. Ausgewählt u. herausg. von Jul. Petersen. (XII, 239 S. mit 3 Tafeln.) Leipzig, Insel-Verlag, 1909. In Pappbd. Mk. 2.—; geb. in Ldr. Mk. 4.—.

Hoffmanns, E. T. A., sämtliche Werke. Historisch-krit. Ausg. m. Einleitungen, Anmerkungen und Lesarten von Karl G. von Maassen. 3. Bd. Nachtstücke. Mit 9 Bildbeigaben und 1 Fksm. (XXVIII, 447 S.) München, G. Müller, 1909. Mk. 5.—.

Hofmannsthal, Hugo v., Gestern. Dramatische Studie in 1 Akt in Versen. 3. Aufl. (57 S.) Berlin, S. Fischer, Verlag, 1909. Mk. 2.—.

Kettner, Gust., Studien zu Schillers Dramen. 1. Teil. Wilhelm Tell. Eine Auslegg. (X, 180 S.) Berlin, Weidmann, 1909. Geb. in Leinw. Mk. 3.50.

Meister des Märchens. Hrsg. von der freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin. Leipzig, Abel & Müller. Geb. in Leinw., jed. Band Mk. 1.50. 4. Tieck. Mit Buchschmuck v. Willib. Weingärtner. (95 S.) 1909. 5. Arndts Märchen. Mit Buchschmuck von Hub. Wilm. (153 S.) 1909. 6. Hauffs Märchen. Mit Buchschmuck von Arpad Schmidhammer. 2. Bd. (135 S.) 1909. 7. Brentanos Märchen. Mit Buchschmuck v. Erich Kuithan. (147 S.) 1909.

Mörike, Eduard, Das Hutzelmännchen und andere Märchen. (173 S.) Leipzig, Insel-Verlag, 1909. Mk. 3.—; geb. in Leinw. Mk. 4.—; in Ldr. Mk. 5.—.

Philipp-Hergesell, Jul., Der steinerne Zeuge. Roman aus Berliner Architektenkreisen. (Den Umschlag zeichnete Rud. und Fia Wille.) (352 S.) Stuttgart, A. Junker, 1909. Mk. 4.—.

Pichler, Ad., Gesammelte Werke. Vom Verf. f. d. Druck vorbereitet. 17. Bd. In Lieb' und Haß. Elegien und Epigramme aus Tirol. 4. verm. Aufl. (VIII, 279 S.) München, G. Müller, 1909. Subskr.-Pr. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—; Einzelpreis Mk. 4.50; geb. Mk. 5.50.

Rilke, Rainer Maria, Die frühen Gedichte. (Des Buches „Mir zur Feier" 2. Aufl.) (144 S.) Leipzig, Insel-Verlag, 1909. Mk. 4.50; geb. in Halbldr. Mk. 6.50.

— Requiem. (26 S.) Leipzig, Insel-Verlag 1909. Geb. in Pappbd. Mk. 3.50.

Rosegger, Pet., Peter Mayr, der Wirt an der Mahr. Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit. 18. Aufl. (417 S.) Leipzig, L. Staackmann, 1909. Mk. 3.—; geb. in Leinw. Mk. 4.—.

Stilgebauer, Edward, Der Eroberer. Roman. 1.—10. Tausf. (IV, 576 S.) Dresden, E. Pierson, 1909. Mk. 2.50; geb. netto Mk. 3.50.

Tolstoi, Graf Leo, Krieg und Frieden. Roman. Neu übersetzt und mit einleitenden Worten versehen von Paul Friedrich. (683 S. mit Bildnis.) Berlin, A. Weichert, 1909. Mk. 3.—.

Herausgeber: Der Gralbund. — Verantwortlicher Chefredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. Mitredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Bamberg. — Dr. Wilhelm Oehl, Wien 19/2, Nußdorf. — Verlag: Friedrich Alber, Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

3. Jahrg. | 15. August 1909. | 11. Heft.

Dante als Lyriker.

Balladen und Sonette, verdeutscht von Richard Zoozmann.

(Schluß.)

[Die Mehrzahl der Sonette sind auch ohne Anmerkungen durchaus verständlich.

Zu Sonett 3 wäre zu bemerken, daß sich Dante beklagt, er habe die Hochschule von Bologna mit geringem Erfolge besucht und außerdem dort unglücklich geliebt —

zu Sonett 5, daß das Wortspiel mit Beatrice in der zweiten Zeile bei der Übersetzung nicht wiedergegeben werden konnte —

zu Sonett 9, daß die zweite Strophe an Amor gerichtet ist —

zu Sonett 12, daß die in der zweiten Quartine erwähnte Reise mit der in der Vita Nuova erzählten identisch sein dürfte —

zu Sonett 14, daß die zweite Zeile der zweiten Terzine, die Purg. VI, V. 76 ungefähr ebenso vorkommt, leicht diesem Sonett die Verfasserschaft unserem Dichter zugezogen haben kann —

zu Sonett 15, daß dies Gedicht etwas verworren ist. Der Inhalt soll besagen: alle angeführten Mittel und Beschäftigungen dienen wohl dazu, die Liebe zu mäßigen und in Grenzen zu halten. Sie aber ganz zu zerstören, vermag weder irgend eine Zerstreuung, noch soll es der Mensch überall versuchen, gegen sie sich aufzulehnen, die ihn im Grunde doch erhebt und adelt —

zu Sonett 16, daß dies Sonett, wenn es Dante mit Recht zugeschrieben werden kann, zu einer Zeit entstanden sein muß, wo der Dichter noch nicht zu der großartigen Rechtfertigung des Glückswechsels gekommen war, wie er ihn Inf. VII, V. 73—96 beschreibt — und endlich

zu Sonett 17, daß hierin der vom Schicksal verfolgte Dichter alle seine Hoffnungen scheitern sieht und — an die Gastfreundschaft oft unwürdiger Gönner gewiesen — mit Schmerzen inne wird, wie ihm die Geißelhiebe seines oft derben, wenn auch gerechtfertigten Unmutes eine Zufluchtsstätte nach der anderen verschließen, so daß ihm bald nur der freie Himmel zum Obdach übrigbleiben wird. So entsagt er denn dem Festhalten an dem früher erkorenen Ziele und den Plänen für die fernere Zukunft: nur der Wechsel der Ereignisse soll seine Schritte leiten, „nicht mit anderen Nägeln will er seinen Aussatz kratzen“.]

Sonett 1.

Wenn meine Augen Pfeile schicken könnten
Oder vielleicht solch tödlich Gift enthielten,
Daß sie mit ihren Strahlen tödlich zielten,
Wie Basilisken, sagt man, blicken könnten,

Dann wär es recht nur, daß man sie entschuldige,
Die qualvoll mir entwendet Herz und Sinne;
Doch so, kaum wird sie meines Anblicks inne,
Verbirgt sie ihre Schönheit, der ich huldige:

Obwohl aus meinen Augen doch entspringt
Nichts als die Liebe, wenn ich sie betrachte
Mit jener Lust, wie sie mein Herz durchdringt.

So wolle Gott — weil sie dies Leid mir brachte,
Drob Amor ihrethalb mein Herz bezwingt —
Daß sie in einem einzigen Seufzer schmachte!



Sonett 2.

Vielmals bei Tage lach ich laut und weine,
Bin tief betrübt und singe fröhlich wieder;
Doch wenn sie scheidet, liegt mein Mut darnieder,
Daß ich in kurzer Zeit zu sterben meine.

Kehrt sie zurück, so muß ich jubelnd singen,
Weil mir ihr Nahn so großes Glück erteilte;
Doch kaum, daß sie ein wenig bei mir weilte,
Flieht sie aufs neu, mir neuen Gram zu bringen.

So hält ein wilder Zwiespalt mich beklommen,
Da Tag und Nacht das Leben mir bedroht
Solch Zustand, ohne je zur Ruh zu kommen.

Amor, erbarme du dich meiner Not,
Gib Tod, gib Leben, dir ist unbenommen
Die Macht dazu; doch dies gibt mir den Tod!



Sonett 3.

Weh mir! daß Mitleid ich zu finden dachte,
Vernähme meine Herrin erst die Kunde
Der großen Pein in meines Herzens Grunde,
Und seh nun, daß sie grausam mich verachte

Und demutfremd in starkem Zorne grollt,
Daß ich mich als gestorben schon betrachte,
Weil meinen Mut das ums Vertrauen brachte,
Was mir sonst Sicherheit verleihen sollt.

Drum will sich nicht der stille Vorwurf legen,
Wie ich noch leb, wo Hoffnung mir zerknickte,
Daß Sie und Mitleid jemals Freundschaft hegen.

Ja, nur zu sterben noch für mich sich schickte,
Und sag, daß ich Bologna nicht zum Segen,
Noch minder jene schöne Frau erblickte!



Sonett 4.

Die Frau dort, die mich wandeln läßt in Sorgen,
Sie trägt im Angesichte Amors Macht,
Daß mir in meines Herzens Grund erwacht
Der holde Geist, den ich alldort verborgen.

Sie hat mir eingeflößt ein solch Verzagen,
Daß ich, seit ich den süßen Herrn gesehen
In ihren Augen vollen Glanzes stehen,
Vor ihr den Blick nicht wage aufzuschlagen.

Und kommts, daß ich die schönen Augen sehe,
So winket mir darinnen so viel Glück,
Wie mein Verstand nicht fähig zu erfassen.

Dann sinkt mir alle Kraft gelähmt zurück,
So daß die Seele, die vor Seufzern wehe,
Sich anschickt, meinen Körper zu verlassen.



Sonett 5.

Vom Antlitz (das die Sonne macht erblassen)
Der Segenspenderin für Segenswerte —
Die unserm Leben mehr an Reiz bescherte
Und Glück, als man auf Erden mag erfassen,

Von ihren Augen (Sterne sinds und Sonnen),
Vor deren Glanz kein Blick sich kann erheben,
Wert, daß sie meinen Seufzern Nahrung geben,
Von ihren Worten, schlicht, hold, süß an Wonnen,

Von ihres Wesens himmlischem Gehaben,
Von nie vorhergeschauten Lieblichkeiten,
Die selbst die Luft mit Liebesfarbe rötet,

Von dem, was Himmel und Natur ihr gaben
An Reizen, unverändert allerzeiten —
Entsprang die Glut, die mich erhält und tötet!



Sonett 6.

Jenes entzückenden Gesichtes Wonne
Erschuf den Pfeil, den mir die Augen sandten
Ins tiefste Herz, als sie zu mir sich wandten,
Der hingestarrt zu ihrer Schönheit Sonne.

Da fühlt ich, wie die Sehkraft mir verderbe
Im Angesichte, das die Furcht verwirrte;
Und jeder Seufzer, der der Brust entirrte,
Erzählte jammernd, daß mein Herz nun sterbe.

Ach! darauf weinte jeglicher Gedanke
Im schmerzerfüllten Geist, der mich erkennen
Läßt immer, was man höchlich an ihr preise.

Dort spricht zum Herzen einer solcherweise
Und sagt: mitleidig bist du nicht zu nennen
Mit unserm Los: drob ich verzweifelnd schwanke.



Sonett 7.

Ihr, meine Frauen, saht ihr jüngst vielleicht
Die wonnige Gestalt, die schier mich tötet?
Vor der, wenn Lächeln nur ihr Antlitz rötet,
Wie Schnee vorm Sonnenschein mein Denken weicht.

Sie war es, die das Herz mir grausam knickte,
Daß ich kaum länger meinem Leben traue;
Wer immer drum, ihr Frauen, sie erschaue,
Falls sie der Zufall euch entgegenschickte,

Steht still vor ihr, und wollt aus Mitleid wagen,
In Demut ihr zu melden diese Kunde,
Daß ich von ihr empfing die Todeswunde.

Und will sie, daß durch ihre Huld gesunde
Die Seele mein, drauf so viel Sorgen lagen,
So lasse sie: Bleib fern, durch mich euch sagen.



Sonett 8.

Aus meiner Herrin Augen schön und heiter
Blitzt eine Kraft, von Amor so durchdrungen,
Daß, wen sie trifft, zum Stillstehn wird gezwungen,
Um sie zu sehn; und nichts begehrt er weiter.

Schönheit und Zucht als Göttin sie verehren,
Und recht ists, da ihr Wert so unerreichbar,
Daß sie nicht Menschen, Göttern nur vergleichbar;
Und immer, immer soll ihr Ruhm sich mehren!

Wer sie recht liebt, des eignen Glücks sich wundert
Im Anschaun ihrer Tugenden: so viel sinds!
Und fragst du: wie ichs weiß? — Ich fühl es eben.

Doch willst du Aufschluß nun, und sprichst: Wieviel sinds?
Nicht weiß ichs, denn ich zähle nicht nur hundert;
Unendlich mehr als doppelt muß es geben!



Sonett 9.

Holdselig Mädchen, weil mich Amor schon,
Du weißt es, willig dir zu eigen machte,
Und ich für dich nur brenne und verschmachte,
So laß mich auch nicht sterben ohne Lohn.

Du kannst dir, edler Herr, vielleicht nicht denken,
Wie hart sie, und wie drückend meine Schmerzen,
Denn noch erlosch dir nicht im edeln Herzen
Das Mitleid, Hilfe meiner Treu zu schenken. —

Ja, alle gegenwärtige Not entschwindet,
Gibst du ersehntes glückliches Gelingen
Der Hoffnung nun, die Amor setzt in dich.

Darum, Madonna, eh der Tod mich findet,
Hilf mir um Gott, willst du mir Hilfe bringen,
Und, Harte, sieh zu deinen Füßen mich!



Sonett 10.

Ach! trage mit Geduld der Liebe Gluten
Und leide willig deines Herzens Qualen;
Denn dir wird, hoff ich, noch solch Glück erstrahlen,
Daß du dich zählest zu den Frohgemuten.

Ich sah schon bei des Meers empörtem Fluten
Der Schiffer Antlitz totenbleich sich malen,
Die dann, wenn sie die Seele Gott empfahlen,
Erreicht den Hafen und zufrieden ruhten.

Denn Amor will kein Mißtraun, selbst kein leises;
Und kränkt er uns zuerst mit finsterm Grame,
So prüft er nur des Liebenden Gesinnung.

Und findet er ihn später wert des Preises,
Stimmt er ihm günstig die geliebte Dame,
Daß Wonne wird der Dienst in seiner Innung.



Sonett 11.

Je stärker Amors Pfeile euch befehden,
Je schneller sollt ihr ihm auch angehören;
Nicht bessern Rat, das will ich euch beschwören,
Kann ich erteilen. Darum warn ich jeden!

Dann wird er auch mit süßem Balsam heilen
Zur rechten Zeit, bis alle Schmerzen wichen:
Denn Amors Wunden wiegen leicht, verglichen
Mit seiner Lust. Drum sollt ihr euch beeilen,

Zu euerm Herzen jetzt den Weg zu bahnen
Für seine Macht, seid wirklich ihr getroffen
Von ihm so schwer, wie euer Wort läßt ahnen.

Und immer lasset diesen Weg ihm offen;
Denn Freuden schenkt er seinen Untertanen,
Und sie nur läßt er auf Belohnung hoffen.



Sonett 12.

Laß, Amor, uns ein klein Gespräch doch wagen,
Und such des Zornes Pein mir zu zerstreuen;
Und soll sich einer dann des andern freuen,
Laß, Herr, von unsrer Frau uns etwas sagen.

Gewiß, der Weg scheint minder uns beschwert,
Weiß solch Gespräch uns ruhiger zu machen,
Und Lust zur Heimkehr fühl ich schon erwachen
Beim Meinungsaustausch über ihren Wert.

Auf, Amor, denn dir ziemt es anzufangen,
Und mache dich bereit; denn ihretwegen
Bist du so gut, Gesellschaft mir zu zollen,

Seis mir zum Lohn, seis nun aus freiem Wollen!
Mein Geist, mein Denken will sich nicht mehr regen,
So groß ist, dir zu lauschen, mein Verlangen.



Sonett 13.

(Dante von Majano an Dante Alighieri.)

Amor heißt mich so treue Liebe hegen
Und läßt nach ihm so sehnsuchtsvoll mich bangen,
Daß mir noch keine Stunde ist vergangen,
Wo er mir nicht in Herz und Sinn gelegen.

Ovidius könnte Hilfe offenbaren,
Er sagt ja, wie zu heilen sei die Liebe;
Wenn es nur just bei mir nicht Lüge bliebe:
Nur gnadeflehend kann ich Schutz erfahren!

Und vollgemäß der Wahrheit muß ich sagen,
Daß gegen Liebe keine Macht noch Kunst,
Nicht Witz noch Unterricht erfolgreich fechte.

Nur Gnade, nur geduldiges Ertragen
Und treuer Dienst: das nur verhilft zur Gunst —
Sprich, weiser Freund, ob ich nicht bin im Rechte.



Sonett 14.

(Dante Alighieris Antwort auf vorstehendes Sonett.)

Wissen und Kunst, Geist, edle Lebensart,
Adliger Stand, Schönheit und Mammons Erz,
Kühnheit und Demut, ein freigebig Herz,
Großmut und Macht, ob einzeln und gepaart,

All diese Güter überwinden immer,
Mit des Besitzes Lust vereint, die Liebe:
Ob dies im Kampf mit ihr nun stärker bliebe,
Ob das: aus jedem leuchtet doch ihr Schimmer.

Drum wenn du wünschest, Freund, dir möchten frommen
Die Kräfte, die Natur gab oder Glück,
So nütze sie auch redlich Amors wegen,

Und sei nicht seinem holden Wink entgegen;
Denn alles weicht vor seiner Macht zurück,
Was gegen ihn den Ansturm unternommen.



Sonett 15.

(Dante Alighieri an Herrn Bosone Raffaelli von Agobbio.)

Wohner des Hügels, laub- und schattendicht,
Von dem ein Flüßchen, nicht sehr stürmisch, springet,
(Des Name Linci weich und lieblich klinget
Auf italienisch, doch im Deutschen nicht)

Geh abends froh zu Tisch und in der Frühe,
Da du vom teuern Sohne heute siehst
Erhoffte Frucht, der fließend schreibt und liest
Französisch sowie Griechisch ohne Mühe.

Weil sonst ein hoher Geist nicht Wohnung nimmt
Hier in Italien, diesem Schmerzensquelle,
Bei dem man darf solch eine Frucht erhoffen,

So dients zur Lust dem ältern Raffaelle,
Daß er ihn bei Gelehrten angetroffen,
Wie oben auf dem Wasser Leichtes schwimmt.



Sonett 16.

O Welt voll Trübsal, die so blind und häßlich,
Fortuna, die dein Rad du launisch rollest,
Das Glück befeindest und dem Frieden grollest,
Du bist an Treue gleich dem Wind verläßlich.

Nicht Mut noch Reichtum, Weisheit, Adelsrecht
Kann deinem Räuberdrange widerstehen.
Den du erhöht hast, läßt du untergehen
Und machst, wer erst Gebieter war, zum Knecht.

Wer nachdenkt, was du Thebens Völkern schon,
Dem König Priamus getan und allen,
Die du gestürzt von ihrem sichern Thron,

Der fürchtet auch, durch dich in Gram zu fallen,
Da du nur Qual und Seufzer gibst zum Lohn
Und standhaft bist wie Laub im Windeswallen.

Ja, wer mit dir sein Lebensglück besiegelt,
Verliert Ihn, drin die Welt sich glänzend spiegelt.



Sonett 17.

Wenn Schmerz und Not, drin ich mich weinend gräme,
Nur etwas mir erleichterten das Scheiden
Von diesem Leben, reich an Qual und Leiden,
Saturn sogar mein Seufzen dann vernähme.

Doch weiß ich Rat nicht, und wohin ich gehe,
Ist Brand und Pest zu sehn am Horizonte;
Weil ich mein Wort nicht unterdrücken konnte,
Ich unterm Himmel bald kein Obdach sehe.

So in Verzweiflungswut, die nichts kann mindern,
Soll ich beenden nun mein Elendsleben,
Ganz ohne Hoffnung, Ruhe zu erstreiten.

Nun sei es drum! So halte mein Bestreben
Schritt mit den welchselnden Zufälligkeiten:
Kein andres Mittel kann mein Jucken lindern.



Sonett 18.

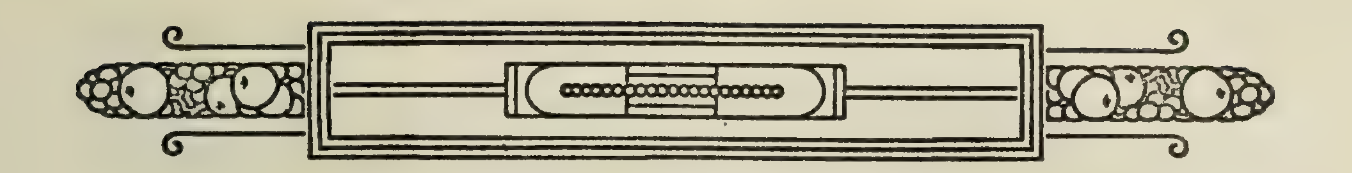
Soviel du kannst und darfst, vergibst dem Rechte
Du nichts, den Freunden und dem Vaterlande,
Soviel du kannst, bleib fern dem Kriegesbrande,
Weil er den Herren macht zum Knecht der Knechte.

Doch wenn dem Falschen nicht obsiegt das Echte,
Dann sei, was falsch, vom Falschen selbst beschossen;
Denn wer nur flieht und fest sich hält verschlossen,
Der reizt die Übermütigen zum Gefechte.

Zu große Langmut dient nur zu vermehren
Die Willkür, die der Ordnung widerstreiten
Und gute Sitten will in schlechte kehren,

So daß es dringend nötig wird zuzeiten,
Dem Frevelmut mit kühner Stirn zu wehren
Und wenn er droht, den Racheweg zu schreiten.





Volkstümliche Andreas-Hoferlieder.

Von Oswald Menghin.

Nicht immer scholl wie heute der Name Andreas Hofers gefeiert von Tal zu Tal, von Land zu Land, durch die ganze gesittete Welt. Kunst und Wissenschaft, Dichter, Maler, Bildhauer und Geschichtschreiber haben sich voreinst nicht so um den schlichten Helden eines schlichten Bauernvolkes bemüht wie nun, da die Nachkommen der großen Ahnen unwert zu werden beginnen und die geheime Sehnsucht nach Wiedergeburt des alttirolischen Geistes nicht die letzte Quelle all der Anstrengungen zu sein scheint, die man aufwendet, um die Erinnerung an jene Männer und Zeiten möglichst glanzvoll erstehen zu lassen. Hofers Heldentod und der Verzweiflungskampf der Tiroler hatten gewiß eine mächtige Wirkung auf die nächsten Zeitgenossen ausgeübt. Manch vaterlandsbegeisterter Jüngling sang waffenklirrende Lieder, pries in wohlgesetzten Sonetten die ersten Vorkämpfer für die Freiheit des deutschen Volkes, bot wohl gar selbst seine Brust, um ähnlichen süßen Tod fürs Vaterland zu sterben. Auch die Geschichtschreiber fehlten nicht und stellten den Tiroler Bauernaufstand, zwar nicht immer sine ira et studio, aber doch zumeist als bewunderungswürdige Leistung einfacher, glaubens- und kaisertreuer Landleute dar. Weit über die Festen des Kontinents drang damals der Ruf der Helden vom Jahre Neun, der Märtyrer vom Jahre Zehn.

Bald legte sich der Sturm. Glänzendere Ereignisse, klingendere Namen, Namen der großen Welt, die Blücher, Wellington, Schwarzenberg, begannen zu strahlen, begannen die nicht vom Genie einzelner gewollten, sondern von dem Geiste und der Begeisterung des Volkes gewirkten Großtaten und die rauhen Namen der Bergleute, der Haspinger, Speckbacher, Hofer zu überstrahlen. Das eigene Volk schien seine Helden vergessen zu haben. Die Alten sprachen nicht gerne von der Sache, die, weil mißlungen, vielen fast als Torheit galt. Kaum bemächtigte sich hin und wieder ein Gelehrter wie Beda Weber oder ein Ungelehrter wie Anton Peternader oder ein Dichter wie Lertha des machtvollen Stoffes und lieferte ein Buch, das von wenigen gelesen wurde. Viele Jahrzehnte brauchte es, bis der Ruhm jener Zeiten und ihrer Männer wieder die gebührende Höhe erreichte.

Aber wenn sich der Lärm der Literaten, Zeitungsschreiber und Festarrangeure verzieht, da beginnt ein anderes heimliches, überaus kostbares Walten, da keimen still und ungesehen Sage und Volkslied auf und fügen die zähe, unentwirrbare, prosaische Masse

der überlieferten Geschehnisse geschichtlicher als die Geschichte, tiefgründiger als die Geschichtschreibung zu einem harmonischen, gestaltungsfähigen und nach Gestaltung rufenden Ganzen zusammen, dessen der Dichter der späteren Generationen so sehr bedarf, soll seine Schöpfung nicht ein poesiearmes Chaos wahllos angereihter Ereignisse ohne volkstümliche Tiefe und Kraft, sondern ein rechtes, lebensvolles, nationales Kunstwerk werden. Und so hat sich auch um Andreas Hofers Gestalt richtige Heldensage gebildet. Leider ist uns davon nur wenig vermittelt, wird sie zu wenig beachtet; denn immer noch teilen viele den Irrtum, daß die Zeit der Sagenentstehung schon lange vorüber, daß sich neue Sage nicht mehr entwickle, die alte aber im Sterben sei und den Forschern nur noch die traurige Aufgabe bleibe, deren spärliche Reste den gelehrten Herbarien einzuverleiben. Sie wissen nicht, daß der Baum der Volksdichtung ewig grünt und blüht, daß die Mutter der Sage, die nimmer ruhende Volksphantasie mit dem nicht auszurottenden Vermögen der Mythenbildung, und mit ihr die Sage selbst lebt und nicht sterben kann, höchstens vor dem Gifthauche falscher Kultur, die in Wahrheit der finstersten Barbarei gleichkommt, sich scheu in die vom Lärm der Presse unentweihten Winkel der Erde zurückzieht.

Und so sind denn auch die Ereignisse des Jahres Neun, vor allem ihr erster Held reichlich von Sage umwoben. „Als Hofer", so erzählt das Volk, „am 22. November 1767 gegen Mitternacht zur Welt kam, stand ob der Platterspitze ein merkwürdiger Stern, der die Gestalt eines Schwertes hatte und gerade auf das Sandwirtshaus herabstrahlte."[1]) Eine andere Wendung behauptet: „Seine Hebamme, Maria Henlein von Matatz, sah in der Nacht, in welcher er zur Welt kam, ob der Platterspitze einen Stern in der Gestalt eines Jagdgewehres, der gerade auf das Sandwirtshaus herüberstrahlte."[2]) Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle sagenhaften Berichte aus Hofers späterem Leben hier wiedererzählen. Nur an einer Sage, die uns gleich in hohe Mythologie einführt, kann ich nicht vorübergehen. „Als im Jahre 1848 Nachrichten von Siegen der Italiener über die österreichischen Truppen verbreitet wurden, bemerkte ein Aberstückler: „Es geht halt so, wie die Willeweiß prophezeit hat. In Welschland wird es unsern Leuten so schlecht gehen, daß die meisten zugrunde gehen. Wenn es aber so weit gekommen ist, daß der Kaiser mit seinen zwei letzten Soldaten durch den Kuntersweg hereinzieht, wird der Sandwirt erscheinen und die Leute aufbieten. Dann gibt es einen so großen Landsturm, wie er noch nie dagewesen ist, und die welschen Rebeller werden für immer geschlagen sein. Viele Leute glauben zwar, daß der Sandwirt zu Mantua erschossen worden sei. Dies ist aber erlogen. Er hat sich

---

[1]) J. V. Zingerle, Sagen aus Tirol. 1891. S. 580.

[2]) Zingerle, a. a. O. S. 695.

nur versteckt und lebt in der Sarner Scharte oder im Ifinger."[1]) Man muß wissen, daß am Ifinger bei Meran auch die Mythe St. Oswalds, des Donnerheiligen mit dem Odhinsraben haftet: dann wird man alsbald ersehen, wie die totgeglaubte Mythe noch immer vorwärtsschreitet, um leise, leise alle Geschichte mit dem Mantel der Poesie zu umkleiden und so dem Volke sinn- und genußvoll zu machen. Auch das, was der sonst nicht ungebildete Verfasser des Volksbuches von Andreas Hofer[2]) bietet, entfernt sich manchmal wohl recht weit vom Boden reiner Geschichte: ja ich möchte dieses Büchlein als den ersten, wenn auch vielleicht unbewußten und noch recht schwächlichen Versuch bezeichnen, Geschichte und Sage von Andreas Hofer zu einer höheren poetischen Einheit zu verschmelzen.

Auch das Volks- und volkstümliche Lied Tirols hat des vaterländischen Helden nicht vergessen. Noch zu Lebzeiten Hofers blühte es auf. Doch beziehen sich diese Lieder meist mehr auf das Jahr Neun im allgemeinen und erwähnen Hofer nur nebenhin,[3]) von den vielen, die auch das nicht tun, ganz zu schweigen. Wir wollen sie daher außer acht lassen bis auf das interessanteste, das fast verschollene „Sandwirtslied" aus Passeier.[4]) Es scheint mir wert, wieder einmal in seiner Gänze gegeben zu werden, was meines Wissens seit seinem Erstdrucke nicht mehr geschehen ist. Das Lied behandelt ziemlich alles, was damals im politischen Horizonte des Tiroler Bauern gelegen haben mag.

„Auf, auf, ihr Tiroler,
Jetzt kommt jene Stund!
So macht euch frisch auf,
Sonst gehn wir zugrund!

Der neunte April,
Der ist jener Tag,
An dem uns der Kaiser
Sein Hilf bietet an.

Es laßt uns jetzt rufen
Ein bartiger Mann,[5])
Weil er von dem Kaiser
Die Nachricht bekam.

Er laßt uns ansagen
Durchn Wirt an dem Sand,
Daß er uns woll' helfen
Erretten das Land.

---

[1]) Zingerle, a. a. O. S. 288.

[2]) Der berühmte Sandwirt Andreas Hofer aus Passeyr in Tirol und der Tiroler Freiheitskampf im Jahre 1809. Altötting, J. Lutzenberger. Ohne Jahr und Verfasser.

[3]) E. K. Blümml, a. a. O. „Hofers Leiblied", bei Hoffmann, Deutsches Volksgesangbuch. 1848. S. 140. Erk-Böhme, Deutscher Liederhort II. 1893. S. 156. — Ein zweites Lied L. A. Frankl, a. a. O. S. 114. (Auf Speckbacher bezogen bei H. R. Hildebrand, Deutsche historische Volkslieder. 1856. S. 447. Ditfurth, Die historischen Volkslieder vom Ende des siebenjährigen Krieges bis zum Brande von Moskau. 1872. S. 352. Ditfurth, die historischen Volkslieder des österreichischen Heeres. 1874. S. 83.

[4]) Beda Weber, das Tal Passeier und seine Bewohner. 1852. S. 305. In der Neuauflage von Dr. P. Adelgott Schatz 1902 sind leider nur 4 Strophen wiedergegeben.

[5]) Andreas Hofer.

So gehn wir jetzt alle
Mit christlichem Mut
Und wollen zerstören
Die höllische Brut.

So gehn wir jetzt eilends,
Stelln uns vor den Feind,
Gott helfe uns siegen,
Beschütz unsre Leut.

Viel nehmen wir g'fangen,
Viel schießen wir zu tot,
Das haben wir zu danken
Dem liebvollen Gott.

Adio, meine Baiern
Und Freimaurerei,
Jetzt wollen wir euch zeigen,
Wie getreu man euch sei.

Was ihr uns habt ausgmessn,
Das messen wir euch ein,
So schlagen wir jetzt hurtig
Und tapfer darein.

Ihr habt uns viel gschadet
Zu Seel und zu Leib,
So sind wir gezwungen,
Zu brechen die Treu.

Ihr hättet uns das Land
Ganz arm gemacht
Und auch viele Seelen
Zur Hölle gebracht.

Maria voll der Gnaden,
Du reine Jungfrau,
Breit aus dein Schutzmantel,
Auf uns herabschau!

Breit aus den Schutzmantel
Und steh uns jetzt bei
Und hilf, daß wir werden
Vom Franzosen bald frei.

Ihr tapfern Tiroler!
Ihr wart sehr berühmt,
Weil ihr dort zu Sterzing
Und auch hin nach Trient

So tapfer gestritten
Für Leben und Tod,
So ward ihr vom Kaiser
Auch sehr hochgelobt.

So denken wir auch hin
Auf der blutigen Schlacht,
Die dort bei Berg Isel
Zu Innsbruck geschah.

Der Feind rückt dort an
Mit viel Gstuck und Gschütz,
Wir zeigen uns doch tapfer,
Wir schearn uns nix.

Wer hat uns dort geben
So frisch Heldenmut,
Wo viele haben geben
Ihr Leben und Blut?

Maria dort von Absam;
Durch ihr starke Hand
Wird der Feind dort besieget,
Vertriebn aus'n Land.

Zum Vivat soll leben
Der Erzherzog Karl,
Er hat schon die Baiern
Aus München gschlagn.

Gott segn ihm die Waffen
Und schwäch seinen Feind,
Daß wir auch hie werden
Ganz los und befreit.

Zum Vivat soll leben
Der Reichsprinz Johann,
Er schlagt die Franzosen
Und Baiern zusamm.

Zum Vivat soll leben
Herr Hofkommissär
Hormairer, der schon
Nach Tirol kommet her.

Mit christlichem Eifer
Zeigt er Heldenmut,
Es dürstet ihn gar sehr
Nach feindlichem Blut.

Zum Vivat soll leben
Der Kommandant von Sand,
Er ließ sich viel kosten
Zu retten das Land.

Jetzt wolln wir Gott danken,
Das geb'n wir zum Lohn,
Gott wird uns schon gebn
Die himmlische Kron.

Ihr tapfern Tiroler,
Ich hab noch ein Bitt,
Tuet auch nicht viel prahlen,
Vergesset Gott nit.

Gott kann uns noch strafen,
Wie er gstraft hat vorher,
So bleiben wir fein ruhig
Und geben Gott die Ehr.

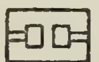
Durchlauchtigster Kaiser
Von Haus Österreich,
Wir wünschen dir Glück,
Von uns nicht mehr weich!

Tu uns christlich regieren,
Vom Feind uns bewahr,
So werden wir kommen
Zur himmlischen Schar.

Eins müssen wir noch bitten
Und Gott rufen an,
Daß er uns woll retten
Den Papst dort zu Rom.

Er ist unser Vater,
Für uns hier bestellt,
Die Kirch zu regieren
Von Gott auserwählt."

(Schluß folgt.)



Das fremde Schicksal.

Erzählt von M. Herbert.

Peter Owen war ein Mensch, der eine starke Anziehungskraft besaß. Hunde und Vögel bezeigten ihm Zutraulichkeit. Der schlimmste Köter, der an seiner Kette riß und zerrte, wenn er nur einen fernen Schritt hörte, kauerte sich schweifwedelnd nieder, wenn Peter Owen am Gehöft vorüberkam, und die Vögel flogen kaum zur Seite vor seinem Fuß.

Die armen Kinder auf den Vorstadtstraßen unterbrachen ihren Ringelreihen, wenn Peter Owen singend und pfeifend daherschritt, sie kamen über die sonnige Straße gerannt und reichten ihm die Hände.

Alte Bettler und Bettlerinnen bekamen helle, freudige, verjüngte Gesichter, wenn er ihnen ein „Grüß Gott" zurief; sie vergaßen ihre Hände nach seinen Gaben auszustrecken, denn sein Lächeln allein sättigte sie. Schmerzgebeugte warfen ihre Bürden auf seine Schultern, überzeugt, daß er sie gerne tragen helfen würde. Fremde Wanderer standen still und erzählten ihm ihre Geschichte; von Reisen kam er zurück ganz beladen mit dem Vertrauen seiner Mitfahrenden.

Die Leute konnten nicht anders, sie mußten an sein Verständnis und seine Teilnahme glauben. Es war etwas Lichtes und Gütiges in seinem Gesicht und in seinen Worten. Er war kein Richter und Verurteiler, kein Scharfer und Schroffer, kein Neugieriger und Absprechender, sondern ein geduldiger, wissender Zuhörer.

Vielleicht war er an einem Sonntag im Frühling geboren, als die Glocken läuteten und die Lerchen sangen und die Menschen sich zur Sonne bekehrten, als sie alten Hader begruben und böse Gedanken vergaßen, als die Liebe als große Beleberin über die wartenden Fluren schritt.

Sicher ist, daß Peter Owen der Schlüssel zu vielem gegeben war.

Er hatte das Stückchen göttliche Allwissenheit in der Seele, das Gott nur einzelnen gibt — Begnadeten, Sonntagskindern.

Lange Zeit hatte Peter Owen diese himmlische Gabe besessen, ohne ein klares Bewußtsein davon zu haben. Er war so, wie die Güte Gottes ihn gemacht hatte, und tat nichts dazu.

Die Liebe und das Vertrauen, die ungerufen zu ihm kamen, nahm er auf und gab ihnen aus der Fülle seiner Natur tiefe, gütige, trostvolle Antworten.

Zu jener Zeit ging er in schlichter Wahrhaftigkeit und Unbefangenheit unter seinen Mitmenschen; half, wo er helfen konnte, gab, was er entbehren konnte, versprach, was in seiner Macht war zu halten, tat, was zu tun nicht über seine Kräfte ging, und geriet in keinen Konflikt mit seiner Ohnmacht und der nimmersatten Hilfsbedürftigkeit der Welt.

Aber da selbst unser Herr und Meister vom Satan versucht ward, der ihm alle Herrlichkeit der Welt bot um den Preis der Gottesleugnung, wie sollte da nicht auch der arme Peter Owen versucht worden sein?

Die Versuchung hüllte sich sogar in das Gewand seiner eigenen, wunderbaren Begnadigung, aus der Tiefe seiner eigenen Güte stieg sie auf.

Die Versuchung kam lächelnd heran im Pfauenkleid der Eitelkeit und machte Peter Owen klar, daß dieses Vertrauen, diese Liebe seiner armen und bescheidenen Brüder und Schwestern eine große Ehre sei und daß damit eine Macht in seine Hand gegeben wäre, eine Macht, Einfluß zu üben, zu lenken, zu leiten, zu herrschen, ja eine Art Thron für sich zu bauen.

Seitdem fing Peter Owen an, in das Leben anderer hineinzupfuschen und zu experimentieren. Er vergaß, daß Gott selbst

ganz allein der innerliche Leiter und Führer seiner Kreatur ist; aus der Tiefe der Seele heraus lenkt Gott das Schicksal der Menschen, bahnt ihre Wege, schafft ihre Leiden und Schmerzen und gibt ihnen auch das Glück, dessen sie nicht entraten können. Stetig und treu im Willen Gottes gehen — darin liegt das einzige Heil, das uns beschieden ist. Peter Owen aber faßte der Ehrgeiz, selber ein wenig lieber Herrgott zu spielen, und seitdem schlug ihm alles fehl.

Seine Einsicht in Fremder Leben trübte sich. Er gab verkehrte Ratschläge, versprach goldene Berge, die er nicht hatte, enttäuschte und verletzte, schuf sich Feinde und Hasser.

Denn wehe dem, der *einmal* Wohltaten gibt und es nicht *immer* kann. Statt des Dankes erntet er Verachtung.

Aber er konnte sich schwer bescheiden, und mancher andere bezahlte das Lehrgeld für ihn und eine scharfe Lektion Gottes war für ihn nötig. Sie kam auch. —

Ueber all seinen Erfahrungen und Enttäuschungen war Peter Owen traurig geworden, zaghaft, nervös und menschenscheu.

Sein Arzt schickte ihn zur Erholung aufs Land.

Seit einer Woche nun befand er sich in dem kleinen Gebirgsdorf, seinem Asyl, und hielt sich fern von den Leuten, streifte in Wäldern und Wiesen und atmete in tiefen Zügen die balsamische Luft der Freiheit, die allen zur Erneuerung gegeben ist.

Es war schon Spätsommer und ein blaugoldener Duft lag auf Bergen und Bäumen, solch ein Glanz der Schönheit, der Reife, des Genügens — als stünde die Zeit still, daß nur diese wonnevollen Tage niemals zu Ende gingen. Die letzten Erntewagen zogen durch die Dorfstraßen und hoch auf den Firsten der Scheuern wehten Kränze und bunte Bänder. Schwer bogen die Bäume ihre Äste unter der Last der Früchte und es schien, als seien der Mangel und der Hunger von der Erde verbannt.

Diese goldene Zeit trug etwas von ihrem Glanze in die müden Augen von Peter Owen und weckte den Mut in ihm, daß er der Erfahrungen vergaß, die über ihm zusammengeschlagen waren wie ein bitteres, salziges Meer, und wie einst dem Simson die langen, goldenen Locken seiner Kraft wieder wuchsen, so kehrte auch in das Herz von Peter Owen der Glauben zurück an seine Macht, anderen wohlzutun, andere zu beglücken.

Peter Owen saß hoch am Waldhügel, wo die Wiesen beginnen, und sah in die weite Flußlandschaft hinaus. Alles war in Licht gebadet, der Flecken mit seinen grauen Hütten, der schindel-

gedeckte, grün-moosige Kirchturm mit dem Storchennest, die abenteuerlichen Felsformationen an den Bergen ringsum, aus denen Peter Owen sich täglich neue Löwen, Drachen, Greifen und geraubte Königstöchter konstruierte.

Tief im Tal auf den Uferwiesen luden Bauern und Bäuerinnen Heu auf. Der Wagen mit dem roten Kuhgespann türmte sich hoch auf und hob sich wie schönes Spielzeug vom smaragdnen Gras. Das Rauschen der Mühlräder kam herauf, melodisch wie Feiertagsklang, die harte Arbeit schien im Golde dieses Sommernachmittags wie eine heilige Freude.

Dicht vor Peter Owen im dürren Berggras weidete eine Kuh.

Sie war ein prächtiges Stück Vieh, schwer, scheckig, blank gehalten. Sie hatte schöne, weite erstaunte Junoaugen und Hörner so groß wie ein Sessel.

Eine Schelle hing um ihren weißen Hals und klang in pastoralen Melodien, so oft sie sich bewegte.

Peter Owen kannte die Kuh und hatte Freundschaft mit ihr. Er hatte ihr von dem fetten Klee vom Felde geholt, wohin sie nicht durfte.

Zutraulich kam sie von Zeit zu Zeit heran und leckte Peter Owens glänzende Stiefel stumpf.

Ihre Zunge war rauh wie Hecheln.

Aber Peter Owen zog den Fuß nicht fort. Es freute ihn, daß die Kuh so zahm war.

Er war wie der Prophet Mohammet, er hätte, um den Schlaf einer Katze nicht zu stören, seinen Mantelzipfel abgeschnitten.

Die Kuh hatte einen armen Hüter.

Das war der „Gemeindedepp", ein achtzehnjähriger Bursche mit einem sommersprossigen, fahlen und abwesenden Gesicht, ungeschlachten Gliedern, die notdürftig bekleidet waren, und einer lallenden, unartikulierten Sprache — vielleicht mehr Tier als Mensch.

Vor allen lief er scheu davon wie eine wilde Katze oder ein menschenfeindlicher Häher; aber nicht vor Peter Owen.

Ja, er suchte immer in die Nähe des Fremden zu kommen, der ihn einigemale freundlich angesprochen hatte.

Auch heute kauerte der junge Mensch am Abhang neben der „Schecken" und sah mit seinen stumpfen, blöden und leeren Augen zu Peter Owen hinüber, als flehe er um etwas und wisse selbst nicht um was.

Das zog Peter Owen an.

„Wie heißest du eigentlich?" fragte er und sah den Deppen freundlich an.

„I woaß net!“ sagte der Junge, „sie rufen mi Depp.“

Wie grausam die Menschen sind! dachte Peter Owen und nahm die harte Hand des Jungen in die seine.

„Armer Kerl! Möchst a Bier?“

„I möcht’ schon. Aber neamd gibt mir oans.“

Peter Owen warf dem Jungen ein Markstück zu. Der fing es auf, wendete es hin und her und kam dann furchtsam heran.

„I dank Enk. Aber habt’s Enk verschaut, is koan Zehnernickel, is a Markel.“

„Behalt’s!“ sagte Peter Owen.

Der Junge kniete im Grase nieder und zog Peter Owens Rock an die Lippen, küßte ihn so inbrünstig, als wär’s das Gewand eines Heiligen.

„I moag di,“ stammelte er, „bist ’leicht der liabe Himmelsvatter selbst.“

Und ein verklärtes Leuchten glomm in den leeren Augen auf. Das ferne Leuchten der Seele, die von der Liebe berührt wurde.

Am Abend verprügelten Bauern den Dorfdeppen auf der Kegelbahn, weil sie meinten, er habe die Mark gestohlen. Sein tierisches Geheul drang durch das Dorf.

Aber es drang nicht zu Peter Owen.

Der lag in sanften und friedlichen Träumen in seinem Bette.

Etwas Gutes tat er an jedem Tage, das war sein Grundsatz, und heute hatte er den Gemeindedeppen glücklich gemacht. —

Dem Gemeindedeppen waren lebenslang wenig gute Worte gesagt worden.

Im trockenen Dorfgraben war er einst als wimmernder Säugling gefunden worden. —

Dort hatte ihn eine fahrende Dirne hinterlassen. Er war ein Hereingeschneiter, ein Verhaßter.

Niemand hatte ihn je freundlich angeschaut. Flüche, Scheltworte und harte Brotrinden hatten ihn großgezogen; Schläge waren ihm um die Ohren gesaust, nie hatte er ein ganzes und neues Gewand besessen.

Nun kam Peter Owen und sah ihn lächelnd an, mit dem guten, dem schönen, dem siegenden Lächeln, dem die Herzen nicht widerstanden.

Auch der Dorfdepp wurde davon weich, denn sein in aller Dumpfheit so lebendiger Instinkt hatte mit Sicherheit begriffen, daß Peter Owen es gut mit ihm meinte.

Der Dorfdepp saß mit seinem wundgeschlagenen, verbundenen

Schädel am Feldrain und hütete die Gescheckte, da sah er Peter Owen von ferne im Grase gehen.

Peter Owen pflückte Augustgentianen; er liebte das tiefe, ruhige, selige Blau der Bergblumen. Wenn Peter Owen Gentianen anschaute, meinte er immer in gute, tiefe, Vertrauen einflößende Augen zu sehen.

Der Dorfdepp kam heran, scheu, zaghaft wie ein verprügelter Hund, der seinem Herrn die Pfoten zur Versöhnung reicht, wenn er auch gar nichts verbrach.

Er stand vor Peter Owen still:

„Lach' a weng!" bettelte er. „Lach' a weng! Dann verspür ich die Schläg' nit mehr! Lach' a weng!"

Peter Owen wußte nichts von der Tragödie, die hinter diesen Worten lag, aber er lächelte den Deppen an.

„Grüß di Gott, Bub! Setz' dich her zu mir!"

Ja, Peter Owen, der feine Stadtfrack, setzte sich leutselig neben den Dorfdepp ins grüne Gras. Er gab dem Jungen von der Chokolade, die er bei sich trug, und von dem süßen Wein in seiner Feldflasche und behandelte ihn wie einen Menschen, der ihm gleichstände.

Aber das war ebenso, als hätte Peter Owen einen herumstreunenden, heimat- und herrenlosen Hund an sich gelockt, gestreichelt und gefüttert, denn nun wurde Peter Owen den Deppen nimmer los. Der Bursche folgte ihm, wohin er ging. Demütig, von ferne, aber unermüdlich, als sei er verzaubert. Um die Mittagszeit lungerte er vor den Fenstern des Gasthofes, in dem Peter Owen speiste und starrte herein, nicht gierig, nicht bettlerisch, immer nur wie ein Hund, der seinen Herrn bewacht.

Alle Morgen fand Peter Owen auf der Schwelle seines Schlafzimmers einen großen Buschen Enzianen, die hatte der Dorfdepp droben auf den Bergwiesen gebrockt, als das erste Morgenrot den Himmel färbte, denn ihre Kelche waren noch gefüllt mit leuchtendem, silbernem Tau.

Peter Owen aber, wenn er die blauen Blumen von den staubigen Dielen aufnahm, ihre frische Schönheit in sich zu saugen, Peter Owen dachte daran, daß wohl der arme Depp der einzige im Dorfe sei, der einer solchen Handlung der Güte und Schönheit fähig wäre.

Es wollte ihn schmerzlich bedünken, daß dieser dem Tiere so nahestehende Blöde feiner empfand als die klugen, gesunden, mit vollem Verstande Begabten.

Und Peter Owen duldete nicht bloß die Nähe des Deppen, sondern zog ihn an sich heran, und seine kleinen Geschenke, seine freundlichen Blicke, seine guten Worte waren das erste und einzige Glück des Verwahrlosten und Ausgestoßenen.

Aber das Ende! Das Ende hatte Peter Owen nicht bedacht.

Eines Tages bestellte Peter Owen sich seinen Wagen aus der Stadt, denn seine Zeit war um. Froh und gekräftigt kehrte er heim. Zum Abschied hatte er dem Deppen eine schöne Ziehharmonika gekauft, denn der Junge ahmte alle Vögel richtig nach, er hatte musikalisches Gehör.

Die Ziehharmonika aber vermochte den Deppen nicht zu trösten über den Verlust des einzigen Menschen, den seine blinde Seele liebte.

Als Peter Owen in den Wagen steigen wollte, warf der Junge sich zwischen ihn und das Trittbrett.

„Nimm mich mit, Herr! Nimm mich mit!" heulte er so laut, daß das halbe Dorf zusammenlief. Eine Rotte von Männern, Weibern und Kindern stand umher lachend, scheltend, gestikulierend.

„Seht's den Deppen!"

Peter Owen bat und schmeichelte, aber der Depp nahm keine Vernunft an; verbiß sich in des jungen Mannes Kleider, schlug um sich und schrie: „Mitnehmen! mitnehmen!" Zuletzt brüllte er es in seiner Verzweiflung. Ein krummes, altes Weib, das zwischen den Gaffenden stand, sah Peter Owen lachend mit einem verschmitzten Blicke an. Lachend hob die häßliche Vettel den Zeigefinger zur Stirn und machte die bezeichnende Gebärde.

Peter Owen lächelte ein wenig wieder. Aber in diesem Augenblicke hatte der Depp sich aufgerichtet — und verstanden.

Mit furchtbarem Wutgeheul warf er sich auf die Alte, packte sie am Halse und würgte sie.

Sein Gesicht war verzerrt, Schaum stand vor seinem Munde, er hatte das Ansehen eines Gorilla und stieß auch Laute aus wie ein wildes Tier.

Nur mühsam entriß man ihm sein Opfer. Man warf ihn zur Erde, mißhandelte, knebelte ihn, schaffte ihn fort. Und während er geknebelt wurde, sah er Peter Owen an. Ein unbeschreibliches, hilfloses Erstaunen war in seinem Blick, weil Peter Owen ihm nicht half.

Es war ein unvergeßlicher Blick für Peter Owen. Es war etwas von Gericht darin, etwas wie eine Drohung, etwas, das schmachvoll war für Peter Owen und ihn demütigte.

„Bis daher hat der Depp nie einen Tobanfall gehabt", sagte jemand neben Peter Owen. — „Aber nun muß er in die Landesirrenanstalt. Nun ist er gemeingefährlich."

Stille stieg Peter Owen in seinen Wagen und fuhr davon; sein Herz war wie zerbrochen. Eine unendliche Trauer drückte auf seine Seele.

Er hatte immer gemeint, viel für seine Mitmenschen sein zu können, nun aber war er an den Grenzen, an den grausamen Dornenhecken angelangt, die ein Leben vom anderen trennen. Er hatte die ernste, mahnende Stimme Gottes hören müssen und das ewige „Noli me tangere", das an uns ergeht, wenn wir berühren wollen, was göttlich und unberührbar ist, das fremde Schicksal.

Bruder Willrams Lyrik.

Von Josef Weingartner.

Soweit Bruder Willrams (Anton Müllers) Name genannt wird, eines ist es vor allem, was jedem Leser, und wäre er der ärgste Literaturphilister, ohne weiters zum Bewußtsein kommt: seine herrliche Sprache. Mit spielender Leichtigkeit schreibt Müller die fließendsten Verse, baut er die abwechslungsreichsten Strophen. In seinen Gedichten singt und klingt es, alle Verse, auch die reimlosen, fünffüßigen Jamben sind voll Wohllaut und Musik. Dazu kommt noch ein außerordentlicher Bilderreichtum, eine überströmende Phantasie, die auch über das unscheinbarste Ding einen Zauberschmuck von Gold und Purpur wirft, die alle Welt mit schweren Blumenkränzen überschüttet.

Bei einer so brillanten Formenkunst liegt nun allerdings die Gefahr nahe, die Form auf Kosten des Ideengehaltes zum Selbstzwecke zu erheben. Tatsächlich findet sich auch in Müllers lyrischen Sammlungen manches Gedicht, dessen Wesen der Hauptsache nach in einer farbenbunten Aneinanderreihung packender Bilder und prächtiger Schilderungen besteht. Aber auch diese Art hat ihre Berechtigung und ist zu allen Zeiten lyrischen Schaffens eifrig gepflegt worden. Doch geben wir gerne zu, daß die Lyrik, auch die Willramsche, ihr tiefstes und letztes Wort anderswo spricht, in jenen Gedichten nämlich, die tiefer ins Reich des Seelischen greifen, in denen die Formenschönheit nur mehr das ist, was sie

für gewöhnlich sein soll: der schöne Leib der Seele, der es ihr ermöglicht, ihr geistiges Leben und Fühlen in greifbare und durchsichtige, edle und abgeklärte Gestalten zu gießen und sie auf diese Weise auch in der fremden Seele neu aufleben zu lassen. Bruder Willrams Gedichtbände leiden an solchen Nummern keinen Mangel, und wie jede Kraft erst dort am vollsten sich entfaltet, wo die Natur sie eingeordnet hat, so enthüllt sich auch erst in seinen Gedichten der ganze Wert, die ganze Macht Willramscher Vers- und Sprachkunst, die innige und schlichte Stimmungen ebenso zu formen weiß wie prunkende Pracht und loderndes Pathos. Versuchen wir nun, dem Dichter tiefer in diese seine Welt zu folgen.

Wer „Kiesel und Kristall", Müllers ersten Sammelband, und gleich darauf sein letztes Gedichtbuch: „Grünes Laub und weißer Flieder" liest, ohne die Mittelstufen zu kennen, der könnte glauben, zwei verschiedene Dichter vor sich zu haben, so groß scheinen die Unterschiede auf den ersten Blick zu sein. Und es liegt auch wirklich viel dazwischen: Rom, das Studium der Moderne und vor allem ein Dutzend langer Jahre, die nicht immer so heiter, so ruhig und ungetrübt sein mochten wie jene, denen Bruder Willrams taufrische Jugendlieder entquollen. Wenn man aber näher zusieht und auch die Zwischenbände liest, so hört man bald die gemeinsamen Akkorde heraus, die Müllers ganzes Schaffen, allerdings in wechselnder Gruppierung, einheitlich durchklingen.

Anton Müller ist vor allem ein Meister des lyrischen Stimmungsbildes. Die Natur, die geheime Gefühlswelt des eigenen Herzens, dann wieder ein Eindruck, der ganz zufällig von außen herantritt — das ist, allgemein ausgedrückt, die Stoffquelle dieser zahlreichen Lieder.

Es fängt an wie ein Frühlingstag: Blauer Himmel, munteres Quellenrauschen und im sprossenden Walde der erste Amselschlag. Es sind keine ganz neuen, nie gehörte Weisen, die da erklingen, aber ihre jugendliche Frische, ihre unaufdringliche Anmut bezaubern ohne weiteres. Jeder versteht sie, jeder liebt sie.

Das ist, soweit die Stimmungslyrik in Betracht kommt, der Grundton in „Kiesel und Kristall"[1]). Diese leichtfließenden, melodischen Strophen sind nicht ungewöhnlich originell, sind vor allem nicht „modern", aber sie sind unmittelbar und liebenswürdig, frisch und keck das eine, ergreifend innig und warm das andere Mal, und gerade weil jeder ähnliche Gefühle in sich selber erlebt hat, gerade deshalb hat auch jeder seine Freude daran. „Kiesel

[1]) Preßverein, Brixen. 2. Aufl. 1896.

und Kristall“ erlebte in kurzer Zeit eine Zweitauflage, und die zahlreichen Willramslieder, die Mitterer, Goller u. a. vertont haben, finden sich fast alle in dieser Sammlung. Als Beispiele dieser Art möchten wir anführen: „Bergmärchen“, „Der Lenz ist da“, „Hinaus in den Wald“, „Die treue, innige Liebe“, „Waldphantasie“, „Zaubergarten“ — „Einer Toten“, „Schloß Runkelstein“. Von der schlichten Innigkeit jener Jahre möge „Das einsame Grab“ zeugen:

Im Friedhof ragt ein einsam Grab
Fernab von allen andern,
Dort fand vielleicht ein müder Gast
Die letzte, langersehnte Rast
Nach seinem Wallen und Wandern.

Und hab' ich auch vom Namenszug
Nicht eine Spur getroffen,
Was müht' ich lange mich danach?
Das morsche Kreuz mir deutlich sprach
Von seinem Glauben und Hoffen.

Doch daß kein einzig Blümlein stand
Am Ort als Liebesgabe,
Das hat mir weh, so weh getan —
Mich kam ein tiefes Weinen an
Am fremden, einsamen Grabe.

Ein junger, frischer Tiroler ist es, der aus „Kiesel und Kristall“ zu uns redet. Nun aber kommt der Dichter außer Landes, er sieht Italien und die heiße Sonne, die glühenden Farben, der üppige Reichtum des Südens machen einen tiefen Eindruck auf sein empfängliches Herz. Schon nach der ersten kurzen italienischen Reise, in „Wanderweisen und Heimatlieder“ [1]), tauchen neben den alten Weisen auch vollere Töne und heißere Farben auf. Viel deutlicher aber machte sich der Umschwung bemerkbar, als Anton Müller zwei volle Jahre Rom und Italien genießen und auskosten durfte. Von vielen Gedichten dieser Zeit gilt, womit der Dichter selber seinen „Heliotrop“ (Skizzen und Bilder aus Italien) einleitete: „Ich fühle es selbst am besten, daß es Blüten einer anderen Zone, Kinder einer fremden Sonne sind, nicht mehr jene stillen Blumen der Dichtung, wie sie meine Muse vormals auf den Bergen der Heimat brach. Man mög' es ver-

[1]) Wagner, Innsbruck 1898.

zeihen! Der Süden hat andere Farben und Formen; Kunst und Antike reden zum Dichter und bringen sein Herz in heißere Wallung, bedingen einen kräftigeren Wellenschlag in seinem Fühlen und Denken ... Die Sonnenlichter des Südens tragen die Schuld daran."

Die Sammlung: „In wachen Träumen" [1]), die der Dichter seiner Heimat als Gruß aus der Fremde sandte, enthält mehrere dieser tiefglutigen und plastisch geschauten Südlandsträume, zum Beispiel „Abschied", „Der bleiche Gast", „Heimweh", „Lieder eines Einsamen". Ein Beispiel:

Es flüstern die Wellen, es leuchtet die Flut
 In des Abends verglimmenden Kerzen;
Der süße Leichnam des Tages ruht
 Der Meerbraut am pochenden Herzen.

Sie küßt ihm die Stirne, den bleichen Mund
 Und salbt ihm die wonnigen Glieder;
Tief aus der Wasser unheimlichem Grund
 Wehn schüchternde Trauerlieder; — —

Wo fern verschwimmen Wogen und Land
 Legt sie den Geliebten zu Grabe:
Und niemand sah es, als dort nur am Strand
 Ein träumender Fischerknabe.

Doch muß bemerkt werden, daß „die Sonnenlichter des Südens" ihren vollen Einfluß weniger in Willrams Lyrik als in seinen epischen Dichtungen und im „Heliotrop" geltend machen.

Es ist eigentümlich, daß Hand in Hand mit dieser gesteigerten Lebensempfindung auch ihr Widerpart, ein tiefes, melancholisches Heimweh nach Glück und Jugend und daneben sogar gelegentliche Erbitterung, in den Kreis der Willramschen Stimmungslyrik eintritt. Schon der eben erwähnte dritte Band weist solche Proben auf, worunter das prächtige „Testament eines Dichters" vor allem Erwähnung verdient. Vollständig von dieser neuen Gefühlsrichtung beherrscht ist aber der lyrische Teil des nächsten Bandes: „Blütenstaub und Blättergold" [2]). Daß der Dichter dem dunklen Dämon Haß sein letztes Lied weihen will, mag einer vorübergehenden Gemütsbewegung zuzuschreiben sein; aber weinende Wehmut, klagen-

---

[1]) Preßverein, Brixen 1901.
[2]) Schwick, Innsbruck 1903.

des Heimweh nach verlorenem Glück breitet zweifellos über all diese Lieder seine dunklen Schwingen. Sollen wir's bedauern? — Ich glaube, nein; denn Müllers Lyrik wäre um manche rührende Weise ärmer, hätte sie nicht Strophen aufzuweisen wie zum Beispiel: „Als ich die Liebe suchen ging", „Cereus grandiflorus", „Frühlingsfrische, schwere Rosen", „Sternensehnsucht", „Weihnachtsglocken". Es sind das Lieder, die unser Gefühl tief ergreifen, die uns dem Dichter rein menschlich nahe bringen. Und zudem beweisen sie, daß Müller die römischen Einflüsse immer tiefer verarbeitet, daß sich sein Fühlen maßvoller abgeklärt hat und daß sein Ausdruck feinfühliger, zurückhaltender, vornehmer geworden ist.

Und damit glauben wir jenen Punkt berührt zu haben, der uns am besten zur letzten Sammlung, zu „Grünes Laub und weißer Flieder" [1]) überleitet. Die Stimmungslieder („Frühlingsmorgen", „Am Waldrand", „Frühlingsabend", „Heimwärts", „Einst und jetzt", „Epistaph") zeigen Bruder Willrams gestaltende Sprachgewalt in ihrer reifsten und reichsten Blüte. Aber obgleich im Vollbesitz aller Ausdrucksmittel, hält der Dichter doch weises Maß und stimmt mit vornehmem Geschmacke jedes Wort und jedes Bild auf seine feinste Wirkung ab. Nirgends zeigt sich die bewußte Beherrschung seiner künstlerischen Mittel deutlicher als hier. Und dem entspricht auch der Inhalt. Die Verbitterung ist verschwunden, die Wehmut klingt zwar noch nach und findet sogar durch den Tod der innig geliebten Mutter neue Nahrung, aber sie ist männlicher, gefaßter, und beinahe jedes Lied der Wehmut trägt einen mild versöhnenden Schluß. Vor allem aber: zwischen diesen Molltönen brechen überall schon wieder frische, freudige Durakkorde durch und weisen auf eine sonnigere Zukunft. Wie ein Junitag liegt es über diesen Liedern: das Herz hat zwar den verlorenen Frühling und seine zarten Blüten noch nicht vergessen, aber die Segensfülle der dichtbelaubten Bäume, der tiefgrasigen Wiesen und der gelben, reifen Kornwogen lassen keinen niederdrückenden Schmerz mehr aufkommen. Hat es der Dichter selber gefühlt, daß er nun wieder auf den alten Bahnen der Jugend wandelt?

Heimwärts flattern meine Lieder: —
Vögel, die der Sturm verschlug,
Bis ein später Lenz sie wieder
Kranken Herzens heimwärts trug!

---

[1]) Alphonsusbuchhandlung, München 1906.

Ja, Bruder Willram ist wieder daheim, nur ist er unterdessen etwas anders geworden und wandelt die alten Wege mit größerer Sicherheit und mit größerer Kunst. Und wir erhoffen von dieser Rückkehr auch für die Zukunft noch reiche Frucht.

Haben wir bisher A. Müllers rein persönliche Stimmungspoesie und ihre schrittweise Entwicklung zu charakterisieren versucht, so müssen wir uns jetzt den beiden anderen Hauptfaktoren seiner Lyrik zuwenden: der Heimat und der Religion. Wie alle anderen Tiroler Dichter, ist auch Bruder Willram voll flammender Begeisterung für sein Heimatland. Den Heldenkämpfen Tirols, seinem Bunde mit dem Herzen Jesu, seiner mächtigen Gebirgswelt sind zahlreiche Strophen gewidmet. Besonders die „Wanderweisen und Heimatlieder", die 1898, also kurz nach der Herz-Jesu- und der Spingeser Feier erschienen, sangen damals Hunderte von jungen und alten Tirolerherzen in helle Begeisterung. Müllers dithyrambische Sprache hatte hier eine günstige Stoffwelt gefunden; doch viele der hieher gehörigen Gedichte verdankten ihre starke Wirkung teilweise auch der augenblicklichen Jubiläumsbegeisterung. Aber das ist gewiß, Anton Müller hat manches hellklingende „Lied vom Land Tirol" gesungen, und auch er ist daheim,

Wo die starre Gletscherwüste
Flimmert und an eisige Brüste
Sich das letzte Leben schmiegt;
Wo mit farbigem Gefunkel
Sich auf einer Bergranunkel
Ein verflogner Falter wiegt.

Auch die religiöse Lyrik finden wir bei Müller stark vertreten, selbst wenn wir die schon erwähnten patriotischen Herz-Jesu-Lieder abrechnen. Da sind die prächtigen Übersetzungen biblischer Psalmen, die ergreifenden Gesänge vom Gekreuzigten und in allen Bänden innige Krippenlieder. Das Allerbeste aber sind wohl die Marienlieder. Sie ziehen sich durch sein ganzes lyrisches Schaffen wie ein buntfarbiger Kranz duftiger Marienblüten. In Glück und Qual, daheim und in der Fremde, kurzum, in allen Stimmungen ist unser Dichter seiner Hingabe an die Himmelskönigin treu geblieben. In diesen Minneliedern — es sind deren mehr als vierzig — klingen alle Töne zusammen, die Bruder Willram anzuschlagen weiß; angefangen von der lodernden Begeisterung, die uns in prächtigen Rythmen stolz entgegenbraust, bis zu jenen schlichten, innigen, gemütswarmen Klängen, mit denen er uns oft

so tiefinnerlich rührt. Immer aber findet hier der Dichter einen unmittelbaren, persönlichen Ton und unterscheidet sich dadurch gar sehr von jener landläufigen Marienlyrik, die sich in der Anhäufung biblischer Titel nie Genüge tun kann und dabei das persönliche Verhältnis zu Maria scheu umgeht. Wir setzen ein Beispiel aus dem letzten Bande her:

O Himmelsfraue, süß und hold,
Dir legt der Lenz sein Blütengold,
Das funkelnde, zu Füßen;
Und rings die lieben Vöglein all
Beeilen sich, mit Liedesschall
Dich freudig fromm zu grüßen.

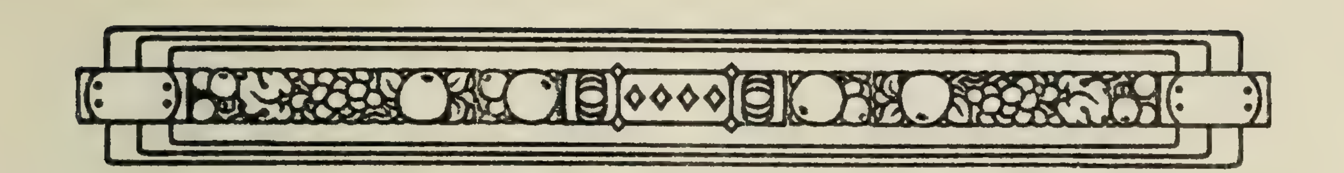
Und traulich tönt das Tal entlang
Des Glöckleins stiller Aveklang
So seltsam und so eigen,
Als wollt' er einem Menschenkind,
Das sich verirrt in Nacht und Wind,
Den Weg zur Mutter zeigen.

O Himmelsfraue, hoch und hehr!
Sieh! aus der Sünden Banden kehr'
Ich weinend zu dir wieder —
Und leg' an deinem Maialtar
Dies Lied, das stummes Leid gebar —
Und meine Tränen nieder.

Außerdem enthalten besonders die letzten Bücher Bruder Willrams zahlreiche farbenglühende Gedichte epischen Inhalts, die aber von unserem gegenwärtigen Thema abseits liegen. Auch wird ihre zusammenfassende Würdigung dann leichter möglich sein, wenn einmal des Dichters große Epen „Die Vestalin" und „Maria von Magdala" vollständig vorliegen.

Wir konnten uns für diesmal um so leichter auf Müllers rein lyrisches Schaffen beschränken, da der Dichter auch hierin schon eine vollständig geschlossene und individuelle Charakterfigur darstellt, die mit keiner zweiten zu verwechseln ist. Und was seinem Liede diese Eigenart aufprägt, ist das Feurige, Lodernde der Empfindung und die berauschende Bilder- und Klangfülle seiner Sprache.

„Drum schreitet stolz in schönen Prunkgewanden
Sein Lied dahin — wie Königinnen gehn . . ."



Aus Hebbels Tagebüchern.

Von Richard v. Kralik.

Friedrich Hebbel hat in neuester Zeit nach einer längeren Pause der Gleichgültigkeit wieder regere Beachtung gefunden. Er ist als Vorläufer der modernen Richtung im Drama entdeckt worden, und er wird nun um so höher geschätzt, je mehr man einsieht, daß er doch von dieser modernen Richtung kaum überflügelt worden ist. Die Franzosen, Ibsen, Hauptmann und Sudermann sind wohl in manchem weiter gegangen, es ist ihnen gelungen, die Bühnen stärker zu beherrschen, aber die Persönlichkeit Hebbels überragt immer mehr seine Nachfolger. Der Sucher, der Grübler, der Denker Hebbel erweist sich als interessanter, der Mensch wächst immer größer und bedeutsamer über die Umgebung heraus. Unzählige Dissertationen und Monographien, endlich die große historisch-kritische Ausgabe, durch Richard Maria Werner besorgt, geben (in 24 Bänden) davon Zeugnis.

Indem ich nun daran gehe, diese Bände aufs neue nach eingehendem Studium zu durchblättern und das, was mir daraus entgegenspringt, zur kritischen Aneignung zu besprechen, will ich gleich von vornherein gestehen, daß auch mich bei Hebbel vor allem sein unermüdliches Suchen und Grübeln anzieht, weniger die in den größeren Werken wirklich niedergelegten Ergebnisse dieser tapferen Arbeit. Das erhöht fast noch den lehrreichen Wert einer solchen Lebensarbeit. Ihre Energie kann uns um so voller zugute kommen, wenn wir auch nicht mit allem übereinstimmen.

Ich beginne mit den Tagebüchern, die uns den tiefsten Einblick in die Geisteskämpfe Hebbels gewähren.

Wie vorurteilslos für jene rationalistische Zeit des jungen Deutschland (1835) ist der Ausspruch (S. 25): „Glaube ist nicht dunkle, sondern vielmehr hellste Wirksamkeit des Geistes, er umklammert mit Sicherheit das außer dem Kreis der Sinne liegende Verwandte." Welche Tiefe des 22jährigen Jünglings!

Mit Beziehung auf Uhlands großen Einfluß auf seine Poesie sagt er 1836: „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jeder tüchtige Mensch in einem großen Mann untergehen muß, wenn er jemals zur Selbsterkenntnis und zum sichern Gebrauch seiner Kräfte gelangen will; ein Prophet tauft den zweiten" (S. 30).

„Das deutsche Volk macht es mit seinen Märtyrern wie Gott es mit Christus machte: es läßt ihn ruhig kreuzigen und bewundert ihn. Was — denkt es — ist er vor der Kreuzigung?" (S. 30).

Er zitiert Goethes Wort an Zelter: „Sehr schlimm ist es in unsern Tagen, daß jede Kunst, die doch eigentlich nur zuerst für die Lebenden wirken soll, sich, insofern sie tüchtig und der Ewigkeit wert ist, mit der Zeit im Widerspruch befindet und daß der echte Künstler oft einsam in Verzweiflung lebt, indem er überzeugt ist, daß er das besitzt und mitteilen könnte, was die Menschen suchen“ (S. 38). Und noch folgende Worte Goethes: „Was ist das Herrliche der Vorzeit, wenn sich das Nichtige des Tags aufdrängen will, weil es für diesmal das Privilegium hat, gegenwärtig und lebendig zu sein!“ — „Wie Natur und Poesie sich in der neuen Zeit vielleicht niemals inniger zusammen gefunden haben wie bei Shakespeare, so die höchste Kultur und Poesie nie inniger als bei Calderon“ (S. 47).

Sein Sehnen nach Gläubigkeit, die er verloren (S. 43): „O könnt' ich mit euch allen, die ihr begraben seid und ... einem fröhlichen Erwachen entgegenschlaft, könnt' ich mit euch im Glauben an euren Erlöser Jesus Christus Brüderschaft machen!“ Er schreibt sich das lange Glaubensbekenntnis ab, das bei der katholischen Priesterweihe beschworen wird, und sagt weiters (S. 69): „Es war eine große Idee der katholischen Religion, daß bedeutende Menschen in den Augen der Gottheit etwas gelten und durch Fürbitten wirken konnten.“

Nicht ohne Berechtigung ist seine herbe Kritik (S. 99): „Die Rückertschen Gedichte werden auf die deutsche Literatur einen unheilvollen Einfluß ausüben und vielleicht die Lohensteinsche Periode zurückführen. Nichts ist gefährlicher als Mittelmäßigkeit, die auf einiges trotzen kann.“ — „Adelung setzt das goldne Zeitalter der Deutschen zwischen 1740—1760“ (S. 115). — „Ich kann mir eine humoristische Weltgeschichte denken, aber nur das größte Genie kann und wird sie schreiben. Es ist die letzte Aufgabe der Poesie“ (S. 141).

In bezug auf die Seherin von Prevorst spricht er von „diesem irdischen Vorspiel des Lebens“, in dem nicht einmal die sämtlichen in den Menschen versenkten Kräfte angeregt, geschweige bis zum letzten Punkt entwickelt werden. „Unser Ahnen, Glauben, Vorempfinden ... sind mir die ersten Pulsschläge einer noch schlummernden, in uns vorhandenen Welt“ (S. 146).

„Die Weltgeschichte steht jetzt vor einer ungeheuren Aufgabe; die Hölle ist längst ausgeblasen und ihre letzten Flammen haben den Himmel ergriffen und verzehrt, die Idee der Gottheit reicht nicht mehr aus ... denn der Mensch hat in Demut erkannt, daß Gott ohne eine Menschheit Gott und selig sein kann ... Woher soll die Weltgeschichte eine Idee nehmen, die die Idee der Gottheit aufwiegt oder überragt? Ich fürchte, zum erstenmal ist sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen ... Sie sammelt Strahlen für eine neue Sonne; ach, eine neue Sonne wird nicht zusammengebettelt!“ (S. 153).

„Ob das Christentum fortbestehen wird oder nicht? Jedenfalls ist die Krisis eingetreten, denn was früher nur einen Teil der Literatur

bewegte, bewegt jetzt das Leben; hält sich in solchem Kampf eine Institution, so hält sie sich auf ewig“ (S. 160). Daneben läßt sich Hebbel 1837 in München weismachen: „Die Katholiken glauben, ungetaufte Kinder werden kleine Teufel“ (1, S. 167).

„Ein Drama, welches Napoleon zum Gegenstand hat, muß sich gewissermaßen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich zur Aufgabe setzen, muß ihn durch die Vergangenheit motivieren und die Zukunft durch ihn. Eine ungeheure Aufgabe! Napoleon, als darzustellender Charakter an sich betrachtet, will nur durch ein Gewitter von Taten gezeichnet sein; mit Worten muß der Darsteller so sparsam sein, daß er ihn kaum befehlen lassen darf“ (1, 173).

„Jeder Mensch hat irgend einen Winkel, von dem er sagen kann: den kenn' ich allein; wenn man dem Philister imponieren will, muß man ihn dahin verfolgen“ (1, 180).

„Ein Schriftsteller ist nur so viel wert, als er über seiner Zeit steht, denn nur dies ist sein Eigentum“ (1, 195).

„Sinnlichkeit: Symbolik unstillbarer geistiger Bedürfnisse“ (1, 197).

„Fr. Schlegel sucht den Grund davon, daß die reiche mittelalterliche Poesie völlig unterging, statt das Fundament einer Literatur zu bilden, in dem Mangel eines Zeitalters der Kritik, welches in Griechenland z. B. unmittelbar auf das Zeitalter der Poesie folgte“ (1, 206).

„Die Poesie des Ausdrucks findet weit mehr Bewunderer als die Poesie der Idee. Dies erklärt mir die Erfolge, die z. B. (Anastasius) Grün gefunden hat. Und doch ist sie nichts“ (1, 229).

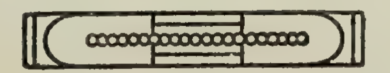
„Das Leben hat keinen andern Zweck, als daß sich der Mensch in seinen Kräften, Mängeln und Bedürfnissen kennen lernen soll. Wenigstens ist dies der einzige Zweck, der immer erreicht wird, das Leben mag nun sein, wie es will.“ — „Alles für nichts! ist der irdische Imperativ“ (1, 236).

„Heines Dichtmanier (besonders seine neuere) ist das Erzeugnis der Ohnmacht und der Lüge“ (1, 237).

„Die lyrische Poesie soll das Menschenherz seiner schönsten, edelsten und erhebendsten Gefühle teilhaftig machen. Dies ist die beste Definition“ (1, 274).

„Schon das ist ein Beweis der Unsterblichkeit, daß der Mensch, jedes Zustands fähig und ... bedürftig, doch sein ganzes Leben lang in einen einzelnen ... eingesperrt ist. Das Studium der Geschichte leistet nur geringen Ersatz“ (1, 278).

(Schluß folgt.)





Aus Zeitschriften und Büchern.

Drei Urteile über die „Moderne". — „Gedanken über die Entwicklung der modernen Lyrik" ist ein höchst anregender Aufsatz betitelt, den P. Ansgar Pöllmann in der „Bücherwelt" (VI. 8) veröffentlicht. Das Wesensproblem der modernen Lyrik und der Moderne überhaupt ist selten so scharf, so treffend erörtert worden. Für uns ist Pöllmanns Ergebnis um so interessanter, als es sich in den allermeisten Punkten mit unseren Anschauungen deckt. — Von folgender Begriffsbestimmung geht der Verfasser aus: „Die Neuheit der lyrischen Moderne besteht in nichts anderem, denn in der Vertiefung der Sprache als Musik und in der Schärfe der Anschauungsgabe." Im Vorübergehen wird dann auf die Gefahren hingewiesen, die sich aus derartiger verschärfter Empfänglichkeit für Geistigkeit und Wahrheit ergeben: Die Gleichberechtigung des Schönen und des Häßlichen, der Pantheismus und die Nacktkultur. Zu noch schärferer Begriffsbestimmung versucht dann Pöllmann das formale Element ganz auszuschalten; dann wäre, in Übereinstimmung mit einigen prinzipiellen Verfechtern der Moderne, das Wesenselement der Moderne der Determinismus. „Dann aber leugnen wir den angemaßten Titel ‚Moderne': denn einerseits ist der Pantheismus nichts weniger als neu und andererseits ist das Christentum nichts weniger als veraltet." (Übrigens irrt P. Pöllmann und mit ihm die ganze neuere Literaturgeschichte, wenn er an dieser Stelle die Bildung des Wortes „Moderne" in die achtziger Jahre verlegt, wie es heute allgemein geschieht. Zum erstenmal hat schon Novalis die „Moderne" der „Antike" gegenübergestellt; in einem Fragmente (bei Minor II, S. 232) spricht er von der „Natur, dieser ewigen Antike und Moderne zugleich".) Wenn man aber im Begriff der Moderne die Wahrheit formal nimmt, so ist es doch, wenn irgend jemand, gerade „der katholische Christ, der dem inneren und äußeren Ungemach nicht aus dem Wege geht, sondern die Fehler seiner Seele in herber Reue durchkostet. Wir hatten sie (d. h. die Geistigkeit und Wahrheit), und sie sind geknüpft an die Namen Droste und Weber; ja, ich könnte noch einen Namen zufügen, die Emilie Ringseis. Und das ist unwidersprochen, daß die innere und äußere Wahrheit der Annette von Droste von keinem Modernen trotz aller Mühe je erreicht wurde. Die Modernen rechnen sie zu den Ihren. Ihr Naturbild so gut wie ihr psychologisches

Ringen war musterhaft für die Berliner (nämlich die Literaturrevolutionäre der achtziger Jahre), darüber herrscht kein Zweifel. Und so war es eine katholische Frau, die uns rettete vor der Frau, vor der tändelnden, Goldschnittbändchen lesenden Schwärmerin. Die Droste hat den Ton der modernen Frauendichtung angegeben. Unsere Schriftstellerinnen hatten nicht nötig, nach Berlin zu schielen: sie nannten den vorbildlichen Besitz ihr eigen, und daher kommt es, daß wir Katholiken so viele ernste, tiefe, klare Frauengestalten auf dem Parnaß sehen, Künstlerinnen, die nicht zurückstehen hinter Anna Ritter, Lulu von Strauß, Klara Viebig, Frida Schanz, Maria Janitschek, Isolde Kurz, Ilse Frapan, Margarete Beutler, Ricarda Huch. An Zahl sind der Unseren nicht so viel, wir haben einerseits prozentualiter ja nur ein Drittel zu stellen, und andererseits weist das Pflichtbewußtsein die katholische Frau auf andere Dinge. Aber ich kann mit Namen dienen: M. Herbert, L. Rafael, Hedwig Dransfeld, Nanny Lambrecht und unser Stolz: die Handel-Mazzetti." Und weiter: „Heute gibt jeder vernünftige Mensch wieder Dutzende von Liedern, die vor einem Jahrzehnt in Berlin als das Höchsterreichte galten, mit Vergnügen um eine Strophe von Eichendorff oder Brentano oder sagen wir gleich dazu, von Luise Hensel und Guido Görres." — „Worin die akatholischen Modernen uns über sind, ist nur die — fleischliche Liebe." — Interessant sind dann weiter folgende Absätze: „Wir Katholiken haben unsere günstigste Position in der Lyrik. Wohl verfügen wir über achtunggebietende Dramatiker: Greif, Domanig, Heemstede, Welter, Eggert, Kralik. Aber die moderne Guckkastenbühne mit ihrer seichten Ausstattung steht uns ferne: Stoffe, wie sie hier gefordert werden, wachsen in keines Katholiken Herz. Als die Hahn-Hahn katholisch wurde, entdeckte man plötzlich, daß ihre Romane die künstlerische Kraft verloren hätten. Ja freilich, das Pikante war verschwunden. Kralik ist in der akatholischen Literatur genannt wegen seines Gedichtes von der tanzlustigen Riccioletta, aber seine ganze spätere ungeheure Wirksamkeit kennt man in diesen Kreisen nicht. Schriebe Eichert lasziv, die Trompetenstöße der modernen Kritik ließen ihn nicht mehr ruhig schlafen. So sind z. B. Dramen wie das berüchtigte „Frühlings Erwachen" von Frank Wedekind rein künstlerisch genommen allerschwächste Leistungen; was ihnen Ruhm unter den Menschen bringt, ist nur ihre zynische Frechheit. — Und doch steht die Zukunft des Theaters auf unseren Schultern. Der Bankerott der modernen Bühne, aus Italien und Frankreich in den unsittlichsten Zeiten nach Deutschland verpflanzt, wird immer fühlbarer. Wagner war schon ein Ruf des Gewissens; die Flucht in die Oper ist Flucht vor der eigenen Schuld. Und da kommt erst der Katholik Savits mit seiner genialen Shakespearebühne und dann die Wachler, Kralik und fordern die Freilichtbühne. Sie wird verwendet in den großen Festspielen zu Wiedikon, am Lichtenstein, am

Hohentwiel. Und wo stammt diese Freilichtbühne her? Dort steht sie, in dem Rahmen der bayrischen Alpen zu Oberammergau und übt eine so urgewaltige Macht aus, daß der größte Schauspieler seiner Zeit, Devrient, staunend ahnte, welche Mission diesem kirchlich-katholischen Theater in der Geschichte des Dramas beschieden sein werde." — Pöllmann schließt diese zersetzende Kritik der Moderne mit den Worten: „Ist also die Moderne ein pantheistisch-monistisches Philosophiesystem, dann hat sie keine Existenzberechtigung, und ist sie nur ein Formalproblem, dann hält sie die Ewigkeit nicht aus. Ach, die Gedanken sind es, die in der Moderne fehlen, Gedanken der Wahrheit und des kulturellen Fortschrittes. Frenssen, Max Kretzer, Richard Voß und wie sie alle heißen mögen, trotz all ihrer Schilderungspracht, sie werden vergessen sein, wenn noch Helles ‚Messias' oder Hlatkys ‚Weltenmorgen' in der Weltliteratur weiterlebt." — „Hat aber die ‚Moderne' ihre Formalprobleme nicht über die gute alte Zeit um ein Wesentliches hinausgebracht, unterscheidet sie sich von ihrer Vorgängerin nur dem Grade nach, dann leugne ich die Moderne als selbständige Bewegung. Und schon die letzten Jahre gaben mir recht."

All das sind Gedanken, wie sie vom „Gral" nicht anders und nie anders ausgesprochen wurden. Und auch darin hat Pöllmann völlig recht, „daß es töricht war, von den sogenannten Modernen, uns Katholiken zu ignorieren". Freilich, viel weniger richtig ist es, wenn er fortfährt, „daß es von uns töricht war, neben der Gesamtentwicklung der deutschen Poesie eine eigene Gruppe bilden zu wollen, wie das leider aus reinen Opportunitätsgründen von dem ‚Gral' des Wiener Bundes en gros betrieben wird und vielfach, muß ich sagen, von Leuten, die das tun, nachdem sie die gesuchte Anerkennung über der Grenze nicht zu finden vermochten." Das ist reichlich verfehlt, und wer die diesbezüglichen Verhältnisse noch genauer kennt als P. Pöllmann, der weiß, wie sehr er damit danebentrifft[1]). Aber das würde uns allzu weit führen, und dann liegt wenig daran, in der Hauptsache wissen wir uns mit Pöllmann durchaus einig.

Auch Pfarrer H. Doergens behandelt in einem Aufsatze „Zur Charakteristik der Moderne" („Allgemeine Rundschau" VI. 24) das vielberufene Problem der Gegenwartskultur. Er führt zunächst eine Stelle aus der „Christlichen Welt" an, dem Organ des freisinnigen Protestantismus, die objektiv Licht und Schatten nebeneinanderstellt. „Modern ist, was die Herzen deines Geschlechtes höher schlagen läßt, und was auch dein Herz bewegen sollte, die Aufgabe, die dieser unserer Zeit wie keiner anderen gestellt ist, und an der du mitarbeiten sollst aus allen Kräften! Und modern ist der ganze Hexensabbat von Narrheiten einer Zeit, da das Individuum

---

[1]) Es wird bald an der Zeit sein, die von uns gesammelten Dokumente der „Gralbewegung" herauszugeben, und dann wird es sich zeigen, daß diese Beschuldigung nicht nur unrichtig ist, sondern daß gerade das Gegenteil zutrifft.

losgelassen ist und sich jeder Subjektivität hingibt. Modern ist die ungebundenste, jeder Scham bare, vor Erregung zitternde Sinnlichkeit, verrücktes Verkennen des ewigen Unterschiedes, den die Natur selbst zwischen Mann und Weib gesetzt hat, tolles Verwerfen jeder Form, ohne die es kein Kunstwerk geben kann, Losziehen gegen jede vernünftige Ordnung, Hinwegstürzen über jede gegebene Schranke, schließlich Feindschaft gegen die Logik selbst — das alles ist modern! Und modern ist auch der gewaltige und schon längst unübersehbare Schatz von Wissen und Können, den unsere Forschung aufgehäuft hat, die bewunderungswürdigen Erfolge der Technik, eindringendes Versenken in die Vergangenheit mit großer Kraft gegenständlichen Anschauens und lebendigen Mitempfindens, heißes Bemühen um gerechte Ordnungen in Staat und Gesellschaft — auch das ist modern.

Modern ist die Pflege des Persönlichen, Intimen, was du hast und bist und werden sollst, und du allein, wobei alle Handlungen der Tiefe zu rauschen beginnen; und modern ist das rücksichtslose Niedertreten der Person, wo sie dem brutalen Egoismus des Herrenmenschen und dem noch schlimmeren der Klasse und Clique in den Weg tritt. Modern ist die rastlose, selbstvergessene Arbeit auf allen Gebieten und die zügelloseste Genußsucht. Modern ist dies aberwitzige Hasten und Treiben und ihre Folgen, die Überreizung, die Nervosität und Perversität; aber modern ist auch eine wunderbare Feinfühligkeit, die Farben sieht und Töne hört, die dem einfachen, natürlichen, gesunden Menschen verschlossen sind.

... Das Moderne vergeht so rasch wie die Mode. Heute funkelnd in glitzerndem Licht, morgen grau in Grau. Heute geistreich, morgen langweilig. ... Nichts ist bezeichnender für die Macht der Schlagworte, als daß es sogar theologische Schulen gibt, die sich ‚modern' nennen, nicht etwa von Gegnern zum Spott so bezeichnet werden. Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! Auch in der Wissenschaft gibt es Moden. Es kommt vor, daß ganze Geschlechter wie durch einen Zauber gebannt sind, die einfache Wahrheit nicht zu sehen, den selbstverständlichen Schluß nicht zu ziehen, den gegebenen Weg nicht einzuschlagen. Und der Humor der Weltgeschichte will, daß jedes Geschlecht auf solche Irrtümer besonders stolz ist. Dergleichen nennt der ehrwürdige Herr Philister mit Vorliebe ‚Ergebnisse der neuesten Wissenschaft' und noch schlimmer ‚Stand der Forschung'."

So spricht ein Blatt, in dem doch selbst die modernste Entwicklung des Protestantismus zum ständigen Vortrage kommt. Doergens stellt diesem Chaos der Moderne die unwandelbaren Fundamentalwahrheiten des Katholizismus gegenüber. Nun, daß ein katholischer Pfarrer so argumentiert, kann nicht wundernehmen. Aber auch Karl Scheffler, einer der einsichtsvollsten Kulturschriftsteller aus dem anderen Lager, kommt zum selben Ergebnis. Die „Schweizerische Rundschau" (IX. 3) hebt aus einem Aufsatz Schefflers in der „Zu-

kunft", „Die Vorurteilslosen", unter anderem auch folgende Stellen heraus: „Das neue Drama und eine psychologisch vertiefte Epik wurden uns dargeboten; aber welchen tätigen Geist treibt es leidenschaftlich ins Theater, um ein modernes Stück zu sehen, wer greift in kurzen Feierabendstunden zum Buch eines dieser neuen Welterklärer, wenn er nach weisen Worten des Lebens begierig ist? Wer geht nicht, bei größtem Wohlwollen für die neue architektonische Kunst, auch wenn er all seine Kraft ihrem Werden und Wachsen widmet, schließlich immer wieder zur Baukunst der Alten, die nicht nur gute Grundsätze und Tendenzen darbietet, sondern lebendig atmende Schönheit! Wer liebt die an uralten Traditionen erzogene Malerei des alten Holland und Italien oder des neuen Frankreich nicht mit temperamentvollerer Zärtlichkeit als die des eigenen Landes! Wem imponiert nicht eine rechte männliche Gottgläubigkeit mehr als der monistisch-darwinistische Mischmasch ganz moderner Philosophen! Und wem macht nicht die von hundert Vorurteilen durchsetzte einfache Moral des Bauern mehr Freude als die moralinfreie Aufgeklärtheit der Literarischen! ... Der Ewigkeitssinn ist einer ganzen Generation getrübt und darum auch der lebendige Zeitsinn. Die vom Vorurteil Befreiten sehen Chaos außer sich, weil es in ihnen ist. Sie gelangen nicht zur höheren Freiheit, weil der Stolz auf ihr bißchen Freidenkerei, die Furcht vor der Unfreiheit sie daran hindert. ... Daher diese epidemisch grassierenden Vorurteilslosigkeitsideen, in denen doch ebensoviel Vorurteil enthalten ist wie im trübsten Philistermeinen. Darum ist aus dem Willen zur Freiheit nur eine Bohèmekultur hervorgegangen, die nicht ins Volk, nicht in die Tiefe und nicht zur Höhe des nationalen Lebens zu dringen vermag." Und was Scheffler dann weiter von der heutigen Jugend, von der heutigen Ehe, von der heutigen Sitte sagt, das sind lauter Keulenschläge. Und alles nur zu wahr. Es ist verblüffend, mit welcher Übereinstimmung die drei hier angeführten Stimmen, Pöllmann, Doergens, Scheffler, die Moderne verurteilen. Selbstverständlich verkennen alle diese Männer nicht das Gute, das in der „Moderne" steckt, aber sie lassen sich vom äußeren Glanze nicht bestechen, sie sehen darunter auch das Hohle, das Niedrige, die Fäulnis. Die unbedingten Lobredner der Moderne — wir haben solche auch im katholischen Lager — fordern mit ihren einseitigen und unwahren Lobeshymnen eine solche Korrektur geradezu heraus. Man beachte, daß das Organ des modernen Protestantismus und der moderne Kulturschriftsteller die Schäden und Mängel der modernen Kultur fast noch entschiedener herausstellen, als der „Gral" es bisher getan hat. Dem „Gral" wurde deshalb von katholischen Bewunderern der „Moderne" ein ausgesprochener Abscheu vor der modernen Kultur vorgeworfen. Diese guten Leute haben noch nie darüber nachgedacht, daß man nicht Christus und seinem Widersacher zugleich dienen kann, daß es ebensowenig zwischen

Feuer und Wasser eine Versöhnung gibt, wie zwischen der Christuslehre, die allgemeine Menschenliebe, Demut und Gehorsam predigt, und dem modernen Evangelium des Egoismus, der Selbstherrlichkeit und Unabhängigkeit des Individuums. Diese katholischen Bewunderer einer den Grundlehren des Christentums so feindlichen Kultur werden von einsichtigen Männern der modernen Schule beschämt, die schärfer und klarer die aus dem Bruch der Kultur mit dem Christentum sich ergebenden Schäden erkennen, als jene, die für eine solche Erkenntnistätigkeit mit den unfehlbaren Maßstäben der ewigen Wahrheit ausgerüstet sind. W.

Das sehnsuchtsvolle religiöse Herz. Der modernistische Zug, der sich in der Literaturpolitik unserer „fortschrittlichen" Katholiken ausprägt, tritt immer deutlicher hervor. Bald werden auch die Blindesten sehen, daß der Gral nicht aus kleinlicher Streitsucht, nicht als Partisan der verletzten Autoreneitelkeit sich vom ersten Tage seiner Existenz angefangen, in den schärfsten Gegensatz zu dieser Richtung gestellt hat. Die unsere „Polemik" nicht verstehen, die verstehen eben nicht, daß es sich um nicht mehr und nicht weniger als um die Existenz der katholischen Literatur handelt. Man hat über unsere Behauptung, daß das Werk der Vernichtung der katholischen Literatur im Gange sei, gespottet. Die Spötter haben damit nur ihrer selbst gespottet, nur ihre eigene Unfähigkeit bewiesen, aus dem Keim eines Dinges und seiner konsequenten Fortentwicklung das unausbleibliche Ende abzusehen. Darum gebührt der Zeitschrift „Über den Wassern" unser ganz besonderer Dank, daß sie klipp und klar das von uns vorausgesagte Endziel der modern- oder, wie sie sich jetzt nennt, fortschrittlich-katholischen Literaturreform verkündet: Eine eigene katholische Literatur soll und darf es nicht geben. Die genannte Zeitschrift bringt in ihrem 13. Hefte einen Aufsatz von Dr. Franz Rothenfelder, in dem es S. 440 wörtlich heißt: „Man erwirbt sich weder um die gesamte Literatur noch um den einzelnen Künstler ein Verdienst, wenn man im Gegensatze zur ganzen deutschen Literatur eine eigene katholische gepflegt und anerkannt sehen will." Die in diesen Worten ausgesprochene Verfehmung der katholischen Literatur ist die notwendige und unabwendbare Folge der fortschrittlich-katholischen Ästhetik, die in Karl Muth ihren Hauptvertreter hat. Nur macht sich Karl Muth einer starken Inkonsequenz schuldig, wenn er in seiner letzten Broschüre, im aufgelegten Widerspruche zu seiner eigenen Theorie von der künstlerischen Unfruchtbarkeit bebewußter konfessioneller Gegensätze, dennoch eine aus katholischer Lebensanschauung entsprungene Dichtung fordert. Denn solang es eine katholische Wahrheit gibt, wird und muß sich diese im bewußten Gegensatz zum vielgestaltigen Irrtum fühlen. Dr. Rothen-

felder ist offener, ehrlicher und konsequenter. Was Muth mit seinen Phrasen von der „unbewußten Religiösität", von der künftigen „großen Synthese des religiösen Geisteslebens" usw. nur andeutet, sagt er offen heraus: das wahre religiöse Kunstwerk muß über den Konfessionen stehen. Zu diesem Ergebnisse führt ihn die Betrachtung des religiösen Kunstwerks Enrikas von Handel-Mazetti. In „Jesse und Maria" triumphiert die Liebe über konfessionelle Befangenheit. Die einzig dastehende Bedeutung dieses religiösen Kunstwerkes sucht er mit den Worten H. S. Chamberlains zu charakterisieren: „Unsere gesamte herrliche Kunst entwickelt sich ja um den religiösen Mittelpunkt (?) gleich wie die Erde um die Sonne kreist, und zwar um diese und jene besondere Kirche nur teilweise und äußerlich, überall aber innerlich um das sehnsuchtsvolle religöse Herz." Das heißt doch wohl mit dürren Worten: Wer als Katholik dichtet, erfaßt die Kunst nur teilweise und äußerlich, er muß zuerst vom Katholizismus zur allgemein menschlichen religiösen Sehnsucht auf- oder vielmehr absteigen, um die Kunst innerlich zu fassen. Nach dieser Theorie kann der Dichter, solange er sich als gläubiger Katholik fühlt und als solcher dichtet, nie zur höchsten Kunst aufsteigen (Muth spricht ganz dasselbe nur mit anderen Worten aus, indem er das hauptsächlich intellektuelle Bewußtsein der konfessionellen Gegensätze als minderen Grad der religiösen und künstlerischen Fruchtbarkeit faßt) und muß sich zuerst ein weder katholisches noch protestantisches, nur allgemein „sehnsuchtsvolles religiöses Herz" anschaffen, um ein großer Dichter zu werden. Sind einmal alle jetzt katholischen Dichter so weit, dann mag Karl Muth zusehen, wo er mit seiner Forderung einer „aus katholischer Lebensauffassung erwachsenen Dichtung" bleibt.

Dr. Rothenfelder sagt es übrigens an einer anderen Stelle seines Aufsatzes noch deutlicher, wo er eigentlich hinaus will. So auf S. 438: „Gewiß, für diesen Helden (Jesse) empfindet der Leser beinahe mehr Sympathie als für Maria, das unglückliche Opfer religiöser (katholischer!) Leidenschaft (!). Geradezu unbegreiflich aber ist es, daß man hieraus der Dichterin in katholischen Kreisen einen Vorwurf zu machen sucht. Wohl stirbt Jesse als gläubiger Protestant — aber kann man von dem Augenblick, da die Liebe Heldin des Romans wurde, noch von einem Protestantismus oder Katholizismus reden? Der Roman endet mit einem Hohenliede edelsten religiösen Menschentums — allerdings einem solchen Liede mit Genuß zu lauschen, hiezu besitzen nicht alle Geister die nötige Reife." Und an anderer Stelle macht er sich sogar den Satz Oskar Wildes (!) zu eigen, es gebe kein moralisches oder unmoralisches, sondern nur ein schönes oder unschönes Kunstwerk, und fügt hinzu, ebenso könne

es weder ein dogmatisches noch ein undogmatisches, weder ein kirchliches noch ein unkirchliches religiöses Kunstwerk geben. — — Wenn das nicht literarischer Modernismus ist, wenn das nicht ein offen ausgesprochenes Todes- und Vernichtungsurteil der katholischen Literatur bedeutet, dann gestehen wir gern zu, daß wir nicht die nötige geistige Reife besitzen, um den wirklichen Inhalt dieser Phrasen zu erfassen. F. E.



Kritische Gänge.

Von Albert Christiani.

Meinem inneren Menschen ist's, als käme er von einem Jungbrunnen. Ich habe Richard Benz' Märchen-Dichtung der Romantiker gelesen.[1]) Selten hat mich ein Buch so gefesselt. Zu Anfang freilich, beim etwas anspruchsvoll-verstiegenen Vorwort, überschlich mich ein leises Unbehagen. Auch später tauchte es hie und da auf. Aber immer wieder siegte die Freude ob: an dem hellen Jugendmut und der Jugendkraft des mir bis dahin unbekannten Autors, der, ob konfessionell oder nicht, in idealer Begeisterung in dem Wurzelboden des Katholizismus gründet und eben deshalb durch seine hervorragende seelische und ästhetische Empfänglichkeit und Einfühlung, durch sein intellektuelles Unterscheidungs-, Aufnahme- und Aneignungsvermögen, durch seine künstlerische Durchdringung, Wiedergabe und Ausgestaltung just diesem Thema von tiefer psychologisch wie dichterisch universaler Bedeutung in selbsteigener Art gerecht werden konnte.

Dem meisten Widerspruch wird die 80 Seiten umfassende „Vorgeschichte" begegnen. Sie beleuchtet den Gegensatz zwischen Aufklärung und Märchen, den Begriff des Wunderbaren, des Kunstmärchens und des Volksmärchens historisch. Einseitig historisch, wird man mit gewisser Berechtigung sagen. Aber gegen die innerlich feurige Gelassenheit, mit der einzelne grundaufwühlende Behauptungen Aufstellung finden, wird man ernstlich kaum aufkommen können. Zum Beispiel gleich gegen den ersten Satz: „Heute liegt der letzte Grund einer Verständnislosigkeit für Dichtung in einer übergroßen Kultur des Intellekts, und zwar eines angewandten, materiellen Intellekts."

Dabei tritt ein bemerkenswertes Streben nach gerechter Objektivierung zutage. So in der Schätzung des auch Deutschland beein-

[1]) Gotha 1908, Friedrich Andreas Perthes, A.-G. Gr. 8°. 265 S. Brosch. Mk. 5.—.

flussenden Perraults, der am Ende des 17. Jahrhunderts alte, ganz national-französisch gefärbte Volksmärchen wiedererzählte, in denen zum reflexierenden Verstandesmoment ein, wie jenes, dem Zauber des echten Volksmärchens zerstörend fremder, höfischer Stil stieß. „Trotzdem", lautet R. Benz' Urteil, „ist Perraults Tat eine ganz große, und sein sicheres inneres Gefühl für die Volksdichtung erstaunlich. Besser als er es tat, konnte eben zur Zeit des üppigsten verfeinerten Hoflebens das Volksmärchen gar nicht mehr aufgezeichnet werden." — Feinsinnig deckt R. Benz die Weiterentwicklung der Märchenliteratur in Frankreich auf, um dann den bezeichnenden Vergleich zu ziehen: „In dem Deutschland des 19. Jahrhunderts konnte das Wiedererwachen des Volksmärchens eine ganze neue kräftige Literatur hervorbringen; es siegte über die Zeit. In Frankreich war es umgekehrt: da ward es von der Zeit verschlungen."

Nur auf den ersten Blick überstürzend erscheint die Bewertung Herders: „Der Ursprung alles Lebendigen in unserer neueren Dichtung liegt in diesem Namen beschlossen." Und: „Innerhalb einiger Jahre war das Angesicht der deutschen Dichtung verändert, daß man es nicht wiedererkannte, ... ein volksmäßiges Lied lebte auf, und auch für das Volksmärchen wurden Herders Anregungen grundlegend." Modifizierend fügt er hinzu, daß Herder das Märchen selbst nicht weiter gepflegt, gesammelt und fruchtbar gemacht, sogar später in der Auffassung des Märchens sehr Unerfreuliches geleistet habe.

Den Ruhm Musäus' als erster Märchenerzähler pflückt er in Stücke: „Denn dann müßte man ihn ja erbarmungslos herunterreißen; was für Spottgeburten sind, als Märchen betrachtet, diese Produkte!"

Als erste wirklich deutsche Märchensammlung stellt er die 1787 anonym erschienenen „Kindermährchen, aus mündlichen Erzählungen gesammlet" fest. „Es ist das erstemal, daß Ernst der Auffassung, Ehrfurcht vor der überkommenen Gestalt des Märchens und Verständnis für das Kindliche in seinem Wesen bewußt gefordert und geleistet wird."

Und dann die Charakteristik Tiecks, die er im Hauptteil weiterentwickelt: „Es mußte einer mit der ganzen Verstandeskultur der Aufklärung brechen, ihr offen den Krieg erklären, wenn er dem Märchen wieder zu seinem Recht als Dichtung verhelfen wollte. Dieser Befreier erstand den Märchen, ja der ganzen Phantasiekunst in Ludwig Tieck." Ihn machte „die merkwürdige Vereinigung glänzenden Witzes und schärfsten kritischen Verstandes mit tiefer künstlerischer Erkenntnis zum siegreichen Kämpfer für das Märchen", aber das „eigentliche Volksmärchen rein aufzufassen, zu sammeln und in seiner ewigen Form vor aller Augen zu stellen", mußte er andern überlassen. Ohne ihn jedoch wäre „diese Arbeit nicht denkbar geworden; hätte dieser kühne Revolutionär nicht die Aufklärung zer-

schlagen, nicht die Phantasiedichtung des Volkes als Evangelium einer neuen Kunst verkündet: einer Wiederherstellung des Märchens, wie der Beginn des 19. Jahrhunderts sie sah, hätte jeder Boden gefehlt".

Wer diese anderen Berufenen waren, wissen wir wohl alle heute. Ein Runge, mit dessen „Machandelboom" und „Der Fischer und syne Fru" das Märchen „als höchste Kunst mit einem Male vor der Welt stand". Ein Görres, der so glühend, so eindringlich wie Herder den Unterschied zwischen „Gebildeten" und „Volk" bekämpfte und das solchen Unterschied nicht kennende Mittelalter „nach seinen wertvollen Elementen" darstellte. Ein Brüderpaar: Jakob und Wilhelm Grimm, das in den „Kinder- und Hausmärchen" dem „gesamten Volke eine Dichtung schenkte, von der es in seinen höheren Schichten gar keine, im ganzen nur eine beschränkte Ahnung hatte; eine Phantasiekunst, die ihrem innersten Wesen nach Naturreligion war: das Verhältnis des einfachen Menschen zur Natur in wechselnden Bildern der Phantasie ausgesprochen". In das Apostolat dieser Dichtung aber traten die Arnim, Brentano, Chamisso, Novalis, Hoffmann usw. und proklamierten das, was sie kündeten und förderten, als das, „was es ist: als höchste Kunst auch für den ‚modernen' Menschen". Denn „damals durfte einer noch aussprechen: Das Märchen ist der Kanon der Dichtung. Und es gab eine Dichtung, die sich wirklich das Märchen zum Vorbild nahm, eine ganze Märchendichtung, die mit der Liebe zum Volksmärchen aufwuchs. Es gab eine Zeit der Romantik".

Der Hauptteil des Buches behandelt im Kapitel „Einleitendes" den Begriff der Romantik, die erste deutsche Märchendichtung, das erste deutsche Kunstmärchen; in den übrigen Kapiteln: das allegorisch-philosophische Märchen, das romantische Naturmärchen, das romantische Wirklichkeitsmärchen, freie märchenhafte Dichtung, volksmäßige Märchendichtung. Auf Schritt und Tritt blühen einem da Schönheiten entgegen. Nicht zuletzt in der Definition, z. B. gleich in der einführenden vom Doppelbegriffe „romantisch" im zeitlich ungebundenen und gebundenen Sinne. „Romantisch im ersten Sinne ist schließlich alle wesentliche Kunst, alle Kunst, die mehr ist als Spiel zur Unterhaltung; besonders alle deutsche Kunst, die sich überall auf das tönend bewegte Gefühl, auf Musik, zurückführen läßt und den Gegenpol zu dem plastischen Prinzip der südlichen und klassischen Völker darstellt. — Romantisch im anderen Sinne aber ist die Zeit, die auf die Unterdrückung jedes Kunstgefühls durch die Aufklärung folgt; die in stärkster Betonung, ja Übertreibung, das Gefühl in Malerei und Dichtung überhaupt erst wieder zur Geltung bringen muß. Darum haftet dieser Romantik etwas Tendenziöses, Zeitliches an: sie ist oft mehr Apologie der Kunst in ihren Werken als Kunst selbst."

Doch ich möchte nicht mehr abschöpfen, ich fände auch so bald

kein Ende. Um so nachdrücklicher verweise ich auf die Lektüre des Buches, das immer Anregung bietet, auch da, erst recht da, wo es der Disputation Tür und Tor öffnet. Nur dieses sei noch bemerkt:

Sinniger ist wohl noch nie ein Mozart in seinem großen, tiefen Symbol: der „Zauberflöte", schärfer noch nie ein Tieck in seinem „Ausdruck vom Naturerlebnis in Märchen", reicher noch nie ein Hoffmann in seinem „Mysterium", der „Allegorie der Poesie", tiefer, divinatorischer noch nie ein Brentano in seinem Wesen als „der deutsche Märchendichter neuerer Zeit" erfaßt worden als hier. Mich haben die Ausführungen über den letztgenannten Großen ergriffen, bewegt wie reine, unmittelbaee Poesie selbst. Möchten sie dazu dienen, diesem Einzigartigen zu seinem Rechte auch in der Literaturgeschichte zu verhelfen.[1]

Wie Richard Benz, so setzt auch Fritz Lienhard beim Rückblick auf das 18. Jahrhundert mit dessen diktatorischstem „Literaturwart", mit Gottsched, ein in seinem Beitrage (dem 35. Bändchen) zur Sammlung „Wissenschaft und Bildung", herausgegeben von Dr. Paul Herre: „Das klassische Weimar."[2] Das Vorwort bezeichnet das Buch als ein in seiner vielfachen Neuformung und übersichtlichen Zusammenziehung selbständiges Ergebnis der früheren sechsbändigen Veröffentlichung Lienhards: „Wege nach Weimar." Zur Orientierung über die Anschauung des hier Leistenden und den Zweck des von ihm Geleisteten setzt es hinzu: „Ich empfinde jene klassische Epoche als die Hochschule höherer deutscher Bildung. Das Zeitalter steigert sich von Klopstock und Lessing über Herder und Kant empor zu Schiller und zum umfassenden Goethe, der den Gipfelpunkt der Epoche bildet. So stellt sich uns hier eine geistige Einheit dar und fordert zu künstlerischer Gestaltung heraus, wobei ich auch hier wieder das Seelenbild Friedrichs des Großen mit in die literarische Betrachtung eingewoben habe." Von diesem Gesichtspunkte aus will also das Ganze genommen sein.

Innerhalb der „geistigen Einheit" organisiert der Verfasser folgende Gruppierung: Deutschlands geistige Mission; Das revolutionäre und philosophische Jahrhundert; Friedrich der Große; Rousseau, Klopstock und die Gefühlsbewegung; Lessing und die Aufklärung; Herder und die Volkspoesie; Von Kant zu Schiller; Weimar aus der Vogelschau; Schiller und Goethe; Goethe; Das klassische Ideal der Zukunft.

Die „künstlerische Gestaltung" gibt sich als im ganzen erreicht. Ich liebe Lienhards vornehme Auffassungs- und Darstellungsweise. Ob auch das Resultat der ersteren, das „Was" der letzteren bei mir wiederholt auf Einwurf stoßen mag: das „Wie" tut's um so seltener.

---

[1]) Vermißt habe ich bei Rich. Benz einen Hinweis auf Kopisch. — Der zweiten Auflage wünsche ich dringend ein Personen- und Sachregister.

[2]) Leipzig 1909, Quelle & Meyer, 8°, 161 S. Geh. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.25.

Er bewahrheitet das Wort: C'est le ton qui fait la musique. Hie und da schleicht sich wohl ein allzu weicher, bisweilen auch ein flacher Ton ein, nur selten ein schrill lauter: Harmonie ist das Gepräge seiner Künstlerschaft. Auch in ihm ist das rein Menschliche das Mächtigste; doch es wirkt bei aller Eindringlichkeit nie störend oder gar feindlich aufregend, sondern immer freundlich, oft freundschaftlich, anregend.

Eigentlich Neues bringt er nicht, aber er ist reich an feinen Bemerkungen, die, wenn nicht das Wesen, so doch den Reiz des Neuen tragen. Den Fehler der Überschätzung (z. B. Kants) teilt er mit Ungezählten, und wie bei Ungezählten gründet dieser Überschuß, der zugleich ein Manko ist, in einem zweiten: der Neigung zur Vergöttlichung der Persönlichkeit. Ihm jedoch gilt da nur die zu sich selbst gekommene Persönlichkeit der Idealität, des verkörperten geistigen „Lebensodems", des realisierten „seelisch-bedeutenden Gehalts", des gestaltungskräftigen inneren Schöpfertums. Darum für ihn kein l'art pour l'art-Gesetz, das er in seinem Ursprung den „Formalisten, Artisten, Manieristen" zuschiebt. Er stellt als Grundbedingung künstlerischer Tat jene „seelische Tiefe" auf, die auch im Stil den möglichst vollkommenen künstlerischen Ausdruck erzwingt.

Seine Veranlagung weist ihn am unmittelbarsten auf die vom „Erfühlen der Dinge" ausgehenden „Schönheitssucher", die „Einfühlungstalente", deren Gipfel für ihn Klopstock, Winkelmann, Herder, Goethe bedeuten. Aber sein feinnerviges Anpassungsvermögen, seine warm pulsierende Gerechtigkeitsliebe läßt ihn auch den ihm fremderen, von „Vernunft und Charakter" bestimmten „Energien", den „dramatischen Naturellen", den „sittlichen Sammlungskräften" voll „harten Mannestums", wie Friedrich dem Großen, Lessing, Kant, tiefschürfend nahekommen. Mehr noch einem Schiller, in dem jene zwei Richtungen „wirksam ineinanderflossen und die Epoche abrundeten".

So wandern wir friedvoll mit Lienhard, ohne daß wir uns ihm fraglos anvertrauen dürften, auf seelischem und geistigem Hochland und spüren Hochgenuß. Denn auch wo er ausstellt und abspricht, verdient er niemals jenes verurteilende, von ihm selbst zitierte Goethewort, das ich gerade jetzt wie mit Feuerzungen in das Gedächtnis unserer heutigen Kritiker, Kritikaster und — Leser übertragen sehen möchte: „Und so ist der ungerechteste Tadel derjenige, der den Gesichtspunkt verrückt."

Die objektive Einschätzung Gottscheds, die bewundernde Hingabe an Herder und die Weimarer Dioskuren, die liebende Hoch- und Feststellung der nationalen Poesie teilt mit Lienhard Dr. Heinrich Spiero in seiner Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius.[1]) Ich fand an dem gefühls- und verständnisinnig, bisweilen

[1]) Leipzig 1909, B. G. Teubner. 254. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". 8°. 158 S. Geb. Mk. 1.25.

auch geistreich gehaltenen Büchlein viel zu loben. Aber auch allerlei auszusetzen, zumal gewisse Widersprüche und nachträgliche, alles andere als klärende Einschränkungen ersichtlich überstürzter Behauptungen. Geradezu drollig muten seine wiederholten Anläufe zur Inhaltsangabe eines lyrischen Gedichtes nach seiner feierlichen Proklamierung an, daß sich ein derartiger Versuch überhaupt nicht ausführen lasse. Ebenso seine fragmentaren Verszitate nach der überschraubten Erklärung: „Auch das größte Drama, auch das edelste Epos in Vers oder Prosa lassen sich in Bruchstücken hören, lesen, genießen: dem lyrischen Kunstwerk gegenüber ist das ausgeschlossen; es darf keine Silbe fehlen, ohne daß die Wirkung nicht nur unvollkommen würde, sondern aufhörte. Und wenn scheinbar dem nicht so ist, ... so liegt das daran, daß wir uns unbewußt das ganze Lied ... wieder beleben."

Auch die absolute Festlegung echter Lyrik auf das musikalische Moment erscheint als verstiegen, und zwar nicht zuletzt des Verfassers eigenen Ausführungen gegenüber. So ließe sich noch allerlei anführen. Vor allem haben wir Katholiken uns zu beklagen. Im Vorworte heißt es: „Ich war bemüht, die großen maßgebenden Persönlichkeiten so breit wie möglich heraustreten zu lassen, die Entwicklung lückenlos zu schildern, kleinere Gestalten kurz, aber klar (!!) darzustellen. Und dabei kennt er, der großmütige Berücksichtiger so und so vieler Unbedeutender, außer dem einen Martin Greif keinen einzigen lebenden katholischen Dichter![1]) Wendungen, wie die über Fontane, dem just vorher Schlichtheit, Echtheit nachgerühmt worden ist: „Er war eben ein Preuße!" geben freilich nach der Richtung des Geschmacklosen hin zu denken. Aber bis zu derjenigen ödesten Todschweigens hin? Kann eine ungründliche, darum ungerechte, kann eine ungerechte, darum ungründliche Ästhetik Anspruch auf ihren Namen erheben?

Dennoch bleibt bestehen, daß Spieros Buch viel wirklich Anregendes und Zutreffendes, einzelnes Bedeutendes und Schönes enthält; ich verweise da absichtlich auf die Themen Romantik, Annette Droste, in etwa auch auf F. W. Weber. — Und so gönnen wir ihm, dem hoffentlich allseitig Vorwärtsstrebenden, den vermittelnden Gedankenstrich —.

Im ganzen erquicklicher, weil einheitlicher, liest sich nach Vorwegnahme des religiös-radikalen Standpunktes die kleine literarische Studie „Albert Kalthoff und die Persönlichkeit unserer Dichter" (Leipzig, Deutsche Zukunft. Kl. 4⁰. 14 S. 40 Pfg.), die Otto Siedel, Vorsteher der Leipziger Goethegesellschaft, dem zuletzt verstorbenen des Goethebundes gewidmet hat. Kalthoff wird als Apostel Schleiermachers sowie als Goetheaner knapp gekennzeichnet, seine Schrift „Die Religion der Modernen" in ihrer Auf-

[1]) Ich fasse „katholisch" hier als im Privatleben katholisch überzeugt.

fassung Lessings, Goethes, Schillers, Hebbels, Heyses, Sallets, Zolas, Tolstois, Ibsens, Maeterlincks als der „Vertreter einer neuen Religion“ konzentriert beleuchtet.

Sehr ausführlich dagegen erörtert Valerius Tornius den interessanten und hochwichtigen Vorwurf „Goethe als Dramaturg“.[1]) Der Vortrag gibt sich so gründlich wie fesselnd. Die Jahre der dramaturgischen Vorbereitung, die über ein Vierteljahrhundert umfassenden drei Perioden der Intendanz Goethes (1791—1826) finden gewissenhaft ausschöpfende Darstellung sowohl im Sinne der detaillierend sachlichen wie der nationalen und universalen Auswertung. Dabei keine Spur von Verhimmelung! Im Gegenteil: kerniges, mannhaftes Urteil. Klar und ungemein lehrreich für den, der lernen kann und will, wird Goethes Entwicklungsweg in der Kunstanschauung aufgedeckt: vom krassen Realismus zum abgeklärten Idealismus, von der naturalistischen Kopie zum Typischen, Symbolischen, Harmonischen und Plastischen als dem Ideal der Kunst, als dem Ideal seiner eigenen dramatischen Dichtung. — Ich wünsche dieses Buch in die Bureaus aller Bühnenleitungen, in die Hände aller Bühnenkünstler, in die Bibliothek aller jener, die wahren Anteil nehmen an Bühne und Bühnenleben, an dem Auf- und Abstieg der damit verbundenen einschneidenden Kulturentwicklung. Dann dürfte es bald anders, besser aussehen um manches, das jetzt „faul ist im Staate Dänemark“.

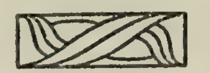
Inhaltlich bescheiden geben sich Gustav Adolf Müllers Goethe-Erinnerungen in Emmendingen. Neues und Altes in kurzer Zusammenfassung. Mit 12 Abbildungen und einer Urkunde in Faksimile.[2]) Das tatsächlich wenige „Neue“ bezieht sich auf Lenz und interessiert. Das Ganze füllt in Mußestündchen; als recht müßig aber erprobt sich die Hypothesenstellung in bezug auf den Schauplatz von „Hermann und Dorothea“. S. 23 stört ein Druckfehler: 1776 anstatt 1775.

Bedeutend höher steht „Theodor Storms Erzählungskunst in ihrer Entwicklung“. Von Dr. Hans Eichentopf.[3]) Eine fleißige, liebe- und verständnisvolle Arbeit, der ein Storm-Verehrer, nicht -Vergötterer, der Hauptsache nach ohne Widerspruch und mit herzlichem Interesse wird folgen können. Stroms Rationalismus schimmert beim Verfasser in etwa durch, obwohl im ganzen die Objektivität schon gewahrt ist. Einige Wiederholungen hätten vermieden werden sollen. Vortrefflich ist die Zusammenfassung der „Ergebnisse“ am Schlusse.

[1]) Leipzig 1909, E. A. Seemann. Gr. 8⁰. 193 S. Brosch. Mk. 3.60.

[2]) Leipzig-Gohlis 1909, Bruno Volger. 8⁰. 109 S. Mk. 3.—, geb. Mk. 4,—.

[3]) Marburg 1908, N. G. Elwert. Nr. 11 der „Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft“, herausgeg. von Dr. Ernst Elster. — Kl. 4⁰. 62 S. Brosch. Mk. 1.60.



Bücher-Anzeigen.

Wolfgang Pfleiderer, Hamlet und Ophelia. Eine psychologische Studie. Berlin 1908, Hermann Paetel, VI. Heft der Neuen Shakespeare-Bühne. Herausgeber: Erich Paetel. — Kl. 4⁰. 93 S. Brosch. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50.

Der Verfasser strebt in anerkennungswerter Weise nach Objektivität. Er dringt tief ein in sein Thema, ohne in ihm zu versinken. Aus seiner beobachtungsscharfen Betrachtungsweise entwickelt sich wirklich ein „Aufsteigen zu höheren Gesichtspunkten", und auch eine gewisse Originalität in psychologischem Aufbau macht sich bemerkbar. So war es mir ein Vergnügen, ihm zu folgen, aber eng anschließen konnte ich mich ihm nicht. Schon nicht zu Anfang in seiner Umdeutung des Goetheschen Satzes, daß Hamlet die sinnliche Stärke, die den Helden macht, fehle. Pfleiderer möchte „sinnliche Stärke" in „sinnliche Leidenschaft im Gegensatz zu geistiger Leidenschaft" verwandeln. Dem gegenüber verweise ich auf die viel zu oft übersehene Stelle gegen Ende des Dramas, wo die Königin von Hamlet sagt: He's fat and scant of breath. Also korpulent und asthmatisch — man denke, ein junger, körperlich starker Held! Für mich bleibt Goethes Urteil in just diesem Punkte bestehen.

Aber auch Ophelia scheint mir nicht zureichend gefaßt. Sie ist denn doch mehr als ein „gutes Kind", als ein „kleines, schwaches Seelchen". Ganz davon abgesehen, daß man eine ansehnliche Portion Verstand haben muß, um ihn so eklatant zu verlieren: Ophelias wundervolle Worte bei Zurückgabe der „Angedenken" und ihre Klage über Hamlets „Ekstase" zeigen nicht nur die Tiefe ihres Gemüts, sondern auch die Klarheit ihres Intellekts. Eine heroische Natur im Sinne des Kämpfens ist sie freilich nicht; gerade hier hindert sie vor allem die nicht gerade fraglos aber im letzten Grunde religiös-gehorsame Liebe zum Vater (die Kompetenz des Bruders in Bestimmung ihres Verhältnisses zu Hamlet weist sie mit anmutig verhülltem Scharfsinn zurück). Ihre Art der Hingabe an den König Schmerz schließt jedoch alles Kleine und Kleinliche aus. — Bemerkt sei, daß man to breed sinners unmöglich mit „Sünder ausbrüten" übersetzen darf. — Ich empfehle das Pfleidererſche Buch jedem Shakespeare-Liebhaber. E. M. Hamann.

Dr. Karl Siegen, Weimars Fürstenhaus. Ein Hort der Künste. Leipzig 1908, Deutsche Zukunft. Gr. 8⁰, 20 S. Pr. 60 Pfg.

Dieser „Vortrag" überrascht durch die Ruhe der Vortragsweise. Nichts Mitreißendes. Auch nichts Überraschendes. Eine stille, fleißige Ausarbeitung, getragen von leiser, tendenziöser Verehrung für dieses hochstehende Fürstenhaus. Ein einziges Mal gebärdet sich die Verehrung zu laut: als sie Karl August — allen Respekt vor solcher Persönlichkeit! — ganz unbedingt einen Geistesriesen nennt.

Gustav Schüler, Prinz Emil von Schönaich-Carolath als Mensch und Dichter. Leipzig 1909. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. 8⁰, 121 S. Brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 2.50.

Hier wertet ein Dichter einen Dichter. Aus welchem Motiv zu welchem Ziel, sagt er uns, für die Gesamtarbeit sehr bezeichnend, auf S. 61: „Manch einer, der mein Büchlein liest, auf dessen Blätter ich weiter nichts hinschreiben möchte als treue Liebe und innigtiefe Dankbarkeit für den Dichter, wird bedauernd eine geistreiche Stellungnahme zu den Werken Carolaths vermissen. Auch das Geschnatter der kritischen Hackemaschine wird bitter vermißt werden. Ich bin durchaus nicht blind gegen Carolaths dichterische Fehler, aber ich will nur im edelsten Sinne werben für das Reich dieses Hohen, das nicht von dieser Welt ist." Ein wenig

zu leicht dürfte Schüler es sich aber doch hinsichtlich der Kritik gemacht haben. Und seine Liebe greift mitunter etwas zu weit. Man kann z. B. es wirklich nicht so hinsagen, daß unsere Zeit merkwürdig still an Carolaths Gaben vorübergegangen sei. Gerade auf katholischer Seite haben wir eindringliche Gegenbeweise. Im ganzen aber berührt die Darstellung des warmherzigen, feinsinnigen Verfassers, der selber auf dem Parnaß tiefe Züge aus der Quelle schöpft, als ein anmutiges, in seiner Wurzelechtheit reiches Geschenk. Auch die Ausstattung, mit dem sprechenden Bildnis der Verstorbenen und anderen willkommenen Illustrationen verdient Lob.

Adolf Bartels, Jeremias Gotthelfs (Albert Bizius') Leben und Schaffen. Mit einem Bildnis des Dichters, zwei Abbildungen und einem Briefe als Handschriftprobe. Leipzig 1908, Max Hesse. Kl. 8°, 191 S. Mk. 1.50.

In diesem Sonderabdruck der vom gleichen Verlage veröffentlichten Auswahl Gotthelfscher Werke hat mich Bartels mehr angesprochen als er es sonst zu tun pflegt. Ich liebe seine zufahrende, häufig vorbeifahrende Art nicht, noch sein selbstbewußtes Aufschrauben originell sein sollender Einfälle. Hier aber gibt er sich feinfühlig, gründlich: Eigenschaften, denen man nicht oft bei ihm begegnet. Drollig mutet sein mehrfaches „in aller Bescheidenheit" an. Und ohne Geschmacklosigkeit kommt er auch jetzt nicht aus: siehe die Befehdung der Kritiker seiner früheren Bücher über das gleiche Thema (S. 180 ff). Durch lange Abschriften aus eben diesem Buche entstanden leider ermüdende Wiederholungen für das vorliegende.

Gotthelf ist von Bartels vorzüglich geschaut worden. Eine gewisse Kongenialität zwischen dem nordischen Küstenbewohner und dem Bürger des freien Gebirgslandes hat entschieden vorgewaltet. Und es tut dem Buche gut, daß so viele vernünftige Urteile anderer hineingepackt worden sind; besonders die reichliche Zitierung Manuels gereicht ihm zum Vorteil. Desgleichen die fleißige Hereinbeziehung des Briefwechsels und sonstiger Selbstäußerung Gotthelfs — man geht so viel sicherer, wenn man für die Aussagen eines Ad. Bartels sich verschiedene Bestätigungen einholen kann. Gefreut hat mich die Anführung der Kritik Reitharts, der zuerst Gotthelfs Bedeutung ganz erkannte: „Aber unser Jeremias Gotthelf wird ganz gewiß — und trotz aller gelber und grüner Gesichter — die Anerkennung finden, die er verdient. Von ihm wird es auch in hundert und mehr Jahren heißen: er kannte das Volk, er wußte was not tat und wie zu helfen war, er allein hatte mehr Geist als ein ganzes Regiment Neuzöpfe zusammen." Ich gedachte dabei auch eines anderen Verkannten: Domanigs. — Trefflich widerlegt Bartels die Ungerechtigkeiten in Gottfried Kellers Kritik über Gotthelf. Viel besser ist der Schweizer vom Marsen als vom Landsmanne verstanden worden. Kurzum: einen nicht nur klaren, scharfen, sondern auch warmen, weiten und tiefen Blick hat Bartels für seinen Helden gehabt. Und nichts Geringeres konnte dessen Biograph brauchen. C.

Jeremias Gotthelf, Uli der Knecht. Eine Erzählung. Mit einer Einleitung herausgegeben von Adolf Bartels. Leipzig, Max Hesse, Volksbücherei Nr. 456—460. Kl. 8°, 420 S. 80 Pfg. Geb. Mk. 1. 50.

Dies ist der zweite unter den zehn Bänden der Hesseschen Jer. Gotthelf-Edition. Bartels' Herausgabe beschränkt sich auf die Auswahl — ich selbst erachte für breitere Kreise eine pietätvolle Bearbeitung als notwendig — und auf die jeweilige Einleitung. Dieser kann man in vorliegendem Falle zustimmen.

Joseph Freiherr von Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. Mit 18 Abbildungen nach Phil. Grot

Johann und Edm. Kanoldt. Leipzig, Neue Ausgabe 1909, C. F. Amelang, 8°, 124 S. In Satin geb. Mk. 3.—

Eine künstlerische Liebhaberausgabe, ohne jedwelchen Kommentar. Der Bildschmuck, dem Zeithintergrunde der Erzählung angepaßt, verdient uneingeschränktes Lob. Es ist eine Lust, sich in seine Feinheiten zu vertiefen.

Eduard Lytton Bulwer, Die letzten Tage Pompejis. Aus dem Englischen übersetzt von Otto von Schaching. Regensburg, J. Habbel 1909, 6. Band der Sammlung historischer Romane. 8°, 617 S. Geb. Mk. 2.—

Der Name des Bearbeiters, der auch Manzonis „Die Verlobten" für diese Sammlung verdeutschte, bürgt für den Wert der von ihm vollzogenen Leistung. Bulwers berühmtes Buch spricht für sich selbst. In der Einleitung bietet Schaching zunächst eine kernig knappe Charakteristik des britischen Autors, dann eine solche des vorliegenden Werkes, dessen Text er mit zahlreichen Fußnoten versehen hat. Die Ausstattung erregt gegenüber der Billigkeit, unsere Bewunderung. Die „ganz im antiken Geist gehaltenen Kopfleisten und Schlußstücke erleichtern", in ästhetischer Weise, „dem Leser das Verständnis für die Dichtung". Sie berücksichtigen „besonders das architektonische Moment", beleuchten zugleich „das kulturelle Leben der Pompejaner". Das Buch sei aufs herzlichste empfohlen. rms.

Vergessene Lieder. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Lyrik. Herausgegeben von Gustav Schüler. Leipzig, Fritz Eckardt, 1909. 8°. 133 S. Kart. Mk. 1.80, in Leder geb. Mk. 3.—.

Dieses halbe Hundert vergessener „Lieder" gehören Rudolf Knuffert, Bernhardine Schulze-Smidt, Otto Kayser, Ludwig Goyaux, Adolf Brieger, Pauline Schanz, Karl Beck, Juliane Déry, Ernst Eckstein, Ludwig Jacobowski, Eduard Heyck an. Sie sind nicht annähernd alle Lieder im engeren Sinne, sie sind auch nicht alle bedeutend, aber die meisten tragen den Duft der Stimmung, der dem einen mehr, dem andern weniger in Herz und Seele zu wehen pflegt.

Leo Sternberg, Neue Gedichte. Stuttgart 1908, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 8°. 113 S. Mk. 3.—.

Das sind feine poetische Sachen, tiefer empfunden als gedacht; mitunter etwas schwerfällig im Ausdruck, im Ringen nach dem Ausdruck. Aber überwiegend ist der Eindruck sich reifenden Könnens, auch da, wo der Dichter sich dichterische Freiheiten erlaubt. Die Philosophie, wo sie durchschimmert, ist etwas dunkel, aber doch nach oben strebend. Mir hat es besonders die wunderliebe Naturliebe angetan und eine kindliche Süße, wie sie z. B. um „Junger Mond" webt. Das ist ja, als ob's eine junge Mutter selber ersonnen hätte. Auch ein paar prachtvolle Stücke finden sich, so „Joachim in London" und „Das schlafende Schwert". Aus dem Rahmen fällt durchaus „Rheinpark", das, dem Charakter des Ganzen gegenüber, fast wie ein Schlag ins Gesicht wirkt.

Eugen Mack, Alt-Rotenburg, wohin die Adler schauen vom Hohenzollern und vom Habsburgstamm. Eine dramatische Dichtung. Ravensburg 1909, Friedrich Alber. 8°. 54 S. Brosch. Mk. 1.40, geb. Mk. 1.75.

Der Titel führt in die Irre. Der „dramatischen Dichtung" steht eine Kapitelreihe lyrischer Prosa voran und eine „Zwerggeschichte" folgt ihr. Das Resultat der Lektüre wird am besten durch einen Satz des Schlußstückes charakterisiert: „Da überreichten die Zwerge ihre Sträußlein und nahmen dafür den Kuchen in Empfang." Der liebenswürdige Leser reicht für die Sträußlein freundlicher Mußestündchen den Kuchen kritischen Verzichts. —n.

Turnierplatz.

Man kann die tiefeingreifende Wirkung der in Nr. 10 des „Gral" veröffentlichten Erklärung der katholischen Schriftsteller an der nervösen Hast der gegnerischen Polemik abmessen. Es fällt ihr gar nicht ein, den einzig möglichen sachlichen Gegenbeweis zu führen, nämlich den Beweis, daß die in der Erklärung angedeuteten, den Bestand der katholischen Literatur bedrohenden Übel nicht oder doch nicht in erheblichem Grade vorhanden sind. Die einzige Antwort der „fortschrittlichen" Kritik ist der mehr oder minder verhüllte Versuch, die Unterzeichner der Erklärung, somit fast alle katholischen Schriftsteller, dem öffentlichen Hohne preiszugeben, indem man sie als eitle Narren hinstellt, die sich in ohnmächtigem Ärger wegen Entgang des erhofften uneingeschränkten Lobes gegen eine höchst gerechte, wahrheitsgetreue und eben darum mit ihrer Anerkennung sehr zurückhaltende Kritik wenden.

Die Unterzeichner mußten wohl im voraus auf diesen Trick gefaßt sein, aber ein solches Übermaß von verachtungsvollem, bitterem Hohn, wie es Pater Expeditus Schmidt O. F. in seiner Zeitschrift über ihre Häupter ausgießt, hat wohl der schlimmste Pessimist nicht erwartet: Dieser bisher nur in der sozialdemokratischen Presse übliche, nun aber in einem katholischen Literaturorgane gegen katholische Schriftsteller angeschlagene Ton ist wohl der unwiderleglichste, stärkste Beweis für unsere Behauptung von der Existenz einer voreingenommenen, ja geradezu den Eindruck der Gehässigkeit erweckenden Kritik. Ich weiß kein besseres Mittel, um jeden unparteiisch urteilenden Leser von der vernichtenden Tätigkeit dieser Kritik gegenüber der katholischen Literatur zu überzeugen, als die im 14. Hefte der Zeitschrift „Über den Wassern" niedergelegten Bemerkungen des hochwürdigen Paters zu unserer Erklärung möglichst unverkürzt abzudrucken.

Sie lauten im wesentlichen:

„Vereinigt werden auch die Schwachen mächtig." — Dieses Schillerwort hat sich in allerlei Vereinigungen und Verbänden bewährt, und man kann es wohl begreifen, daß die wirtschaftlich Schwachen im sozialen Leben mit heiligstem Eifer, ja mit Fanatismus ihr Koalitionsrecht verteidigen. Aber der Rückschluß liegt auch nicht ferne, daß ein krampfhaftes Suchen nach Anschluß rechts und links, nach gegenseitigem Stützen und Halten eine gewisse Schwäche der Suchenden kennzeichnet. Dieser Gedanke drängte sich mir auf, als ich in der ‚Augsburger Postzeitung' Nr. 155 (vom 15. Juli 1909) die folgende Erkärung las." (Siehe „Gral" Nr. 10).

An den Abdruck der Erklärung knüpft P. Expeditus Schmidt folgende Bemerkungen:

„Stolz lieb' ich den Spanier! Diese zweiunddreißig Damen und Herren fühlen sich also verpflichtet, gegen die feindliche, böse Kritik feierlich zu protestieren; und weil man den einzelnen Autor, der sich gegen einen unangenehmen Kritiker auflehnt,

in der bösen Welt gerne als gekränkte Leberwurst auffaßt, so machen sie von ihrem guten Rechte Gebrauch, koalieren sich und protestieren unisono. Das ist literarisches Koalitionsrecht, und es ist wirklich nicht einzusehen, warum sich auf literarischem Gebiete die Schriftsteller nicht ebenso ihres Koalitionsrechts bedienen sollten wie etwa die Schriftsetzer auf sozialem. Heilig sei hier wie dort dies wertvolle Recht.

Ich für meinen Teil kann der Bewegung ja ganz ruhig zuschauen; denn in dieser Zeitschrift waren kaum ein paar wenige kritische Bemerkungen zu finden, die schmerzlich empfunden werden könnten — auch der Kritiker muß eben manchmal eine tristitia ad salutem zu wecken trachten, wenn er wie etwa bei M. Herbert bedauernd erkennt, daß ein bedeutendes Können durch allzu kritikloses Loben in der Entwicklung gehemmt und in die Einseitigkeit hineingetrieben wird. Eichert und Domanig, mit die besten dichterischen Namen unter den Unterzeichnern, können sich gewiß nicht über schlechte Behandlung in diesen Heften beklagen, und Clara Commers jüngste Veröffentlichung habe ich selber in die Schriftwelt eingeführt. Daß ich von Krapps lyrischen Theaterkulissen dem Publiko auch die leere Kehrseite zeigte, liegt doch schon so viele Jahre zurück, daß sich die vorliegende Erklärung kaum darauf beziehen kann. Und im übrigen darf sich ja doch wahrlich ein ehrlicher, unabhängiger Kritiker durch nichts, durch keinen angedrohten Nachteil noch auch durch den schönsten Erpressungsversuch abhalten lassen, seine Meinung zu sagen und zu begründen.

Ja, zu begründen! Und wer dagegen ankämpfen will, hat die Aufgabe, diese Begründung zu widerlegen; das Schelten und Schimpfen auch der Koalition macht auf Leute, die selber denken, keinen Eindruck.

Aber sehen wir uns die Unterschriften ein wenig näher an. Da sind ja eine ganze Reihe von Namen, deren Träger, wenn auch auf andern Wissenschaftsgebieten viel genannt, im eigentlichen Literaturgebiete fremd sind, also wohl kaum die beklagten Sünden der Kritik selber verfolgen konnten, und offenbar nur aus freundschaftlichen oder sonstigen Beziehungen ihre Unterschrift beigesteuert haben.[1])

Wo bleiben dagegen Namen wie Enrika von Handel-Mazzetti, Anton Schott, Paul Keller, Nanny Lambrecht, Christoph Flaskamp, Maximilian Schmidt, Gustav Adolf Müller, Hedwig Dransfeld, L. Raphael, Isabelle Kaiser — das sind einstweilen nur zehn katholische Dichternamen, deren jeder allein schwerer wiegt als — Domanig und Eichert, Seeber, Denk und Herbert ausgenommen — so ziemlich alle dichterische Bedeutung der übrigen Unterzeichner der Koalitionserklärung zusammen. Und die Genannten haben fast alle auch Kritiken zu erfahren gehabt, die gar nicht immer besonders freundlich waren. Aber sie koalierten sich nicht, jammerten nicht wie ein Büblein, das Schläge bekommen,[2]) sondern sie bewiesen durch ihre Werke, daß sie wirklich Dichter waren. Schon diese Namen, und die Reihe könnte vermehrt werden, läßt den kühnen Glauben, die Koalition spreche ‚im Namen der erheblichen Mehrzahl katholischer Schriftsteller deutscher Zunge', in mehr als zweifelhafter Berechtigung erscheinen. In einem Sinne werden Koalitionsleute solcher Art freilich immer im Namen der

---

[1]) Die Träger dieser Namen sind insgesamt als Literaturfreunde bekannt, die wohl ebensogut wie ein K. Muth im eigentlichen Literaturgebiet Bescheid wissen und die beklagten Sünden der Kritik gewiß ebensogut und vielleicht noch besser verfolgen konnten als die schaffenden Autoren. Gerade der Anschluß dieser hervorragenden Arbeiter auf anderen Wissensgebieten an unsere Erklärung beweist unwiderleglich die Falschheit der Beschuldigung, daß nur „Autoreneitelkeit" die Erklärung diktiert hat.

[2]) Auch die unterzeichneten Autoren haben sich nicht „koaliert" und wie „geprügelte Büblein gejammert", als es noch um ihre eigene Haut ging, solange nur ihre eigenen Werke einzeln heruntergerissen wurden. Erst als die Inferioritätsepidemie zum Ausbruche kam und die katholische Literatur in Bausch und Bogen abgetan wurde (wie z. B. von Sieben, Falkenberg, Muth) — erst dann hielten sie es für ihre heilige Pflicht, gegen diese Vernichtungsarbeit, die auf Kosten der katholischen Sache geht, zu protestieren. Das ändert die Lage ganz gewaltig.

Mehrzahl sprechen dürfen, insoferne nämlich immer die mittelmäßigen Talente den hervorragenden gegenüber die Mehrzahl ausmachen. Und in diesem Sinne geben wir den Herrschaften rückhaltlos recht: Vereinigt werden auch die Schwachen mächtig!

Von der Schlußbemerkung, die den Unterschriften nachfolgt, will ich weiter gar nichts sagen; es ist aber ein alter Verlegertrick, für ein Fachblatt, das nicht nach Wunsch abonniert wird, einen neuen Verein zu gründen, der die nötige Abonnentenzahl schafft.[1]) Es war mindestens unklug von den Gralknappen — denn diese sind ja die ‚Erklärer' —, diese Schlußnotiz mit ihrer Erklärung zu verkoppeln."

Man sieht, der Kern dieser ganzen „seraphischen" Polemik ist der schon von anderer Seite gegen die katholischen Autoren erhobene Vorwurf, daß die „Erklärung" nur der Eitelkeit „gekränkter Leberwürste", wie P. Schmidt geschmackvoll die katholischen Autoren bezeichnet, entsprungen sei. An und für sich wäre ja dieser Vorwurf so schrecklich nicht; jeder Autor hat das Recht, sich gegen eine ihn vernichtende Kritik zu wehren, und die nichtkatholischen Autoren tun das seit jeher und in viel ausgiebigerem Maße als die katholischen. Aber bei uns liegt die Sache doch anders; wir haben ausdrücklich behauptet, nicht in eigener Sache, sondern als Anwälte der bedrohten katholischen Literatur und Kultur zu sprechen, und wer uns ohne stichhaltigen Grund, nur auf bloße Vermutung hin, kleinliche persönliche Eitelkeit als einzige Triebfeder unserer Aktion unterschiebt, der erklärt uns damit zugleich als Lügner und Heuchler. Als Lügner, weil wir einen falschen, unwahren Beweggrund vorschieben, und als Heuchler, weil wir unsere eigene erbärmliche Eitelkeit mit vorgetäuschten höheren Motiven drapieren. Ich will darüber kein Wort verlieren, daß man uns auf bloße Verdachtsgründe hin — denn nur Gott kennt unsere innersten Beweggründe — eines so verächtlichen Komödienspiels bezichtigt — nur einige Erwägungen möchte ich den Anklägern zur Beherzigung anheimstellen.

Der Anstifter der ganzen Aktion soll Richard von Kralik sein, der in maßloser Eitelkeit gegen alle, die ihm die Anerkennung als Dichter weigern, ankämpfe. Ein derartiges Urteil kann nur aus gänzlicher Unkenntnis des Charakters dieses Mannes fließen. Wir, seine Wiener Freunde, schöpfen aus jahrelangem persönlichem Verkehr mit ihm die Überzeugung, daß dieses Urteil ein unwahres, ein ungerechtes ist. Kralik kämpft und arbeitet für eine große Sache, der er alles opfert, auch seine Autoreninteressen; er weiß, daß er gegen den Strom schwimmt und von jenen, die immer mit dem Strome treiben, kein Verständnis zu erwarten hat. Nur deshalb

---

[1]) Dieser „Hieb" gegen den „Gral" beweist, daß der Versender des Hiebes die nötige Ruhe und Selbstbeherrschung schon ganz verloren hat, denn der Hieb fällt auf ihn selbst zurück. Wenn von katholischen Literaturorganen gesprochen wird, die nicht nach Wunsch abonniert werden, so denkt doch wohl kein Mensch an den „Gral", sondern an eine andere, dem „Gral" zum Trutz, aber dem Verleger nicht zu Nutz gegründete Zeitschrift. Daß der „Gral" nicht auf einen Abonnenten-Fangverein angewiesen ist, das ersehen unsere Leser aus der Mitteilung am Schlusse dieses Heftes.

ward er unser Führer, weil er die höchsten Ziele mit selbstlosester Hingabe verfolgt.

Nächst Kralik gelte ich, der Leiter des „Gral", als derjenige, der den Widerstand gegen die „fortschrittliche" Kritik organisiert hat. Etwa auch aus dem Grunde, weil ich „zu wenig gelobt" werde? Aber ich kann mich doch im „Gral" nicht selber loben, mein Beruf ist es im Gegenteil, meine eigenen Interessen für andere in die Schanze zu schlagen. Aber wenn ich doch von mir selbst sprechen darf, so kann ich ruhig sagen, daß die Selbstüberschätzung wohl stets einer meiner geringsten Fehler war. Im Gegenteil haben mich, wie viele meiner Freunde wissen, jahrelang quälende Zweifel an meiner dichterischen Begabung verfolgt und sich zuweilen bis zu krankhafter Abneigung gegen meine eigenen Werke verdichtet. Und jetzt, nahe dem Ende meiner Tage, wo das Irdische ohnehin mehr und mehr vor dem Ewigen zurücktritt, jetzt soll ich auf einmal als „gekränkte Leberwurst" oder als lächerlicher Don Quijote wegen vorenthaltenen Lobes gegen die Kritik zu Felde ziehen? Übrigens wann und wo wurde mir „erwartetes Lob" vorenthalten? Wenn ich die vielen hundert Rezensionen meiner Werke überblicke, so muß ich eher sagen: Man hat mir dessen viel zu viel gespendet. Und wenn ich daran denke, daß vielleicht bald — wenn ich die Neuauflagen rechtzeitig fertigstellen kann — das vierzigste Tausend meiner Büchlein in die Welt hinauswandert — ja dann müßte ich doch von hochgradigem Größenwahn besessen sein, wenn ich damit noch nicht zufrieden wäre!

Damit wäre ich eigentlich fertig; aber ich muß noch mein Staunen über die Arglosigkeit aussprechen, mit der P. Expeditus gerade den wundesten Punkt seiner, bzw. der fortschrittlichen Kritik berührt, ohne zu ahnen, welche Blöße er sich gibt. Er spricht davon, daß diese Kritik ihre Urteile begründe und daß diese Begründung vor allem zu widerlegen sei. Ja, du lieber Himmel! das ist ja eben ein Hauptgrund, eine Wurzel des Übels, gegen das wir kämpfen, das selbstbewußte, apodiktische Absprechen der Kritik ohne eine Spur von Begründung. Und geradezu dramatisch wirkt es, daß uns P. Expeditus selbst auf der nächsten Seite seines Aufsatzes ein Musterbeispiel einer solchen ohne genügende Gründe absprechenden, apodiktischen Kritik liefert, indem er Kraliks Revolution als ein Werk ausgesprochener dichterischer Impotenz auf Grund eines herausgerissenen Zitats von ca. 36 Zeilen charakterisiert. Bei einer solchen „Kritik" steht einem einfach der Verstand still! Was würde man von einem Kritiker sagen, der Goethes „Faust" auf Grund einiger greisenhafter Verse, wie solche im zweiten Teil vorkommen, vernichten würde? Oder von einem Kritiker, der Raffaels „Disputa" danach beurteilte, ob das Gewebe eines Mantels ganz richtig gemalt ist! Jedes dichterische Werk muß man doch als Ganzes werten; selbst wenn die heraus-

gerissenen Verse schlecht wären — was andere Kritiker nicht finden —, so wäre eine solche Kritik nur der schlagendste Beweis ihrer eigenen Inferiorität.

Gegenüber einer solchen „Begründung" der Kritik gibt es freilich keine Widerlegung; da gibt es nur die staunende Frage: Ist so etwas überhaupt möglich? Wohl nirgend in der Welt, als einem katholischen Autor gegenüber; diesen zu vernichten, ist alles erlaubt.

Von ähnlicher Art ist das von P. Expeditus ausgesprochene kritische Urteil, daß jeder der 10 nicht unterschriebenen Namen (s. oben) allein schwerer wiegt, als so ziemlich alle dichterische Bedeutung der unterschriebenen Autoren, mit Ausnahme der oben genannten. Die derart gekennzeichneten bzw. vernichteten Autoren sind folgende (ich nenne nur die auf dem Gebiet der schönen Literatur tätigen): Ansgar Albing, M. v. Buol, Clara Commer, H. Eschelbach, Anna Esser, Fabri de Fabris, M. v. Greiffenstein, L. v. Heemstede, Hlatky, Koch, Kralik, Krapp, A. Müller, Oehl, Schrott-Fiechtl, Trabert. — Alle diese zusammengenommen wiegen nach P. Expeditus Schmidt kaum so viel wie ein einziger der nicht unterzeichneten Autoren. Es genügt, dies Urteil einfach in seiner ganzen Blöße hinzustellen — als Beispiel einer „wohlbegründeten" fortschrittlichen Kritik!

P. Expeditus legt ein Hauptgewicht seiner Ausführungen auf den Umstand, daß 10 von ihm genannte hervorragende katholische Autoren die Erklärung nicht unterschrieben haben; wir müssen ihm leider auch diese Freude durch folgende Feststellungen vergällen: Zwei der genannten Autoren haben im wesentlichen ihre Zustimmung erklärt, jedoch aus sehr triftigen und von uns vollauf gewürdigten Gründen ersucht, von ihrer Unterschrift abzusehen; zwei andere sind ständige Mitarbeiter des „Hochland" und da die „Erklärung" hauptsächlich gegen Karl Muth gerichtet ist, so konnten wir ihnen doch unmöglich zumuten, zu unterschreiben. Isabelle Kaiser liegt noch immer schwer krank darnieder und mußte deshalb übergangen werden; zwei der Genannten sind als katholische Schriftsteller nur aus dem „Reiter" bekannt und wurden deshalb in der Eile ganz übersehen; bleiben also nur drei, die vielleicht — ich bin diesbezüglich nicht unterrichtet und kann auch keine Erkundigungen mehr einziehen — ihre Unterschrift verweigert haben könnten. Wer wollte ihnen diese Weigerung verargen? Denn tatsächlich mußte jeder Unterzeichner sich sagen: Mir persönlich bringt die Unterschrift keinen Nutzen, aber Schaden! In der Tat ist die Behauptung, daß die unterzeichneten Autoren aus gekränkter Eitelkeit und unersättlicher Lobgier unterschrieben haben, eine vollkommene Verkehrung der Wahrheit. Ein um jeden Preis gelobt sein wollender Autor kann nichts Dümmeres tun, als gegen die ihn ablehnende Kritik ausschlagen, nichts Gescheiteres, als mit dieser Kritik

sich auf guten Fuß stellen. Der Autor ist ja der Kritik fast wehrlos ausgeliefert. Er kann nur Werke *schaffen*, die Kritik aber kann sie *vernichten*. Ohne Publikum ist der Dichter *nichts*, und den Weg zum Publikum vermittelt ihm die Kritik. Die Kritik herauszufordern und zu reizen, ist für einen Autor unter Umständen gleichbedeutend mit literarischem Selbstmord. Wenn die Unterzeichner dieser ihnen persönlich drohenden Gefahr trotzten, so haben sie *für ihre Person* keine Vorteile gesucht, *sondern diese Vorteile einer höheren Pflicht zum Opfer gebracht*. Sie brachten dieses Opfer im Bewußtsein, daß es sich nicht um persönliche Interessen, sondern um den Besitz oder Verlust eines der wichtigsten Gebiete katholischer Kultur handelt.

Man hat die Unterzeichner der Erklärung auch beschuldigt, daß sie zu schwarz sehen, daß niemand die katholische Literatur bedroht, niemand sie vernichten will, daß ihr im Gegenteil die katholische Kritik das möglichste Wohlwollen entgegenbringe. Nun, wie dieses Wohlwollen in gewissen Fällen aussieht, soll uns zum Schlusse noch der Herausgeber der katholischen Literaturzeitschrift „Über den Wassern“ sagen. Vernehmen wir seinen bitteren Hohn:

„Es gibt ein sehr einfaches Mittel, die Richtigkeit all der Behauptungen zu erweisen, die in jener Erklärung ausgesprochen sind. *Die stärkste Waffe der Koalition ist immer der Streik*. Vielleicht probieren es auch einmal die Männer des literarischen Koalitionsrechtes mit dieser Waffe. Wenn sie streiken, wenn sie — nur ein paar Jahre, vielleicht nur Monate — der Welt ihre Gaben vorenthalten und die Lieferung des literarischen Bedarfs den nichtkoalierten, nichtunterschriebenen Autoren überlassen, dann muß sich, sofern ihre Behauptungen richtig sind, augenblicklich herausstellen, ob die katholische Sache den angedeuteten Schaden leidet. Dann wären die bösen Kritiker in ihrer ganzen Abscheulichkeit entlarvt, und die Welt würde lechzen nach den Dichtergaben der Koalition, die natürlich im stillen Kämmerlein fortgeschafft hätte und nun mit reichem Füllhorn vor die armen, kritisch ausgepowerten Katholiken hintreten könnte. Also, meine Damen und Herren von der Koalition, lassen Sie den Worten der Erklärung die mannhafte Tat folgen! Es lebe das literarische Koalitionsrecht! Es lebe der Streik!“

Offener kann es wohl kaum mehr gesagt, stärker kaum mehr bewiesen werden, *daß es tatsächlich eine katholische Kritik gibt, die am Versiegen der Produktion des größten Teils der katholischen Autoren ihre helle Freude hätte*. Diese Erkenntnis wird wohl für jene katholischen Schriftsteller, die angewidert vom kritischen Kesseltreiben ihre Federn am liebsten ganz niederlegen möchten, der stärkste Ansporn sein, der „forschrittlichen“ Kritik diese Freude *nicht* zu machen und in treuer Erfüllung ihrer Pflichten auf sturmumtobten Posten bessere Zeiten abzuwarten. F. E.



Neu erschienene oder zur Besprechung eingesendete Bücher

aus dem Gebiet der schönen Literatur und Literaturgeschichte.

(Die von katholischen Autoren oder Verlegern stammenden Bücher sind in der ersten Abteilung (I) zusammengestellt. — Wenn nicht anders bemerkt, sind die Preise in Mark angegeben. — Die Aufnahme eines Buches in dieses Verzeichnis bedeutet noch keine Empfehlung.)

I.

Buol, M., Des Mahrwirts Weib. Patriot. Schauspiel f. weibl. Rollen. (58 S.) Kl. 8⁰. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung. Mk. 1. —.

Ernte, literarische. Sammlung lit. hist. Essays. Hrsg. v. Dr. H. Schierbaum. Münster, F. Coppenrath. 1. Schierbaum, Dr. H., Robert Hamerlings Dichtung „Ahasverus in Rom". Eine lit. Studie. (103 S.) 1909. Mk. 2.—.

Geschichten, bunte. Hrsg. v. d. St. Josefs-Bücherbrüderschaft. 8⁰. Klagenfurt. 15. Folge, Buol, M. v., Bunte Geschichten. (192 S.) 1909. Mk. —.80, geb. Mk. 1.20.

Kralik, Richard von, Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte. (IV, 139 S.) Gr. 8⁰. Regensburg, J. Habbel. Mk. 1.50.

Muth, Karl, Die Wiedergeburt der Dichtung a. d. religiösen Erlebnis. Gedanken zur Psychologie des kath. Literaturschaffens. (IV, 172 S.) Gr. 8⁰. Kempten, J. Kösel, 1909. Mk. 1.80.

Nagl, W., u. J. Zeidler, Deutsch-österr. Literaturgeschichte. 31. Lfg. Wien, C. Fromme. Mk. 1.—.

Salzer, A., Geschichte der deutschen Literatur. 29. u. 30. Lfg. München, Allg. Verlagsgesellschaft. Je Mk. 1.—

II.

Bleibtreu, Karl, Die Lösung der Shakespearefrage für neue Theorie. 2. vermehrte Aufl. (XVI, 174 S.) Gr. 8⁰. Leipzig, Th. Thomas, 1909. Mk. 2.—

Böttcher, Max, Heim zur Scholle. Roman. (510 S.) 8⁰. Leipzig, G. Grethlein & Co. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Grabbe, Don Juan u. Faust. Tragödie, f. d. Bühne einger. v. Dr. Ludw. Weber. (107 S.) 8⁰. Leipzig, G. Wigand, 1909. Mk. 1.25.

Hesses, Max, Volksbücherei. Kl. 8⁰. Leipzig, M. Hesse, 1909. 518, 519. Müller, Dr. C. Frdr., Fritz Reuters Leben und Schaffen. (160 S.) Geb. Mk. —.80.

Jensen, Wilh., Drei Sonnen. Neue wohlf. Ausg. (VI, 140, 176 u. 150 S.) 8⁰, Dresden, C. Reißner, 1909. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Kleist, H. v., G. E. Lessing, L. Uhland. Meisterdramen. 8 T. in 1 Bd., Kl. 8⁰. Leipzig, M. Hesse, 1909. Geb. Mk. 2.—.

Laubes, Heinr., Gesammelte Werke in 50 Bd. Hrsg. von Heinr. Jul. Houben. Kl. 8⁰. Leipzig, M. Hesse. 23.—28. Dramat. Werke. 2 Bd. geb. je Mk. 2.50.

Ludwig, Otto, Die Heitheretei. Ein Roman. Hrsg. v. Paul Merker. (XIV, 296 S.) 8⁰. Leipzig, Inselverlag, 1909. Geb. Mk. 2.—

May, Karl, Illustr. Reiseerzählungen. Neue Ausg. 8°. Freiburg i. B., Ernst Fehsenfeld. Jeder Bd. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—. 9. Winnetau. (III, 537 S.) 1909.

Meisterstücke, die, der deutschen Lyrik. 16°. Berlin, W. Weicher. III. u. IV. Goethe, Lyrische Meisterstücke. In 2 Bd. Mit Einl. u. Anm. v. Rich. M. Meyer. (XXXI, 141 u. VIII, 142 S.) Je Mk. —.75, geb. Mk. 2.50.

Pichler, Ad., Werke. 117.—126. Lfg. München, G. Müller. Je Mk. —.50.

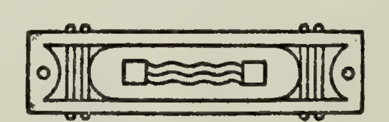
Platos Werke. Berlin-Schöneberg, Langenscheidts Verlag, 1909. Jede Lfg. Mk. —.35.

Wegener, Hans, Eichendorffs „Ahnung u. Gegenwart". (79 S.) Gr. 8°. Leipzig-Gohlis, B. Volger, 1909. Mk. 1.50.



Mitteilungen der Redaktion.

Redaktion und Verlag sind in der angenehmen Lage, ein ganz unerwartet großes Wachstum des „Gral" ankündigen zu können. Vom 15. Oktober d. J. angefangen, also mit Beginn des neuen Jahrgangs, wird jedes Heft des Gral um 12 Text- und 4 Inseratenseiten verstärkt erscheinen, somit anstatt 56 Seiten nunmehr 72 Seiten umfassen. Diese mit bedeutenden Kosten verbundene Vergrößerung wird in Anbetracht des günstigen Geschäftsganges unseren Abnehmern ohne jede Erhöhung des Abonnementspreises dargeboten. Der Gral kostet wie bisher jährlich Mk. 4.— = K. 4.80, mit freier Zustellung Mk. 4.60 = K. 5.50. Die Redaktion fühlt sich bei dieser Gelegenheit verpflichtet, der P. T. „fortschrittlich-katholischen" Kritik für die so wirksame, durch häufige Angriffe besorgte Gratis-Reklame den verbindlichsten Dank auszusprechen! Der Tadel von jenen Seiten ist für weite Kreise des katholischen Volkes die wirksamste Empfehlung.



Herausgeber: Der Gralbund. — Verantwortlicher Chefredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. Mitredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Bamberg. — Dr. Wilhelm Oehl, Wien 19/2, Nußdorf. — Verlag: Friedrich Alber, Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Der Gral

Monatschrift für schöne Literatur.

3. Jahrg. | 15. September 1909. | 12. Heft.

Friedrich Barbarossas Kreuzzug.

Erzählung von Richard v. Kralik.

So waren denn ein ganzes Jahrhundert hindurch fast jedes Jahr glänzende Ritterscharen aus ganz Europa die Donau herab vor dem alten Wien vorbeigezogen; aber keinen glänzenderen Heerzug hatte die Stadt gesehen, als jenen, den der große Kaiser Friedrich der Rotbart im Mai des Jahres 1189 von Regensburg her die alte Nibelungenstraße an der Donau dahinführte über Passau, Enns, Bechlarn, Melk, Mautern, Traismauer und Tulln. Herrlich empfing ihn da der Herzog Leopold von Österreich und führte ihn in seine Stadt Wien. Nach festlicher Bewirtung auf dem Hof in der Babenberger Burg hielt der alte Kaiser vor den Toren von Wien gegen die Simmeringer Heide zu einen großen Reichstag und eine Heerschau, um noch einmal vor dem Abzug aus Germanien die deutschen Verhältnisse zu ordnen, den Plan der Kreuzfahrt zu beraten und die Schlagfertigkeit des Heeres zu prüfen.

Der Kaiser hielt eine Rede an die Versammlung, schilderte die Not der Christen im heiligen Land, wie Gott sich von ihnen abgekehrt habe zur Strafe vieler Sünden, wie die Könige von Lusignan, die traurigen Enkel jener Hexe Melusine, das heilige Reich in Jerusalem verwahrlosten, so daß der Sultan Saladin vor zwei Jahren die uneinigen Christen in der furchtbaren Schlacht am Berge Hattin vernichten und bald darauf Jerusalem einnehmen konnte.

Danach wurden Gesandte des Sultans vorgeführt, die um Gehör baten und also durch ihren Dolmetsch sprachen, der ein Jude aus Jerusalem war und Nathan der Weise hieß: „Unser Herr, der Sultan Jussuf Salah-eddin hat gehört, daß ihr Christen wieder kommen wollt, die Stadt zu bestürmen, die uns allen, den

Moslim, den Juden und den Christen gleich heilig ist. Salah-eddin, von Vorurteilen der Beschränktheit frei, läßt euch Frieden und Freundschaft bieten, wenn ihr die Sache freundlich und menschlich schlichten wollt. Er ist bereit, seinen Bruder Malik und seine Schwester Sittah mit christlichen Fürstensprossen zu vermählen und den beiden Paaren das Land Palästina zur Aussteuer zu geben, wenn auch ihr die noch von euch besetzten Orte aufgebt und dazuschlagen wollt, und wenn ihr versprecht, in Zukunft ohne Haß und Hader mit uns als Brüder zu wohnen. Hat doch das Haus Salah-eddins selber schon Zeugnis von seiner Bereitwilligkeit gegeben, sich mit den Christen zu vereinigen. Als vor etwa zwanzig Jahren euer Herzog Heinrich der Löwe nach Jerusalem kam, wurde das jugendliche Gemüt Assads, des Bruders unseres Fürsten, so vom christlichen Rittertum angezogen, daß er heimlich entwich und, wie wir vermuten, den deutschen Christen in ihre Heimat folgte."

Kaiser Friedrich aber entgegnete nach einigem Besinnen: „Ich freue mich der brüderlichen Gesinnungen Saladins. Sieht er aber die Christen nicht als Feinde an, so möge er, um sich als Freund zu erweisen, auch Christ werden. Wenn er aber, wie man sagt, zweifelt, ob eine der drei Religionen die wahre sei, so möge er auch seine Religion aufgeben und eine wahrere suchen. Wenn wir seinen Vorschlag annähmen, so könnte sich nur zweierlei ergeben: entweder folgt jeder Teil seinem Glauben und es kommt zu Vergleichen, zu Wetteifer, zum Zwist, zu neuem Kampf — oder es gibt jeder seinen Glauben auf, dann wird wohl Zuchtlosigkeit, Liederlichkeit, Verderben bei allen einreißen. Wir Christen sind uns wohl bewußt, daß wir nur unwürdige Nachfolger Christi sind, und daß wir dieser Unwürdigkeit unsere Mißerfolge verdanken. Aber wir sind uns auch bewußt, daß es nur Eine höchste Wahrheit geben kann. Diese ist uns nicht gleichgültig, so daß wir sie über dem Wohlleben ganz dahin geben wollten. Nein, wir streben ihr nach Kräften zu, mit dem Herzen, mit dem Verstande, mit den Künsten, mit der Arbeit, mit dem Waffenwerk. Haltet ihr die Wahrheit für weniger wert des höchsten Strebens? Begnügt ihr euch damit, Handel zu treiben, Weiber zu nehmen und Kinder aufzuziehen?"

Auf diese Rede des Kaisers schlugen die Kreuzritter zustimmend mit den Schwertern auf ihre Schilde und riefen begeistert: „Gott will es!" Die Gesandtschaft des Sultans verstummte und zog sich zurück.

Da trat eine andere Gesandtschaft vor, noch phantastischer ausgestattet. Jeder wunderte sich über die ehrwürdigen Gestalten, die wie aus einem Märchen hervorzukommen schienen, und lauschte dem Sprecher, einem Greis, der ganz in weiße, wallende Gewande gehüllt war. Er sagte: „Uns sendet der heilige Priesterkönig Johannes, der im äußersten Osten an den Grenzen des Paradieses wohnt, dort, wohin sich der Gral nunmehr zurückgezogen hat. Er fordert euch auf, nach Asien zu ziehen, so wie einst Gamuret und Schionatulander, um dort zum Ruhme des christlichen Namens zu streiten und den heiligen Gral wieder zu gewinnen, nachdem ihr erst wieder Jerusalem erobert habt. Denn nur darum ist der hehre Gral aus Spanien entschwunden, weil die Christen gestatteten, daß die Sekte des Muhammed dort Fuß faßte und mit unchristlicher Sitte das Land entweihte, mit Tyrannei und zuchtloser Vielweiberei, mit barbarischem Wüten gegen all das, was das Christentum als schön und hold verehrt und pflegt."

Auf diese Rede wartete die Versammlung nicht erst die Antwort des Kaisers ab, sondern es erhob sich eine wunderseltsame Bewegung in der Menge, wie wenn ein Windsturm plötzlich ins Meer fällt und es zu rauschendem Wogen erweckt. Es war, wie wenn ein Geisterzug aus dem Orient selber über die Männer gefahren wäre und ihnen Kopf und Brust mit Sehnsucht und mit hohem, unbedingtem Streben erfüllt hätte, daß sie aufseufzten und stöhnten und jubelten vor Begierde nach dem Unnennbaren, Unerreichbaren, und aus dem Seufzen rangen sich Ausrufe los, die dem heiligen Grale galten, und die zahlreichen Minnesinger und Heldensänger, die dem Zuge gefolgt waren und dem Reichstag anwohnten, fielen in die Harfen und erhoben ihre tönenden Stimmen in Jubelweisen. Ein Rausch der Begeisterung hatte alle ergriffen, so daß es allen unmöglich erschien, es könne noch irgend etwas in der Welt ihnen widerstehen, sei es eine irdische oder eine geistige Macht.

Alles wollte sogleich aufbrechen und dem fernen Ziel entgegenstürmen, als auf Befehl des Kaisers die Herolde Ruhe geboten und ausriefen, nur edle, ritterbürtige Krieger dürften sich an diesem heiligen Kreuzzug beteiligen, solche, die reichlich und stattlich mit Waffen, Roß und dem Gelde für zwei Jahre versehen seien. Wer da wüßte, daß ein Unedler oder Unehrlicher sich mit eingeschlichen habe, der zeige es vor dem Rügegericht an.

Da trat aus dem Gewoge der Versammlung ein älterer Ritter vor und sprach: „Schon lange sah ich in unserem edlen Heer

einige verdächtige Gesellen und ich hätte auch ohne die Mahnung des Herolds den Fuß nicht über die deutsche Mark gesetzt, ehe wir uns vor ihnen gesichert. Im Gefolge des Grafen Eckard von Plain schreitet ein junger Brausekopf daher, der sich Ritter Leu von Filneck nennt; aber kein Wappenherold kennt diese Sippe. Sein Vater ist vor etwa zwanzig Jahren, selber namenlos, mit dem Welfenherzog Heinrich dem Löwen aus dem heiligen Lande gekommen, hat sich dann beim Kaiserhaus eingeschlichen und eine edle, ferne Verwandte unseres Kaisers zur Ehe verlockt. Zweideutig war sein ganzes Wesen; ein Ketzer, ja, ein Heide, ein Sarazene schien er mehr als ein Christ. So verschwand er denn auch mit seinem Weib auf einer neuerlichen Fahrt im heiligen Land, wo er, wie man sagt, dem Christenfeinde die Geheimnisse unserer Pläne verriet und wieder Muselmann wurde. Sein Sohn wird wohl nichts Besseres anstreben. Ihm hängen drei unedle Genossen an, die er wohl erkauft hat, ihm als Helfershelfer bei seinen schwarzen Absichten beizustehen. Aber sie schänden mit ihren groben Bundschuhen die ritterliche Zucht des adeligen Heeres."

Eine große Bewegung ging durch die Versammlung. Der angeklagte Jüngling wurde vorwärts gedrängt bis vor den Thron des Kaisers und mit Worten bedroht. Der Rotbart aber gebot Friede und hieß ihn reden.

„Was soll ich mich da noch vor dir verteidigen, mein Kaiser und mein Ohm!" sprach mit stolzem Anstand der junge Ritter. „Du hast mich zwar noch nie gesehen, aber gewiß schon vom Sohne deiner fernen Gesippten gehört, der, wenn auch arm und unberühmt, doch am Adel deines Geschlechtes teilnimmt. Freilich mein Vater war keiner der deutschen Ritterbürtigen. Wer er war, weiß ich selber nicht. Er kam, wie gesagt ward, mit dem Löwen aus Palästina her. Er liebte morgenländische Art und sehnte sich immer nach dem fernen Osten wie nach seiner Heimat. Aber nicht unlautere Ziele zogen ihn von dort hinweg, sondern die klare Erkenntnis, daß der christliche Glaube, die deutsche Zucht höher stehe als die Lehre Muhammeds und die Sitte der Heiden. Er hat, wie mir ahnt, dort Großes verlassen, um hier Mühe und Arbeit zu übernehmen. Damals, als der Löwe noch dir, o Kaiser, getreu war, lernte mein Vater bei einem Besuch in Schwaben meine Mutter kennen, und da ihm sein fürstlicher Freund die Mittel gab, die Burg Filneck in Schwaben zu bauen, so führte er die verwaiste Geliebte dahin als seine Gattin. Aber bald nach meiner Geburt zog es ihn wieder fort nach der morgenländischen

Heimat. Er überließ mich dem Schwager, Kurd von Staufen, und zog mit seinem Weib übers Meer. Nicht als Verräter; denn er fiel im Kampf für Christus gegen seine ehemaligen Volksgenossen. Ein Gerücht kam mir zu, daß auch meine Mutter umgekommen sei. Ich nahm mit meinem Freund, dem Grafen von Plain, das Kreuz, um meinem biedern Vater in allem nachzustreben und etwa zu erkunden, was aus meiner Mutter geworden. Ich habe mich diesen guten Gesellen angeschlossen, sie sind wohl nicht von rittermäßigem Adel, aber brave Leute, wie mich dünkt, die unserer Sache so viel nützen können wie mancher zierliche Rittersmann. Ich verbürge mich für sie, und für mich möge sich mein Gelübde verbürgen, das ich vor dem Auszug in der Kapelle meiner Burg getan: verzichtend auf weltliche Ehre, will ich bei der Ankunft im heiligen Land Tempelherr werden und noch ein schwereres Kreuz auf mich nehmen als dies Kreuz, das wir alle auf unseren Mänteln tragen."

Beifällig wurde diese Rede aufgenommen und mit Zurufen wurde der Sprecher von der Anklage freigesprochen. Manche Ritter gedachten ja der alten Heldensagen von edlen Sarazenen, die Christen geworden, Zierden abendländischer Ritterschaft. Aber seine drei Gesellen sollten sich auch noch rechtfertigen. Das waren der Müllersohn Dietmar, der Schmied Boldermann und der Schneider Bocksbart. Sie behaupteten, daß sie wohl nicht hoch und edel geboren seien, aber doch rechte Ritter, weil sie den Tod und den Teufel nicht scheuten. Der Müller habe einmal den Teufel erwischt und ihn zwischen zwei Mühlsteinen breit gewalzt; der Schmied habe ihn in einen Sack eingefangen und auf dem Ambos weich geschlagen, und der Schneider habe ihm, als er ihm einmal am blauen Montag nachstellte, mit der großen Zuschneideschere den Schwanz abgeschnitten. Drum verlangten die drei Teufelskerle das Recht, mit den Rittern ziehen zu dürfen. Die Räte des Kaisers prüften die Sache und lobten den Schmied und den Müller, erlaubten auch beiden die Mitfahrt als nützlichen Helfern; den Schneider aber tadelten sie sehr, da er durch seinen Scherenschnitt den Teufel für alle Zukunft unkenntlich gemacht und so die Gefahr nur noch vermehrt habe. Er wurde daher als Schädling der Christenheit aus dem Heere gestoßen. Noch heute singt man ihm zum Spott das Lied, das man ihm damals nachschickte:

Auf der Simmeringer Heid',
Hat's ein' Schneider verweht,
Und es g'schieht ihm schon recht,
Warum schneidet er so schlecht!

Desselben Tages wurden noch, wie die Chronik erzählt, an fünftausend ungeeignete Leute, die sich in den edlen und heiligen Heerzug eingeschlichen hatten, mit gleicher Strenge ausgeschieden. Es heißt aber, daß es vielen doch noch gelang, mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen oder mit dem Herzog Leopold von Österreich bald darauf über Italien und zu Schiff ihre Fahrt auszuführen.

Am Abend gab der Herzog dem Kaiser und den Fürsten und Herren ein glänzendes Fest in seiner Burg zu Wien. Da sangen viele der alten und jungen Minnesinger im Wettstreit, die damals mitzogen, oder die das Heer bis hieher begleitet hatten, so Friedrich von Hausen, Freidank, Reinmar der Alte, der junge Walther von der Vogelweide und andere mehr.

Am nächsten Morgen zog die kaiserliche Pilgerschar, dem Reichsbanner folgend, von Wien ab und die Donau hinunter, Ungarn zu. Dann wälzte sich die Heeresmasse langsam vorwärts durch Serbien, die Walachei, Griechenland, an Konstantinopel vorbei, hinüber nach Kleinasien, wo leider der edle Minnesinger Friedrich von Hausen fiel; dann weiter nach dem christlichen Armenien.

Dort ruhen wir eine kleine Weile mit ihnen an den Ufern des Kalykadnos, denn es gilt den letzten schweren Übergang, bevor sie Seleukia erreichen und ein Ende vieler Mühen finden. Während die Führer beratschlagten, ob es besser sei, den Weg über die Berge oder durch den Fluß hin zu nehmen, fand da noch eine andere, wunderlichere Beratung statt.

Im Flußbett selber kamen die Geister des Landes, die Nymphen und Götter der Flüsse und Quellen, der Berge und Haine zusammen, um über die Gefahren zu klagen, die ihnen von seiten der Christen drohten.

„Helft uns alle!“ sprach der Flußgott Kalykadnos; „denn ich fürchte, diese Christen werden unsere Freiheit in Ketten schlagen durch Bauten und Brücken, durch Dämme und Pflanzungen; sie werden uns nicht mehr erlauben, uns frei auszutoben, wie die wilden Horden, die bisher an unsern Ufern hausten. Vor allen rufe ich dich an, Göttin Venus; du bist vom benachbarten Cypern herübergekommen. Du, die Herrin aller Natur, bist die mächtigste von uns. Du kannst sie leicht vernichten.“

Venus weigerte sich aber: „Ich liebe diese Christen doch noch mehr als die rauhen Muhammedsöhne. Denn sie haben mir, der Minne, seit kurzem trotz ihres Christentums einen neuen Dienst

gewidmet, ja, sie sagen nicht ohne Grund, daß sie in ihrer Himmelskönigin nur mich, die Liebe, meinen. Sie ehren die Frauen, da hingegen ihre Gegner sie unwürdig behandeln."

Der Flußgott wendete ein, das sei eine ganz andere Minne, welche die Christen meinten; aber Venus sagte, es gäbe nur eine Minne, die natürliche sei nur der Abglanz der uranionischen, sie bleibe den Christen hold.

„Wehe uns", rief der Flußgott, „daß du uns deine Hilfe weigerst! Aber wohlan, so werden wir's allein vollenden. Ich werde die Gestalt eines Fischers annehmen und die Führer verlocken, durch den Fluß zu ziehen, weil das der bequemere Weg sei. Dann werden wir alle Wasserfluten auf einmal auf sie ergießen und das ganze Heer im Engtal ersäufen."

„Ich aber", rief die Liebesgöttin, „ich werde die Gestalt einer Hirtin annehmen und die Christen vor dir warnen und vor deinem Rat; dafür will ich sie sicheren Weg übers Gebirge weisen."

Zürnend trennten sich die Götter und taten, wie sie gesprochen. Sie traten in verwandelter Gestalt vor den Kaiser mit ihren Ratschlägen. Dieser ahnte wohl aus ihrer Leidenschaftlichkeit, daß es sich hier um etwas Verborgenes handeln müsse. Aber man mußte sich entscheiden. So beschloß er denn, das Heer übers Gebirge zu schicken, selber aber wollte er mit seinem Hofstaat durch das Bett des Flusses reiten, weil ihm, dem Greise, dies der bequemere Weg dünkte. Er hieß den Fischer vorangehen und folgte ihm.

Unsere drei Gesellen waren aber bei dem Heere, das, der Hirtin folgend, den beschwerlicheren Weg über die Felsen zur Seite des Flusses ging. Mit unbeschreiblicher Macht zog es die drei Jünglinge dem hold anlächelnden jungen Weibe nach. Sie hatte ihr schlummerndes Kindlein, den kleinen Amor, an der Brust. Alte und Junge scherzten mit ihr und dem Kinde. Und die Minnesinger, die beim Heere waren, fühlten sich wie noch nie begeistert zu neuen lieblichen Tönen. Sie fühlten keine Beschwerden, übersahen jede Gefahr, so kamen sie glücklich, fast wie im Traum, in die Ebene jenseits der Schründe und Schlüfte hinab. Sie wollten ihre holde Führerin mit Belohnungen überschütten, aber — da zerfloß sie wie ein Nebel im Dämmer des Abends. Und eh sich die Mannen von ihrem Staunen erholen konnten, hörten sie schon die Jammerrufe, die von der Flußseite herübertönten. Der greise Kaiser war bei seinem gefährlichen Versuch von den wirbelnden Wellen des Flusses verschlungen worden.

Ich will nicht lange beschreiben, wie die Kreuzfahrer die Leiche

des Rotbarts aufsuchten, fanden und nach Seleukia brachten, wie sie nun am Ufer des Meeres hinzogen, trauernd und gedankenvoll, wie sie über Tarsus, Antiochia und Tyrus vor Akkon kamen und sich dort mit den Thüringern, den Österreichern, den Franzosen und Engländern vereinigten, um die Stadt aus der Gewalt Saladins zu befreien, zur würdigen Totenfeier für ihren Kaiser. Des Kaisers Sohn Friedrich von Schwaben hielt das trauernde Heer zusammen.

Nun entfaltete sich da ein Lagerleben um die Stadt, ähnlich wie im Lager der Griechen vor Troja, vielleicht noch bunter, noch reicher. Denn alle europäischen Völker waren außerhalb der Mauern, alle asiatischen Stämme innerhalb der Wälle vertreten. Das war ein Gewoge, ein Getriebe, eine Sprachenverwirrung. Kämpfe und Stürme wechselten ab mit Verhandlungen, mit Gesandtschaften, mit Besprechungen. Bald wollte man sich gegenseitig vernichten, bald tauchten phantastische Pläne von Toleranz und Einigung auf.

Ritter Leu von Filneck hatte sich, um seine Entschiedenheit zu beweisen, sogleich dem Templerorden angeschlossen, den erbittertsten Feinden des Islam. Er hatte sich schon überall nach den Spuren seiner Eltern umgetan und erfahren, daß sein Vater wirklich im heiligen Kampf gegen die Heiden gefallen sei, seine Mutter aber sei bei der Geburt eines Mädchens gestorben. Der Knappe des Vaters habe das Kind in Sicherheit gebracht, doch niemand wisse wohin. Das wäre allenfalls in Jerusalem zu erfragen, wo eben dieser Knappe als Frater Bonafides in ein Kloster eingetreten sei.

Auch die drei Teufelskerle hatten sich wieder zusammengefunden. Der Teufelsschneider war zu Schiffe nachgekommen mit dem Heer des Herzogs Leopold von Österreich. Als er die näheren Umstände vom Tode des Kaisers erfuhr, fluchte er bei Nadel und Schere, das sei nur deshalb so gekommen, weil man ihn nicht mitgelassen; er hätte wohl die teuflische Verlockung erkannt, wenn die Wasserteufel auch keine Schwänze gehabt hätten, und so würde er den Kaiser rechtzeitig gerettet haben.

Über die Mühen der Belagerung trösteten die deutschen Sänger hinweg, vor allem der biedere Freidank mit Sprüchlein wie etwa:

In die Zeit sich jeder schicken soll;
Eine schlechtere wird noch kommen wohl.

Oder: Nie war ein Kaiser also reich,
In Gedanken bin ich ihm gleich.

Oder: Ob du Knecht oder Freier bist —
Wer von Geburt nicht edel ist,
Der soll mit edlem Leben
Sich selbst den Adel geben.

Venezianische und jüdische Händler durchzogen beide Lager, das christliche am Meer, sowie das mohammedanische am Fuß des Gebirges, wo Saladin selber seinen Vorteil abwartete. Am rührigsten tat sich da der reiche, kluge und weise Nathan hervor. Er kaufte den Kriegern die Beutestücke ab und verkaufte ihnen dafür wieder allen möglichen Tand. Er besorgte die Lieferungen für die Fürsten beider Teile, ließ ihnen Ochsenherden zutreiben, Waffenkäufe vermittelte er, lieh auf gute Pfänder und um gute Prozente große und kleine Summen zum Krieg, zum Spiel, zur Verschwendung. Er befriedigte alle, war aller Parteien Vertrauter und Ratgeber und vermehrte dabei selber sein Vermögen binnen weniger Monate auf das Fünffache. Damals befestigte er den alten Ruf seiner Weisheit aufs neue. Diese bestand vor allem darin, allen gerecht zu werden, keinen gänzlich siegen oder vernichten zu lassen, sondern ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte zu erhalten, dabei sich der Vorteil des Handelsmanns am besten befand. Darin war übrigens der Jude mit den christlichen Venezianern ganz eins. Beide suchten die Entscheidungen hinzuhalten und die Parteien zu kleineren Unternehmungen zu vermögen, so daß etwas getan scheine, ohne doch getan zu sein.

So hatten es denn nach langem Hinhalten die Venezianer und die Juden so abgelistet, daß es endlich doch zu einem großen Kampf kam, wohl nicht um den Besitz der Stadt, sondern nur um den eines wichtigen Vorwerks. O hätte ich die Stimme Homers oder Tassos, um die beiden Heere, ihre Führer, ihre Waffen, ihre Helden zu schildern und zu besingen. Ich kann hier nur ganz schlicht sagen, daß zuerst auf beiden Seiten die Vornehmen in den Kampf ritten, denn das war ihr Ehrenvorrecht, die einen mit Gesängen auf Roland, auf Artus, auf Siegfried und Dietrich, die andern mit solchen auf ihre arabischen, persischen und türkischen Helden. Aber bald gerieten die beiden Heere ins Gedränge, so daß man ihre Zeichen nicht mehr unterscheiden konnte. Als die Deutschen sogar das Banner des Reiches sinken oder doch verschwinden sahen, da bemächtigte sich ihrer Reihen Unruhe und Furcht, sie liefen Gefahr, den Zusammenhalt zu verlieren.

Da ersah unser Teufelsmüller Dietmar die große Gefahr. Schnell entschlossen zog er seine großen Bundschuhe aus, über

die man seit jener Szene zu Wien immerfort gespöttelt und gelacht hatte, so daß sie im ganzen Heer bei Freund und Feind bekannt worden waren. Diese Bundschuhe band er an seinen Spieß, hob sie als Feldzeichen in die Höhe und rief mit Riesenstimme seinen Deutschen zu, ihm anzuhangen und den Bundschuhen zu folgen. Höchlich erfrischt und erheitert über diesen Einfall folgte ihm alles lachend und jubelnd. „Bundschuh! Bundschuh!" riefen sich die Deutschen zu. Es wurde ihr Kampfgeschrei, ihr Erkennungszeichen, ihre Siegsfanfare.

Denn schaut! schon dringen sie bis zu jener Stelle vor, wo Herzog Leopold, bedrängt von den Sarazenen, vergebens versucht, sein blutiges Banner auf den Wall des Vorwerks aufzupflanzen. Aber die drei Teufelskerle verjagen die Feinde, der Templer setzt ihnen bis ins Lager nach und Dietmar pflanzt sein Bundschuhzeichen jauchzend neben das österreichische Banner. Aber da stürmt schon König Richard Löwenherz herbei, wütend, daß ihm, dem stolzen Engländer, ein anderer zuvorgekommen. Er stößt den Bundschuh über den Haufen, das Banner des Herzogs reißt er herab und tritt es mit Füßen in den Staub, um an dessen statt das seine aufzustecken. Erbittert widersetzen sich dem die Deutschen. Fast wär' es zum Kampf zwischen den Christen selber gekommen, aber der König von Frankreich und der von Jerusalem trennten die Kämpfenden.

Ein Glück, daß Saladin nichts von diesen Bruderzwisten ahnte. Getroffen vom großen Mißerfolg seiner Waffen, war er zur Übergabe der Stadt Akkon und zum Waffenstillstand bereit.

Nun hatte also der Tempelherr Leu von Filneck Muße, seiner verschollenen Schwester weiter nachzuforschen. Aber, o wehe, als er mit seinen Ordensbrüdern sich Jerusalem näherte, gerieten diese in Streit mit einer sarazenischen Reiterschar, sie wurden von der Übermacht niedergemetzelt, Filneck mit mehreren andern geriet in Gefangenschaft, er wurde vor Saladin gebracht und der verurteilte sogleich alle zum Tod, weil sie den Waffenstillstand gebrochen hätten. Als aber des Sultans Blick auf Filneck fiel, da durchzuckte eine Erinnerung seine Seele. Er mußte seines verschollenen Bruders Assad gedenken, der vor zwanzig Jahren, wie man sagte, Christ geworden und, alle Reichtümer des Hofes verschmähend, heimlich nach Europa gezogen war. Im Angedenken an diesen geliebten Bruder, dem der junge Tempelherr so sehr glich, begnadigte er ihn und hieß ihn sein weiteres Schicksal in Jerusalem erwarten.

Nun geschah es, daß ihn eine sonderliche Fügung da seiner unbekannten Schwester zuführte. Als er eines Tages durch eine Straße ging, erscholl Feuerlärm. Weiber jammerten, daß noch ein Mensch im brennenden Hause wäre. Der Tempelherr zögert nicht, todesverachtend durchs Feuer zu stürmen und ein holdes Mädchen aus den Flammen zu retten. Welch süßes Gefühl ist es, das ihn zu Recha hinzieht? Ist es Liebe? Ja, aber die Liebe des Bruders zu seinem nächsten Blut, denn nach kurzer Irrung und Wirrung erfährt er, sie sei nicht, wie man ihm zuerst sagte, die Tochter des reichen Nathan, sondern ein angenommenes Kind, keine Jüdin, sondern eine Christin. Das bestätigt ihre Freundin und Zofe, die geschwätzige Christin Daja, das bestätigt der gute Klosterbruder Bonafides, einst der Knappe seines alten Vaters. Er hat das Kind ins Judenhaus gebracht. Er hat noch ein Buch seines Herrn aufbewahrt. Das bringt er.

Der reiche Nathan ist indessen wieder auf gewinnbringenden Handelsfahrten im fernen Osten gewesen. Nun da er zurückkommt, muß er das gleiche bestätigen. Der Sultan hört von dem allen. Er ruft den Juden zu sich, er braucht sein Geld, er braucht seinen Rat, wie er denn weiter vermitteln soll zwischen den streitenden Religionen seines Reiches. Denn Saladin ist ebenso aufgeklärt und tolerant wie der weise Nathan. Bei dieser Gelegenheit kommt es dazu, daß der Jude dem Sultan auch das arabische Notizbuch des verstorbenen christlichen Ritters zeigt. Wie erschrickt der Herrscher, da er die Handschrift seines verschollenen Bruders Assad erkennt, da er alles liest, was die letzten Rätsel lösen kann. Er ruft den Tempelherrn, er ruft des Juden angenommene Tochter Recha zu sich. Ach, beide sind ja seine Neffen, die Kinder seines teuren Assad.

Sie alle wollen nun gern eine einzige Familie bilden. Aber es stellt sich doch heraus, daß der Jude Jude bleibt, der Muselmann Muselmann, der Christ Christ. Und in all den freundschaftlichen Erörterungen der glücklich Vereinigten ergibt sich doch schließlich als das einzig Unbestrittene, daß das Christentum das Siegreichste war, denn es hat den Prinzen Assad gänzlich für sich gewonnen und ihn wie seinen Sohn zum Märtyrer des neuen Glaubens gegen den Glauben ihrer Ahnen gemacht. Ähnliches hat weder der Islam noch das Judentum vermocht.

Nicht lange dauerte das glückliche Beisammensein. Saladin starb schon bald nach diesen Ereignissen zu Damaskus. Um seine Leiche entbrannten Streitigkeiten der Erben, Aufstände der

zahlreichen Völker. Die Christen in Akkon hörten davon und beschlossen einen Heereszug gegen Damaskus, um die günstige Lage auszunützen. Aber noch auf dem Wege kamen ihnen Flüchtige entgegen. Es war Recha mit Daja. Sie erzählen, wie die Nachfolger Saladins, weniger tolerant als dieser, die Christen an seinem Hofe bedrängt hätten. Ein Aufstand, von den Assassinen geschürt, erhob sich, dabei war Leu von Filneck kämpfend gefallen, der Neffe Saladins, den Sarazenen ob der Gunst verhaßt, mit der er ausgezeichnet worden. Mit Mühe gelang es seiner Schwester und deren Genossin, die ja auch Christen waren und es bleiben wollten, zu entfliehen.

Die beiden sahen sich nun gerettet. Sie baten die deutschen Krieger, sie in ihre christliche Heimat mitzunehmen; denn nichts hält sie mehr in Asien fest. Ist doch auch Nathan der Weise, der treue Ziehvater Rechas, in diesen Wirren verschollen. Auch ihm hat man nach dem Leben und nach den Reichtümern gestrebt. Lebt er noch? Oder ist er schon ermordet? Mag ihm seine Weisheit auch hier geholfen haben? Ja, sie hat ihm geholfen und ich werde vielleicht ein andermal noch von seinem höchst erbaulichen Ende erzählen, zugleich mit der eigentlichen Geschichte von den drei Ringen.

Recha und Daja aber schiffen sich in Akkon ein und fahren mit den Österreichern zurück übers Meer. Auf der Fahrt verliebte sich der Graf von Plain in die Nichte Saladins und der Müller Dietmar in ihre Freundin. Und als sie in ihrer Heimat ankamen, wurde eine Doppelhochzeit gefeiert. Der Graf führte Recha, oder wie sie eigentlich als Christin hieß, Blanda von Filneck als Gattin in seine Burg, der Müller führte Daja als Weib in seine Mühle bei Ried. Da er wegen seiner entscheidenden Tapferkeit vom Herzog von Österreich und von dem aus Bayern reich begabt wurde, so ward er ein reicher Mann und, wie die alte Chronik erzählt, der eigentliche Begründer des Marktes Ried, der noch heute in Oberösterreich blüht und von ihm Zeugnis gibt. Mit dem Teufel hatte er nichts mehr zu schaffen. Ebensowenig das tapfere Schneiderlein.

Ihr Geselle, der Schmied Boldermann, war seit dem Tode des Kaisers Rotbart tiefsinnig geworden. Er schwärmte nur für diesen. Er behauptete, ihn beim Kampf vor Akkon in den Wolken gesehen zu haben, als Mitkämpfer des Heeres, mit dem heiligen Michael und anderen Geistern. Nun aber, sagte er, halte sich der Alte im Kyffhäuserberg auf mit vielen anderen alten deutschen

Helden, bereit, dereinst zu einem erfolgreicheren Kreuzzug ganz Deutschland zu führen, wenn die Welt besser geworden und Gott es so verhänge. All das behauptete der Schmied, vom Teufel und vom Tod erfragt zu haben, denn die beiden hatte er sich zu Dienern gezwungen. Eines Tages war der uralte Schmied verschwunden. Man sagte, er sei zu seinem Kaiser in den Berg gezogen, mit ihm die schöneren Zeiten zu erharren. Er hat recht gehabt; ich möchte auch mit ihm.

Volkstümliche Andreas-Hoferlieder.

Von Oswald Menghin.

(Schluß.)

Ich kann mir auch nicht versagen, das biedere, in seiner unbehilflichen Grandezza und naiven Mischung von volkstümlichen und gelehrten Motiven fast komisch ansprechende

„Ehrenlied
dem
Tyroler Helden
Andreas Hofer
Oberkommandanten.
Von
Georg Hofer
bey der
zweyten Meraner Kompagnie.
Im Herbstjahre 1809",

als Flugblatt (klein 8°, 15 Seiten) im Ferdinandeum zu Innsbruck und in der Meraner Innerhoferbibliothek erhalten, hier zu bieten, da es noch nirgends vollständig nachgedruckt ist[1]).

„Die halbe Welt spricht von dem Helden;
Singt nun, Brüder, um zu melden,
Was Altär' und Land beschützt,
Man sah Blut für Glauben fließen,
Waffen sich an Waffen schließen;
Welche der Arm Gottes schützt.

Was wär' Tirol, von ihm verlassen? —
Menschen zitterten, erblassen,
Und der Feind zog ohne Kampf,
Nach von ihm erdichten Lügen
Durch das Land in schnellen Zügen
Ohne Rauch und Pulverdampf.

[1]) J. Hirn, Tirols Erhebung i. J. 1809. 1908. S. 710 gibt einige Strophen daraus.

Um keine tiefre Wund' zu reißen,
Sucht man uns zurückzuweisen,
Priester stimmten furchtsam ein:
Unser Glück lag auf den Fluten,
Niemand wollt' für Gott mehr bluten,
Und die Waffen schliefen ein.

Lefebers Stolz bedroht uns brausend,
Glaubt sich stark bei zwanzigtausend,
Den ein Herzogtum belohnt;
Fodert gleich von uns Gewehre,
Schreibt den Sieg zu seiner Ehre,
Der im Siegen schon gewohnt.

In diesen kummervollen Stunden
War der Hoffnungsstrahl verschwunden,
Sterzing, das in Tränen floß,
In der Wasserflut ersäufet,
Die bis Pustertale streifet,
Schreckt der Feinde Kriegsgeschoß.

Nein, Christ! hier darfst noch nicht verzagen,
Denn die Stund' hat noch geschlagen,
Daß es schon an Rettung fehlt:
Gott zieht nicht die Hand zurücke
Und sie weckt zum schnellen Glücke,
Die den Held Tirols beseelt.

Von dem gemeinen Bauernstande,
Und ein Bergsohn in dem Lande
Ordnet gleich den letzten Rest;
Trotzet mit entschloßnen Waffen,
Die zuvor kaum eingeschlafen,
Stellt sich vor die Feinde fest.

Der nie den Musen war gewogen,
Übertriebnen Witz gesogen,
Niemals eine Schul' studiert;
Spricht im lauten Kugelregen
Herzhaft einem Feind entgegen,
Den die Kunst zum Kriegen führt.

Von jedem Baum und Felsenritzen
Sah man Feuer, Steine spritzen,
Die die Wut der Feind' erstickt;
Und er zog mit schnellen Schritten
Halb so stark, bevor sie stritten,
Bis zum Isel hingedrückt.

Hier glaubt er sich ergrimmt zu rächen,
Läßt die großen Stück' erbrechen,
Der sich noch mit Sturme deckt:
Doch wird er mit Gegenblitzen
Von dem Hügel, von den Spitzen
Blutig von dem Berg gestreckt.

Hier zog mit umgekehrtem Glücke
Ganz beschämt der Feind zurücke
In der stillen Mitternacht;
Der in eignem Blut gekühlet,
Mehr als halbe Welt verspielet,
Hat sich aus dem Staub gemacht.

So kann in unsern Vatersgrenzen
Der getreue Held jetzt glänzen,
Welches bloß der Mißgunst quällt;
Weil sie mit sehr schlimmen Augen
Kein gerades Licht kann schauen,
Welches ihr zur Schande fällt.

Er dient dem König zum Exempel,
Blankes Geld fliegt von dem Stempel,
Gießet neue Stuck zum Streit;
Setzet Reuter auf den Pferden,
Untertänig muß ihm werden
Selbst die kluge Obrigkeit.

O Gott! Erhalte unsern Treuen,
Dessen Ruhm wir Lorbeer streuen
Stets bewaffnet mit Geduld;
Daß er kann der Kirche nützen,
Unser Vaterland beschützen
Durch Mariä Gnad' und Huld.

Wo die Gottes Mutter thronet,
Wird ihr Pflegkind gleich belohnet;
Rufet ihren Namen an:
Fest und rein sei das Vertrauen,
Und ihr könnt auf Hilfe bauen
Durch die Macht des Gottes Sohn."[1])

Von den Liedern, die Hofer in seinem Unglück oder seinen Tod besingen, ist ein Kunstgedicht, Mosens allbekannte, herrliche Bal-

---

[1]) Die Abschrift aus dem Ferdinandeum verdanke ich Herrn Regierungsrat Dr. Ludwig v. Hörmann in Innsbruck, die aus der Innerhoferbibliothek Herrn Prof. Dr. Thomas Wieser in Meran.

lade „Zu Mantua in Banden", für Deutschland das eigentliche Hoferlied geworden. Nicht so für Tirol. Obgleich das Mosensche Gedicht durch die Schule auch hier sehr verbreitet wurde, gebührt dem wohl in jedem Tale gesungenen „Hofer im Kerker" oder „Hofers Abschied vom Leben" der Vorrang. Es ist ein echtes Volkslied. Gaßmann[1]) und nach ihm Blümml[2]) bemerken, daß es Teile und Motive einem älteren, noch lebenden Soldatenliede entnimmt.[3]) Mir ist es gelungen, dasselbe auch aus dem Vinschgau in folgender Form nachzuweisen:

„Ich bin ein junger Soldat
Von zweiundzwanzig Jahren,
Geboren in der Schweiz,
Das ist mein Heimatland.

Hier liegt mein Säbel und Gewehr
Und alle meine Kleider,
Die Lebenszeit ist aus,
Ich muß ins Totenhaus.

Mit Trommel- und Trompetenklang,
So soll man mich begraben,
Drei Schuß aufs kühle Grab,
Wie ich's verdienet hab'."

Das hieran sich lehnende Hoferlied hat man in vier- bis siebenstrophigen Varianten aus vielen Gegenden des Landes.[4]) Im Altentale heißt es:

„O Himmel, es ist verspielt!
Kann nicht mehr länger leben;
Der Tod steht vor der Tür,
Will mir den Abschied geben.
Meine Lebenszeit ist aus,
Ich muß aus diesem Haus.

Hier liegt mein Säbel und Gewehr
Und alle meine Kleider,
Ich bin kein Kriegsmann mehr,
Ach Gott, ich bin ein Leider.
Ich bin verlassen ganz
Von meinem Kaiser Franz.

---

[1]) A. L. Gaßmann, das Volkslied im Luzerner Wiggertal und Hinterland. 1906. S. 190.

[2]) E. K. Blümml in „Kultur", X. 1909. S. 91.

[3]) Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar. 1896. S. 441. — Gaßmann, a. a. O.

[4]) L. v. Hörmann in „Alpenfreund", I. 1870. S. 73. — L. A. Frankl, Andreas Hofer im Liede. S. 110. — F. F. Kohl, Echte Tiroler Lieder. 1899. S. 253. Mit Melodie.

Die Hauptstadt von Tirol,
Die hab'n sie mir genommen,
Es ist kein Mittel mehr,
Sie wieder zu bekommen,
Es ist kein Mittel mehr,
Kommt's nicht von obenher.

Mich, den General vom Land,
Mich führten sie gefangen,
Meinen harten blutigen Schweiß
Hat man nicht angenommen;
Sie führ'n mich aus dem Land
Mit großem Spott und Schand'.

O trauervolle Zeit,
O, was soll das noch werden?
Die Waffe liegt schon hier,
Erschossen muß ich werden!
Es ist schon lang bekannt
Im weiten römischen Land.

Leb wohl, mein liebes Weib
Und alle meine Kinder,
Wir sehn einander heut',
Wir sehn einander nimmer,
Lebet nur recht gut und fromm,
Kommen wir in dem Himmel z'somm.

O hohe Himmelsfrau!
Auf dich hab' ich vertraut,
Weil du in unserm Land
Dein Wohnung hast gebaut.
O liebe Frau, ich bitt',
Verlaß den Sandwirt nit!"

Mit diesem schönen Liede steht in offenbarem Zusammenhange ein zweites, ebenfalls sehr reizvolles, das uns aus Passeier selbst überliefert ist.[1]) Wieder wird Hofer sprechend eingeführt:

„So ist's mit mir halt aus,
Um 11 Uhr muaß i sterbn.
I muaß den Wall da drauß
Mit meinem Herzblut färb'n.
I muaß sterbn als wie in Schand
So weit vom Heimatland."

[1]) E. K. Blümml, a. a. O.

Hofer bittet dann das Jesuherz um Beistand (2. Strophe), apostrophiert das Land Tirol (3. Strophe), den lieben Kaiser Franz (4. Strophe), seine treuen Freunde (5. Strophe), bittet um Trost für seine Hinterbliebenen und verzeiht dem Verräter Raffl (6. Strophe). Nun hört er die Grenadiere kommen (7. Strophe), spricht sie beruhigend an (8. Strophe) und fleht endlich wie oben zur Himmelsfrau um gnädige Fürbitte (9. Strophe). Der ganze Charakter, insbesondere die Zahl der historischen Reminiszenzen scheint mir dafür zu sprechen, daß es von beiden Abschiedsliedern das jüngere, die Gleichartigkeit des Metrums und der Diktion, daß es vom vorigen Liede direkt abhängig ist.

Weniger mutet uns ein anderes Lied an, das mir, obgleich angeblich von einem Priester und einem Bauern aus dem allerhintersten Passeier, dem Pfelderertale, gedichtet, doch des richtigen volkstümlichen Geistes zu entbehren scheint und dem man die Ungesungenheit an allen Wendungen ankennt.[1]) Es handelt in vier Achtzeilern von Hofers Heldentaten und dem Stolz der Passeirer auf den berühmtesten Sohn ihres Tales. Die letzte Strophe als Probe:

„Kommt's einmal noch zu Krieg und Streit,
Gott woll's verhüten fein,
Da sein wir wieder all' bereit,
Wie achtzehnhundertneun
Zu kämpfen und zu streiten all',
Ein jeder Hand in Hand,
Für Gott, für Kaiser und wohl auch
Für's liebe Vaterland."

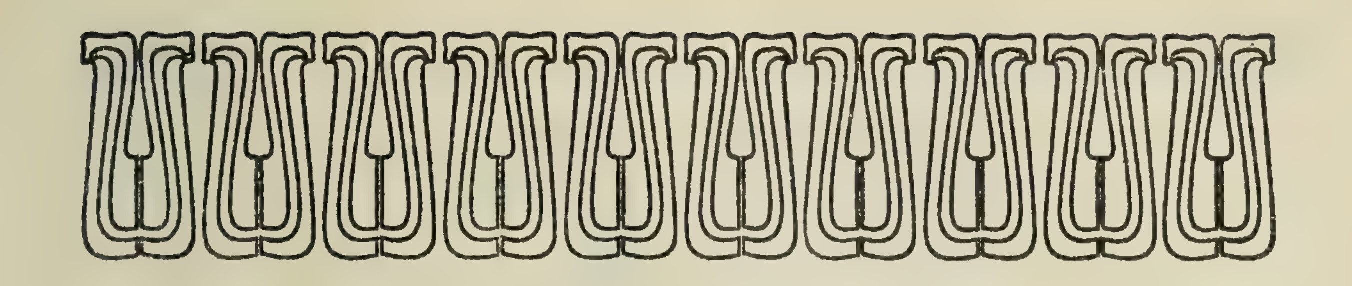
Zu der großen Tragödie hat der schonungslose Studentenfrohsinn in Anlehnung an das Schenkendorffsche Lied ein weitbekanntes Satyrspiel gedichtet, das hier den Schluß bilden soll:

„Als der Sandwirt von Passeier
Innsbruck hatt' im Sturm genommen,
Ließ er sich ein Dutzend Eier
Und ein Dutzend Schnäpse kommen.
Daraus braut er eine Mischung,
Schlürft sie mit Behagen ein
Und seitdem heißt die Erfrischung
Überall nur Knickebein."

---

[1]) E. K. Blümml, a. a. O.





Ährenlese.

Gedichte von Franz Eichert.

Wolkenschatten.

In die Sonnenflut,
Wenn von heißer Glut
Summend eingewiegt
Still der Windhauch liegt
Und verloren lauscht,
Wie die Sichel rauscht —
In die Sonnenflut
Sinkt ein Schatten und es stockt der Erde Blut.

O — der Sichel Klang!
O — das Rauschen — bang!
O — die Stille — schwer
Um die Seele her!
Sinken ohne Fall,
Schreiten ohne Schall —
Und ein Schatten fällt
Wie ein schwarzer Schleier auf die lichte Welt.

Herbst.

Über die Fluren gleiten
Spür' ich des Herbstes Schreiten,
Süße scheidende Stimmen,
Seliger Zeit Verglimmen.

Ferne das blaue Dämmern;
Schwindende Pulse hämmern,
Sterbender Kraft Erinnern,
Tief in des Waldes Innern.

Über den grünen Masten
Schwebt ein seliges Rasten.
Nur die erdenbefreite
Seele strebt in die Weite.

Leichte Fahrt.

Wenn grau die Welt verhangen
Mit Nebel ist und Dunst,
Dann ist mir aufgegangen
Im Herzen Gottes Gunst.

Ich steh' auf hohen Zinnen,
Im wundermilden Schein,
Seh' ringsum Ströme rinnen
Und trinke Gottes Wein.

Grüngoldne Lichter flammen
Aus Wäldern unten auf
Und schlagen hoch zusammen
Und tragen mich hinauf.

Ich fühle keine Schwere,
Mich trägt wohl eine Hand
Weit über Gottes Meere
In meiner Sehnsucht Land.

Licht.

Graue Massen stehn im Nebel,
Schwarzgerändert wunderlich,
Räder rasseln rings und Hebel
Und die Seele ängstigt sich.

Drohend steht ein Unbekanntes
In der regenschweren Luft,
Wie ein Schatten jenes Landes,
Das uns alle täglich ruft.

Nur ein kurzer Strahl der Sonne,
Und die Seele ist befreit —
Ach im Lichte ruht die Wonne
Und im Dunkel — Tod und Leid.

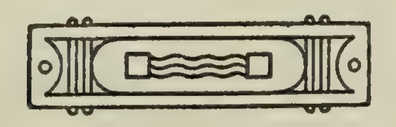
Von ferne.

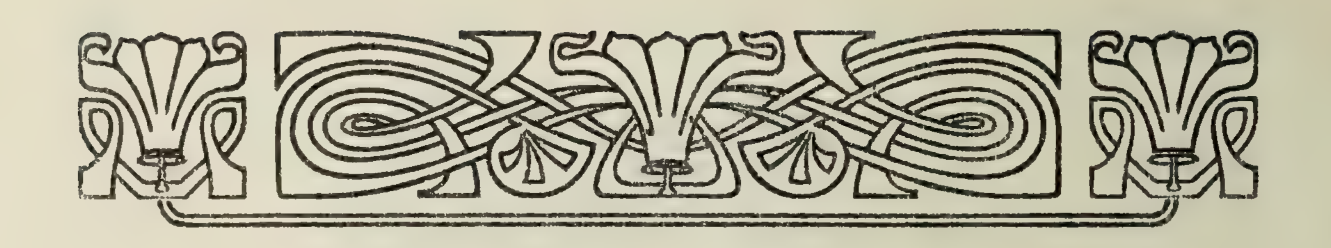
Von ferne fühl' ich deinen Blick,
Den du mir prüfend sendest,
Den Blick, mit dem du mein Geschick
Still wendest und vollendest.

Allabend fühl' ich deine Hand
Zu mir sich nieder neigen
Und weisen nach dem stillen Land,
Wo alle Wünsche schweigen.

Wer? —

Hinter mir stapft ein hohler Schritt,
Geht jeden meiner Schritte mit.
Dumpf ist sein Ton
Und klingt wie Hohn.
„Du magst eilen oder weilen,
Rasch oder träge sein,
Du kannst mir nicht enteilen,
Ich hol dich ein.
Wann und wo ich will,
Ganz still
Hol ich dich ein."





Aus Hebbels Tagebüchern.

Von Richard v. Kralik.

(Schluß.)

„Das Gebet des Herrn ist himmlisch. Es ist aus dem innersten Zustande des Menschen ... geschöpft. Man kann sagen, wer dieses Gebet recht betet, wer es innig empfindet ... ist schon erhört. Das Amen geht unmittelbar aus dem Gebet selbst hervor; so ist es im höchsten Sinne ein Kunstwerk.“ — „Der Gedanke der Erbsünde ist der natürlichste, auf den der Mensch verfallen konnte“ (1, 285).

„Nichts kann bewiesen werden, als — was zu beweisen sich nicht verlohnt“ (1, 300).

„Die moderne Poesie der Deutschen saugt nicht an den Brüsten der Natur und des Lebens, sondern an einem Aussatzgeschwür“ (1, 302).

„Es schlug 12 Uhr, ich habe für die Toten gebetet“ (31. Dezember 1838; 1, 305).

„Es liegt in der Beichte ein echt menschliches Element. Eine Tat, bekannt, ist verziehen; das Bekenntnis ist die Satisfaktion der beleidigten Idee“ (1, 356).

„Die Literatur ist zu keiner Zeit unbedeutend, höchstens kann ihre hohe Form zuweilen leer an Gehalt sein, und doch ist's immer der Gehalt der Zeit“ (1, 361).

„Das Nichts wird auf den ersten Blick erkannt, das Etwas beim zweiten“ (1, 368).

„Es ist gar nicht möglich, daß die Ideen von Gott und Unsterblichkeit Irrtümer sind. Wäre das, so überwöge ja der Wahn reell alle Wahrheit, und das ist eine Ungereimtheit. Wir können jene Ideen nicht beweisen, wie wir uns selbst nicht beweisen können, jene Ideen sind eben wir selbst, und kein Wesen kann die Fähigkeit besitzen, seine eigene Möglichkeit zu deduzieren. Vom Geist zur Materie ist ein Schritt; von der Materie zum Geist aber ein Sprung. Wir könnten die Unsterblichkeit gewiß beweisen, wenn wir nicht selbst unsterblich wären“ (1, 385).

„Die Religion ist die Phantasie der Menschheit, das Vermögen, alle Widersprüche nicht aufzuheben, sondern zu verneinen“ (1, 417).

„Die Lehre der katholischen Kirche, daß die Tugenden der Heiligen als Gnadenschatz den Gläubigen zugute kommen, beruht auf einer für das Geistige gezogenen Konsequenz des Begriffs vom Eigentum“ (1, 421).

„Ich will aufhören, an Gott zu glauben, wenn ich sehe, daß ein Baum ein Gedicht macht, und ein Hund eine Madonna malt; eher nicht" (2, 22).

„Die Dichtkunst, die höchste, ist die eigentliche Geschichtschreibung, die das Resultat der historischen Prozesse faßt und in unvergänglichen Bildern festhält, wie z. B. Sophokles die Idee des Griechentums" (2, 58).

„Die Herdersche Humanitätsidee, die im Gegensatz zu aller Geschichte den Fortschritt des Geschlechts annimmt, ist schon darum eine ungereimte, weil das Geschlecht aus lauter vergänglichen Individuen besteht, die sehr ungerecht behandelt würden, wenn das 12. Jahrtausend Dinge verwirklichte, die man im 6. noch als Träume verwerfen muß. Oder ist der erst unsterblich, der der Unsterblichkeit wert ist?" (2,86).

„Wir leben in den Zeiten des Weltgerichts, aber des stummen, wo die Dinge von selbst zusammenbrechen" (2, 97).

„Warum gibt es Philister in Deutschland? Weil es Studenten gibt" (2, 99).

„Ich bin Gott unendlich dankbar für jeden frohen Tag. Sei er, ohne dessen Segen die Kraft selbst keine Kraft mehr ist, dem Werke günstig" (2, 127; 27. Dezember 1841).

„Die Emanzipation der Juden unter den Bedingungen, welche die Juden vorschreiben, würde im weiteren geschichtlichen Verlauf zu einer Krise führen, welche — die Emanzipation der Christen notwendig machte" (2, 250).

„Ein junger Künstler, der die großen Meister der Vorzeit nicht erreichen kann und nun, im Interesse der strebenden Jugend, wie er sich einbildet, so viele ihrer Werke zerstört, als möglich ist" (2, 284).

„Was hilft es dir, daß deine Uhr richtig geht und die Stadtuhr geht verkehrt? Umsonst wirst du dich auf die Sonne berufen, wenn du zu früh oder zu spät kommst" (2, 285).

„Ein großer Dichter ist noch nicht derjenige, der große Kräfte besitzt und Großes damit erschafft; es muß durchaus noch hinzukommen, daß dies Große auch eine Notwendigkeit für die Welt habe. Kleist z. B. ist ein Maler, der erfundene Schlachten malt, Shakespeare einer, der solche darstellt, die wirklich vorgefallen und der Menschheit deshalb ewig teuer sind" (2, 437).

„Ein Esel, wenn er von einem Raubtier angefallen wird, verteidigt sich nicht; entweder, weil er sich einen ruhigen Tod wünscht, oder weil er niemanden im Genuß stören mag, nicht einmal den, der ihn frißt" (3, 39).

„Wenn in uns das Einzelgefühl des Teils das Gemeingefühl des Organismus überragt, entsteht Schmerz. Könnten wir nicht in diesem Sinne Schmerzen Gottes sein?" (3, 53).

„Welch ein unendlicher Unterschied zwischen der Kunst des Äschylos, aus dem düstern mythologischen Hintergrund eine Welt

voll Leben hervorzuspinnen, und den fratzenhaften modernen Versuchen, z. B. Goethes im zweiten Teile des Faust, die Mythologie in eine Art von Mosaik aufzulösen und diese zum Putz um neue, fremdartige, gar nicht damit in organischer Verbindung stehende Ideen, ja Einfälle herumzureihen" (3, 55).

„Mit jeder Dekorationsveränderung, jedem Szenenwechsel fängt ein Stück für das Publikum von vorn an. Das bedenke der Dichter und sei sparsam damit" (3, 77). Das vollkommene Drama besteht eben wie bei den Griechen und in Calderons „Autos" aus einer Szene — oder anders ausgedrückt, jede Szene soll ein möglichst abgeschlossenes Drama sein.

Bei Gelegenheit eines Buches über den Schauspieler Schröder macht Hebbel die Bemerkung, daß zu seiner Zeit Kotzebue und Iffland den Maßstab für alles, auch für Schiller, Goethe und Shakespeare abgaben. Der damalige Parnaß besteht aus Unsterblichen, die jetzt begraben sind. Neben Gotter und Bode, Schink und Bock, Großmann und andern tauchen Lessing, Schiller und Goethe wohl auf, aber nur halb willkommen als drohende Kometen (3, 96).

„Die Wahrheit hat keine Zeit, nur die Lüge. Trost" (3, 100).

„Bei den Katholiken besteht, wenn ich recht berichtet bin, der Glaube, daß keiner verloren gehen könne, der eine Seele gerettet habe (!). Dieser Glaube, daß man andere waschen müsse, um selbst weiß zu werden, scheint mir aber . . . dem Menschen überhaupt anzugehören" (3, 101).

„Für gewisse Leute ist die Zensur das größte Glück. Sie können behaupten, daß nur diese alles Shakespearsche, Schillersche an ihren Gedanken abschneide" (3, 120).

„In meinen Augen ist die Journalistik eine große Nationalvergiftung. Die Folgen derselben werden schrecklich sein, denn sie wird, je mehr sie sich verbreitet, um so schlechter, und ist schon jetzt fast ganz entsittlicht" (Wien, November 1846; 3, 133).

Hebbel schreibt im Zorn über den radikalen Ruge, der ihm vorgeworfen, daß er in seinen Gedichten Gott nennt und kennt: „Was soll man aber sagen zu einem Mann, der das Christentum aus der Weltgeschichte ausstreichen, d. h. zwei Jahrtausende als nicht dagewesen und als für den Dichter und Darsteller nicht daseiend betrachten zu können meint?" (3, 289 f.).

„Kein Tier erkennt sich, wenn es sich im Spiegel sieht. Ich glaube, das verbürgt am sichersten den Mangel an Bewußtsein in der Tierwelt" (3, 291).

„Man muß dem Blinden nicht von der Farbe reden wollen. Schon deshalb nicht, weil er sie besser zu kennen glaubt als der Sehende" (3, 314).

„Wenn man einen Brand löscht, hat man sich darum gegen das Feuer verschworen?" (3, 359).

„Jeder Unsterbliche ist ein unverdauter Stein im Magen der Menschheit“ (3, 394).

„Was man auch über das Verhältnis der neuen Zeit zur alten denken ... möge, so viel steht fest, daß die neue Zeit bis jetzt von bloßen Gedanken lebt, während die alte einen unermeßlichen, freilich mystischen Ideenhintergrund hatte. Man halte im religiösen Gebiet einmal den Katholizismus gegen den Protestantismus und im politischen den Absolutismus gegen den Konstitutionalismus, und man wird dies unbedingt bestätigt finden“ (Oktober 1851; 3, 406).

„Du hast einen Feind. Was heißt das? Du hast einen Menschen vor dir, den du entweder zu deinem Freund oder zu deinem Knecht machen mußt“ (3, 406).

„Wenn Gott nicht notwendig gewesen wäre, die Welt zu erschaffen, so würde er notwendig sein, sie zu genießen“ (3, 412).

Bei Gelegenheit der Agnes Bernauer: „Die Ultra-Demokraten werden mich freilich steinigen; doch mit Leuten, die Eigentum und Familie nicht respektieren, die also gar keine Gesellschaft wollen, ... habe ich nichts zu schaffen“ (3, 414).

„Die Muse hieß einmal die Opitzinne“ (3, 446).

„In Napoleons Charakter liegt etwas so unüberwindlich Nüchternes, daß ich zweifle, ob ein dramatischer Dichter künftiger Jahrhunderte ihm den mangelnden ideellen Gehalt auch nur wird leihen können“ (4, 33).

„Wenn das Christentum sich auch nur als das zweckmäßigste und unwiderstehlichste Organisations- und Zivilisationsinstitut vor der Vernunft legitimierte, wäre es damit nicht genug legitimiert?“ (4, 64).

Hebbel zitiert den Ausspruch Niebuhrs, es sei ihm oft ernsthaft in den Sinn gekommen, ob nicht die Geister der alten Zeit zum Lohn für die Treue seiner Mühe um ihr Andenken ihm die Gedanken eingeben. Und er setzt hinzu: „So war auch mir oft“ (4, 81).

Er zitiert Hamanns Wort an Jakobi: „Allerdings liegt die Schuld an Ihnen, die unerkannte Schuld, daß Sie Wahrheit bei einem Juden, einem natürlichen Feinde derselben, gesucht und vorausgesetzt haben“ (4, 83).

„Hätt' ich die Wahl jetzt, ein Theaterstück hervorzubringen, welches über alle Bühnen der Welt gehen und die Anerkennung aller kritischen Schöppenstühle finden, aber nach einem Jahrhundert verurteilt werden sollte, oder ein würdiges Drama zu erzeugen, das aber mit Füßen getreten und bei meinen Lebzeiten nie zu einiger Geltung gelangen, später aber gekrönt werden sollte, ich wäre nicht eine Sekunde in der Wahl zweifelhaft“ (4, 88).

„Die Nibelungen auf viele Dichter zurückführen, heißt behaupten, ein Apfel sei nicht das Produkt eines Baums, sondern eines Waldes“ (4, 112).

„Ob Raum und Zeit überhaupt existieren, bleibe dahingestellt; fürs Drama existieren sie gewiß nicht“ (4, 128).

Wieder über das Napoleon-Motiv: „Warum sind Charaktere wie die von Napoleon und Friedrich unpoetisch? ... Weil sie nur durch den Verstand groß sind, und weil der Verstand der gerade Gegensatz des Ideals ist“ (4, 129). „Die französische Revolution ist kein Drama, sondern ein Roman, und ein sehr häßlicher“ (4, 130). Hebbel hat also auch mit diesem Stoff gerungen; er äußert sich aber an anderen Stellen anders darüber.

„Wenn ich dichten kann, so kann ich jederzeit auch beten. Wenn das Publikum aber im Theater zusammenläuft, um ein Trauerspiel anzusehen, so könnte es jederzeit statt dessen auch einen Salat genießen. Wie soll da ‚der Seelen entzückender Zusammenklang‘ zustande kommen?“ (4, 130).

„In der Kunst, wie in allem Lebendigen, gibt es keinen Fortschritt, nur Varietäten des Reizes“ (4, 131).

Trost für Buchdramen: „Das letzte Schicksal eines Dramas ist immer: gelesen zu werden; warum soll es nicht anfangen, wie es doch einmal endigt?“ (4, 135).

„Romane schreiben, ist ein gutes Geschäft, wenn man mit der Kritik verheiratet ist“ (4, 138).

„Ich stehe durchaus in keinem feindlichen Verhältnis zur Religion ... Das ist auch bei einem Dichter nicht wohl möglich, wenn er anders den Namen verdient; denn Religion und Poesie haben einen gemeinschaftlichen Ursprung und einen gemeinschaftlichen Zweck, und alle Meinungsdifferenzen sind darauf zurückzuführen, ob man die Religion oder die Poesie für die Urquelle hält. Ich muß mich nun für die Poesie entscheiden und kann sowenig in den religiösen Anthropomorphismen wie in den philosophischen Doktrinen etwas von den großen poetischen Schöpfungen spezifisch Verschiedenes erblicken; es sind für mich alles Gedankentrauerspiele, in denen bald die Phantasie, bald der Intellekt vorschlägt, bis beide sich im reinen Kunstwerk durchdringen und in gegenseitiger Sättigung zusammenwirken“ (4, 173).

„Die geistige Zeugung geht ... im Dunkeln vonstatten, und auch der Dichter erfährt's erst von der Hebamme, ob seine Kinder männlichen oder weiblichen Geschlechts sind“ (4, 175).

In bezug auf Polemik scheint folgendes gemeint zu sein: „Wenn ein Mensch zu sprechen anfängt, so beginnt der Hund zu bellen, der Hahn zu krähen, das Roß zu wiehern, die ganze Tierwelt wird laut. Fährt er aber nur ruhig fort, so werden sie wieder still. Gewöhnlich jedoch versucht er in das Gebell, Gekräh, Gewieher usw. einzustimmen, um ein Verständnis herbeizuführen, und dann ist er verloren“ (4, 183).

„Österreichische Bescheidenheit ... läßt uns glauben, daß unsere Gegner von aller Welt gelesen werden, wir aber nur von den wenigen,

die wir kniefällig und mit aufgehobenen Händen darum ersuchen" (4, 189).

„Wer das deutsche Theater in einen Tempel der Kunst verwandeln will, der soll doch auch die Buden, in denen auf Jahrmärkten von den ägyptischen Zauberern zum Erstaunen der Bauern die natürliche Magie mit ihren Wundern vorgeführt wird, in den Dienst der Naturwissenschaften bringen" (4, 223).

Wieder der Napoleonstoff: „Napoleon hat allerdings seine Schlachten nicht geschlagen, den Zug nach Rußland nicht unternommen, das ungeheure Schach bei Leipzig nicht geboten und nach dem Verlust desselben die letzten erträglichen Friedensbedingungen in Chatillon nicht abgelehnt, um zu beweisen, daß Hochmut vor dem Falle kommt, und ein Dichter, der die Geschichte des großen Soldatenkaisers zur Illustration dieses alten Moralsatzes benutzen wollte, würde übel beraten sein, dennoch aber schadet es nichts, wenn der gemeine Leser seines Dramas einen Schulmeisterschluß daraus zieht, während der höhere über die Identität des Schicksals und des Charakters erstaunt" (4, 226).

„Die Geschichte ist eine Mühle, worin die Lebendigen zu arbeiten glauben, die Geister aber die Arbeit verrichten ... Die toten Riesen, die aus der Ewigkeit in unermeßlichem Zuge hervorschreiten, schauen mitleidig auf ihr Gezappel herab" (4, 230).

„Die Gegner des christlichen Prinzips, die es aus Gründen der Schönheit sind, wie H. Heine, sollten sich doch fragen, ob denn die Welt der Resignation, der freudigen Entsagung, nicht ihre eigentümliche Schönheit habe, und ob sie diese auslöschen möchten" (4, 232).

Über Viktor Sterns Trauerspiel „Die Macht der Verhältnisse": „Seltsam ist es, daß die Erstlingsversuche junger Juden alle von einer so unreinen Phantasie zeugen und namentlich die Geschlechtslatrinen aufwühlen, während der dichterische Jüngling sonst immer in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen und die ganze Welt in Himmelblau und Morgenrot zu tauchen pflegt!" (4, 294).

Sehr scharfsinnig unterscheidet Hebbel (ebenso wie Platon, den er aber kaum kannte) die Künste und Wissenschaften von dem damit verbundenen Erwerb: „Der Kaufmann befrachtete seine Schiffe nicht, um die Weltteile miteinander zu verknüpfen, sondern um von den Waren seine Prozente zu erheben und Schätze aufzuhäufen. Der Arzt schrieb seine Rezepte nicht, um die Leiden der Menschheit zu vermindern und wissenschaftliche Triumphe zu feiern, sondern um sich die Visiten bezahlen zu lassen; der Advokat führte die Prozesse seines Nächsten nicht, um der blinden Themis einen verworrenen Knäuel auflösen zu helfen, sondern um sich von den Sporteln zu mästen" usw. (4, 316).

„Meyerbeer hat nach seinem glänzendsten Triumph nicht so ruhig geschlafen, wie Mozart nach seiner größten Niederlage" (4, 327).

„Die Journalisten, die als Stimmführer anerkannten, sind die öffentlichen Beamten des Publikums und versehen dessen Funktionen geradeso, wie die Beamten des Fürsten die seinigen. So ... soll der Autor, Künstler oder wer es sei, sich nicht daran stoßen, daß der Funktionär der öffentlichen Meinung, bei dem sich jeder sein gestempeltes Urteil über Menschen und Dinge abholt, zufällig den Galgen ... verdient, sondern die Verantwortlichkeit dafür dem hohen Patron anheimstellen und sich um den unentbehrlichen Paß bemühen; denn der Bückling gilt, hier wie dort, dem Amt, nicht der Person. Eine unleugbare Wahrheit, nur schade, daß ich sie nicht bereits vor 20 Jahren einsah" (4, 333).

Schließlich will ich noch einige bemerkenswerte Selbstkritiken zusammenstellen. Ich habe vor kurzem darauf hingewiesen, wie wichtig die Selbstkritik zur Erkenntnis des Autors ist. Auch bei Hebbel ist es merkwürdig, welche Aufrichtigkeit doch bei allem höchst entwickelten Selbstbewußtsein zum Ausdruck kommt.

Am Anfang seiner Laufbahn sagt er, 1838: „Den Keim meines Unglücks kenne ich sehr wohl: es ist mein Dichtertalent. Dieses ist zu groß, als daß ich es unterdrücken, zu klein, als daß es mich für die darauf zu verwendende Sorgfalt verhältnismäßig lohnen könnte" (1, 279). Zwei Jahre später, 1840: „Bei argem Schnupfen ... dachte ich über meine Dramen nach. Ihr Unterscheidendes liegt wohl darin, daß ich die Lösung, die andere Dramatiker nur nicht zustande bringen, gar nicht versuche, sondern, die Individuen als nichtig überspringend, die Fragen immer unmittelbar an die Gottheit anknüpfe (Judith, Genoveva). Was besser ist, das eine oder das andere, weiß ich nicht" (2, 73). „Wie es um meinen dichterischen Beruf steht, weiß ich nicht; aber meine Einsicht in die Natur des Menschen und der Dinge, und meine Fähigkeit, das Erkannte festzuhalten und zu gestalten, wächst immer mehr. Ich habe zuweilen ein Gefühl, als ob ich den tiefsten Schatz auf einmal erheben sollte, so drängt sich meinem geistigen Auge das Wesenhafte aus allen Schalen entgegen. Immer klarer wird mir auch das: nur was von Gott selbst ausging, ist Gegenstand der höchsten Kunst, nichts, was Menschen den Ursprung verdankt" (2, 75).

Drei Jahre später, 1843: „Judith und Genoveva sind, wie ich jetzt klar erkenne, nur noch Kraft- und Talentproben, keine Werke, der Diamant, vortrefflich in der komischen Hälfte, läßt in der phantastisch-ernsthaften noch Unendliches zu wünschen übrig, die lyrischen Gedichte bilden freilich ein erträgliches Ganzes, ... aber bei alledem möchte ich gar nicht angefangen haben, wenn ich jetzt schon aufhören und mich mit diesen Trophäen begnügen müßte" (2, 222).

1847 hält er doch den Diamant in Form und Gehalt für sein bedeutendstes Werk (3, 196). Interessant ist, daß er bei Anhörung von Schillers Kabale und Liebe, März 1847, überrascht ist von der

grenzenlosen Nichtigkeit dieses Stücks! (3, 221). Im Mai 1847 wiederholt er, daß er den Diamant für sein bestes Stück hält (3, 237). 1851 fragt er sich: „Ob ich nicht doch im ‚Rubin' eine Granate in einen Rosenkelch gelegt habe" (3, 373). Nach einem großen Erfolg seiner Judith schreibt er: Mit welchem Leichtsinn, wie ein Kinderspiel, wurde diese Judith geschrieben, die jetzt so ernsthafte Menschen in Bewegung setzt! (3, 382).

Wir werden diese intimsten Äußerungen mit den ostensibleren der Briefe vergleichen und beides aneinander abwägen können.



Kritische Gänge.

Von Albert Christiani.

Heute so etwas wie kritischer Zickzackgang. Ich beginne bei Emil Hügli's lyrisch-epischer Dichtung Die Jungfrau (Schleuditz bei Leipzig, 1909, W. Schaefer, 8⁰, 187 S. Brosch. Mk. 2.—, geb. M. 3.—). Der Verfasser, ein jugendlicher Schweizer, lebt als Redakteur des „Freien Rätiers" in Chur. Seine Werke waren mir bisher unbekannt geblieben — nachgerade wird es ja eine Unmöglichkeit, sogar von dem Hervorragenderen neuester Literatur „alles" intus zu nehmen. Aber ich hatte interessante Urteile über ihn gelesen. So in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung über die Gedichtsammlung „Lebensluft": „Es ist ein echter Dichter, der hier zu uns spricht, ein Könner. Schlicht und einfach in ihrer Technik, erreichen viele seiner Gedichte formell wie inhaltlich einen Schwung, wie er nur bei großen Talenten zu finden ist." So von Adolf Vögtlin in den Rheinlanden über die „Gedichte": „Von schönem Klang, neuem Ton und märchenhafter Gegenständlichkeit sind ... die formvollendeten Gedichte von Emil Hügli". So über die Novellen „Um der Liebe willen" im Berner Bund aus Dr. J. V. Widmanns eigener Feder: „Die Novellen eines Dichters! Daran ist nicht zu zweifeln. Setzen wir hinzu: eines lyrischen Dichters von jener dionysischen Prägung, in welcher Lebensdurst und Todestragik sich innig vermischen." Mit Spannung nahm ich daher den obengenannten, ebenfalls stark gerühmten Band zur Hand. Aber das Resultat war eine Enttäuschung, zumal nach der Seite der „Geschichte" mit obligaten Traum- und Ohnmachtsanwandlungen hin.

Der Held: „Richard der Wanderer", im bürgerlichen Leben Richard Lenz genannt, fährt in die Berner Alpen und verliert angesichts der „mächtgen Trias Jungfrau, Mönch und Eiger", unter den Klängen des Vorspiels aus Tristan und Isolde, auf den ersten Blick sein Herz an eine Jungfrau — Jolanthe Lieben heißt sie —, die in ihm nach

einem früher gesehenen Bilde den Autor eines „wundervollen“ Buches der „herrlichsten Balladen“ erkennt. Sie ist mit ihrem Bruder ins Oberland gekommen, um „an der stolzen Eigerwand“ sich von Wilhelm, einem reichen Gutsbesitzer, „den goldnen Ring an die Hand streifen“ zu lassen, ganz ohne Zwang, obwohl die beiden Menschenkinder sich eigentlich nichts auseinander machen. Aus der seltsam melodramatisch geplanten, an sich äußerst nüchternen Sache wird aber nichts, da auch Jolanthe auf den ersten Blick das ihr ja tatsächlich noch zur Verfügung stehende Herz an den Poeten verliert. Und da Wilhelm sich vor des Pärchens „Liebe also stark und groß“ beugt und Verzicht leistet, gibt es einen Hochzeitstag mit ausgewechselten Personen, an dessen Neige der Held die Heldin bis zum nächsten Morgen verläßt, um ein paar verunglückte Bergtouristen retten zu helfen.

Unwillkürlich hat sich dieser Wiedergabe ein leicht karikierender Ton beigemischt, — zuviel war es der unfreiwilligen Komik, die sich während des Lesens aufdrängte, vor allem durch die sentimentale Überschwenglichkeit der beiden Hauptpersonen. Aber auch die Diktion wirkte, trotz des sicheren Versbaus, oft drollig sowohl in Breite und Untiefe der Darstellung wie in sprachlichem Mißgefüge, unter völliger Verfehlung des jeweilig gewollten Eindrucks. Von der angepriesenen Feinheit „psychologischer Schilderung“ habe ich in dem Buche, das mich mehr als einmal stilistisch und auch durch einen gewissen, hier freilich weniger schwül sich aufdrängenden sinnlichen Hauch an Wielands Oberon erinnerte, kaum etwas entdecken können. Um so bereitwilliger stelle ich zahlreiche Schönheiten in der reichen und fast immer plastisch überzeugenden landschaftlichen Schilderung fest. Sie vermögen allerdings den literarischen Kunstwert der poetischen Erzählung als solcher nicht zu retten; doch werden sie letzterer unter den vielen Bewunderern der schweizerischen Alpenwelt zweifelsohne manche Leser gewinnen.

Einen ungleich dauernderen Nachhall haben die Balladen[1]) Gustav Schülers in mir geweckt, über den ich mich bereits im diesjährigen Aprilheft des Gral äußerte und auf dessen „Gottsucher-Lieder“ ich im Oktoberhefte zu sprechen kommen werde. Die Ballade erfreut sich bekanntlich in jüngster Zeit einer auffallenden Belebung dichterischer Beachtung; ich brauche zum Beweise nur die Namen Börries von Münchhausen, Enrica von Handel-Mazzetti, Lulu von Strauß und Torney und Agnes Miegel zu nennen. Der vorliegende Band trägt den Reklamestreifen: „Eine frohe Wiedergeburt echt deutscher Balladenkunst! Die gewaltigen, ergreifenden Dichtungen, aus der Tiefe echt deutschen Empfindens geboren, bedeuten das Kraftvollste, was eine Ballade geben kann. Ein prägnanter Stil eint sich

[1]) Leipzig 1909. Fritz Eckardts Verlag. 8°, 140 S. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

mit mannstarker Wortschöpfung und stimmungsvoller Klangharmonie." Das greift ja, in bezug auf das Ganze, viel zu weit, hoch und tief. Aber leugnen läßt sich nicht, daß die zwei letzten Sätze zum größten Teil auf nicht wenig des Gebotenen gehen. Das aber bedeutet Lobes genug.

Gleich das erste Gedicht beweist, mit welch einfachen, knappen Wortmitteln Schüler episch-dramatische Wirkung zu erzielen vermag:

Die Vier.

Der Bauer ist fort zum Kirmesschmaus,
Die Magd allein bewacht das Haus.

Es ist Nacht. Sie schreckt benommen empor.
War's nicht, als klopfte wer am Tor?

Ein Räuber steht in der Kammertür:
„Gib des Bauern Geld her, wir sind vier!"

Sie sprang aus dem Bette, wie sie war.
Auf die Diebslaterne schlug ihr Haar.

„Ich bin auch vier!" schrie sie und kreuzte sich:
„Gott Vater, Sohn, heiliger Geist und ich!"

Die Laterne zersplittert an der Bettstatt Bord.
Der Räuber ist fort.

Desgleichen, bei sinnfälligerem Eintauchen in die Gefühlsäußerung:

Die Bergmannsfrau.

Wer sonst kein schwarzes Kleid geerbt,
Hat im Dorf die Kleider schwarz gefärbt.

Alle Bergwerksweiber sind Witwen seit gestern, —
Und die andern sind ihre Mütter und Schwestern.

Alle Männer stickte die Steinwand zu Tod.
Nur ein einziges Weib trägt Weiß und Rot.

Nur ein einziges Weib ist froh wie ein Kind,
Obwohl ihre Hände blutig sind.

Zerfetzt und zerspellt voll rotem Blut.
Ein einziges Weib glüht in Freudenglut.

Ihre roten, zersplitterten Finger haben
Ihren Mann aus dem Steinsturz ausgegraben.

Wie er tragische Ausgestaltung und Steigerung innerhalb denkbarst geschlossener Konzentrierung zu erzielen weiß, zeigt

Die Burg am Meer.

Burg Ragaine trutzig vom Felsen her
Hängt wie ein Geiernest ins Meer.

Der Feind vor der Burg. Wie roter Mohn
Hundert Tage blühen die Wunden schon.

Ritter und Knechte gefallen sind,
Der Burgherr blieb und sein magdlich Kind.

Von ihrer Schönheit rings im Land
Jeder Mund voll Rosen stand.

Einer vorm Tor, in des Goldhelms Zier,
Zittert wie ein Wolf nach ihr. —

Der Hunger kriecht zu Vater und Kind,
Bis ihre Lippen wie Schneebeeren sind.

Bis sie kommt mit dem Schlüssel vom Tor:
„Öffne, Vater, und laß uns vor."

„Gib her, mein Kind, gib ihn her, gib her!"
Und er wirft den Schlüssel weit ins Meer.

Selbstverständlich hält Schüler sich nicht immer an so engen Raum. Aber oft beschränkt er sich auf eine Seite, selten nur geht er — mit Ausnahme der poetischen Erzählungen und der historischen Balladen — über zwei hinaus. Mitunter grenzt seine Knappheit auch inhaltlich ans fragmentarisch Bildhafte, dann wieder ans dramatisch Hingeschleuderte. Er liebt die wuchtig abgebrochenen, abgehackten Sätze, wie in „Die Wahrsagerin": „Reiterkampf ... Leergefegte Sättel. Blutige Pferde. Brüllen. Toben." Oder in „Die Pest in Bergamo": „Ist da! Steht würgend ... Bleibt. Frißt, wen sie mag." Während hier die Grenze des Zulässigen gezogen scheint, wirkt die Einfachheit des Ausdrucks anderswo wie verkörperte Erschütterung; dann wieder steht die großzügige Wortwahl wie ein Urbild markiger, lebensprühender Kraft.

Freilich kann man lange nicht an allem Freude haben. Das liegt an einzelnen Unebenheiten, Unfeinheiten, Rauheiten, Roheiten, innerlichen Widersprüchen; das liegt vor allem an des Autors Bevorzugung jener Themen, in denen, allerdings dem Charakter der deutschen wie der schottisch-englischen Ballade entsprechend, das Grausige, mystisch Unheimliche, Gespenstige, Dämonische vorwiegt. Bei Schüler selbst tritt da noch besonders die Neigung zum wild Sinnlichen, zum abstoßend Gräßlichen hinzu. Sein Buch, so wie es vorliegt, ist daher alles andere als ein Volksbuch im gehobenen, geläuterten Sinne. Aber es könnte eines werden: durch strenge Ausscheidung, in die für uns Katholiken zu allererst Gedichte wie „Mönch und Nonne", „Das Altarbild", „Die Pest in Bergamo", „Die Erlösung" fallen müßten; der Gipfel der Geschmacklosigkeit scheint im letztgenannten erreicht, dessen unsinnig-widerliche Schlußwendung einem die heiße Empörung aufpeitscht.

Was übrig bliebe, wäre immer noch, qualitativ, eine schwerwiegende Ernte. Ich verweise auf Prachtstücke wie „Das Notholz", „Die drei Reiter", „Die Könige", „Der Letzte", „Das Licht", „Schlagende Wetter", „Der Gott", „Die Fischerfrauen", „Friedrich der Schöne und Ludwig der Bayer", „Der Tod Napoleons", auf die

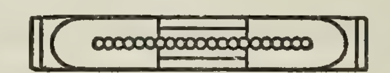
von wundervoller Gemütstiefe zeugenden „poetischen Erzählungen“: „Acht Hände“, „Mutters Heimkehr“, „Meister Bolz“ und „Der alte Musikant“. Herrlich ist ihm, trotz Tennyson, „Godiva“ gelungen. Eigenartig anziehend in Auffassung und — hier berechtigter — bildhafter Ausgestaltung wirken die meisten der „Hebräischen Reliefs“: „David waffnet sich wider Goliath“, „Jakobs Beweinung“, „Deboras Triumphlied“, „Bileam segnet Israel“, „Saul bei der Hexe vom Endor“, „Die Austreibung der Hagar“, „Judith“, „Daniel in der Löwengrube“.

Wenn Gustav Schüler sich im wahrsten, schönsten Sinne ganz durchbilden wollte, wenn er Hand und Herz lösen wollte von so manchem ihn jetzt noch Lockenden, das doch nur, am Beginn wie am Ende, aufs Trübe, Unreine, Zerstörende zielt: geradezu sieghaft würde dann seine vorbestimmt mächtige Kraft wachsen und sich auswerten — ein großer, im edelsten Sinne fruchtbarer Künstler stände dann unter uns.

Wieviel ein gut gewähltes Thema zur günstigen Stimmungerzeugung tut, empfand ich wieder einmal, als ich, gleich nach Schülers Band, den letzten Naborschen in die Hand genommen hatte: Johanna, die Jungfrau von Orleans. (Klagenfurt 1909, Buch- und Kunsthandlung des St. Josef-Vereins. 8⁰, 281 S. Geh. Mk. 1.20, geb. Mk. 1.70). Felix Nabor hat mich derzeit durch sein Erstlingswerk Mysterium crucis, das man ungerechtfertigterweise als eine Art Abklatsches des Sienkiewiczschen Quo vadis? herabsetzte, stark interessiert. Hier tritt er mit viel einfacheren Mitteln und Absichten vor uns hin. Aber was er gibt, ist — meine ich — ein zugkräftiges Volksbuch, das ohne eigentlichen romanhaften Einschlag als wirkliche d. i. wissenschaftlich begründete, wenngleich dichterisch verlebendigte „historische Erzählung“ in schlichter, flüssiger, auch poetischer Sprache ein nicht zuletzt durch seine bescheidene Basierung wunderbares Leben zur Darstellung bringt. Diese Darstellung dürfte stilistisch, besonders zu Anfang, aufmerksamer durchgeführt sein, aber im ganzen hebt sie sich doch mehr und mehr zu jener Höhe, die nicht nur packende Einzelwirkungen, sondern auch bleibenden Gesamteindruck zeitigt. Ich wenigstens habe das Buch mit steigender Anteilnahme, bis zu tiefer Ergriffenheit gelesen, mit einem Gewinn, den ich auch den vielen Tausenden, für die das Werk mit Recht bestimmt ist, von Herzen gönne.

Für einen — nicht allzu eng gedachten — Elitekreis hat Leo van Heemstede die Biographie Paul Alberdingk Thijm, 1827—1904, geschrieben (Freiburg 1909. Herder. 8⁰. VIII u. 244 S. Mit dem Bildnis Alberdingk Thijms. Mk. 2.70, geb. Mk. 3.40). Das Leben dieses hervorragenden holländischen Gelehrten, Kunstkenners, Staatsbürgers und Katholiken war ein Kunstwerk im Goetheschen, eine gottinnig ausgewirkte Harmonie im echt christlichen Sinne.

Als eben dieses beides spricht Heemstedes Buch uns an, zeigt uns einen erleuchteten Edelcharakter von hoher beruflicher wie allgemeiner Bildung, öffnet uns Schätze der Einsicht, der Überzeugung und Tatbekräftigung eines „Apostels der Wahrheit und Schönheit", eines „volkstümlichen Streiters für Wahrheit und Schönheit in Wissenschaft und Kunst". Wir können dem Autor nicht warm genug danken für diesen von ihm dargebotenen Genuß, der eine Förderungsgelegenheit des Besten, des Ewigen in uns umschließt.



Volkslieder und Sprichwörter aus dem Engadin.

Von W. Kosch.

Als 9. Band der „Rätoromanischen Chrestomathie", herausgegeben von Kaspar Decurtins (Erlangen, Fr. Junge 1908) ist ein Werk erschienen, das durch die Fülle seines Materials und die glänzende Redaktion nicht nur in gelehrten Kreisen, sondern auch darüber hinaus beachtet zu werden vollauf verdient. Es behandelt das Oberengadinische und Unterengadinische, seine Volkslieder und Sprichwörter. Die Einleitung allein ist ein Kabinettstück stilistischer Kunst, und was darin über den Charakter und die Volkspoesie im Engadin gesagt wird, bietet einen wertvollen Beitrag zur Volkskunde überhaupt. Sehr richtig meint Decurtins: „Nur jene Lieder, die dem Sinnen und Fühlen der Volksseele Ausdruck liehen und darum im Volke ein so treues, kräftiges Echo fanden, rechnen wir zu den Volksliedern. Darum schlossen wir von der Sammlung alle jene Lieder aus, die das Gepräge des Gemachten an sich tragen und zumeist kurzlebig waren". Nach diesem Grundsatz hat der Herausgeber gesammelt und gesichtet. Zum Teil aus seinem eigenen an Handschriften reichen Besitz, zum Teil aus der Bibliothek des Kantons Graubünden sind ihm Quellen zugeflossen. Für die zähe trotzige echt historische Art seiner ladinischen Landsleute ist es bezeichnend, daß sich die Volkslieder im Engadin bis heute erhalten haben. Aber das Engadinervolk bildete bis tief ins 19. Jahrhundert herauf eine moralische Einheit. Weder Geburt und Reichtum, noch Bildung schufen einen Gegensatz zwischen Volk und Herren, zwischen Gebildeten und Ungebildeten, zwischen Arm und Reich. „Seit dem Ausgang des Mittelalters und der Bildung der Bünde waren die Sonderrechte des Adels verschwunden. Und wenn der Adel trotzdem großen Einfluß besaß und ihn durch Jahrhunderte behauptete, so waren die führenden Aristokraten immer sorglich bestrebt, das Selbstbewußtsein des souve-

ränen Volkes nicht zu verletzen. Sorgten ja die blutigen Strafgerichte dafür, daß das alte rätische Gebet: Gott bewahr uns vor des Volkes Zorn! nicht leicht vergessen werden konnte. Die Familien, die sich im Fremdland Vermögen erworben hatten, kehrten später alle in die Heimat zurück und hüteten sich ängstlich, die Bande mit den Volksgenossen zu lockern." Das ist das Geheimnis aller wahren und echten Tradition. In der Spinnstube (ladinisch tramelg) war die Volkspoesie eigentlich zu Hause. Burschen und Mädchen sangen hier ihre Lieder, und an diesen vor allen kann man die Spuren der kulturellen Entwicklung ziemlich genau verfolgen. Decurtins behandelt zunächst die historischen, dann die Tanz- und Spottlieder, dann die Tierfabeln und schließlich die Balladen, Totenlieder und Sprichwörter. Jeder Freund der deutschen Literatur kennt und bewundert den Helden Jürg Jenatsch, wie ihn uns C. F. Meyer gezeichnet hat. Ein gutes Stück Bündnergeschichte steigt auch aus jenen noch immer unvergessenen Liedern zu uns empor. Das Eindringen der Reformation hat sie weder gefördert, noch aufgehalten.

Die älteste Poesie im Engadin geht von Kultushandlungen aus. Schon der Kinderspruch „Mantinada" aus dem Bergell zeigt, daß der Einzug des Lenzes mit Spiel und Tanz, ursprünglich wohl mit Gesang und Tanz gefeiert wurde. Decurtins vermutet, jene Feier sei die eigentliche Mantinada gewesen und jene Mantinada, die später in einzelnen Gemeinden des Vorderrheintals aufgeführt wurde, und das damit zusammenhängende Spiel vom Austreiben der Fastnacht sei eine Übertragung der ursprünglichen Frühlingsfeier auf die Fastnacht. „So gehört jenes Frühlingsliedchen, das die Kinder in verschiedenen engadinischen Gemeinden vor den Häusern tanzen, um sich eine freundliche Gabe zu ersingen, zu den ältesten Denkmälern der rätoromanischen Poesie." Die älteste Fassung der Margaretenlegende wieder dient zur Voraussetzung des St. Margaretalieds. Die Tanzpoesie bildet eine Gruppe für sich. Auf offenem Feld versammelte sich Engadins Jugend im Mittelalter zu fröhlichem Spiel und Reigentanz. Da entstanden denn besondere Lieder. Meist urwüchsig derb und kräftig, voll altertümlicher Bilder und Wendungen, muten uns diese ebenso wie die sog. Spott- und Rügelieder heute als lebende Zeugen längst verschwundener Zeiten an. Die Satire liegt dem Bündner Stamme im Blut. Daher sind die Spottlieder sehr zahlreich. In die Klasse der Tierfabel dagegen, die uns in den Urwald zurückführt, gehört das im Engadin gesungene Lied von der Heuschrecke und der Ameise (ein Fragment).

Sehr interessant ist die auch von Decurtins gemachte Beobachtung, wie ein und derselbe Stoff bei verschiedenen Völkern ihrer Eigenart entsprechend verschieden gestaltet erscheint. An der Ballade kann man dies am besten ersehen. Charakteristisch ist so jenes rätische Lied, das uns von treuen Verliebten erzählt, die einander nicht lassen

können, nicht einmal im Tod. Ein anderes berichtet von drei Kameraden, die nach San Jago di Compostella pilgern; sie kehren bei einer Frau Wirtin ein, der Jüngste verliebt sich in ihr Töchterlein, die sich dann auch mit ihm verlobt; der Glückliche rühmt sich bei den Genossen seines Erfolgs, aber der Wirt vernimmt es und fährt ihn hart an: „O du Schelm, was gab sie dir zum Pfand?“ — „Einen Gurt und zwei schöne goldene Ringe“; aus Rache verklagt nun der Wirt den Jüngling, er habe die Tochter behext. Es ist also ein Lied von Liebeszauber, das wir ähnlich in allen alten Literaturen finden. Viele der Balladen sind Übersetzungen, freilich als solche bodenständig geworden, so daß man sie nicht immer von den autochthonen unterscheiden kann. Vor allem übt das nahe Frankreich auf das rätische Sprachgebiet großen Einfluß auch in dieser Hinsicht aus. Was die Form betrifft, so fällt auf, daß Rede und Gegenrede der Helden in der rätoromanischen Ballade einen großen Raum einnimmt. Die historischen Volkslieder der Deutschen, wie sie uns Rochus von Liliencron übermittelt hat, weisen manche Parallele mit jenen volkstümlich epischen Gedichten aus dem Engadin auf.

Wie gläubig fromm das Ladinervolk ist, geht vor allem aus seinen Klageliedern um geliebte Tote hervor. Kräftige, herbe Empfindungen beseelen diese Poesie. Sie ist von rührender Schlichtheit.

Zum Schluß noch ein Wort über die engadinischen Sprichwörter. Decurtins in seiner Sammlung gibt nur jene an, die nach Inhalt oder Form Engadiner Eigengut sind, mit Ausschluß des Übersetzten und Entlehnten. Besondere Aufmerksamkeit schenkt er hiebei den Rechtssprichwörtern; sie standen dem Herausgeber reichlich zu Gebote, der Kampf um „das eigene Gericht“ war ja besonders bei den Rätoromanen sehr heftig. Überhaupt erscheint das Gefühl für alles Bodenständige bei ihnen so ausgebildet wie kaum bei einem anderen Volke. Engadins Jugend wird darum dieses ihm gewidmete Buch heimischer Volkslieder und Sprichwörter gewiß aufs freudigste begrüßen und das Vätererbe in dieser Form als liebsten Hausschatz getreulich verwahren. Wir andern aber müssen dem Herausgeber dankbar sein, daß er die deutsche Sprache zur Einführung in dieses ladinisch-patriotische Werk benutzt hat. Er hat dadurch nicht nur seine Hochachtung vor deutscher Sprache und Kultur bezeigt, sondern auch seinen Stammesgenossen deutlich gemacht, daß wir Deutsche sie vielleicht am besten verstehen und ihre nationale Sonderart am ehesten zu würdigen wissen. Durch seine Sammlung engadinischer Volkspoesie und seine frühere selvischer Volkslieder ist Decurtins für die Rätoromanen das geworden, was Arnim und Brentano, die aus „Des Knaben Wunderhorn“ schöpften, für das große Deutschland.

Aus Zeitschriften und Büchern.

Macht seine katholische Tendenz einen Autor intolerant? Diese Frage stellt und beantwortet Ansgar Albing im 3. Heft der Historisch-politischen Blätter (S. 215). Er sagt zuerst, warum er sie aufwirft: „Es gibt Leute, welche meinen, ein Schriftsteller, der bewußt und absichtlich seine katholische Weltanschauung zum Ausdruck bringe, könne für das Gute, Wahre und Schöne auf gegnerischer Seite keinen Sinn haben. (Das ist, nebenbei gesagt, die Quelle aller Beschuldigungen, der Gral schließe sich von der modernen Literatur ab oder könne sie nicht gerecht würdigen.) Man müsse, um seine Anerkennung, wie seine Kritik der Menschen, Ideen und Verhältnisse gerecht zu verteilen, gleichsam „überkonfessionell" schreiben. Die konfessionelle Färbung z. B. eines Romans bewirke sofort, daß dieser Roman kein eigentlich dichterisches Kunstwerk sei. Ja die konfessionelle Richtung eines Autors sei an und für sich schon ein Beweis dafür, daß sein dichterisches Empfinden nicht aus dem Hochland des Geistes stamme. Alles Tendenziöse wuchere in den Niederungen dilettantischer Gebundenheit oder sei bloße Treibhauskultur.

Albing weist sodann auf die Erfahrung hin, daß diese überkonfessionellen Kritiker durchaus nicht, wie man meinen sollte, das Gute und Schöne auf allen Seiten und in jeder Glaubens- und Gesinnungsrichtung hervorzuheben wissen, daß sie vielmehr gerade in ausgesprochen katholischen Büchern dieses Gute und Schöne übersehen. Die vorhandene „Tendenz" schreckt sie gewöhnlich nur auf katholischer, aber nicht auf der andern Seite ab, das Kunstschöne zu entdecken und zu loben. Dieses ungleiche Verfahren sucht Albing psychologisch zu erklären.

Er meint, ein Kritiker, der nicht zugleich selbst schaffender Schriftsteller sein kann und will, habe trotzdem den Wunsch, irgendwie als geistiger Führer oder Berater des Publikums aufzutreten. Der ideal gesinnte Kritiker wolle zu geistigen Bewegungen fördernd oder hemmend Stellung nehmen. Er hat seine bestimmten Ansichten über das, was der literarischen Produktion für die Zeitkultur förderlich oder hinderlich ist, er hat seine ganz bestimmten Gedanken über Form und Inhalt einer wünschenswerten Kultur; ohne das hätte er kein Recht zu kritisieren, weil eben jede Kritik feste Maßstäbe verlangt, die sie an das zu bemessende Objekt anlegt. Der überkonfessionelle Kritiker aber verschmäht jeden konfessionellen Maßstab, also fehlt ihm überhaupt der Maßstab für ein konfessionell-katholisches Werk. Selbstverständlich darf er dann auch an die akatholischen Werke den katholischen Maßstab nicht anlegen. Er sagt selbst: Nur den künstlerischen! Der läßt sich aber nicht erklären, er ruht im eigenen künstlerischen Empfinden des Kritikers; dieses ist also der eigentliche Maßstab. Man sollte nun meinen, daß ein streng katholisch empfindender Kritiker,

der die katholische Religion für die wahre hält, in seinem inneren Erleben freudig gestimmt werden müßte durch ein literarisches Schaffen, das ganz vom Katholizismus inspiriert ist. Aber da hilft man sich mit der Ausflucht, nur das religiöse Erlebnis sei als künstlerische Religionsäußerung anzuerkennen, das dogmatisch Gefaßte, Intellektuelle, Bewiesene gehöre in die Theologie, nicht in die Literatur. Man läßt die Religion wohl als eine den Dichter bewegende Kraft gelten, aber der dichterische Ausdruck der Religion als Erkenntnisgrund und Erkenntnisziel wird als „unkünstlerisch" erklärt. So kommt man dazu zu sagen, ein Dante sei kein Dichter.

Ein Kritiker, der nur das „religiöse Erlebnis" anerkennt, findet natürlich auf dem reichhaltigen Gebiet der akatholischen Dichtung vieles ihm Zusagende, besonders wenn ein großes Talent das religiöse Erlebnis sehr eindrucksvoll gestaltet. Überhaupt wird oft das „Eindrucksvolle" mit dem Künstlerischen verwechselt, ebenso wie man das Talent oder die geniale Begabung mit der ästhetischen Schönheit der Leistung verwechselt. Die Kritik sei oft blind tolerant, wenn ein großes Talent in seinen Werken dies katholische Gefühl empfindlich verletzt. Ein Tadel nach dieser Richtung hin ist noch kein Zweifel an der großen Begabung des Dichters, der das Werk geschaffen hat. Man kann die Begabung anerkennen, aber die Verletzung der religiösen Gefühle ablehnen.

Das Richtige ist, das Gute überall, auch beim Gegner anzuerkennen. Es gibt katholische Schriftsteller, deren Werke keinen Andersgläubigen verletzen (wenn auf diesen nicht schon das katholische Bekenntnis wie ein rotes Tuch wirkt, möchte ich beifügen); es gibt akatholische Schriftsteller, die uns Katholiken nie zu nahe treten. Es ist darum ganz unrichtig zu behaupten, die katholisch gefärbte Literatur störe den konfessionellen Frieden. Das wäre nur der Fall, wenn die andern Konfessionen angegriffen würden. Es handelt sich aber nur darum, die katholische Lebensauffassung in der Literatur zu bekennen und intellektuell begründen zu dürfen.

Der Gralburgtürmer.

Der große Literaturstreit.

Von unserer Gralburgwarte bietet sich dem Türmer ein bewegtes Bild. Vor Jahren konnte Gystrow noch höhnisch von den stagnierenden, sumpfigen Gewässern der katholischen Literatur sprechen, in die Veremundus mit seiner Broschüre einen Stein geworfen, der vorübergehend einige Kreise ziehe. Heute sind die vormals zu stillen Gewässer in voller Aufregung; zwei Strömungen sind mit starkem Wellenschlag aufeinandergeplatzt, einerseits die durch den „Gral" organisierte und vertretene, ohne jedes Beiwort sich katholisch nennende

Gruppe, andererseits die von Karl Muth begründete und geführte Richtung, die sich neuerdings selbst die Bezeichnung „fortschrittlich-katholisch" beigelegt hat. Die letztere Gruppe sieht ihr langjähriges, erfolgreiches Wirken durch den „Gral" bedroht und hat deshalb seit seiner Gründung nie aufgehört, unser Programm und unsere Bestrebungen zu bekämpfen und zu verdächtigen. Ich sage „verdächtigen", denn weil unser Programm nur die ganz selbstverständliche Anwendung der katholischen Grundsätze auf das Gebiet der Literatur darstellt, so kann man vom katholischen Standpunkte nur dagegen ankämpfen, indem man sich Übertreibungen und Verzerrungen dieses Programms willkürlich konstruiert und dann gegen dieses gespenstische Zerrbild zu Felde zieht. So waren wir genötigt, im „Gral" immer und immer wieder unsere wahren Absichten, unser wirkliches Programm herauszustellen. Diese erzwungene Abwehr hat man dann als „endlose Polemik" und Unfriedensstiftung verdächtigt, sich aber wohlweislich gehütet, selbst Frieden zu halten und uns dadurch die Einstellung der Polemik zu ermöglichen.

In den letzten Monaten ist nun die Austragung des Prinzipienstreites zwischen der vom „Gral" und der von Karl Muth geführten Gruppe in ein entscheidendes Stadium getreten. Zwar hatte R. v. Kralik vor Jahresfrist an dieser Stelle seinen „Friedensvorschlag" veröffentlicht, aber dadurch offenbar den Kampfmut der „fortschrittlichen" Gruppe neu entfacht. Man scheint den Friedensvorschlag so verstanden zu haben, daß wir die Flinte ins Korn werfen wollten. Nun wurden in der Stille die Waffen geschmiedet, die dem „Gral" den Garaus machen sollten. Zuerst erschien H. Falkenbergs Broschüre („Wir Katholiken und die deutsche Literatur"), die bei aller Anerkennung des hohen Nutzens und der kulturellen Bedeutung der katholischen Literatur die Inferioritätsanklage mit geradezu vernichtender Schärfe zusammenfaßt und dabei einen ebenso erbitterten als ungerechten Kampf gegen den „Gral" führt. Bald darauf erschien Karl Muths dritte Broschüre („Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis"), die sich offen als Streitschrift gegen den „Gral" und seinen Dichterkreis bekennt und nach dem Urteile eines Unbeteiligten (P. Baumgartner S. J.) „die Hinrichtung" der Gralbunddichter und einiger „von Muth nicht erzogenen und entdeckten Autoren" vollzieht. Nebenherlaufend, wenn auch weniger beachtet, waren aus der Feder eines sehr jugendlichen, ganz unbekannten, aber dafür um so anspruchsvoller auftretenden Autors in der Zeitschrift „Über den Wassern" die „Kritischen Spaziergänge" erschienen, die ebenfalls auf eine kritische Abkanzlung katholischer Autoren und somit auf eine neue Inferioritätsanklage hinausliefen. Das waren nur die Hauptaktionen; nebenbei wurden in Einzelkritiken die Werke katholischer Autoren, namentlich der „Gralbunddichter" in einer Weise kritisiert, die den Anschein erwecken mußte, daß man diesen Autoren

ihre Nichtzugehörigkeit oder ihre gegensätzliche Stellung zur „fortschrittlichen" Kritik entgelten lassen wolle.

Das alles zusammen gab den Anstoß zu der bekannten, im „Gral" (III, 10) abgedruckten „Erklärung", die von der Gralbundgruppe angeregt wurde und der sich mittlerweile fast alle, nicht zur „fortschrittlichen" Richtung gehörenden oder von ihr abhängigen katholischen Schriftsteller angeschlossen haben.

Diese Erklärung, sowie die Broschüre Muths haben zu lebhaften Erörterungen des aufgerollten Literaturproblems in der katholischen Presse geführt und es dürfte von großem Nutzen sein und allgemeines Interesse erwecken, die Äußerungen angesehener Männer, seien sie nun selbst an dem Streite beteiligt oder nicht, in möglichst objektiver Widergabe — freilich mit selbstverständlicher Wahrung unseres Standpunktes — zu vernehmen.

Wir lassen zunächst die Verteidiger Karl Muths, die sämtlich zum engsten Mitarbeiterkreise „Hochlands" gehören[1]), zum Wort kommen.

Martin Spahn.

Der hervorragende Gelehrte, dessen Urteil, obwohl er zu dem engsten Kreise Muths gehört, als achtungswerte Äußerung eines selbständigen Charakters aufzufassen ist, glossiert im Hochland (11. H., S. 600) die neueste Phase der Literaturbewegung. Es läßt sich darüber streiten, ob es nicht besser gewesen wäre, dem enthusiastischen Lob, das hier dem Herausgeber Hochlands und seinem eigenen Blatte gezollt wird, eine andere Stätte anzuweisen. Wären die Gegner Karl Muths wirklich so boshaft, wie man sie zu konterfeien beliebt, so würden sie diesen Umstand um so weidlicher ausnützen, als Muth gerade mit der Beschuldigung des Eigen- oder Freundeslobes ihnen gegenüber nicht gespart hat.

Spahn sieht in der gegenwärtigen „Erneuerungsarbeit" des deutschen Katholizismus den Prozeß des bewußt erstrebten Wiederanschlusses an das zeitgenössische und nationale Leben. Dieser Anschluß sei den Katholiken durch die Kleinstaaterei einerseits, wie durch ein übermäßiges Drängen der katholischen Kirche zur lückenlosen Einheit im Glauben, Denken und Fühlen und zur unbedingten Unterwerfung jedes einzelnen unter ihre Leitung verloren gegangen. Diese im Katholizismus aufs höchste gesteigerte „Übermacht des Objektiven" habe hauptsächlich die Schwäche aller Kulturäußerungen der katholischen Völker verschuldet. Erst dadurch, daß die Katholiken durch die Reichsgründung mit der Nation auf gemeinsamen Boden gestellt wurden, wurde ihnen Entfaltungsfreiheit geschaffen und dadurch die

---

[1]) Diese Bemerkung soll keinen Vorwurf bedeuten. Ich bitte aber Karl Muth und die Seinen, fernerhin auch nicht mehr die selbstverständliche gegenseitige Unterstützung, die sich gleichgesinnte Schriftsteller in ihrem Schaffen und in ihren Kämpfen angedeihen lassen, als „gegenseitige Verhimmelung" der „Gralbündler" dem Spotte der Übelwollenden preiszugeben. F. E.

Kirche genötigt, jene Hemmungen zu lockern, die der unbefangenen seelischen und geistigen Regsamkeit der deutschen Katholiken angelegt worden waren. In diese „Erneuerungsarbeit", die langsam reift, gliedert Muth sein literarisches Wirken ein.

Die Gegner Muths teilt M. Spahn in zwei Klassen: erstens solche, die zwar an der Erneuerung des Kulturlebens mitarbeiten oder mitzuarbeiten glauben, aber in Verkennung der Bedingungen künstlerischen Schaffens oder weil sie innerlich unfreien Geistes sind die Entwicklung ablenken und ihre Entfaltung bedrohen. In diese Klasse werden Meyenberg, Herz und Falkenberg versetzt; der letztere sei eine jener unseligen Naturen, denen alles positive, aufrichtende Wirken versagt bleibe.

In die zweite Klasse, die unserer literarischen Zukunft am gefährlichsten sei, wird die österreichische Gralbundgruppe versetzt. Die seit 1866 zwischen dem österreichischen und deutschen Katholizismus vollzogene Scheidung müsse auch auf literarischem Gebiet aufrechterhalten werden, da sonst in unsere literarische Tätigkeit Verwirrung kommt. Beiderseits erstrebe man zwar den Anschluß ans nationale Leben, aber in Österreich sei das Nationale zugleich das Katholische (? ?), in Deutschland nicht. Hier sei es geboten, Gebiete gemeinsamer Arbeit mit den Andersdenkenden zu erschließen und unsere Sorge auf literarischem Gebiet *darauf zu beschränken*, daß die Unseren eine allem Unkirchlichen fremde Haltung einnehmen.

Uns interessieren besonders zwei Sätze, die aus diesen Ausführungen hervorgehen: 1. *die katholische Kirche* ist durch die Überspannung ihrer Autorität, ihrer „Übermacht des Objektiven" *schuldtragend* an der Inferiorität der katholischen Völker; 2. in Deutschland haben die katholischen Dichter sich *darauf zu beschränken*, daß sie keine unkirchliche Haltung einnehmen, sie würden durch Auswirkung ihrer katholischen Ideale die gemeinsame Arbeit mit Andersdenkenden schädigen. *Folglich hat der „Gral" mit seiner Behauptung recht, daß der fortschrittliche Katholizismus uns katholischen Dichtern verwehren will, aus unserer katholischen Überzeugung heraus unbekümmert um die „Andersdenkenden" zu dichten.*

Fritz Lienhard.

Der von Kralik so genannte „repräsentative Dichter" der ersten Hochland-Jahrgänge bricht für K. Muth eine ritterliche Lanze im „Türmer" (Heft 11, 700). Für ihn repräsentiert der Leiter Hochlands jene Gattung der Charaktervollen und doch Weitherzigen, die sich in allen Konfessionen erst ausbilden müssen, die durch die notwendigen Formen hindurchschauen in den reinmenschlichen Untergrund, in den religiösen und ästhetischen Grundton, der eines Menschen Schaffen bestimmt.

Lienhard führt den von Muth auf einem ganz engen Gebiet angeregten Gedanken einer „Wiedergeburt der Dichtung“ weiter auf jenen Punkt, auf den ihn Muth leider in seinem Kampfeseifer gegen „religiöse Kampfstimmung“ nicht geführt hat, nämlich auf die Notwendigkeit einer energischen Gestaltung der Edelkräfte des höheren Menschen gegenüber den üblichen Schilderungen des animalischen Trieblebens in der entgötterten Literatur. Der Protestant Lienhard hat hier viel richtiger den Punkt erkannt, wo eine Wiedergeburt einsetzen muß, als der Katholik Muth. Lienhard hat auch recht, daß die Dichtung zur entscheidenden Einwirkung auf die Seele der Zeit einen höheren Standpunkt erreichen müsse, der vom Durcheinander der Tagesmeinungen nicht erreichbar ist. Wir glauben diesen höheren Standpunkt in der katholischen Wahrheit gefunden zu haben. Lienhard meint freilich, der moderne Katholizismus werde dazu kommen müssen, einzusehen, daß die Kirchenspaltung nicht unmoralisch, sondern ein organischer Vorgang war, der zum Segen ausschlagen kann, wenn die Spaltung als eine Art Arbeitsteilung aufgefaßt wird, die im richtigen Zusammenwirken Reichtum, nicht Reibung ergibt. In der Auffassung der gemeinsamen Arbeit scheint sich also Lienhard mit Spahn zu begegnen.

Dr. Max Ettlinger und Dr. Armin Kausen.

Nach den beiden hervorragenden Mitarbeitern Hochlands tritt nun auch der Hochland-Redakteur Dr. Max Ettlinger für Karl Muth auf den Plan (in der „Allgem. Rundschau“ Nr. 32, S. 529). Er bringt eigentlich nur Zitate aus Muths Broschüre, unterstreicht bloß hie und da einen Gedanken. Er verfolgt dabei den Zweck, Muths kritische Tätigkeit als „Selbstbesinnung“ der unter dem Triumphruf: „Wie haben wir's so herrlich weit gebracht“ auf ihre „Selbsterhöhung“ lossteuernden Gegner Muths gegenüberzustellen. Er findet demgemäß, daß Muth mit dem Gralbund im letzten Ziel, in der Hebung der literarischen Kultur einig ist, der tiefgehendste Meinungsunterschied bestehe darin, daß die „Gralbündler“ der Meinung seien, es sei von ihnen alles schon getan[1]) und es fehle nur die äußere Anerkennung,

[1]) In diesen Worten ist eine gänzliche — wir nehmen an, nicht absichtliche — Verkennung der Ziele des Gralbundes enthalten; es ist einfach unwahr, daß wir der Meinung sind, schon alles getan zu haben, oder wie ein Ungenannter in der „Köln. Volkszeitung“ behauptet, „die Höhe des katholischen Literaturschaffens“ schon erreicht zu haben. Wir müssen einmal energisch von der Ehrlichkeit unserer Gegner fordern, daß sie für solche unrichtige Behauptungen Beweise erbringen und, wenn sie das nicht können, offen erklären, daß sie sich geirrt haben. Wir dürfen nicht im literarischen Streite die Gepflogenheiten jener Presse aufkommen lassen, die ihre Gegner ohne jeden Beweis verdächtigt und herabzieht. Wir haben das Recht zu fordern, daß man uns mit sachlichen Waffen bekämpfe; unser Programm steht klar und deutlich da; mit persönlichen Verdächtigungen der Urheber wird nicht bewiesen, daß das Programm selbst falsch ist. Und darauf kommt es ausschließlich an. F. E.

Muth dagegen wisse (?) und beweise, daß wir erst im Anfangsstadium eines neuen literarischen Fortschritts stehen.

Alle diese Sätze „leben von einer halben Wahrheit". Selbsterkenntnis ist nicht Selbstunterschätzung, die letztere ist geradeso der Tod alles Fortschrittes, wie eitle Selbstüberschätzung. Das Bewußtsein, etwas leisten zu können, ist sogar die Grundbedingung jeder künstlerischen Tätigkeit; wer sich selbst für ganz unfähig hält, wer in sich keine Kraft fühlt, wird nie etwas leisten. Die kritische Tätigkeit Muths in seiner letzten Broschüre ist aber ganz danach angetan, der Mehrzahl der katholischen Autoren wahre künstlerische Begabung ganz abzusprechen. Das heißt die Autoren entmutigen, und Entmutigung ist der sichere Tod alles künstlerischen Schaffens. Das ist das Abc der Psychologie des Literaturschaffens.

Diese klare Einsicht bestimmt auch den Herausgeber der Allgem. Rundschau, Dr. Armin Kausen, der im Anschlusse an die Ausführungen Ettlingers zur Darlegung seines eigenen Standpunktes das Wort ergreift, einige Schwächen der „Streitschrift" Muths aufzuzeigen. Kausen unterscheidet zwischen den mit logischer Schärfe durchgeführten theoretischen Darlegungen der Broschüre, die, aus dem überwuchernden Gerank der Polemik gegen den Gral herausgeschält, von bleibendem Wert seien. Dagegen sei die Polemik manchmal direkt unerquicklich. Die Kampfstellung, die Muth gegen die „Gralbündler" einnimmt, hätte ihm eine scharf zugespitzte Kritik ihres literarischen Schaffens widerraten sollen. Ein absolut objektives Urteil über seine Gegner werde niemand von Muth erwarten. Überhaupt könne vor den künstlerischen Maßstäben, die Muth anlegt, nicht leicht ein Werk oder ein Dichter bestehen, auch Dante, Calderon, Tasso und Milton nicht, abgesehen von einzelnen Lieblingen Muths. Solche subjektive Wertschätzungen dürfen aber nicht zu allgemein gültigen Formeln ausgeprägt werden. Angesichts der vom Gral schon festgestellten Tatsache, daß Muth z. B. heute unter den „Schaffenden" auf katholischer Seite nur Enrika v. Handel-Mazzetti als vollwertige Künstlerin gelten läßt und alle andern, wie M. Herbert, P. Keller, Isabella Kaiser unter die von ihm selbst aus der „ernsten Literatur" hinausgewiesene Unterhaltungsliteratur verweist, fragt Kausen mit Recht: Wo sind denn heutzutage im andern Lager die Autoren und die Werke, die bei Anwendung solcher Maßstäbe zur ernsten Literatur zählen? — Kausen schließt mit einer Warnung, den freien Dichtergeist zum Hörigen eines bestimmten künstlerischen Zensors und seiner Geschmacksrichtung zu machen, denn auf literarischem Gebiet gebe es keine unfehlbaren Entscheidungen.

P. A. Baumgartner S. J.

Zu den wenigen ganz berufenen, ganz kompetenten Richtern im katholischen Literaturstreite gehört entschieden der Autor der bisher

alles überragenden „Geschichte der Weltliteratur", A. Baumgartner. Die Bedeutung jener Männer, die sich bis jetzt geäußert haben — Lienhard ausgenommen — liegt auf einem andern als dem literarischen Gebiet, keiner unter ihnen ist Kritiker und Literarhistoriker von Beruf. Aber Baumgartner ist nicht nur der derzeit angesehenste katholische Literaturforscher, er ist auch Theolog von unanfechtbarer kirchlicher Gesinnung und durch diese Doppelstellung gewiß wie kein anderer befähigt, die neueste Phase des katholischen Literaturstreites, die unzweifelhaft sehr eng mit kirchlich-theologischen Fragen zusammenhängt, richtig zu beurteilen. Sein Urteil dürfte darum wohl den meisten Katholiken als das ausschlaggebende gelten und diese Erwägung allein fordert möglichst ausführliche Widergabe. Möge trotzdem kein Leser versäumen, den Artikel im Wortlaut in den „Laacher Stimmen", 7. Heft S. 121 ff., zur Kenntnis zu nehmen. Es ist anzunehmen, daß die Herdersche Verlagshandlung, der Bedeutung dieser Publikation entsprechend, Separatabzüge in den Buchhandel bringen wird.

A. Baumgartner geht — zum Verständnis der gegenwärtigen Lage ist das notwendig — auf die ersten beiden Broschüren K. Muths zurück und führt hier die erhobenen Inferioritätsanklagen auf ihren wahren Wert zurück. Er weist besonders darauf hin, daß Muth, befangen vom Flitterglanz der französischen Romanliteratur, die Wertschätzung jenes sittlichen Zartgefühls verloren hatte, das die verfänglichen Nachtseiten des Lebens den Blicken zu entziehen gebietet. Darum sah er auf katholischer Seite nur Engherzigkeit und Prüderie, darum stand für ihn die katholische Belletristik nicht auf der Höhe der Zeit, wohl aber sah er auf dieser Höhe Zola, Daudet, Maupassant und die andere entchristlichte Franzosenliteratur, weiter Nietzsche, Ibsen, Tolstoy, K. F. Meyer u. a. Baumgartner wendet sich dann zur dritten Broschüre, die trotz des geheimnisvollen Titels wieder nur eine Streitschrift (gegen den „Gralbund") sei und die „Hinrichtung" der vorzüglichsten Gralbunddichter vornehme. „Mit der Polemik verbindet sich ein selbstgefälliger Rückblick auf den Umschwung, den Veremundus in der Literatur der Gegenwart angebahnt zu haben glaubt und weiter durchzuführen gedenkt. Mit diesem Ariadnefaden kann man sich einigermaßen in dem ungeheuren Phrasenlabyrinth zurechtfinden, das sich Veremundus aus einer Menge moderner Bücher zusammengeleimt und mit glanzvollen Zitaten . . . austapeziert hat. Zum vollen Verständnis des einzelnen wird sich ein gewöhnlicher Intellekt ohne Speziallexikon kaum erschwingen. Denn was K. Muth dazu philosophiert, das ist oft schwer zu begreifen. Auch das will erlebt sein." „Schon der Titel des ersten Kapitelchens hat etwas recht Verletzendes: ‚Der Eintritt der Katholiken in die Literatur!' Lieber Himmel! Wer hat denn die deutsche Literatur geschaffen? Bei wem hat Martin Luther selbst Deutsch gelernt? Wann sind die Katholiken denn je aus der von ihnen begründeten Literatur ausgetreten und dann wieder

eingetreten? Welcher Katholik, der noch einen Funken Ehrgefühl für seine Kirche hat, kann so etwas schreiben? Es ist einfach unwahr, was Veremundus sagt, daß die Katholiken von der Glaubenstrennung an ‚so gut wie ausgeschlossen von allen literarischen Bestrebungen der Nation' waren. Friedrich v. Spee und Angelus Silesius sind durchaus ungenügend gewertet. Einen wie großen Einfluß der Konvertit Winckelmann auf Lessing und Goethe, der Gallizinsche Kreis, Friedrich v. Stolberg, Angelika Kaufmann und das katholische Italien auf Goethe und auf die Entwicklung unserer klassischen Literatur hatten, welche Rolle das Katholische bei Schiller spielt, wird leichtfüßig übergangen. Alle literarische Bedeutsamkeit der Romantik wird ihren protestantischen Führern zugeschrieben, die katholischen kaum erwähnt. Das allmähliche Heranblühen einer katholischen Literatur nach 1848 wird verächtlich ignoriert, Joseph v. Görres fast ebenso kurz als Redwitz abgetan, Weber, Behringer und Helle auf ‚ein achtenswertes Epigonentum' herabgesetzt. Nach dem Dreizehnlinden-Weber ‚sank das literarische Bewußtsein der deutschen Katholiken' so tief, daß nur noch eine seichte Familienliteratur in Kurs stand und als ‚katholische Literatur' angesprochen wurde. Es war die höchste Zeit, daß Veremundus kam."

So geht Baumgartner die einzelnen Kapitel durch, bis er zu der schließlichen Erklärung Muths kommt, daß sich sein Programm gar nicht verwirklichen läßt, *daß es also mit der ganzen Wiedergeburt nichts ist.* Schon Kausen hat die ungewollte Selbstkritik Muths ironisch hervorgehoben, die in seinem Geständnisse liegt, daß echtes Literaturleben durch Programme weder gefördert noch hervorgerufen werden könne, und daß ein echter Dichter weder Gral- noch Hochlandprogramme beachten, weder fortschrittlich noch konservativ dichten werde.

Wenn dem so ist, meint Baumgartner, wozu dann Muths ganzes geräuschvolles Literatur-Brimborium seit 11 Jahren? Aber es ist dem nicht so. Der Dichter sei durchaus keine göttliche Person, die aus ihrer Persönlichkeit nach innerem ungeschriebenen Gesetz Werke schaffe, sondern wie alle Sterblichen den Gesetzen der Natur und Gnade unterworfen, ein Kind seiner Heimat, seiner Rasse, seiner Religion und Erziehung, abhängig von den tausend Einzelheiten, die ein Zeitalter konstituieren. Wie religiöse und politische, können also auch literarische Programme die Dichter beeinflussen, besonders die mittleren Talente. Wie beherzigenswert ist die Mahnung Baumgartners:

„In einer Zeit, wo das Licht des heiligen katholischen Glaubens von Millionen gewichen ist, wo gelehrte Sophisten mit dem Namen des Welterlösers wie mit einer gehaltlosen Niete spielen, wo Rationalismus und Pantheismus alles Christentum aus Wissenschaft und Leben verdrängen, die Literatur aller Zucht und Sitte spottet, der Triumph des Nackten in Kunst und Leben die tiefste sittliche Degra-

dation verkündet, da ist es gewiß an der Zeit, die Mitlebenden durch klare und feste Programme an die erhabenen Ziele des Lebens und der Literatur zu erinnern, und sie zu praktischer Betätigung dafür zusammenzuscharen, vor allem den zerfahrenen, revolutionären Zeitgeist an die ewigen Schranken des intellektuellen, wie des sittlichen und ästhetischen Lebens zu mahnen."

Mit der Verwirklichung seines Programms, meint B., habe Muth sehr wenig Glück gehabt. Indem er aus übelberatener Liebe religiöse, moralische und ästhetische Schranken einriß und ignorierte und lockerte, habe er weder bei den Protestanten die erobernde Kraft des Katholizismus zur Geltung gebracht, noch eine literarische Wiedergeburt der katholischen Weltanschauung bei den Katholiken bewerkstelligt. B. weist auf mehrere im Hochland veröffentlichte Romane hin, die bei den Protestanten eher das Gegenteil als die erobernde Kraft der katholischen Weltanschauung bewähren mußten, insbesondere darauf, daß Muth den „Heiligen" von Fogazzaro, die lebendigste Verkörperung der modernistischen Irrtümer, der den Katholiken das Papsttum als von Dämonen umstrickt schildert, so lange fröhlich drucken ließ, bis der Roman auf den Index kam. Fast ebensoviel Ärgernis habe der Roman „Armsünderin" gegeben. Nach der Fogazzaro-Affäre seien die katholischen Theologen von Muth abgerückt und er habe die entstandenen Lücken durch Nichtkatholiken ausfüllen lassen; da solle einer noch an die erobernde Kraft des Katholizismus als Weltanschauung glauben!

Als ein „wahrer Windmühlenkampf" wird Muths Polemik gegen die Tatsache, daß der „Gral" sein Programm an die Romantiker anknüpfe, geschildert. „Eine Menge von Tinte und Druckerschwärze wird dabei an die Aufgabe verschwendet, R. v. Kralik über die gesamte Entwicklungsgeschichte der Romantik zu belehren, Dinge, die jedermann kennt und über die Kralik weit besser unterrichtet ist als er. Noch leben unter uns solche, die durch Molitor, Redwitz, Nep. v. Ringseis, Aug. Reichensperger, Bischof Räß von Straßburg, Bischof Greith von St. Gallen, Johannes Janssen, Edward v. Steinle in ununterbrochenen Beziehungen zu den katholischen Romantikern gestanden haben und ihre Anschauungen und Ideen aus unmittelbarer Überlieferung schöpften. Durch sie schließt sich ein großer Teil unserer neuen katholischen Literatur lebendig an die Romantiker an. Das ist mit R. v. Kralik und manchem seiner Freunde der Fall. Leider steht Veremundus ganz außerhalb dieser Überlieferung und scheint nichts von ihr zu ahnen. Aber darum besteht sie doch nicht minder.

Was den katholischen Romantikern an religiöser Unklarheit anhaftete, das hat sich durch die Neubelebung des katholischen Glaubens und der katholischen Wissenschaft mitten in den Kölner Wirren, in der Revolution von 1848 und dem späteren Kulturkampf zusehends

geläutert. Der Görres-Verein selbst hat in seinem Namen diesen geistigen Zusammenhang verewigt. Man sollte nicht gegen wackere Männer zu Felde ziehen, welche, wenn sie auch nicht jenem Verein angehören, das geistige Banner des alten Görres hochhalten und auf der von ihm eingeschlagenen Bahn auch in Kunst und Literatur die christlichen Ideale zu verwirklichen trachten. Ja, auch Kunst und Literatur können die Taufe bekommen, können in den Kreis des übernatürlichen Lebens treten und müssen sich dann nach den göttlichen Normen richten, durch welche die Offenbarung das bloße Naturleben einschränkt. Ein Goethe und Lessing können da nicht die höchsten Gesetzgeber sein, einfachhin, weil ihr Geistesleben nur noch lose mit den christlichen Überlieferungen zusammenhängt. Auch Goethe und Lessing, Herder und Schiller haben sich übrigens nicht in einen engherzigen Nationalismus eingesponnen, sondern jenem kosmopolitischen Humanismus gehuldigt, welcher einigermaßen der Universalität der katholischen Weltkirche entgegenkommt."

Muth ahne diesen Sachverhalt, aber was ihn davon abdränge, das Heil der Literatur bei der von Gott gestifteten Kirche zu suchen sei die Rücksicht auf die Glaubensspaltung.

„Hier scheiden sich nun die Wege. Die ,fortschrittlichen Katholiken' und Veremundus mit ihnen wollen von dem national Gemeinsamen, wie von etwas Über-Konfessionellem aus die Literatur mit neuem Geist durchdringen und wenden sich deshalb an das den Protestanten geläufige ,religiöse Erleben'. Die Gral-Leute aber halten an ihrer Kirche fest, die keine bloße Konfession ist, und suchen, so gut sie können, in Liebe und Verträglichkeit das Wirken derjenigen zu ergänzen, die außer der Kirche stehen, um so der glücklichen Wiedervereinigung vorzuarbeiten.

Man sollte nun meinen, die Gemeinsamkeit desselben kirchlichen Glaubens müßte Veremundus den Führern des ,Grals' weit näher bringen als den deutschen Protestanten. Doch das ist leider nicht der Fall. Auf seiten der Protestanten schaut er in unsterblichem Glorienschein die deutschen Klassiker und alle, die seitdem auf ihren Bahnen gewandelt, auf seiten der Katholiken nur ein kleines Häuflein inferiorer Leute, denen die protestantischen Literaturgeschichten von 1000 Seiten kaum ein paar Seitchen widmen. Darum sieht er denn in der Literatur von Religion und Bekenntnis ab und wertet die Autoren nur nach künstlerischen Gesichtspunkten.

So kommt es, daß er K. F. Meyers Schauerroman ,Der Heilige' eine feurige Lobrede und Verteidigung angedeihen läßt, die leitenden Schriftsteller des ,Gral' aber, einen um den andern, so rücksichtslos, hart, schroff und durchweg ungerecht herunterkritisiert, daß man seine Kritik unbedenklich eine Hinrichtung nennen kann."

So weit Baumgartner.

Durch diese Zusammenstellung der Urteile für und wider hoffen

wir unseren Lesern die Orientierung in dem verwickelten Literaturstreit erleichtert zu haben. Jeder literarisch interessierte Katholik muß jetzt Stellung nehmen, die Zeit einer Scheidung der Geister in der Literatur ist angebrochen.

Von der Hochzinne katholischer Weltanschauung ist auch das Ergebnis dieser Scheidung schon zu erkennen. Davon später.

Klärungen und Ergebnisse.

Auf welche Seite neigt sich nun in diesem Widerstreite der Meinungen die Wagschale des Erfolges? Darüber läßt sich noch nichts sagen; vorläufig lassen die lautgewordenen Stimmen — soweit sie mir vernehmbar — waren eine ziemliche Übereinstimmung in folgenden Punkten deutlich erkennen:

Erstens: Wenn man von den unbedingten Verteidigern Muths, die sich, soweit ich sehen kann, fast ausschließlich aus dem Kreise der Mitarbeiter „Hochlands" und des Köselschen Verlags rekrutieren, absieht, so lautet das allgemeine Urteil: Die „Überkritik", die unsere katholischen Autoren nur entmutigt und dabei absolut nicht imstande ist, neue Talente aus dem Boden zu stampfen, ist schädlich und muß aufhören. Durch dieses Urteil wird die „Erklärung" der katholischen Schriftsteller im wesentlichen als notwendig und berechtigt anerkannt. Dem Vorwurfe, die katholischen Schriftsteller verfehlten ihre Aufgabe, indem sie gegen ihre Kritiker polemisierten, sie sollten lieber neue Werke schaffen, hat insbesondere Dr. Armin Kausen die Spitze abgebrochen, indem er in seiner „Allg. Rundschau" (Nr. 35) schrieb: „Wie aber, wenn eine radikale, verletzende, zerstörende, in unserem Falle geradezu selbstmörderische Kritik Dichtertalente förmlich einschüchtert und in ihrem Schaffen lähmt!" — Was nützt es also den Dichtern, Werke zu schaffen, wenn sie im voraus wissen, daß diese Werke jedenfalls verrissen werden? Die Aktion der katholischen Schriftsteller hat einfach den Zweck, zuerst wieder gesunde Grund- und Lebensbedingungen für ihre literarische Produktion zu schaffen — so und nicht anders muß sie aufgefaßt werden.

Am schlagendsten hat wohl die „Kölnische Volkszeitung" in ihrer „Literar. Beilage" Nr. 32 die Existenz einer geradezu „vernichtend" wirkenden, alles Licht nach der nichtkatholischen, allen Schatten nach der katholischen Seite hin verteilenden Kritik bewiesen. Die Redaktion dieses hochangesehenen Blattes hatte sich anfangs gesträubt, die von mir in einer Zuschrift angeführten Fälle kritischer „Vernichtungen" als beweiskräftig anzuerkennen. Um so schlagfertiger wirkte die Tatsache, daß in einer der nächsten Literarischen Beilagen (Nr. 32) alle meine Anklagen weit übertrumpft wurden. Es wurde hier festgestellt, daß ein Kritiker im Hochland (11. Heft S. 609) die im Bachemschen Verlag erschienenen nachgelassenen Novellen der Freiin von Brackel als „für Geschmack, Gemüt und Verstand in gleicher Weise

giftig" bezeichnet, gleichzeitig aber einer Novelle von Kaiserling begeisterte Lobsprüche gespendet hatte. An diese Feststellung wird die Bemerkung geknüpft: „Es darf sich nicht die so oft schon beobachtete Praxis zur Regel herausbilden, die belletristischen Erscheinungen im gegnerischen Lager mit übergroßem Lob zu begleiten, unsere Schriftsteller aber allzu scharf unter die Lupe zu nehmen. Damit hebt man nicht das Niveau der katholischen Literatur, sondern schadet, indem man unnütz entmutigt und abstößt." Das ist doch im Grunde ganz dasselbe, was die Erklärung der katholischen Schriftsteller, allerdings mit Ausmalung der daraus sich ergebenden Folgen, besagt.

Also das eine steht fest: die Existenz einer zerstörenden, die Entwicklung der katholischen Literatur lähmenden, ungerechten „Überkritik" wird fast allgemein, nur nicht von den Überkritikern selbst, anerkannt.

Die zweite Hoffnung auf Klärung unserer ungesunden literarischen Atmosphäre beruht auf der fortschreitenden Erkenntnis, daß es sich nicht, wie Kurzsehende behaupten, um ein bloßes Literatengezänk, sondern geradezu um eine katholische Lebensfrage handelt. Diese Erkenntnis leuchtet oder dämmert aus den allermeisten Äußerungen der katholischen Presse heraus und wird besonders scharf von der „Augsburger Postzeitung" (Lit. Beil. Nr. 36) mit den Worten gefaßt: „Es handelt sich jetzt nicht mehr um eine literarische Frage, sondern um eine Frage der Weltanschauung, um eine katholische Lebensfrage. Dadurch, daß der Kampf ins Gebiet des Prinzipiellen, ins Feld der letzten Grundfragen verpflanzt wurde, ist jetzt ein Höherer zur Entscheidung und Schlichtung berufen. Und das ist das kirchliche Lehramt." Diese Hoffnung, daß das kirchliche Lehramt den Streit entscheiden werde, teilen wir freilich nicht, aber die endliche Erkenntnis, daß wir nicht aus elender kleinlicher Eitelkeit, sondern um die höchsten Kulturgüter der Katholiken streiten, verbürgt unserer Sache den Sieg auch ohne autoritative kirchliche Entscheidung. F. Eichert.

Briefe (ohne Unterschriften)

an den Verfasser der „Katholischen Literaturbewegung der Gegenwart".*)

[Um unseren Lesern einen schwachen Begriff von der mächtig einschlagenden Wirkung der im Titel genannten Broschüre zu geben, halte ich es für das beste, aus den spontan an den Autor gelangten

*) Richard v. Kralik: Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte. Sechste durchgesehene und vermehrte Auflage. Regensburg, Habbel.

und der Redaktion des „Gral" zur Verfügung gestellten Briefen einige abzudrucken. Ich habe es bisher vermieden, die zahlreichen, an die Redaktion des „Gral" gerichteten Zustimmungskundgebungen anders zu verwerten als zur Information und Bestärkung für mich und meine Freunde. Diese Kundgebungen sind und waren mir der sicherste Gradmesser für die Begeisterung, die man dem „Gral" und seinem Wirken in allen Schichten des katholischen Volkes entgegenbringt. Nun mag es aber an der Zeit sein, daß auch unsere Freunde die Macht unserer Gralbewegung beurteilen und schätzen lernen, darum beginne ich zunächst mit Veröffentlichung einiger Zustimmungskundgebungen zu der charaktervollen und klärenden Publikation Kraliks. — F. E.]

16. Juli. Gestatten Sie mir den Ausdruck meiner aufrichtigen Hochachtung bei Gelegenheit der eben erscheinenden Schrift über die katholische Literaturbewegung der letzten Jahrzehnte. Das ist meines Erachtens meisterhaft abgefaßt! Namentlich finde ich die psychologische Erklärung mancher Tatsachen ausgezeichnet. Auch Ihr eigenes bisheriges Wirken, sowie die Tätigkeit des „Gral" hat hier vielleicht zum erstenmal eine gründliche und durchaus befriedigende Erklärung gefunden. Die Schrift sollte unter allen Umständen eine Massenverbreitung finden. Ihr Buch ist das Umfassendste und trotz mancher Stellen, welche den gegenteiligen Eindruck erwecken könnten, das Objektivste, was bisher über diese ganze Literaturbewegung geschrieben wurde. Es ist einheitlich und geht von großen Gesichtspunkten aus, so daß sich die vorausgegangenen Literaturbroschüren wirklich armselig im Vergleich dazu ausnehmen. Ihre Klage am Schluß über die Mangelhaftigkeit der konservativen Kritik kann ich ganz gut nachfühlen.

17. Juli. Der Richtung, die Sie ritterlich vertreten, und dem jüngsten Protest, wie Sie ihn mit gleichgesinnten Freunden hinausschicken, wende ich mein freudigstes Interesse zu. Vulpes succensis caudis in segetes Philistinorum! Der Kampf gegen die gefälschten theologisch-ästhetischen und sozialpolitischen Anschauungen vereinigt sich endlich glücklich mit der literarischen Kriegserklärung. Deus pugnet nobiscum.

17. Juli. Nach Durchlesung Ihrer Bekenntnisschrift fühle ich in mir das, was Aristoteles die K a t h a r s i s nennt. Vom bloßen Lesen meine ich schon vieles von der Seele hinweggeschafft zu haben, was auf sie beengend drückte. Ja, nun ist der Krieg erklärt, ehrlich und offen auf der ganzen Linie. Jetzt heißt es aber, ihn führen bis zum Ende. Ich glaube, die Lage ist nun so klar geschildert, daß wir auf genügenden Zuzug rechnen dürfen, wenn wir nur kein Blatt vor den Mund nehmen, nicht bloß Dinge, sondern auch Menschen, Zeit-

schriften und Zeitungen mit dem ganzen, vollen Namen*) nennen das wirkt immer am meisten), und entschieden, wenn schon ruhig und maßvoll, jedem Versuch einer Verkehrung der Dinge gegenübertreten. Glückauf zum ehrlichen Feldzug!

17. Juli. Mit großem Interesse folgte ich dem von Ihnen durchgemachten Entwicklungsgang. Jawohl, es schlummert ein katholischer Keim in jeglicher Menschenbrust, er braucht nur zur Entfaltung gebracht zu werden bei Ausjätung der überwuchernden, erdrückenden Disteln und feindlichen Unkräuter. Ihr Keim war kräftig und gesund, Gott sei Dank, und seine reiche Entfaltung gewährt Schutz und Anlehnung vielen anderen Keimen. Traurig ist die Bekämpfung von einer Seite, auf deren Freundschaft zu rechnen gewesen wäre. Nun, die gute, gerechte Sache läßt sich nicht unterdrücken.

18. Juli. Ich habe gleich am ersten Tage diese Schrift verschlungen. Sie ist maßvoll, so weit es eben angeht, und tapfer, so weit es möglich ist, und notwendig. Dieses häßliche, neidvolle Quertreiben muß einmal ein Ende nehmen.

18. Juli. Zu Ihrer spannenden jüngsten Programmschrift schweigen, hieße eine literarische Todsünde begehen. Ich bin Subjektivist. Sie sind auf dem Weg der freien Forschung, im Kampf mit dem Dogma und der Autorität zu einer Weltauffassung, zur katholischen gekommen. Ich achte und ehre Ihre Überzeugung. Ich finde deren Anwendung auf die Literatur auch folgerichtiger als die Lehre Muths, wenn ich gleich von meinem unkirchlichen Standpunkt aus jede freiere Auffassung mehr als die streng dogmatische begrüßen muß. Sie kommen aus dem Land der Heiden und reisten nach Rom, ich komme von Rom und reise nach Weimar. Gleichwohl schenke ich dem Kampf zwischen Ihnen, hochverehrter Meister, und Muth meine vollste innerlichste Beachtung. Jedes Licht, das dem armselig rückständigen katholischen Volke Deutschlands aufgesteckt wird, bedeutet eine kulturelle Tat. Möge es nur überhaupt anfangen zu denken! In diesem Kampfe um das Licht werden Sie mich stets an Ihrer Seite finden, wenn auch die Voraussetzungen, unter denen wir arbeiten, voneinander völlig verschieden sind ... „Keiter“ führt mich wider meinen Willen. Vielleicht geht das andern auch so. Eine Feststellung würde

*) Es war, wie wir jetzt einsehen, ein großer Fehler, daß wir in unserer Erklärung, um ja recht sachlich zu bleiben, nicht die Namen jener Kritiker und Organe ausdrücklich genannt haben, gegen deren Wirken wir protestieren wollten. Infolgedessen haben sich einerseits Organe, die nicht gemeint waren (z. B. die „Kölnische Volkszeitung“) getroffen gefühlt, andererseits haben Viele, die weder Muths und Falkenbergs Broschüren gelesen, noch die Kritik im „Hochland“ und „Über den Wassern“ verfolgt hatten, gar nicht gewußt, gegen wen und gegen was wir eigentlich protestieren.

sich lohnen. (Allerdings sollte festgestellt werden, ob bei Keiter grundsätzlich alle katholisch getauften Autoren geführt werden, was immerhin eine statistische Bedeutung hätte, oder ob nur die sich selber Bekennenden dort Aufnahme finden. Man nahm bisher öfter das letztere an.)

18. Juli. (Von einem protestantischen Freund in Preußen.) Ich gestehe offen, daß ich keins Deiner Werke mit solchem Interesse gelesen habe wie dieses. Nicht nur das stark Persönliche ist es, was mich gefesselt hat, die Tapferkeit und Gewandtheit der Abwehr im Kampfe um eine reiche und hohe Idee: das Buch zwingt jeden, sich zu fragen und zu prüfen, wie weit er dir folgen will und muß. Freilich, Verstand und historische Einsicht reichen nicht aus, es muß an einem bestimmten Punkte der Wille der Bejahung eintreten. Nicht jedem ist es gegeben, diesen Punkt zu überwinden. Ich glaube, daß es mir persönlich niemals möglich sein wird, wenn mir auch in vieler Beziehung, wie Du weißt, Dein Reich als das Land der Sehnsucht erscheint.

19. Juli. Mit größtem Interesse und reger Teilnahme mit Person und Sache habe ich das Buch fast auf einem Sitze gelesen. Wiederholt dachte ich mir, auf den Fahnenträger schauen alle, die einen, ob er nicht fällt, die andern, ob er noch steht. Hieronymus schreibt an Asella: „Ich war ein rechter Tor, daß ich das Lied meines Herrn in einem fremden Lande singen wollte.“ Doch er richtet sich augenblicklich wieder auf: „Mögen sie mich immerhin für einen Übeltäter verschreien. Ich finde auch hierin das Siegel meines Glaubens. Ich kann als Knecht wohl leiden, daß sie mich lästern, nachdem sie meinen Herrn einen Übeltäter und seinen Apostel einen Verführer gescholten haben.“

20. Juli. Ihre wackere Broschüre hat in allen Punkten meinen lebhaften Beifall, und ich bedaure nach dieser anregenden Lektüre doppelt, daß in Ihrer „Erklärung“ nicht die Namen Muth, Schmidt, Falkenberg festgenagelt wurden.

20. Juli. Ich habe Ihre Schrift in einem Zuge gelesen und in einem Zuge einen Artikel niedergeschrieben. Ich stehe sehr einsam da und hatte gar keinen Einblick in die Lage bis auf Ihre jetzige Schrift. Mir schienen die Arbeiten Ihrer Gegner nur Plänkeleien. Nun entrollt sich mir auf einmal das Bild des Kampfes. Kampf war die Losung meines ganzen Lebens. Sie wird es bei unseren Verhältnissen auch weiter bleiben. Und da läßt es mir nun auch keine Ruhe, mich zu betätigen. Denn ich meine, es ist die Zeit da —: alle Mann an Bord! Und ob man mich von der Grallinie als Knappen anerkennt oder nicht, ich kann mir nicht helfen, neben den Rittern im Bauernwams zu streiten, so gut ich's vermag. Wir müssen einander eben nehmen, wie wir sind.

20. Juli. Ich beglückwünsche Dich aufrichtig zu diesem ebenso anregenden als schneidigen Werke. Es wird Dir, wenn auch einige Gegner, noch mehr Freunde gewinnen.

20. Juli. Besten Dank für die sehr interessante, in jedem Sinne des Wortes „mutvolle“ Abhandlung.

25. Juli. Gott segne die neue Literaturbewegung! So hallt es durch die deutschen Lande. Und auch wir katholischen Söhne der Alma mater geloben treue Heeresfolge; indem wir uns alle Mühe geben werden, in akademischen Kreisen wie besonders auch unter dem katholischen Volke dieser Bewegung zu ihrem wohlverdienten Recht zu verhelfen, den Nörglern aus dem eigenen Lager zum Trutz, den katholischen Dichtern zum Schutz. Gottes Segen wird nicht fehlen.

26. Juli. Ich bedaure nur, daß ich keinen „Namen“ habe! Ich würde mich sofort als begeisterter Kämpfer an Ihre Seite stellen. So will ich wenigstens tun, was in meinen Kräften steht, um Ihre Unternehmungen zu fördern. In erster Linie beten wir hier für Sie. Schließlich ist ja das Gebet doch der ausschlaggebende Faktor. Denn echte dichterische und religiöse Begabung und Begeisterung kann nur Gott ins Herz des Menschen legen. Er hat die Männer des Gralbundes zusammengeführt. Er möge uns noch viele solcher mutiger Kämpen entstehen lassen! Soweit mein bescheidener Wirkungskreis es erlaubt, werde ich aber auch suchen, direkt und tatkräftig Ihre Ideen zu verbreiten. Es war mir noch jedes Jahr eine große Freude, wenn ich im deutschen Unterricht der obersten Gymnasialklasse auf die neueste Literatur zu sprechen kam und dabei Gelegenheit fand, den Schülern einen richtigen Begriff von Romantik und namentlich ein klares Bild der Gralbundbestrebungen zu vermitteln. Es hat mich auch besonders gefreut, in Ihrer neuesten Broschüre das wahre Wesen der Romantik so klar gezeichnet zu sehen, während mir die meisten Bücher über diesen Gegenstand an der Oberfläche zu bleiben schienen. Die Studenten-Exerzitien in diesem Jahr bieten mir gleichfalls willkommenen Anlaß in Ihrem Sinne zu arbeiten. Ich habe mir als Ziel gesetzt, die Begeisterung für die kath. Sache zu wecken, insbesondere den auch schon der Jugend eingeimpften Inferioritätsschwindel der Modernisten zu bekämpfen.

26. Juli. Das hochinteressante Buch hat mir nicht nur zur genauen Orientierung in der zeitgenössischen katholischen deutschen Literatur verholfen, sondern es wird auch für mich und für andere durch die darin enthaltenen autobiographischen Notizen eine Apologie des Glaubens sein, indem es den psychologischen Werdegang eines katholisch gesinnten Mannes, den Weg durch Sturm und Drang zur Wahrheit und inneren Befriedigung zeigt.

31. Juli. Ihr Buch ist mir aus tiefster Seele geschrieben. Zwar verstehe ich von Belletristik nicht viel. Aber der Geist ist es, der lebendig macht, der gute, katholische, überzeugungstreue Geist zum Unterschied von standpunktlosem Wesen. Ich darf kaum hoffen, daß Sie vielleicht bemerkt haben, daß ich bezüglich der Auffassung einen ähnlichen Kampf als Theologe kämpfte wie Sie. Von der Stunde an werde ich den „Gral" bestellen.

1. August. Daß jetzt endlich einmal tabula rasa gemacht wurde, empfinde ich persönlich wie ein Gefühl der Erleichterung. Wenn man blindem Übereifer manches verzeihen konnte, so darf dem Unverstand nicht einen Augenblick das Wort gelassen werden. Hoffentlich lodert jetzt endlich wieder die frische Genußfreude durch Schaffende und Empfangende. Es wäre wohl am Platze gewesen, noch viel härter und rücksichtsloser mit dem Schwamm über die Tafel zu fahren. Mich empört es immer, wenn Hinz und Kunz mit in den Reigen treten will mit plumpen Schuhen und tauben Ohren. Was Muth angeht, so tut mir's, aufrichtig gesagt, leid um ihn; und um Hochland wäre es sehr schade. Freilich erntet er nur, was er verdiente. Ich beglückwünsche Sie von ganzer Seele zu diesem Siege. Mein Buch über . . . wendet sich im Gegensatz zu andern literarhistorischen Arbeiten nicht so sehr an weitere Kreise, sondern an die engere Zunft, so daß es mit Recht aus der Zeittafel wegblieb.

2. August. Es drängt mich, Dir schon jetzt zu danken für die klare, mannhafte Art, mit der Du die Verteidigung führst. Das ist guter Same, der seine Früchte bringen wird. Gegen den Haß freilich sind wir machtlos.

10. August. So wie er (Muth) kann nur ein Kritiker schreiben, der weiß, daß sein „Gegner" sich nicht auf die Basis herablassen wird, auf die er ihn zerren möchte, — und anderseits weiß, daß die Leser der Kritik vom „Werke" Kraliks keine Idee haben. Das beste Beispiel, was Ihr „Werk" bedeutet, kann ich selber Ihnen bieten. Was hätte ich von Muth für mein Leben und Schaffen gewinnen können? Der modernistische Katholizismus hätte mir fürs Leben nichts bieten können, — die „Ästhetik" Muths ist nur ein katholisch schillernder Abklatsch der Ästhetik des Kunstwart, dabei ist Avenarius Muth weit überlegen. Was Ihr „Werk" meinem Leben bedeutet, läßt sich nicht so kurz ausdrücken. Meinem Schaffen aber hat Ihr Werk jenen festen Halt gegeben, wodurch es mir möglich ist, die Pädagogik von einem höheren Standpunkt aus zu beurteilen als selbst Förster. Aber nicht nur der Pädagoge, auch der Nationalpolitiker, vor allem der Künstler gewinnen ganz andere Anschauungen von ihrem Ziel und ihrer Aufgabe aus Ihrem Werke.

13. August. Zu dem großen Erfolg Ihrer Broschüre darf ich Sie wohl mit herzlicher Freude beglückwünschen. Jeder Leser muß fühlen, daß Ihre Broschüre mit packender innerer Anteilnahme geschrieben, die von Muth dagegen mühsam abgezirkelt ist und jeden kalt läßt, der nicht gerade zu den Anhängern dieses Mannes gehört.



Bücher-Anzeigen.

Ludwig Ohl, Vicisti! Historischer Roman. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 8⁰. 430 S. Br. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Das nachgelassene Werk eines elsässischen katholischen Priesterdichters, der kürzlich im 48. Lebensjahre starb. Unwillkürlich geht man an ein derartiges Vermächtnis mit pietätvoller Scheu heran. Im Vorwort berichtet uns ein „Schüler und Freund des † Verfassers", daß bei des letzteren Tode das Buch, ein Roman aus der Zeit Julians des Abtrünnigen, noch nicht fertig gedruckt gewesen sei. Ich nehme an, daß der unfertige Druck auch noch die unvollendete Überleitung einschloß. Für eine zweite Auflage empfehle ich genaueste Durchsicht seitens eines berufenen Korrektors. Stoff, Handlung, Charakteristik würden dann breitere Kreise um so mehr interessieren. Die Darstellung ist sprachlich absichtlich-modern; mit gewissen archäologischen Voraussetzungen darf man also die Lektüre nicht aufnehmen. Das Buch ist selbstverständlich sittlich unantastbar, kann also in jeder Volksbibliothek eingestellt werden.

E. G. Kolbenheyer, Amor Dei. Ein Spinoza-Roman. München und Leipzig, bei Georg Müller. Gr. 8⁰. 495 S. Mk. 6.—.

„Nach dem Spinoza-Roman Otto Hausers ein neuer Spinoza-Roman, ein neuer und gründlich anderer. „Jener Roman war ein Instrument, dieser ist ein Orchester", las ich im 16. Heft des diesjährigen Berliner Literarischen Echos. Daraufhin sucht ja der gewissenhafte Rezensent eines solchen Buches habhaft zu werden. Als ich's gelesen, hatte ich das „Orchester" nicht entdeckt. Aber man kann sich ja irren. Und dem folgenden durfte ich zustimmen: „Mit einer Sicherheit, die neben dichterischer Begabung nur Liebe und Zeit verleihen können, wird hier Bild an Bild aus dem alten Amsterdam gereiht." Und ferner: „Der Dichter scheint noch jung zu sein" (er ist's: nach Kürschner 30 Jahre). „Das verrät zeitweise die Sprache; sie ist gehobene Prosa; doch in manchen Ausdrücken zu gewollt-original." Auch bisweilen zu ausgetiftelt. Es ist überhaupt bezeichnend, daß man bei dieser Lektüre auf länger hinaus — mir wenigstens ging es so — weit mehr die Aufmachung beachtet als die Handlung. Letztere, viel zu reich an unausgeführten Personen, spielt sich ohne eigentliche plastische Eindringlichkeit ab unter starker kulturhistorischer Beleuchtung, an deren mühsame Erzwingung man, wie angedeutet, immer wieder erinnert wird. Hin und wieder schiebt sich eine prachtvolle, eine unmittelbar künstlerisch gestimmte Szene ein, nur daß auch dann bisweilen die angestrebte Knappheit innerhalb der Entwicklung durch zu große Gedrungenheit Unklarheiten, Dunkelheiten erzeugt. — Die Darstellung ist „gewollt" objektiv — um frei nach Goethe zu reden: Wenn man's so liest, möcht's leidlich scheinen, steht aber doch immer schief darum, denn du hast kein Christentum. Nein, der Verfasser hat kein Christentum. Innerlich identifiziert er sich, religiös-philosophisch und rein menschlich, nicht nur mit Spinoza, sondern auch noch mit dem Rabbi Jehuda und Uriel Acosta[1]).

---

[1]) Dessen „Selbstbiographie" (8⁰, 42 S.) ist mit dem Nebentitel „Uriel Acosta. Musterstück menschlichen Lebens" soeben deutsch in Temesvar, Verlag der Polatseckschen Buchhandlung, erschienen.

Aber ihm fehlt die Kraft der schöpferischen Vereinigung. Nicht einmal das eigentliche Wollen und Ziel des Helden, nicht einmal der Kern in Spinozas Philosophie kommt zu wirkungsvoller Auslösung. Dennoch bleibt das Buch ein interessantes, nicht zuletzt der idealen Absicht nach, wie sehr auch diese irre geht, wie kläglich sie — genau besehen — an dem erwählten Prinzip zerschellt.

Emmy von Egidy, Im Moderschlößchen. Roman. Berlin 1909, S. Fischer. 8°. 342 S. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Diese Dichtung macht den Eindruck einer Aneinanderreihung künstlerischer Lebensausschnitte. Sie ist zugleich die Abspiegelung einer feinsinnigen, tiefen Lebensanschauung, der nur die letzte, die ausschlaggebende Tiefe fehlt: die der positiven christlichen Überzeugung und darum auch der positiven moralischen Klarheit. Emmy v. Egidy ist die Tochter jenes edlen Mannes, der im gegebenen Protestantismus kein Genüge fand und der Stifter einer neuen religiös-ethischen Gemeinschaft werden wollte. Etwas von dem Schwarmgeiste des Vaters scheint auf die Tochter, besonders nach den früheren Büchern, übergegangen zu sein. Das vorliegende gibt sich schon bedeutend kompakter, lebenswirklicher. Nur recht lebensunwirklich nimmt sich für den Kundigen die Ausführung über die „Ordensregeln mancher Klöster" (S. 235 f.) aus. Übrigens zeigt sich die Verfasserin durchaus nicht ordens- oder gar katholikenfeindlich. Dazu ist sie eine viel zu gründlich geschulte, viel zu ernstlich nach Gerechtigkeit strebende Seelenkennerin. -r-.

Anton Schott, Verkauft. Roman aus dem vormärzlichen Walde. Verlag von Joseph Thum, Kevelaer, Rheinland.

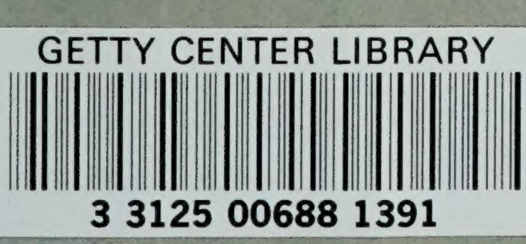
Das ist eine gar prächtige Geschichte, die Schott uns wieder auftischt. Leben und Treiben, so wahr, so bodenständig, daß man vermeint, all die Fährnisse des armen, von den eigenen Eltern aus Habsucht an die Werber verschacherten und nun verabschiedet heimkehrenden Häuslerssohnes mitzuerleben. Biedere, echte Volksausdrücke, wie sie gang und gebe waren vor dem großen Umwälzungsjahr 1848 oben im deutsch-böhmischen künischen Wald, Bauernherzen, wie sie schlagen in halber Treue und ganzer Selbstsucht und eitelm Standesbewußtsein; das sind keine Theaterhiaseln und Mirzeln, sondern so und nicht anders wird es dem armen Teufel ergangen sein, der, sich verraten sehend von Eltern und Braut, bald nach seiner Heimkehr, nach jahrelangem Soldatenlos, zuerst im Überschwung des Hasses gegen alles ein Räuber werden will, aber zuletzt seinem reuig gebrochenen Vater zuliebe wieder ein braver Mensch wird, und auch die alte Jugendliebe wieder erwirbt. Das sind Momente, welche ans Herz greifen, während nebenbei ein breiter, freundlicher Humor das ländliche Milieu umsäumt.



Herausgeber: Der Gralbund. — Verantwortlicher Chefredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. Mitredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Bamberg. — Dr. Wilhelm Oehl, Wien 19/2, Nußdorf. — Verlag: Friedrich Alber, Ravensburg (Württemberg). — Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.







GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00688 1391

